

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Achtundsechzigster Band.

Mit den Portraits von:

Wilhelm Berg, Friedrich Smetana, Ferdinand Cohn.



Breglau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt des 68. Bandes.

Januar. — Februar. — März.

1894.

	Seite
Ch. Uchelis in Bremen.	
Max Müller und die vergleichende Religionswissenschaft	183
Arnold E. Berger in Bonn.	
Volksdichtung und Kunstdichtung	76
Walter Bormann in München.	
Wilhelm Herz. Eine Ueberschau seines Lebens und Dichtens	36
Ferdinand Cohn in Breslau.	
Die Orchideen	303
Bertha Diener in Wien.	
Gedichte	222
Julius Duboc in Dresden-Plauen.	
Justus Möser. Ein Erinnerungsblatt	56
Ola Hansson in Schliersee.	
Frau Ester Bruce. Roman	139
Wilhelm Herz in München.	
Wiedersehen	55
Friedrich Hlaváč in Prag.	
Friedrich Smetana. Eine biographische Skizze	175
U. Holzbock in Berlin.	
In der serbischen Hauptstadt	258
Gustav Karpeles in Berlin.	
Manrus Jókai	348

Mite Kremnitz in Bukarest.	
Elina, Novelle	97. 225
Paul Lindau in Dresden.	
Der Lebensgang eines Verbrechers	363
Rudolf Lothar in Wien.	
Der Wunsch. Ein Märchenspiel in Versen	277
Paul von Schönthan in Wien.	
Stille Liebe	380
Ernst Schulz †.	
Cagliostro und Consorten	67
August Wünsche in Dresden.	
Die Kunstleistungen der Araber während der Herrschaft der Abbasiden	323
Gebhard Zernin in Darmstadt.	
General Dragomiroff und seine Ansichten über Kriegführung	197
Bibliographie	131. 263. 407
Musikalische Notizen	410
Bibliographische Notizen	134. 269. 411

Mit den Portraits von:
Wilhelm Herz, Friedrich Smetana und Ferdinand Cohn, radirt von
Johann Lindner in München.





Band 68. — Heft 202.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Januar 1894.

17.

Jahrgang.

Breslau.

Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schöllaender.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXVIII. Band. — Januar 1894. — Heft 202.

(Mit einem Portrait in Radirung: Wilhelm Herz.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt.

	Seite
Ola Hansson in Schliersee.	
Fran Eker Bruce. Roman.....	1
Walter Bormann in München.	
Wilhelm Herz. Eine Ueberschau seines Lebens und Dichtens ...	36
Wilhelm Herz in München.	
Wiedersehen	55
Julius Duboc in Dresden Plauen.	
Julius Möser. Ein Erinnerungsblatt.....	56
Ernst Schulz †.	
Cagliostro und Consorten.....	67
Arnold E Berger in Bonn.	
Volksdichtung und Kunstdichtung.....	76
Mite Kremnitz in Bukarest.	
Elina. Novelle.....	97
Bibliographie.	131
Unsere Kinder. (Mit Illustrationen.)	
Bibliographische Notizen	134

Hierzu ein Portrait: Wilhelm Herz.
Radirung von Johann Kindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

von

J. Fontane & Co. in Berlin. (Literar. Weihnachts-Anz.)

Carl Ulrich & Co. in Berlin. (Das Kaiserliche Deutschland etc.)

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. C. Schottlaender in Breslau.
(Kreuzzeichen mit literar. Anzeigen.)



Michelangelo Forzy



Frau Ester Bruce.

Roman.

Von

Ola Hansson.

— Schliersee. —

I.

Am die Mittagszeit, an einem der ersten Junitage, saßen der Director der Zuckersiederei von Skillinge und seine Gattin auf der Veranda ihrer Wohnung. Es war zum ersten Mal in diesem Jahr, daß sie den Kaffee draußen tranken. Der Sommer war spät und plötzlich gekommen; jetzt war es fast wärmer draußen, wo die Sonne die Herrschaft angetreten, als in den Zimmern, wo etwas von der klammen Feuchtigkeit des Frühlings noch in der Luft und an den Möbelbezügen hing. Und es war so dunkel drinnen; wenn man durch die Verandathür kam, wurde man fast geblendet vom Sonnenschein.

Director Buntz lag ausgestreckt in einem grünen Gartenstuhl, vertieft in seine Zeitung, und stocherte sich in den Zähnen. Dann und wann behielt er den Zahnstocher zwischen den Lippen und strich mit den Fingern am weichen Jägertragen hin, aus dem sein starker Hals emporstieg; oder er ließ sie durch das glatte aschfarbige Haar gleiten, das, auf der einen Seite gescheitelt, nach rückwärts gekämmt war. An beiden Ohren wuchs ein ganz kleines Stück als kurzgeschchnittener Backenbart herab, der kaum wahrnehmbar von der Gesichtsfarbe abstach, die frisch, aber wenig empfänglich für die bräunenden Einwirkungen von Wetter, Wind und Sonne zu sein schien. Der kleine, zierliche Schnurrbart dagegen, auffallend klein und zierlich durch den Contrast mit der kraftvollen Gestalt, stach stark vom übrigen ab; er war gelb, weißlich gelb.

Frau Buntz ruhte in einem gleichen Stuhl an der anderen Seite des gedeckten Kaffeetisches. Sie hatte den Kopf ganz auf die Rücklehne fallen

lassen, und ihre Arme hingen schlaff an beiden Seiten des Stuhls herab. Sie hatte weder eine Handarbeit noch sonst etwas vor; sie ruhte und blickte schläfrig mit halbgeschlossenen Augen vor sich hin. Die Veranda war mit Hopfen umwachsen und mit einem Dach versehen. Die eine Hälfte lag im Sonnenschein, die andere Hälfte im Schatten, in den bloß einige blasse Streifen abgekühlten Lichts durch das dichte Blattwerk fielen. Vor der Treppe lagen die kiesbestreuten Gartengänge in der Gluth; mitten auf dem großen Teppichrasen stand eine Sonnenuhr und flimmerte; weiter weg in dem abschüssigen Garten leuchteten buttergelbe und weinrothe Tulpen grell im Sonnenschein. Darauf kam eine Hecke, eine dunkelgrüne, dichte, schnurgerade Wand mit einem grün und weiß bemalten Pförtchen in der Mitte, dahinter die gelbe staubige Landstraße und ein weiter Ausblick unter einem erstickend heißen Sommerhimmel. Am Hügelabhang zur Rechten ein Dorf, aus dessen Mitte der kalkbeworfene weiße Thurm der Kirche mit seiner rothen Ziegelhaube sich über einer Ulmengruppe erhob; am Hügelabhang zur Linken eine Dorfstraße mit kurzstämmigen üppigen Weidenbäumen. Und dazwischen, gerade vor der Veranda, in gleicher Richtung mit der Sonnenuhr, ein Stück Ebene mit Saatzfeldern, die schon zu wogen anfangen, mit Höfen in ihren Hainen- und Weidengehegen um ihre Ländereien — ein Stück Ebene, die weit weg, wo man nichts mehr unterscheiden konnte, in das wirkliche südschönensche Plattland ausmündete, das sich bis an das große Meer, an die Ostsee herab erstreckt, die man von der Veranda des Directors in Sommernächten im Mondschein sogar blinken sehen konnte.

Frau Emilie Bunth streckte langsam ihren Körper und hob die Arme, aber nur, um im nächsten Augenblick wieder zusammenzusinken. Ihre Arme glitten hinab wie zwei leblose Gegenstände und zurück in die frühere Stellung.

„Ah!“ stöhnte sie tiefaufathmend und schloß die Augen.

Bunth war von seiner Zeitung in Anspruch genommen. Er grunzte abwesend, was soviel wie eine gleichgiltige Frage bedeuten sollte, die von ihrer eigenen Veranlassung nichts wußte und ganz und gar nicht auf Antwort rechnete; stockerte weiter in seinen Zähnen und schlug die Zeitung um. Frau Emilie antwortete auch gar nicht; sie blieb schlaff und unbeweglich liegen mit geschlossenen Augen. Aus dem Garten drang als ein unauflösbares Ganzes das Zusammenspiel der tausend Laute des Sommertages zu ihnen hinauf. Dann und wann kam eine Wespe in die Veranda hineingesummt, hielt sich unbeweglich in der Luft, schoß hierhin und dahin, ließ sich irgendwo nieder, kreiste wieder, ruhte wieder und schoß wie ein Pfeil hinaus in die Sonne.

Plötzlich schnalzte Frau Emilie mit der Zunge, als sei sie etwas überdrüssig, seufzte wieder, hob beide Arme, legte sie um den Nacken, blieb so liegen und blickte gerade vor sich hinaus in die sonnenfunkelnde Landschaft mit weit offenen, gedankenlos starrenden Augen und resignirt-entschlossen zusammengekniffenen Lippen.

Im selben Augenblick tauchte ein junger Mann in grauem Sommeranzug, eine große schwarze Mappe unter dem Arm, hinter der Decke auf dem Wege auf. Er blickte zum Hause hinauf, blieb beim Anblick des Paars auf der Veranda unentschlossen vor dem Pförtchen stehen, stand, gleichsam abwartend, und sagte nichts.

„Sieh da, unser Rechtsanwalt,“ bemerkte Frau Emilie gleichgiltig, ohne mit einer Bewegung zu verrathen, daß sie ihn gesehen hatte.

„Guten Tag!“ grüßte der Genannte ebenso gelassen vom Pförtchen hinauf; er machte keine Miene, weder hineinzukommen, noch seinen Weg fortzusetzen.

Bunth hatte mit einer lebhaften Bewegung die Zeitung auf die Bank geworfen, von wo sie hinunterglitt auf die Diele. Er sprang auf, schüttelte sich, steckte beide Hände in die Hosentaschen und stellte sich breitbeinig mitten im Eingang zur Veranda auf.

„Doh! heute wird man ordentlich durchgefomnt!“ rief er. „Kommst Du nicht herauf, Lars?“

Der Mann am Gitter erwiderte etwas, was man nicht hören konnte, und blieb, wo er war.

„Na, so komme doch!“ nöthigte der Director mit humoristisch ungeduldiger Stimme, als kenne er seine Leute und wisse, daß Ueberredung helfe. „Du hast wohl nicht mehr zu thun, als ich?“

Der Fremde öffnete bedächtig das Pförtchen und kam langsam den Gang herauf. Bunth schwang sich elastisch auf seinem Stiefelabsatz in die Knie und blinzelte seiner Frau mit seinen kleinen, grauen, ausgelassenen Augen zu.

„Er muß sich doch immer erst besinnen!“ sagte er leise, mit einer schaukelnden Bewegung des Oberkörpers, die ihm eigenthümlich war, und sicherte gutmüthig überlegen. „Er ist wie eine Kuh, die am Wege angepflöckt ist; kommt ein Wagen, so weiß sie nie, soll sie vorwärts oder rückwärts, rechts oder links; und setzt sie sich schließlich in Bewegung, so kann man dem Teufel seinen Kopf darauf geben, daß sie gerade mitten auf dem Fahrweg ist, wenn man mit seinem Wagen vorbei will!“

Diesem komischen Vergleich glückte es, ein Lächeln auf Frau Emilien's Gesicht hervorzurufen; im Uebrigen verblieb sie unbeweglich in ihrem Stuhl und folgte mit matt interessirtem Blick der langsamen Wanderung des Fremden durch den Garten. Er war, nach seinem Aeußeren zu urtheilen, ein ganz junger Mann mit recht schlank gebautem Körper und sonnengebräuntem Gesicht, hellen graublauen Augen und gelbem Schnurrbart. Sein äußerer Mensch war von einer fast stutzerhaften Eleganz. Der gespreizte Sommeranzug und der crême-farbige Hut zeigten neueste Façon. Er trug gelbgraue Handschuhe und Sommerschuhe von gelbem Leder; im Hals-tuch hatte er als Nadel eine runde Filigran-spange stecken, wie sie die schonenschen Bauerfrauen früher an der Volkestracht trugen. Im Knopfloch

seines Rocküberschlags leuchtete eine Tulpe, weiß mit rothgesprenkeltem Innern. Er reichte der Frau vom Hause die Hand mit ungezwungener Vertraulichkeit, die verrieth, daß er hier aus- und einging; und sie gab ihm die ihre, ohne sich aus ihrer liegenden Stellung herauszubemühen. Darauf legte er die Mappe von sich auf die Bank, setzte sich auf einen Stuhl, der Dame gegenüber, mit dem Rücken zum Garten, nahm den Hut ab und stellte ihn auf den Tisch. Seine Stirn war sehr weiß und stach scharf von dem braunen Gesicht ab, ebenso wie um seinen Hals ein scharf gezeichneter Strich lief, sie war hoch und breit und eingerahmt von weichem, blondem Haar, das vom Wirbel nach vorn gekämmt und in gerader Linie am Stirnrand und an den Schläfen abgeschnitten war.

„Du kommst von der Station?“ fragte Bunth, am Eingang des Zimmers stehen bleibend.

Der Ankömmling zog sich sorgfältig die Handschuhe ab, erst von der einen Hand, Finger vor Finger, dann von der anderen Hand ebenso.

„Ja,“ antwortete er und warf die Handschuhe in den Hut. Ich hielt Concurrsversammlung im Hotel ab.“

Er zog ein gelbes Battisttuch hervor, fuhr sich mit der Zungenspitze um die trockenen Rippen, wischte mit einem Zipfel des Schmutztuchs unter den Schnurrbart und sächelte sich um die Stirn.

„Willst Du nicht was haben?“ fragte Bunth.

„Ach ja, ja,“ rief Frau Emilie und machte Miene, sich zu erheben.

„Nein, laß doch.“ Bunth lehnte sich geschwind um und drückte sie rasch in ihren Stuhl zurück. „Bleib nur sitzen. Ich bestelle schon. —

„Was darfst Du anbieten?“ fragte er, wieder dem Anderen zugewandt.

Dieser saß nachdenklich.

„Ja — a,“ kam es zögernd. „Ich weiß nicht. Was meinst Du?“

Bunth schaukelte mit dem Oberkörper und kicherte in sich hinein.

„Herr Jesus — kann ich wissen, was Du haben willst? Cognac und Selterswasser?“

„Na gut, rück' heraus mit Cognac und Selterswasser!“

Bunth drehte sich auf dem Absatz herum und schoß an seiner Frau mit einem humoristischen Funkeln im Blick vorbei.

„Schönen Dank, Emil,“ sagte sie. Aber plötzlich besann sie sich und rief mit Schrecken:

„Aber Herr Gott, Akesson, am Ende haben Sie gar nicht zu Mittag gegessen!“

Sie streckte dabei die Arme nach ihrem Mann aus, der augenblicklich stehen blieb.

„Ja, ja!“ antwortete der Rechtsanwalt. „Ich habe im Hotel gegessen. Es dauerte so schrecklich lange mit der Versammlung. Beefsteak, ein gräßliches Beefsteak; — eine Leberjohle, die in geschmolzenem Fett

schwamm! Es ist ein Unfug, daß solche Menschen eine Speisewirthschaft halten dürfen!“

Er sprach mit einer Entrüstung, die echt war, und schnitt Gesichter dazu, als sei ihm der Geschmack wieder aufgestiegen. Bunth prustete mehrere Male, was seine Art zu lachen war, und verschwand im Hause.

Frau Emilie lachte hörbar, und der Rechtsanwalt wollte das dankbare Thema gerade weiter ausspinnen, als seine Nachbarin sich plötzlich mit einem Ruck aufrecht in den Stuhl setzte und die Hände, — weiße, magere Hände, etwas roth an den Knöcheln — die Hände auf den Knien, interessiert, fast gespannt in den Garten hinabsah. Sie hatte ein untadliges Gesicht mit regelmäßigen Linien und feinen Farben, ein schönes Gesicht; aber ihm fehlte Individualität, es erinnerte an Modejournal-Modelle, dunkelblaue Augen, gerade schmale Nase, kleiner Mund, die Stirn hoch und gewölbt und das blanke, dunkelbraune Haar in der Mitte gescheitelt und glatt nach den Seiten weggestrichen.

Plötzlich lächelte sie und nickte in den Garten hinunter.

„Guten Tag,“ ließ sich gleichzeitig eine Männerstimme hinter dem Rechtsanwalt vernehmen. Dieser sah fragend Frau Emilie an, aber sie wandte sich ihm nicht zu und schien überhaupt zu sehr in Anspruch genommen, um seine stumme Frage zu beachten.

„Wollen Sie nicht näher treten, Herr Pastor?“ rief sie mit verbindlichem Tonfall.

„Danke, danke ergebenst,“ kam die Antwort. „Kann ich nicht gleich auf diesem Wege kommen?“

„Ja, selbstverständlich. Bitte!“

Und Frau Emilie erhob sich und ging die Verandatreppe hinab.

Der Rechtsanwalt drehte den Kopf und sah einen schwarzgekleideten jungen Mann durch das Pförtchen treten. Frau Emilie ging ihm rasch und entschieden entgegen, — eine untadlige Gestalt mit breiten Schultern und schlanker Taille, der Körper stark und voll, der Hals ein wenig mager, der Kopf auffallend klein im Verhältniß zum Körper. Sie hatte eine steife Haltung, die Hände vorn übereinandergelegt, die Ellenbogen nach den Seiten abstehend, und trug den Kopf hoch. Sie reichte dem Fremden die Hand; er hielt den Hut in der Linken und verbeugte sich mehrere Male nach einander mit einem wunderlichen Zusammenklappen und erstaunlicher Geschwindigkeit, ungefähr wie wenn man ein Taschenmesser öffnet und wieder zuschneiden läßt.

Sie wechselten einige Worte, die man von der Veranda nicht hören konnte; der Fremde sagte etwas von „den Garten besuchen“, und sie bogen Beide in einen Seitengang ein.

Ein Mädchen kam mit einem Präsentirtbrett heraus, und hinter ihm erschien Bunth in der Thür.

„Wo ist Emilie?“ fragte er verwundert.

Der Rechtsanwalt deutete mit einer stummen Kopfbewegung nach dem Garten hin.

„Es kam Besuch. Der neue Hilfs-Pastor, soweit ich verstand. Sieh selbst, da gehen sie.“

Der Director beugte sich über die Schulter des Freundes vor: hinter einer hohen Ligustrumhecke konnte man die Köpfe des spazierenden Paares sehen, wie sie gemächlich und im Gespräch den Gang entlang gingen.

„Ja, das ist Ephraim Hamner.“ Er goß ein. „Wohlssein! — Kennst Du ihn nicht?“

Der Rechtsanwalt schüttelte den Kopf.

„Kennst Du Ephraim nicht? Ich meine nicht von hier, denn er kam erst vor ein paar Tagen. Aber aus unserer Schulzeit? Erinnerst Du Dich nicht an Ephraim? Merkwürdig! Aber Du mußt ihn ja kennen. Er war ja mit in unserem Quartett. Natürlich bist Du mit ihm zusammengewesen!“

„Kann ja möglich sein! Erinnerere mich jedenfalls gar nicht. Uebrigens — vielleicht hab' ich doch so eine dunkle Ahnung. Für alle Fälle unsicher. Was ist er denn für Einer?“

Bunth kicherte gutmütig-medisant nach seiner Gewohnheit und ließ seine Augen in die Runde gehn.

„Das war ein Durchgänger! Ja, das heißt: vor sehr langer Zeit. Schon als Student wurde er gottbegnadet, und jetzt ist er nicht mehr zum Aushalten. Nein, seine Glanzperiode fiel eigentlich in seine Gymnasiastenzeit. Allerdings war der alte Adam auch später in ihm lebendig, — und hol mich der Teufel! ist es wohl noch; aber jetzt wird er mit Saß und Nische austaffirt. In Obersecunda aber siegte das schwache Fleisch über den willigen Geist und brachte Ephraim in harte Bedrängnisse: er ward genöthigt, das Gymnasium in Lund mit dem Gymnasium in Malmö zu vertauschen. Na, als Student suchte er dann die Disposition zur Erbsünde durch Dösen unterzukriegen. Er büffelte auch so, daß ihm sein keineswegs allzu wohlgeschmiertes Gehirn in den Nähten zu knacken anfing, dabei schnupfte er, um das Oberstübchen Nachts über klar zu halten, — anderer Radicalmittel zu geschweigen. Aber er sündigte doch fröhlich weiter in der Verborgenheit; er mußte eben ganz einfach. Ich habe in meinem Leben nie Jemand gekannt“ —

Bunth senkte die Stimme, und seine Augen funkelten humoristisch-klatisch-lustig.

„Der so . . . so . . . so . . . ja, wie soll ich sagen? . . . so . . . leistungsfähig gewesen wäre wie Ephraim.“

Sein Zuhörer hatte den Blick gesenkt; er konnte es nicht unterlassen zu lachen, aber er suchte es zurückzuhalten, und es klang etwas verlegen, als käme ihm der Scherz doch wohl recht massiv vor. Bunth dagegen prustete

vor Wonne über die alten Geschichten, schaukelte mit dem Oberkörper, schenkte wieder ein, sagte: „Skål!“ und trank.

Gleich darauf wurden der Pastor und Frau Emilie vor der Veranda sichtbar. Bunth sprang auf.

„Guten Tag, Ephraim! Kennst Du Alesson nicht? Lars Alesson, Jurist, vom Corps der Perioiken.“

Der neue Ankömmling stieg würdig die Treppe empor, den Hut in der Hand, und stellte sich vor dem Rechtsanwalt auf, der sich erhob.

Er hatte die Haltung, an der man gleich einen Diener des Herrn erkennt. Der Kopf hing ein klein wenig nach der linken Seite, als stehe er immer auf dem Punkt, das Sündenbekenntniß abzulesen. Im Uebrigen war er eine untersetzte Gestalt, etwas krummbeinig, mässig, aber nicht von Fleisch, — er war eher mager, — sondern von Knochenbau; — er machte fast den Eindruck, nichts als Knochengerüst zu sein. Die Hände waren groß und hart, der Hals sehnig. Schmale Lippen, die Nase feingeformt, aber etwas breit und die Spitze aufgeworfen, so daß die Naslöcher stark sichtbar waren. Die wasserblauen Augen, die den Eindruck machten, sehr durchdringend zu sein, weil er den Kopf immer etwas vorgestreckt trug, hatten gewöhnlich einen kalten, klaren, harten Ausdruck, der mit dem Gepräge einer immer in Anspruch genommenen und darum stets wachen Willenskraft im ganzen Gesicht übereinstimmte; ganz plötzlich aber konnte eine seltsam brennende Gluth in ihnen aufflackern.

„Ja,“ antwortete er, — die Stimme war tönend und die Aussprache sehr correct, — wenn ich mich nicht irre, sind wir sogar Dußbrüder.“ Er sah dabei mit einem durchdringenden Lächeln den Rechtsanwalt an.

„Ich muß wirklich um Entschuldigung bitten,“ erwiderte der, fast verletzt, mit einer nervösen, verlegenen Bewegung, „ich kann mich nicht erinnern . . . das heißt, ich glaube doch, daß ich mich erinnere“ . . .

„Ein Glas Cognac, Pastor!“ rief Bunth dazwischen, und die beiden Herren gaben sich die Hand.

„Ich bringe gleich ein Glas mehr,“ beeilte sich die Frau vom Hause einzufallen und ging hinein.

Sie kam gleich wieder und ging gleich wieder hinaus.

Die drei Universitäts-Kameraden blieben allein bei Cognac und Cigarren. Bunth, der immer con amore den Wirth gab, ließ bald Punsch bringen; man erzählte sich von gemeinsamen Kameraden und ihren verschiedenen Schicksalen im Leben, wie dieser emporgekommen und jener zu Grunde gegangen war; darüber kam man in Stimmung, und die Zeit verging.

II.

Sie hatten wohl eine halbe Stunde so geessen, als man von der Landstraße her Hufschläge und laute Stimmen hörte. Bald tauchten drei Pferdeköpfe über der Hecke auf, und hinter den Pferdeköpfen drei menschliche

Oberkörper: zunächst ein Mann, klein wie ein Knabe, dann eine Dame und auf ihrer anderen Seite ein hünenhafter Herr.

„Da kommt die Tripelallianz,“ kicherte Buntz.

Als die drei Reiter bis dicht an's Pfortchen gekommen waren, salutirte der Kleine militärisch mit der Reitpeitsche, rief ein gellendes: „Diener, meine Herren!“ wandte das Pferd und hielt an. Im nächsten Augenblicke hatten die beiden Andern dasselbe Manöver ausgeführt. Sie saßen nun alle Drei unbeweglich auf ihren drei Pferden, die Seite an Seite standen, die Schnauzen über dem Pfortchen.

Der Director stand breitbeinig auf der Verandatreppe.

„Wollen die Herrschaften nicht hereinkommen?“ rief er.

Die Drei sahen einander an und beriethen.

Darauf warf der Große sein Pferd herum und setzte sich in Bewegung, die Dame und der Kleine machten ihm das nach, und bald hörte man sie auf den gepflasterten Hof an der dem Garten entgegengesetzten Seite traben.

Sie schienen über irgend etwas in Zwist zu sein. Der Kleine schrie unaufhörlich mit seiner Falsettstimme, der Große stieß einsüßige Laute aus, und die Dame lachte laut.

Der Director ging, um seine Gäste zu empfangen; die beiden Zurückbleibenden hörten alsbald sich sehr geräuschvoll näherndes Reden und Schritte.

Zuerst kam die Dame, in vollem Reitcostüm, halb rückwärts durch die Thür.

„Du bist so dumm, Göran!“ rief sie in's Zimmer zurück, wo der Kleine eifertig bald zur Rechten, bald zur Linken an dem großen Herrn vorbeizukommen suchte, der ganz gelassen vor ihm her schlenderte und ihm den Weg durch die Thür verspernte.

„Du bist wirklich dumm, Göranchen! Guten Tag, Rechtsanwalt. Nicht wahr, Rechtsanwalt? Hört Ihr? Der Rechtsanwalt soll entscheiden! Und er wird mir und Edelborg Recht geben!“

Sie gab Åkesson einen männlich festen Händedruck, erblickte den Pastor, der bescheiden zurückgetreten war, verstummte plötzlich, wurde aber keineswegs verlegen, verlor auch nichts von ihrer herausfordernden Sicherheit, sondern betrachtete ihn mit einem langen, indiscreten Blick, der allmählich den Ausdruck überlegenster Gleichgiltigkeit annahm. Sie war eine sehr junge Dame, kurz und robust: die fleischigen Nasenflügel waren immer in Bewegung, um den Mund lag immer derselbe Zug von Annäherung, die gierigen Pupillen, von großen mattblauen Rändern eingefasst, blickten unter dicken, schwarzen, fast zusammengewachsenen Augenbrauen hervor.

Der Kleine, ihr Gatte Göran Lund, Abkömmling des alten Malmöschen Patriciergeschlechtes Jörgen-Lund, sprang vor ihr hin und her, zu Åkesson hin und wieder zu ihr zurück. Er hatte die Eigenthümlichkeit nicht zu sprechen, sondern zu schreien, vielleicht weil er damit seiner Kleinheit abzu- helfen glaubte. Denn auffallend klein war er, besonders wenn er zusammen

mit seinem Freund Edelborg auftrat, — und das that er immer. Außerdem schielte er mit dem rechten Auge, was ihm auch seine Lage erschwerte: er war nämlich äußerst cholertischen Temperaments und durch diesen Fehler außer Stand gesetzt, seinen Zorn in einer Richtung zu concentriren. Er war erst einige zwanzig Jahr alt, seine Gemahlin noch jünger; er hatte sie zum ersten Mal vor einem Jahr auf einem Picknick gesehen, sich verliebt, verlobt und verheirathet über Hals und Kopf, — etwas, wogegen sie nichts hatte und ihre Familie noch weniger etwas hatte, eine eingewanderte Arrendatorsfamilie, die weder mit Geld noch mit Ansehen sehr gesegnet war. Das junge Paar wohnte jetzt auf dem alten Herrensitze Söreborg, den der reiche alte Lund an den Sohn verpachtet hatte, — das Gut lag eine halbe Meile nordwärts zwischen Wäldern.

Der kleine Göran stand vor seiner Frau, schrie, focht mit den Armen und suchte Beweis zu führen. Die junge Gattin betrachtete ihn mit höhnischer Verachtung, musterte ihn unwillig von Kopf zu Fuß, wandte dann den Blick von ihm und rief: „Pfui, Geschwätz!“ Der Große hatte unterdessen dem Rechtsanwalt und dem Pastor die Hand geschüttelt und stellte sich nun ganz ruhig zur Anhörung des ehelichen Zwistes auf. Hausherr und Hausfrau waren auch hereingekommen; Alle standen und verfolgten mit stummem Interesse den Verlauf der Angelegenheit.

„Du — bist — dumm, Göranchen!!“ entschied die junge Fran energisch, stand vom Stuhl auf, in den sie sich geworfen, und ließ sich von der Hausfrau den Pastor vorstellen.

Der kleine Göran fuhr auf den Großen zu: das war der adelige Junker Edelborg, der auf seinem Herrensitze Brönneholm residirte, dessen langgestreckten Park man links am Horizont vom Gartenpfortchen des Directors aus sehen konnte. Edelborg war eigentlich für die Offizierslaufbahn bestimmt gewesen, aber als er bis nach Untersecunda gelangt war, weigerte sich sein Gehirn, neue Zellen anzusetzen. Die Familie gab das Spiel noch nicht verloren, sondern hielt ihm Privatlehrer, und die brachten Ossian Edelborg so weit, daß er sich zum Studenten-Examen an der Realschule in Lund stellte. Als er aber bei der schriftlichen Prüfung die ersten Worte der lateinischen Stilprobe: „man sagt“ mit „homo dicit“ übersezte, gab die Familie alle weiteren Hoffnungen auf, den Sohn Offizier werden zu sehen, und hielt ihn zur Bewirthschaftung des Gutes an, auf dem er jetzt, nach dem Tode der Eltern, als Eigenthümer und Junggejelle lebte.

Der kleine Göran sprang um ihn herum. Er selbst beschränkte seine Bewegungen darauf, um den Punkt zu rotiren, auf dem er stand. Er beantwortete das herausfordernde Geklaffe des Kleinen nicht; und der ganze Auftritt erinnerte an die Art, wie ein kleiner boshafter Mops einen unerschütterlich gelassenen Newfoundlandler herauszufordern sucht. Edelborg war ein Riese mit famosen Schenkeln; sein aufgedunsenes Punschgesicht hatte die Farbe eines abgebrühten Schweins mit rothem Schnurrbart und wässrigen

Augen, das Haar frisiert à la Schweineborsten, der Ausdruck unveränderlich ein phlegmatischer Cynismus.

„Daß doch den Rechtsanwalt Schiedsrichter sein, wie Deine Frau vorschlug,“ sagte er endlich träge.

Göran Lund rückte sofort auf Åkesson zu und fing an zu schwadronieren; aber seine junge Gattin mischte sich geschwind ein.

„Schweig, Göranchen,“ sagte sie und schob ihn bei Seite. „Ich werde die Sache klarlegen. — Haben Sie begriffen, um was es sich handelt, Rechtsanwalt?“

Åkesson warf etwas den Kopf auf.

„Ich muß wirklich gestehen,“ sagte er absichtlich mit sehr leiser Stimme, wodurch das Unwesen der letzten Minuten desto deutlicher hervortrat, „ich muß wirklich gestehen, daß es mir bisher nicht geglückt ist, ein Wort von dem sicher sehr interessanten Streit zu unterscheiden.“

Die junge Frau nahm nicht den geringsten Anstoß an der Zurechtweisung, die in seiner Antwort lag, sondern fing sofort mit einem „Also!“ an, die Situation zu klären.

„Also! Wissen Sie, was Göranchen behauptet — — — das kann doch jeder Mensch mit gesunder Vernunft begreifen, daß das der reine Wahnsinn ist . . .“

„Ja, darüber sollte ich ja wohl eigentlich entscheiden,“ bemerkte der Rechtsanwalt trocken und strich sich nervös den Schnurrbart.

„Also,“ fuhr die junge Frau, jedes Wort betonend, fort, „Göranchen behauptet, man könne — von — Söreborg — bis Brönneholm — in vierzig Minuten reiten . . . vierzig Minuten! was sagen Sie dazu?“

„Der Tausend!“ Der Rechtsanwalt ging anscheinend vor Erstaunen fast hinten über: „sagt er das? Und Edelborg sagt?“

„Edelborg sagt selbstverständlich, was jeder Mensch mit gesunder Vernunft . . .“

„Ja, entschuldigen Sie, das sollte ich wohl eben entscheiden —“

„Keine Spitzen, Rechtsanwalt. — Also, wer hat recht?“

Es wurde still in der Gesellschaft. Jeder hatte sein besonderes Mienspiel in diesem feierlichen Entscheidungsangeblicke; aber Alle richteten ihre Augen auf den ausersehenen Schiedsrichter.

„Meine Herrschaften,“ sagte dieser geringschätzig und abweisend, „ich habe persönlich keinen directen Ritt zwischen Söreborg und Brönneholm unternommen und kann daher kein Urtheil in der Sache abgeben. Vielleicht hat sie auch nicht das nöthige Gewicht, um mich zu verleiten, eine Specialuntersuchung zur Erledigung dieser sicher sehr interessanten Frage anzustellen. Sollten aber die Herrschaften ein so lebhaftes Interesse an der Sache haben, daß sie einen Rechtsfall daraus machen wollen, so stehe ich natürlich der einen Partei, beliebig welcher, als Advocat zu Diensten und verspreche, mit äußerster Gewissenhaftigkeit feststellen zu lassen, ob man auf

Deinem Reitpferd, Lund, oder auf Deinem Reitpferd, Edelborg, die Distance zwischen Brönneholm und Söreborg in vierzig Minuten zurücklegen kann.“

Damit verbeugte er sich tief und kehrte ihnen den Rücken zu. Die junge Frau machte ein beleidigtes Gesicht; Göranchen ließ enttäuscht den Kopf hängen und sah Alexson mit seinem einen Auge gedankenvoll nach.

Eine verlegene Pause entstand.

„Bravo!“ jagte Edelborg plötzlich bewunderungsvoll. Damit war die Verstimmung gebrochen. Punsch und Selterswasser wurden in reichlichen Quantitäten zur weiteren Aufheiterung hereingetragen.

III.

Die Tripelallianz war abgepoltert, wie sie gekommen war; man konnte auf der Veranda noch die Hufschläge hören, die sich auf dem Wege zur Sinken verloren. Auch der Pastor war aufgebrochen. Der Rechtsanwalt saß allein und blätterte in der Zeitung, während Frau Emilie in Wirthschaftsangelegenheiten abwesend war und der Director in seinem Arbeitszimmer stand und in's Telephon hinein sprach.

Bunth und Alexson waren Freunde von ihrer Schulzeit her. Es war ein Zufall, der sie zusammengeführt hatte. Sie waren seit Jahren gleichzeitig von Klasse zu Klasse gerückt, ohne zu verkehren. Da ereignete es sich eines Tages — sie saßen schon in Unterprima — daß ein Lehrer, der streng darauf hielt, daß das Schulzimmer während der Zwischenstunden geräumt wurde, die Hand gegen Bunth aufhob, der dazubleiben Miene machte. Bunth wurde wüthend und vergaß sich in der Hitze. „Schlagen Sie nicht!“ schrie er drohend. Der Lehrer wurde verblüfft und ließ die Hand sinken. „Was sagst Du?“ — fragte er unsicher. „Daß ich mich nicht schlagen lasse!“ antwortete Bunth trotzig. Der Lehrer ging; aber es ließ sich voraussehen, daß die Sache damit nicht zu Ende war. Lars hatte den Auftritt mit angesehen und sein Kameradenblut kam in Wallung. In der nächsten Freistunde ging er in den Buchladen und kaufte sich ein Exemplar des neuen Schulgesetzes, schnitt die Seite aus, wo zu lesen war, daß erst nach dreimal wiederholter Warnung der Lehrer handgreiflich gegen Schüler der höheren Klassen werden dürfe, unterstrich den betreffenden Paragraphen mit Rothstift, legte das Blatt in einen Umschlag und ließ das gefährliche Actenstück an den Lehrer gelangen. Es erfolgte große Untersuchung; Lars Alexson selbst hatte sich am wenigsten befeißigt, den Mund zu halten, die Handschrift wurde vom gesammten Lehrercollegium als die seine erkannt, und der Thäter eines schönen Tages während der Unterrichtsstunde vom Calfactor zum Rector beschieden, vor dem er sich auf die gestellte Frage sofort schuldig bekannte, mit dem Hinzufügen, daß er gar nicht die Absicht gehabt habe, zu leugnen, sondern noch immer vollkommen zufrieden mit seiner Handlungsweise sei. Der Schluß-

effect war, daß nicht blos Buntth, sondern auch Lars eine schlechte Nummer für Betragen bekam.

In der Turnstunde, am selben Tage, wo der Auftritt im Klassenzimmer stattgefunden, hatte Buntth das Gerücht von Lars' That gehört. Er kam zu ihm und fragte, ob es wahr sei? Ja! Darauf schüttelten sie sich die Hände. Von dem Augenblick an waren sie Freunde. Gleich darauf fielen die Ofterferien. Buntth, der Alles nach Hause berichtet hatte, forderte Lars auf, ihn auf das Gut seines Vaters am Ringssee zu begleiten; Lars wurde wie ein Held empfangen und verliebte sich selbstverständlich in die hübsche Schwester des Freundes, die siebzehn Jahre alt war. Später schwärmten Buntth und Aleson zusammen und schlugen zusammen über die Stränge, begingen gemeinschaftlich Tollheiten und machten einander delicate Mittheilungen, gelangten zur weißen Mütze am selben Tag und zu dem obligaten Fuchsräusch in derselben Nacht. Verschiedene Studiengebiete und verschiedene Interessen vermochten doch die Freundschaft nicht abzuschwächen. Schließlich wurden sie geschieden: Buntth ging nach Stockholm, um sich für die praktische Laufbahn auszubilden, die er gewählt hatte, und Lars war nach absolvirtem Hofgerichtsexamen und längerem Schwanken, welchen Beamtenlaufbahn nach Hause zurückgeehrt und hatte sich auf dem alten Bauernhof seiner Vorfäter in Skillinge niedergelassen, wo er sofort als Sohn seines Vaters eine Praxis als Advocat und eine Menge kommunaler und anderer Vertrauensposten erhielt. Als dann einige Jahre später die Punkelrübenindustrie in Schonen in Aufschwung kam und eine Zuckersiederei gerade in Skillinge gegründet wurde, setzte Lars es durch, daß der Freund die Anstellung als Betriebsdirector erhielt. Die beiden Freunde hatten sich beim Wiedersehen mit einer so natürlichen Herzlichkeit begrüßt, als ob sie sich erst gestern zum letzten Mal die Hand geschüttelt und beim Punschglase zusammengesseffen hätten. Ihr Verkehr begann genau wieder auf dem Punkte, wo er von den unumgänglichen äußern Verhältnissen abgebrochen worden war, und wurde genau so, wie er gewesen. Daß Buntth sich eine Gattin zugelegt hatte, veränderte nichts; sie war eine von den geraden anspruchslosen Frauen, deren Gegenwart von Männern nicht beengend empfunden wird. Und außerdem kannten Lars und sie sich seit lange. Sie stammte von Landskrona, aus einer armen Beamtenfamilie. Buntth hatte sie auf einem Studentenball in seinem ersten Lundjahr kennen gelernt und sich in sie verliebt. Seiner Gewohnheit und seinem Temperament getreu — Buntth handelte immer rasch entschlossen — hielt er gleich um sie an, das Mädchen antwortete auch gleich ja, und die Familie hatte nichts gegen die brillante Partie einzuwenden. Einige Zeit darauf verlor allerdings der Vater des jungen Mannes sein ganzes Vermögen, aber mit seiner gewöhnlichen Energie gab Buntth sofort seine medicinischen Studien auf und warf sich auf den praktischen Berufsweg. Lars leistete Caution für seine Wechsel und An-

leihen. Er erreichte auch, was er wollte: das Mädchen blieb an ihm hängen, und er hatte ihr schon vor zwei Jahren ein Heim bieten können, als er die einträgliche Stellung des Directors an der Zuckersiederei von Skillinge erhielt.

Bunth war der älteste von ihnen, er war jetzt sechsunddreißig Jahr. Lars war zweiunddreißig, sah aber um zehn Jahre jünger aus. Sie waren Gegensätze in Allem, und darauf beruhte wohl ihr Freundschaftsverhältnis, wie alle Freundschaftsverhältnisse auf Verschiedenheit der Anlagen beruhen. Lars nannte den Freund immer beim Familiennamen; dieser ihn nie anders als beim Vornamen, ob er nun zu oder von ihm sprach. Das war übrigens auch der Fall — und immer der Fall gewesen — mit allen Menschen: Affeson hieß immer beim zweiten Glase Punsch und bei der ersten Bekanntschaft nur Lars. Warum, das konnte er selbst nicht verstehen. Bunth und Emilie meinten aber, es käme daher, weil er so still und sanft war, daß alle Leute gleich warm und vertraut mit ihm wurden. Freilich war er steif, z. B. gegen Damen; aber dennoch, trotzdem! . . .

IV.

Frau Emilie kam zurück, stellte sich an die Verandaöffnung und fing an, die Schlingpflanzen um die Drahtstäbe zu wickeln. Es war schon später Nachmittag, die Luft über den Feldern flimmerte nicht mehr, das Gesumme im Garten hatte aufgehört, und etwas von der stillen, kühlen Melancholie, die den Frühsommerabenden in Schonen vorangeht, kam über die Natur.

Nachdem sie eine Weile gewickelt hatte, sah sie sich nach dem Rechtsanwalt um: er saß in seine Zeitung vertieft und schwieg, als ob er ihre Gegenwart gar nicht bemerkte. Sie blieb stehen und wartete, ob er nicht ein Lebenszeichen geben würde; es erfolgte aber nichts, und sie kehrte sich gekränkt, mit spöttischem Lächeln, ihren Ranken wieder zu. Lars raschelte mit der Zeitung, Bunth hörte sie in seinem Arbeitszimmer hantiren, sonst nicht ein Laut. Eine Mattigkeit kam über sie, ihre Kniee senkten sich fast, — das kam von der ersten starken Sommerwärme, die sie den ganzen Tag so wirr im Kopf gemacht. Sie streckte beide Arme nach außen und nach oben, daß ein paar rheumatische Gelenke knackten, streckte den ganzen Körper, und beugte sich rückwärts und vorwärts mit einem langgezogenen Ah! von prickelndem Wohlgefühl.

„Meinen Sie das nicht auch, Lars?“ sagte sie und stand ganz unerwartet vor ihm mit einem Paar launig fragenden Augen.

Er blickte von seiner Zeitung auf und sah sie mit einem Gesichtsausdruck an, der so viel sagte wie: „Seien Sie so gut und erklären Sie sich deutlicher.“

Frau Emilie wurde ungeduldig.

„Daß es schön ist, daß wir wieder Sommer haben,“ rief sie mit verbrießlichem Nachdruck, — Herrgott, daß der Mensch nicht einmal das

begreifen konnte! — beugte sich vor, brachte ihr Gesicht ganz nahe an das seine und sah ihn zurechtweisend, überlegen-neckisch an, wie nicht mehr ganz junge Damen gegen ganz junge Herren zu thun lieben.

„Warum eigentlich?“ antwortete er ruhig; „das will doch nichts weiter sagen, als daß wir Männer unsere Partie im Lusthaus statt im Rauchzimmer spielen und daß Ihr Damen auf der Veranda sitzt, statt im Saal und Euer Häkelzeug im Freien zwischen den Fingern dreht, statt im Zimmer. Und was wir Alle zu thun und zu erwarten haben, das ist ja längst im Voraus klipp und klar: einen Tag in der Woche haben wir Virapartie, und die macht die Kunde von Einem zum Anderen, der Reihe und Ordnung nach. Am fünfzehnten Juli finden wir sämmtlichen Honoratioren uns am Vormittag bei Directors ein, gratuliren der Frau vom Hause zum Geburtstag, überreichen unsere Geschenke und werden dafür zu einem ‚bescheidenen Fest‘ für den Abend eingeladen; und am zehnten August wiederholt sich dieselbe Procebur auf Söreborg bei Frau Lund. Und wenn der Sommer vorbei und der Herbst gekommen ist und Sie sitzen vor dem ersten Feuer im Ofen, so reiben Sie sich die Hände und sagen genau wie jetzt, nur mit einer kleinen Abänderung in der Jahreszeit: ‚Ach, es ist doch wunderschön, wenn man wieder die ganze Gemüthlichkeit zwischen seinen vier Wänden hat, mit Regen draußen und Watte zwischen den Doppelfenstern und den langen, geselligen Abenden!‘ Und dann geht dieselbe Geschichte von Neuem an, nur mit dem Unterschied, daß wir unsere Virapartie im Rauchzimmer, statt im Lusthaus spielen und daß Ihr Damen Eure Häkelnadeln und Eure Zungen im Salon statt auf der Veranda rührt. Und Jeder giebt seine große Weihnachtsgesellschaft. Göranchens ist die berühmteste, denn er hat am meisten Geld, und im Februar machen Directors und der Rechtsanwalt — das weiß schon die ganze Gegend eine Meile im Umkreise — ihre jährliche Sprizfahrt nach Kopenhagen, um in die Theater zu gehen und Musik zu hören und sich's klar zu machen, daß sie die übrigen 360 Tage wie Maulwürfe in ihrem Erdbloch hocken. Und wenn dann der erste Sommertag da ist und man wieder auf der Veranda sitzen und Kaffee trinken kann, dann streckt man seine Glieder, um den Winterschlaf aus den Gelenken zu treiben, und sagt: ‚Ach, es ist doch schön, daß es wieder Sommer ist! Und dann fängt die alte Leier wieder von vorne an!‘

„Na, na, na!“ verwies Bunth, der während der langen Rede dazugekommen war.

„Lars sollte heirathen,“ entschied Frau Emilie.

„Ja, das ist wahr,“ ergänzte sich der Rechtsanwalt, „das hätte ich beinahe vergessen; und dann wird jeden Sommer eine andere junge Dame verschrieben, die gern unter die Haube kommen möchte und in allen Richtungen als eine passende Partie für den Rechtsanwalt betrachtet werden kann, der sich unbedingt verheirathen muß. — A propos — wen habt Ihr in diesem Jahr in petto?“

„Diesmal sollst Du verschont bleiben,“ antwortete Bunth gekränkt.

„Ja, wer weiß!“ lachte Frau Emilie und sah ihren Mann an. „Freund Åkesson ist ja nicht wie andere Menschen. Vielleicht daß sie . . . man hat ja schon merkwürdigere Dinge gesehen!“

„Unsinn!“ sagte Bunth mißbilligend.

„Gieb mir noch eine Cigarre, Bunth, dann gehe ich meiner Wege,“ unterbrach sie der Rechtsanwalt. „Also — Fremde kommen für alle Fälle auch in diesem Jahr her?“

„Ja,“ antwortete Bunth und schob ihm die Cigarrenkiste hin. „Eine alte Freundin von Emilie, Frau Bruce, Ester Bruce. Von der hast Du wohl schon reden hören! Das heißt: unter dem Namen ihres Mannes, Holmgren. Du weißt — der Maler! Du erinnerst Dich wohl noch an den Scandal mit der Scheidung und das Drum und Dran. Na, es ist schon mehrere Jahre her.“ . . .

„Aha! ja, ich weiß schon! Und sie ist eine alte Freundin von Emilie?“

„Ja,“ antwortete diese, „ihr Vater und mein Vater waren Studien-genossen und Freunde. Wir kamen als junge Mädchen viel zusammen; Bruce's Landgut liegt ja nicht weit von Helsingborg. Darauf wurde sie verheirathet und ich verheirathet, und damit hörte es ja auf. Sie zog ja immer mit ihrem Mann im Auslande herum.“

„Wie verhielt es sich denn eigentlich mit der Geschichte. Wer war schuld?“

Bunth suchte die Achseln.

„Weiß nicht!“

„Ich glaube, Esters Schuld war es nicht,“ sagte Frau Emilie.

„Du bist Partei,“ meinte Bunth.

„Ich kenne Ester.“

„Aber ihn nicht.“

„Doch, etwas wenigstens.“

„Wo hält er sich auf?“ fragte Åkesson.

„Er ist wieder in Schweden, glaub' ich. Uebrigens lebt er ja wohl, wie alle Maler, bald hier, bald da.“

„Und sie?“

„Sie reiste gleich nach der Trennung in's Ausland. Sie konnte das Geklatz hier nicht aushalten. Aber seit dem Frühling wohnt sie wieder auf dem Bruce'schen Landgut und nennt sich Frau Bruce. Sie hat ihren Mädchennamen wieder angenommen. Ihre Tochter hat sie bei sich.“

„Wie Du hörst,“ fiel Bunth ein, „hat sie auch eine Tochter. Und obendrein so eine Elf-Zwölfjährige. Die Chancen sind also nicht eben so groß, Emilie. Was meinst Du, Lars? Sie ist wohl auch etliche Jahre älter als Du. Und kränklich ist sie auch.“

Åkesson, der die ganze Zeit mit der Cigarre in der Hand gestanden hatte, knippte die Spitze ab, entzündete ein Streichhölzchen und rauchte sie an.

Dann nahm er seine Handschuhe aus dem Hut, setzte ihn auf, schob die Kappe unter den Arm, reichte dem Ehepaar die Hand und ging langsam den Kiesweg hinab.

Auf dem halben Wege zum Pfortchen blieb er stehen, bedachte sich, kehrte sich um und rief zurück:

„Kommt morgen Abend zu mir. Ich werde auch den neuen Hilfs-Pastor auffordern. Will Frau Emilie die Honneurs als Wirthin bei mir machen?“

„Gerne. Ich werde nicht schwänzen.“

„Danke. Adieu.“

„Adieu, adieu!“

Der Rechtsanwalt machte gewissenhaft das Pfortchen hinter sich zu und verschwand hinter der Hecke in der Richtung nach dem Dorf.

V.

Eines Vormittags, einige Wochen später, ging Akeffon in einer Angelegenheit zu Bunth, — es handelte sich um die Kreisparafasse, in der er Director und der Freund Verwaltungsmitglied war. Er wanderte quer über alle Felder, — der Weg um's Kirchdorf war ein bedeutender Bogen — und kam herein zur überbauten Pforte; die drei Wirthschaftsgebäude stammten von einem alten Bauerhof her und bildeten zusammen drei Seiten eines Vierecks. Er klingelte, und das Dienstmädchen schloß auf mit dem Bescheid, daß die Herrschaft auf der Veranda sei. Er ging durch ein paar Zimmer und hörte draußen lachen. Er blieb stehen und lauschte, ja, das war der Hilfspastor, der hatte ja dies eigenthümliche Lachen, hart wie sein Knochenbau, mit einem Klang wie ein Grunzen. Als er durch den Saal ging, sah er Ephraim und Frau Emilie in der scharfen Beleuchtung draußen sitzen, einander gerade gegenüber. Sie stramm und steif wie immer, er starr nach vorn gebeugt, sein Gesicht nahe unter dem ihren und zu ihr hinaufblickend.

Sie erzählte etwas, was von delikater Natur zu sein schien, denn ihre Stimme war gedämpft und eifrig, Akeffon hörte, während er über den Teppich ging, das Wort „Tripelallianz“. Ephraim grunzte dabei noch weniger zurückhaltend als früher, gerade in's Gesicht der Erzählerin und ohne die Augen von ihr abzuwenden.

Sie hatten nicht eher bemerkt, daß er kam, als bis er in der Thüröffnung stand. Frau Emilie brach mitten drin ab, und es trat eine unangenehme kleine Pause ein. Sie stand auf und gab ihm die Hand; sie war beherrscht wie immer, gerade und steif, ihr Gesicht sah noch regelmäßiger als gewöhnlich aus, schien es dem Rechtsanwalt; aber auf beiden Wangen brannte ein heftig rother Fleck. Der Pastor war auch aufgestanden und hatte ihm die Hand geschüttelt; er hatte das Lächeln, mit dem er Emilien zugehört hatte, noch nicht von dem Gesicht verloren: er stand mit vornübergeneigtem Kopf und sah Akeffon schlau und süßlich an mit einem

durchbohrenden, indiscreten Blick in den brennenden Augen, die gewissermaßen größer, durchdringender und zudringlicher ausfahen, als sonst.

Akesson fragte nach Bunth. Er wollte sich nicht setzen, er wollte mit Bunth sprechen und gleich wieder fort.

„Bunth steht unten an seiner Drehbank,“ sagte Frau Emilie, — dreheln war seine Lieblingsbeschäftigung. Akesson empfahl sich gleich und ging denselben Weg zurück, den er gekommen war. Er ließ eine Pause hinter sich, die er selbst inwendig als ein Unbehagen empfand.

Bunth stand wirklich an der Drehbank in der Werkstätt, die er sich in einem der Wirthschaftsgebäude eingerichtet hatte, und verfertigte Steine zum Brettspiel. Sie brachten die Angelegenheit in Ordnung, und Akesson war schon zur Thür hinaus, als Bunth ihm nachrief:

„Uebermorgen kommt Frau Bruce. Komme doch am Abende her, dann könnt Ihr gleich Bekanntschaft machen!“

Akesson war stehen geblieben, stand ein Weilchen, murmelte etwas und schlenderte langsam seines Wegs, als grübele er über etwas. So war es immer mit ihm; er verkam in der Monotonie, aber rückte etwas auf ihn ein, was sie brechen konnte, ein Ereigniß oder eine Person, so wehrte er sich mit Hand und Fuß dagegen und empfand es als Unannehmlichkeit.

Am Tage der Ankunft des erwarteten Gastes stand er, gerade als der Zug abpfiß, auf der Straße hinter der Station und sprach mit einem Klienten. Da sah er Bunth's Wagen die Straße heruntergefahren kommen und auf den Weg nach Skillinge einbiegen. Er bemerkte, daß vier Personen drin saßen: Bunth, Emilie, eine Dame und ein kleines Mädchen. Gerade wie der Wagen abbog, stand Bunth halb auf und winkte; der Kutscher zog die Zügel an. Aber Akesson, der Alles sehr gut sah, that, als merkte er nichts; und der Wagen verschwand um eine Hausecke.

Ein paar Tage vergingen. Er sagte sich immer wieder, er müsse sich doch bald bei Bunth zeigen. Aber er kam nicht dazu. Am Morgen sagte er zu sich: „ja, heute, und am Nachmittage: nein, morgen!“

Schließlich kam eine Einladung zum folgenden Tag, einem Sonntag. Directors gaben ein großes Diner zu Ehren des Gastes.

VI.

Es war gegen vier Uhr Nachmittags. Man war fast vollzählig versammelt, der Saal gefüllt mit den Honoratioren des Orts. Man saß und stand, in Gruppen oder zu Zweien, und wartete. Das war immer der unbehaglichste Theil des Festes, diese unvermeidliche halbe Stunde vor Tisch; aber heute war es noch schlimmer, als gewöhnlich. Es lag etwas ganz Ungewöhnliches in der Luft und der Stimmung. Es wurde Einem noch schwerer, sich auszudenken, was man zu einander sagen sollte, und doch legte man gerade heute besonderen Werth darauf, sich zu unterhalten. Diese halbe Stunde war heute schlimmer als je; und das war um so ärgerlicher,

weil man das auf keinen Fall verrathen wollte. Die Herren sprachen sehr laut, und die Damen lachten sehr gemacht, und beide Theile suchten auf diese Weise die innere Verlegenheit und Unsicherheit zu verbergen; aber es hatte die entgegengesetzte Wirkung: die Pausen wurden nur noch länger, und was verborgen werden sollte, wurde nur noch sichtbarer.

Man war nicht unter sich, wie gewöhnlich. Es war heute in der Gesellschaft eine neue und fremde Person; und wie sie dasaß, wurde sie von Allen wie ein Splitter unterm Nagel empfunden. Man wollte sich und den Andern einbilden, man sei ganz natürlich; so natürlich, als säße sie garnicht da und als fühle man garnicht ihre Gegenwart; aber man vermochte es nicht, und das reizte Einen innerlich. Es gab heute einen gewissen Punkt im Saal, wo man gewissermaßen selbst zu sitzen und sich zu beobachten schien: kritisch, belächelnd, widerwillig, in lauter unfreundlichen Gemüthsverfassungen. Es war, als hätte ein Zauberstab plötzlich alle Mitglieder dieser Gesellschaft berührt, in der sich alle seit Jahren in- und auswendig kannten, und als sei dabei alles Närrische, alles Mangelhafte, alle Vorurtheile und Beschränktheiten plötzlich nach außen gekrempeelt worden. Wenn nur der Punkt weg wäre, würde man sich gleich fühlen, als hätte man den unsichtbar machenden Hut der Sage auf dem Kopfe; aber der Punkt war eben da und ließ sich nicht aus dem Bewußtsein wegscamotiren, — diese beleidigend natürliche, ruhige Gleichgiltigkeit der selbstsicheren Ueberlegenheit, die da in der Saalecke auf einem Sopha saß.

Als Åkeßon, der einer der Letzten war, durch die Thür trat, fühlte auch er gleich die Gegenwart des Punkts, und seine Augen richteten sich sofort, wie von einem Instinct gezogen, auf die blasse Dame im schwarzseidenen Kleid, die, auf dem Ehrenplatze sitzend, ein kleines Mädchen, das neben ihr stand, bei der Hand hielt.

Bunth schoß auf ihn zu, sobald er ihn erblickte.

„Du warst ja wie weggeblasen,“ schalt er.

„Komm!“

Er faßte ihn unter den Arm, promenirte mit ihm nach der Sophaecke und stellte ihn vor. Frau Bruce erhob sich. Sie war mittelgroß, eine schlankte, biegsame Gestalt. Der Typus fast südländisch. Die schwarzen Augenbrauen waren stark gewölbt, das schwarze Haar lag wellig über der Stirn, der Mund war eher groß als klein, die Züge unregelmäßig, die Backenknochen etwas vorstehend; aber die Gesichtsfarbe war von einer eigenthümlich weißen Weichheit. Die Augenlider lagen schwer und bräunlich-blau über den großen violetten Pupillen. Sie trug den Kopf etwas in den Nacken zurückgeworfen, und ihr Blick traf daher immer von oben herab, oder wie von der Seite. Diese Haltung machte eigentlich den Eindruck von Hochmuth; aber der Ausdruck der Augen nahm ihn wieder weg, — ein Ausdruck von Müdigkeit und Kummer, der zusammen mit der krankhaft weißen, feinen Haut dem Gesicht sein Gepräge gab.

Sie reichte dem Ankömmling die Hand, und ein flüchtiges Interesse glitt wie ein Wetterleuchten über ihr Antlitz, als sie seinen Namen hörte. Auch an der Art, wie Bunth ihn vorstellte, merkte Alesson, daß Directors mit der Fremden von ihm gesprochen hatten. Das verstimmte ihn, und er wurde noch steifer, als gewöhnlich. Frau Bruce aber schien darauf nicht zu achten, ebensowenig wie auf alles Andere, was um sie her vorging.

Man war nun vollzählig anwesend. Bunth reichte Frau Bruce den Arm, und die Gesellschaft zog paarweise in den Speisesaal. An dem einen Ende des Tisches saß der Wirth, den Gast an seiner einen, die alte Probstin an seiner anderen Seite. Auf Frau Bruce folgte der Rechtsanwalt mit Frau Lund; an ihrer anderen Seite hatte diese Edelsborg. Am entgegengesetzten Tische saß die Wirthin mit dem Pastor, — dieser war auch so gut wie ein Fremder und mußte bei der ersten großen Gelegenheit, wo man ihn bei sich sah, ausgezeichnet werden. Im Uebrigen war der lange Tisch besetzt mit allen Honoratiorenfamilien der Gegend, meist Arrendatoren unter den großen Fidei-Commissen. Auch ein Lieutenant war vorhanden und zwei junge Mädchen in rosa Sommercostümen, die, seitdem sie confirmirt waren, dem unverheiratheten Rechtsanwalt vom ganzen Kreise einmüthig zur geneigten Auswahl aufgetischt wurden.

Es wurde bald lebendig an der Tafel. Directors hatten eine ausgezeichnete Küche und einen wohlversorgten Weinkeller. Die Stimmung der halbstündigen Wartezeit entwich. Man ward wieder sich selbst gleich.

Die Gesichter wurden immer röther, die Geberden immer lebhafter, die Zungen immer lockerer. Man schrie sich herüber und hinüber und flüsterte sich herüber und hinüber genau dieselben Dinge zu, wie auf so und sovielen Festmittagen früher; man fand Altes wieder ganz neu, sagte es gern und hörte es gern.

Alesson saß meist schweigsam für sich. Seine Tischdame war von der anderen Seite sehr in Anspruch genommen. Göranchen, den das Schicksal ganz weit weg an's benachbarte Tische placirt hatte, mischte sich zuweilen trotz der augenscheinlichen Fruchtlosigkeit, in ihre Unterhaltung. Er machte verzweifelte Anstrengen, ungeachtet des immer lauterem Stimmengewirres, einzelne Worte aus dem ziemlich leisen Gespräch zwischen seiner Gattin und Edelsborg aufzufchnappen und schrie gelegentlich was dazwischen. Aber er wurde nicht beachtet; sie sahen nur gleichgiltig zu ihm hinüber und unterhielten sich weiter.

Alessons andere Nachbarin, Frau Bruce, wurde vom Wirth und der alten Probstin mit Beschlag belegt. Sie saß still und unverändert während der ganzen Mahlzeit, ließ nur eben so viel in die Unterhaltung einfließen, wie erforderlich war, damit sie nicht in's Stocken gerieth, aber auch kein Wort drüber. Alesson wechselte kaum zehn Worte mit ihr während der ganzen Zeit. Er begnügte sich damit, sie verstohlen dann und wann von der Seite zu beobachten: — einen starken Eindruck machte sie nicht auf ihn, hübsch

konnte man sie nicht nennen; eher war es stille, ganz unpersönliche Sympathie und Wohlbehagen, was er in ihrer Nähe empfand.

Der Kaffee nebst Cigarren und Liqueur wurde im Freien servirt. Den Damen, die Arm in Arm, oder umschlungen, sich im Garten nach dem Essen Bewegung machten, wurde ihr Theil in's Lusthaus getragen. Die Herren kamen nach den Anstrengungen der Mahlzeit nicht weiter als bis auf die Veranda. Dort saßen sie, roth und heiß, mit duseligen Blicken und vollen Bäuchen und verdauten in Boaconstrictor-Unbeweglichkeit.

Es ging gegen Abend; die Mücken tanzten lautlos in der stillen Luft; vom Dorfe kamen die Töne einer Ziehharmonika herüber.

Frau Bruce ging den Hauptgang mit ihrer kleinen Tochter und der alten Probstin auf und ab. Die Herren auf der Veranda saßen still und musterten sie: die meisten hatten ja zu einer späteren Stunde des Tages ihr Urtheil in der Angelegenheit abzugeben und dabei Gründen mit Gründen zu begegnen, nämlich wenn sie unter vier Augen mit ihren respectiven Hälften sein würden.

Da kicherte Buntth. Alle sahen ihn fragend an, außer Edelborg, der unverwandt den Gang hinabstierte. Buntth wies auf ihn.

„Sieht Edelborg nicht genau so aus, wie wenn er ein Pferd vor sich an der Leine laufen läßt?“

Edelborg wandte den Blick nicht von dem Gegenstand seiner Studien ab; aber in seinem Gesichte schimmerte ein Lächeln selbstzufrieden dummer Kennerchaft auf.

„Ich untersuche bloß, wie alt sie ist,“ sagte er langsam. „Man kann es nicht nur an den Zähnen sehen, wie alt ein Thier ist, auch am Gang. Das ist meine Kunst, meine Herren!“

Er ließ seine, in fette, gelbe Falten gebetteten wasserblauen Augen stolz im Kreise herumgehen.

„Das kann ich auch!“ schrie Göranchen.

„Na, laß hören,“ sagte Edelborg mit unerfütterlichem Pölegma. „Wie alt ist sie also?“

„Sie ist wenigstens Vierzig,“ verkündete Göran so laut, daß die Anderen warnend zischten.

Edelborg veränderte keine Miene.

„Stimmt nicht!“ erklärte er. „Man soll sich nicht wichtig machen, wenn man nichts versteht!“

Die beiden Damen waren inzwischen bis vor die Veranda gelangt und kehrten wieder um.

„Ich finde,“ sagte Alexson, als sie wieder außer Gehörweite waren, „sie sieht garnicht aus wie eine böse Steben und als hätte sie ihrem Mann das Leben so sauer gemacht, daß er das Feld räumen mußte.“

Es erhoben sich Widersprüche von mehreren Seiten: so was könne nicht so oberflächlich entschieden werden, er hätte gar kein Recht, überhaupt eine Meinung in solch einer Sache so ohne Weiteres zu äußern.

„Wie kannst Du das so sicher beurtheilen?“ fragte Ephraim mit seinem Lächeln und seinem durchbohrenden Blick.

„Das hat man im Instinct,“ antwortete Aleson trocken und entschieden. „Das sagt Einem der erste Eindruck,“ fügte er gereizt abweisend hinzu, da Ephraim fortfuhr, ihn anzusehen. „Mir wenigstens.“

Die Anderen schüttelten die Köpfe, lächelten mißtrauisch und machten Einwendungen.

„Nein, meiner Seel,“ sprach Göranchen das Schlußwort, „einer ist nie allein daran schuld, wenn zwei sich zanken,“ — er wurde wieder warnend angezischt.

Da räusperte sich Vater Bertelson und nahm sein Punschglas in die Hand.

„Silentium,“ gebot Bunth. „Losgeschossen, Onkelchen!“

Vater Bertelson war ein Gebilde aus lauter Kugeln. Sein Bauch, über dem für den Augenblick die drei untersten Westenknöpfe aufgekнопft waren, war rund, seine Beine bogen sich nach außen und bildeten in ihrer Mitte eine Null, auf dem großen kugelförmigen Körper saß ein kleines kugelförmiges Köpfchen mit einer weißen Billardkugel als Schädel und einem rothen Vollmond als Gesicht. Um den Schädel lief ein Kranz grauer Haare, und um das Gesicht lief ein Kranz grauen Bartes. Auch im Einzelnen hatte die Natur das Kugelsystem bei der Gestaltung der irdischen Hülle von Vater Bertelson beibehalten: seine Nase war kurz und knopfförmig, die Augen zwei große vorstehende Kreise. Sogar wenn er sprach, klang es, als kullerten lauter runde Dinge aus seinem Munde.

„Still, Jungens,“ sagte er und ergriff das Punschglas, „hört auf mich, der ein alter Practicus und Pferdedoctor seit vierzig Jahren ist und die Viecher kurirt hat von außen und innen. Seht ihr, Jungens, ich habe das menschliche Leben durch meine Pferde und Hunde und die anderen unvernünftigen Geschöpfe kennen gelernt — ja, Du brauchst mich nicht anzugrinsen, Du Gelbschnabel von einem Hilfspastor, ich kenne auch die Menschenrassen durch meine Thiere: der Ochse ist zahmer, als der Stier, und der Borg beißt nicht wie der Eber, und der Widder stößt nicht mehr, wenn er zum Hammel gemacht ist, und den Wallach kriegst Du nie so wild und so satansschön zu sehen, wie den Hengst, wenn er die Stute wittert. Na, um wieder auf die Sache zu kommen — ja, verträgst Du das nicht zu hören, Pastor, so bist Du mein' Seel' auch kein Mann — also um wieder auf die Sache zu kommen: ich will Euch eine Geschichte erzählen, alte Jungens. Ich hatte einmal eine Mähre, — ja, Du kennst sie, Edelborg, denn sie stammte von Deinem Vater, — nicht gegrinst über Deine eigene Dummheit, Göranch, das warst Du und nicht ich, der die Zwei-

deutigkeit in meine Worte legte, — ja, das war die allerzüfeste kleine Mähre, weiß wie die Unschuld, mit zwei blanken braunen Augen, wie ein sechzehnjähriges Mädchen. Aber schafft Ihr mir ein zweites, so austudirtes Satansstück, so nehmt meinen besten Jagdhund, ja, Bunt, ich meine Nero! nehmt ihn! — die Mähre — sie hieß Virginia — wie die Einem schmeicheln konnte, sich an Einem reiben konnte, Einem zärtliche Blicke geben konnte, Einem das Brot aus der Hand fressen und Danke sagen konnte! — sie war wie ein menschliches Wesen, sie war zum Verlieben! sil fu plä, wie der Franzose sagt, Pastor: naturaia nix sunt turpia — das steht in der heiligen Schrift! — Na . . . aber wenn sie dann in die andere Ecke kam! Ach, Herr Jesus! Das war nun nicht seinen Augen zu trauen! Wie ausgetauscht — geradezu! Die Ohren zurückgelegt, sobald sie Einen nur zu sehen kriegte; und ausgefeuert, wenn man vorbeiging! biß, wenn man zu ihr an die Krippe kam. Und wenn man gerade an solchem Tage ausfahren mußte und sie nöthig hatte und sie aus dem Stall ziehen wollte . . . lächerlich! unmöglich . . . nie! Setzt sich auf die Hinterbeine . . . und immer rückwärts, immer rückwärts! Das Vieh konnte manchmal mitten auf dem Wege stehen bleiben; man saß im Wagen und fuhr und dachte an nichts — sie steht, — steht! Man nimmt die Peitsche und zieht ihr eins über; sie legt die Ohren zurück — und steht. Man steigt ab, stellt sich vor sie, — nimmt sie am Zügel, und zieht — nein! Die Ohren zurück und setzt sich in die Hinterbeine! Und wißt Ihr, wenn man ihr dann in die Augen sah: — ich hab', hol' mich der blanke Teufel, in mei — nem — Le — ben nicht so einen Ausdruck von niederträchtiger Schadenfreude an einem Menschen gesehen. Nicht mal an meiner seligen Alten! Aber, seht Ihr, rebete man dem Vieh nur freundlich zu, so ging es Euch manchmal wie geschmiert. Sie konnte so stehen und sich bedenken; die Galle konnte sich ja auch nicht so im Handumdrehen legen. Mit meiner Alten war es in solchen Fällen was Anderes. Die biß dann überhaupt auf nichts an. Es blieb mir nie was Anderes übrig, als ihr zuzubonnern: mulier sollen taceat in ecclesiis! und die Thür hinter mir zuzuschmeißen, — aber damit war ja nicht viel gewonnen! — Wohlsein, Jungens!“

Vater Bertelson leerte sein Glas und fuhr fort:

„Was diesen speciellen Fall angeht, so gebe ich dem Rechtsanwält, meinem jungen Freunde, Recht. Man hat das eben so in der Empfindung! Glaubt mir, es ist Rasse in dem Weibe, — feine Rasse, prima, arabisch Vollblut! Und das, hol' mich der Teufel, ist einzig und allein die Hauptsache,“ schloß er flüsternd.

Die beiden Damen waren wieder bei der Veranda angelangt. Vater Bertelson füllte rasch sein Glas, stieg die Stufen hinab, stellte sich vor Frau Bruce auf, rebete und sprach:

„Erlauben Sie, höchstgeehrte Frau Bruce, daß der alte Bertelson, der ein alter Saufaus und Weiberfeind ist, sonst aber ein Exemplar

der echten, alten, schonenschen Wächterhundrasse, die nun leider im Aussterben ist, dieses Glas zu Ihrer Ehre und auf Ihr liebes Gesicht leert!“

Frau Bruce zuckte bei der Ansprache zusammen, erblickte leicht und war einen Augenblick unschlüssig. Sie sah den Alten an, der in seiner Büdlingsstellung verblieb und ihre Erlaubniß abwartete. Darauf wurden ihre Züge plötzlich hell, ein Sonnenschein glitt über sie hin, sie nahm selbst ein Glas, stieß mit dem Alten an, dankte und trank ihm zu. Vater Bertelson verbeugte sich nochmals tief und schritt stolz die Stufen hinan.

Es war Zeit, aufzubrechen. Frau Bruce und Akeffon standen zusammen im Garten. Die Tripelallianz hatte sich gerade von ihnen verabschiedet und spectakelte davon, auf die erleuchtete Veranda zu, wo Vater Bertelson sich laut und umständlich der Wirthin empfahl, — Frau Lund und Edelborg Seite an Seite, Göranchen um sie herumkreisend, wie ein Hund um seine Herrschaft.

Da begegneten sich ihre Augen, wie von demselben Instinct in Bewegung gesetzt; es ließ sich nicht entscheiden, wer zuerst den Anderen angesehen hatte; sie standen Beide und sahen einander an, und in ihrer Beider Blicken lag genau derselbe Ausdruck; der Eine fand in den Augen des Andern seine eigene Seelenstimmung wiedergespiegelt: Ironie, Verachtung, Widerwillen. . . Einer jener Augenblicke, die unbemerkt vorübergehen und ungesehen zur Erde fallen, wie ein Samenkorn, das der Zufall austreut und aus dem manchmal ein Leben und ein Lebensschicksal hervorstößt. . .

Ihre Blicke ruhten eine Weile in einander, darauf gingen sie, ohne ein Wort zu wechseln, den Gang hinauf, dem Hause zu, ganz langsam. Sie waren auf einmal, ohne zu wissen wie, oder warum, ganz vertraut mit einander geworden; sie fühlten Beide übereinstimmend, als wären sie jahrelang bekannt gewesen.

„Das scheint ja durchaus komisch zu sein,“ sagte sie kurz.

„Na,“ antwortete er halb lachend, „wenn man es tagaus, tagein ansehen muß und tagaus, tagein dieselbe Komik aufgetischt kriegt, dann schmeckt es doch sehr fade. — Mich ekelt es,“ fügte er brüsk hinzu.

Sie war vor einer Gruppe weißer und rother Rosen stehen geblieben, bog sich nieder und sog den Duft ein,kehrte sich darauf um und blickte hinaus in die Landschaft. Es war eine ziemlich dunkle Sommernacht ohne Mond; die blaue Dämmerung lag schwer auf allen Gegenständen, die unbeweglich standen, als schliefen sie. Auch die Hitze war schwer; es lag etwas Beklemmendes auf Allem, man mußte nicht recht, war es das eigene Blut, das schwerer floß, oder war es die Natur, die unruhige Träume hatte, sich hin- und herwarf und bekloffen athmete.

Akeffon ließ einen verstohlenen Blick auf ihr Gesicht fallen; sie hatte ein schwarzes Spitzentuch über den Kopf geworfen, ihr blaßes Gesicht schien ganz weiß in der schwarzen Einrahmung, und ihre Augen leuchteten ganz schwarz daraus hervor. Im nächsten Augenblicke waren sie wieder umge-

kehrt und setzten ihren Weg langsam nach dem Hause zu fort, in dem man das Abschiedsunwesen der Tripelallianz verklingen hörte, während die erleuchtete Veranda eine Weile leer stand.

„Es ekelt Sie wohl recht Vieles an?“ fragte Frau Bruce, an seine letzten Worte anknüpfend.

„Es geht,“ antwortete er zögernd. „Warum glauben Sie das eigentlich?“ fügte er rasch hinzu.

„Bunth hat Sie mir ja geschildert. Das hätte er übrigens nicht nöthig gehabt. Ich hätte es doch aus Ihrem Gesichte und Ihrer Art abgelesen. So was ist ja so einfach; man fühlt es gleich, wenn man still dasitz und Alles an sich vorübergehen läßt. — Ist's nicht so, Herr Rechtsanwalt?“

„Ja,“ antwortete dieser, „ich kann es nicht leugnen, ich machte heute dieselbe Beobachtung an Ihnen, Frau Bruce. Ich fragte mich selbst: aber weshalb ist sie eigentlich hergekommen? sie gehört ja nicht hierher.“

Sie ging stumm an seiner Seite, und sie kamen bis zur Veranda. Dort blieb sie stehen und sah in die Nacht hinaus.

„Es kommt auf Einen selbst an,“ jagte sie etwas hart. „Es ist nicht dasselbe für den Einen wie für den Andern. Was für Sie Verstimmung bewirkt, kann dem Fremden Ruhe geben.“

Die Wirthin kam jetzt auf die Veranda heraus. Åkesson folgte dem Beispiel der anderen Gäste und sagte gute Nacht.

VII.

Eines Morgens früh, eine Woche später, ritt Åkesson von seinem Hof, durch das Kirchdorf, wo der Weg unter der dichten Ulmen- und Kastanienwölbung noch feucht vom Thau war, auf die Landstraße hinaus, die an der Zuckersiederei und Brönnholm vorbei auf das Plattland führte. Er hatte einen weiten Weg in Geschäften vor und war daher mit der Sonne aufgestanden; der Ausflug sollte den ganzen Tag in Anspruch nehmen.

Er ritt in langsamem Schritt. Die hellbraune Stute schnaubte und tänzelte vor Ungebuld. Die Sonne stand noch tief im Osten; der Thau funkelte auf Gras und Blumen an den Grabenrändern und auf der Saat auf den Feldern. Alle Anzeichen zu einem heißen, schönen Sommertag, aber noch lag Morgentühle in der Luft. Der Rauch stieg gerade aus allen Schornsteinen auf, die Hähne krächten nah und fern. Ueber dem Plattland die Stimmung des Erwachens; und alle Wege noch leer.

Gerade wie er um eine Biegung des Weges ritt, gewahrte er vor sich eine einsame Dame in cremefarbenem Morgenkleid. Sie hatte nichts auf dem Kopfe, das schwarze Haar war bloß; in der Hand trug sie einen Sonnenschirm von der Farbe des Kleides und ging so sorglos nachlässig, wie man sich fühlt, wenn man sich ganz allein und von keines Menschen Nähe bewacht weiß.

Es war Frau Bruce. Åkesson kam näher und näher, ohne daß sie auf die Hufschläge Acht zu geben schien. Er befand sich schon dicht hinter

ihr, ohne daß sie sich umkehrte, und konnte sie ungestört betrachten. Das schwarze Haar war ganz lose aufgesteckt, und das helle Morgenkleid fiel, nur um den Leib zusammengebunden, in natürlichen Falten auf ihre Füße.

„Guten Morgen,“ grüßte er, als er an ihr vorbeitritt, und wandte das Pferd.

Sie sah sich hastig um bei dem Gruße.

„Ah!“ sagte sie ruhig, aber erstaunt, „so früh aus?“

„Ja, aber Sie selbst!“ antwortete er munter. „Ich habe einen weiten Weg vor und muß zum Abend wieder zurück sein; ich habe also keine Zeit zu verlieren. Aber Sie! Es ist nicht Tradition im Dunth'schen Hause, mit den Hähnen aufzustehen.“

Er war aus dem Sattel gesprungen und hielt das Pferd am Zügel. So gingen sie langsam auf dem Wege hin.

„Nein,“ sagte sie, legte den Kopf zurück, so daß die beiden Halssehnen sich deutlich um die tiefe Kehlgube zeichneten, und sog die frische, thauige Morgenluft mit geblähten Nüstern und froher Miene ein. „Das ist meine eigene Tradition. Die frühen Morgenstunden sind meine Zeit; dann lebe ich. Lieber ein paar langweilige Mittagsstunden verschlafen; aber den Morgen versäume ich nie. Das wäre dasselbe, wie seinen Tag verlieren; und einen ganzen Tag zu verlieren, dazu hab' ich nicht die Mittel . . . Sie müssen nämlich wissen, Herr Rechtsanwalt, ich bin damit sehr geizig,“ fügte sie mit eigenthümlichem Lächeln hinzu. „Aufstehen, wenn noch das ganze Haus um Einen schläft, sich hinaus schleichen, wenn Niemand davon weiß, den ersten Duft und die erste Frische einathmen, und das ganz, ganz allein, — darum lasse ich mich nicht so leicht bringen. Es ist, als genieße man damit des Lebens ewige Frische auf's Neue mit jedem Tag, der kommt; und das ist der Genuß, der nie seine Neuheit und Frische verlieren kann.“

Der Reiter ging ganz stumm an ihrer Seite. Er konnte kein Wort zur Erwiderung finden.

„Sie sind wohl verwundert über meine Redseligkeit,“ unterbrach sie sich und lehrte ihm ein Gesicht voller Sonne zu, ein Gesicht, das nicht jung in Haut und Linien, aber dessen Seele die eines Kindes war. „Doch das ist die Natur selbst in der Morgenstimmung, die redet, ohne weiter darüber nachzudenken, oder zu wissen, was sie sagt. — Nun muß ich aber hinaufgehen und nachsehen, ob meine Tochter nicht wach ist. Guten Morgen, Herr Rechtsanwalt, glückliche Reise!“

Sie standen vor Directors Gartenpfortchen. Sie klopfte der Stute auf den Hals, reichte dem Reiter eine weiche, weiße Hand und ging durch den Garten, dessen Blumen sich gerade öffneten, dem Hause zu, das mit herabgelassenen Gardinen schlief, außer im Giebel, wo Frau Bruce ihre Zimmer hatte und die Fenster offen standen.

Akesson stieg in den Sattel und setzte die Stute in raschen Trab. Als er eine Strecke weit geritten war, hielt er an, ließ die Zügel auf den Hals

des Pferdes fallen und den Blick in die Runde über das Plattland schweifen saß eine lange Zeit in Gedanken, zog tief Athem, wie wenn man aufwacht stemmte die Hände in die Hüften, fing an vergnügt zu pfeifen und ritt gemächlich weiter in den erwachenden Sommertag hinein. —

Auf dem Heimweg am Nachmittag war er schon eine gute Strecke an Brönneholm vorbeigekommen, als er Pferdegalopp hinter sich hörte. Er ließ die Stute langsamer gehen und kehrte sich um, um zu sehen, was es gäbe. Aber im selben Augenblicke stob ein Mensch zu Pferde an ihm vorbei in einer Wolke von Staub.

„Hei!“ schrie es aus der Staubwolke heraus.

„Was Teufel, das ist ja der kleine Görän!“

Åkesson hielt mit einem Ruck sein Pferd an.

„Halloh, Görän,“ schrie er „Halloh! aber so warte doch!“

Der Andere war schon außer Hörweite. Es war nichts mehr von ihm zu sehen, als ein schwarzer Punkt in einer gelben Wolke. Åkesson saß verduzt und sah ihm nach, überlegte und warf das Pferd herum. Man mußte sich doch vergewissern, was das bedeutete; und natürlicher Weise war Görän von Brönneholm gekommen.

Er wich vom großen Wege zwischen ein paar massiven, steinernen Markzeichen ab und ritt durch eine breite Allee von uralten Ulmen, die hoch über ihm eine riesige, dichte Wölbung bildeten. An beiden Seiten des Weges lagen in regelmäßigen Abständen weißbekaltete Steine; und über seinem Kopf lärmten die Krähen in den Ulmenkronen. Nachdem er fünf Minuten geritten war, öffnete sich die dunkle Allee, und vor ihm lag, auf einer kleinen Erberhebung, mitten in einer ziemlich neuen Gartenanlage mit gewundenen, kiesbestreuten Gängen, grünen Grasplänen und bunten Blumenrabatten, der Edelborg'sche Herrensitz.

Er bestand aus drei zusammengebauten Längen, alle einstöckig, aus grell brandgelbem Ziegelstein. Åkesson ritt über den Hofplatz auf die Mittellänge zu, wo ein kleiner Aushau den Haupteingang bezeichnete. Ein Diener kam angelaufen.

Ob sein Herr zu Hause sei?

Ja.

Ob nicht Herr Lund hier gewesen sei?

Ja.

Der Kerl stand und lachte und konnte sich sichtlich nicht halten: er war ganz roth im Gesicht vor lauter Anstrengung, nicht herauszuplazen. Åkesson sah ihn fragend an, selbst mit einem Lächeln in den Mundwinkeln; darauf gab er ihm das Pferd zu halten und ging in's Haus.

Alle Thüren standen weit offen, — Edelborg residierte allein auf dem Hof, und bei ihm herrschten Junggesellen sitten. Åkesson, der sich auf bekanntem Boden bewegte, schaute erst in's Arbeitszimmer, — Niemand zu sehen. Er ging zurück durch's Vestibül in einen größeren Saal, der ein

Ganzen mit einer Veranda hinter Glaswänden bildete, und guckte hinaus in den Garten auf einen Kanal, wo einige Schwäne schwammen, — Niemand! Kehrete wieder um, trat durch die Thür des Speisesaals und blieb stehen: der Tisch war noch voller Flaschen und Gläser und sah aus wie nach einer Kneiperei, mit Flecken auf dem Tischtuche und zerknüllten Servietten. Er wollte gerade weiter gehen, hielt aber an und horchte: wieder hörte man ganz deutlich, aus dem Zimmer hinter dem Speisesaale, eine flüsternde Frauenstimme, ein Röcheln und das Rascheln eines Kleides. Er trat hart auf und schlug sich mit der Reitpeitsche auf den Stiefel, um seine Nähe anzumelden. Darauf ging er langsam über die Diele. Es wurde drinnen einen Augenblick still; gleich darauf erschien Edelborg in der Thür mit rothem, verlegenem Gesicht, aber unerforschlichem Phlegma in seinen wasserblauen Glogaugen und feinen schwellenden Gliedern.

„Es ist der Rechtsanwalt,“ sprach er zurück in's Zimmer, ohne sich umzusehen, und ging seinem Gast entgegen. „Guten Tag, Rechtsanwalt, komm und trink ein Glas.“

Åkeffon blieb stehen, — er errieth, daß freundliche Rücksicht hier von Nöthen war, und freundliche Rücksicht in diesem Falle bestand im Zeitlassen.

„Danke, ich muß gleich weiter. Ich möchte nur wissen, was mit Göran los ist. Er stob mir auf dem Wege vorbei, als brenne es irgendwo.“

„Als brennt's irgendwo,“ kuckte Edelborg. „Nein, Satan, Göran fehlt nichts. Komme nur und trink ein Glas mit Frau Lund — Frau Lund ist hier geblieben, — unterdessen erzähl ich Dir die ganze Geschichte.“

Damit faßte er seinen Gast um und schob ihn durch die Thür. Åkeffon kannte das Zimmer von früher her: es war das Trink- und Spielzimmer für Edelborgs Junggesellenfeste. Die Gardinen waren herabgelassen, und es herrschte Halbdunkel darin. Es sah unordentlich aus; der Tisch war begossen; überall Spuren von Cigarrenasche und klebrigen Glasfüßen; ein Teppich war zur Seite geworfen und die Decke eines Korbstuhls schleppte an der Erde. An der Wand zwischen den beiden Fenstern stand Frau Gina Lund. Sie wandte sich rasch Åkeffon zu, als dieser durch die Thür kam — bestimmt hatte sie sich vor'm Spiegel zu schaffen gemacht! Sie glättete und strich noch ganz mechanisch mit den Fingern ihr Kleid. Sie war heiß und roth und ihr Haar etwas in Unordnung.

„Puh,“ sagte sie nicht ganz natürlich, „was für eine Hitze! Guten Tag, Åkeffon! Wie geht es Frau Bruce?“

Åkeffon stutzte; ein Widerwille, den er sich selbst nicht erklären konnte, stieg in ihm auf. Er entging übrigens einer Antwort, denn der Wirth führte ihn an den Tisch, nahm eine Flasche Calorie-Punsch in die eine und einen bauchigen Benediktiner in die andere Hand, zeigte mit dem Calorie auf einen Hennessy und mit dem Benediktiner auf eine grüne Chartreuse und fragte Åkeffon, was er wolle. Da der Gast sich nicht rasch genug

entschied, goß er von allen vier Sorten ein und zwar so, daß es aus allen vier Gläsern überfloß. Darauf trank er ihm zu, hielt ihm die Cigarrenkiste hin, schob ein paar Stühle an den Tisch, den einen in die Kniekehlen von Akeffson, — alles mit derselben phlegmatischen Selbstzufriedenheit — nahm schließlich umständlich Platz in einem Lehnstuhle und sah den Rechtsanwalt dumm abweisend an.

„Wird's?“ fragte dieser ungeduldig.

„Ach, das ist ja wahr,“ erinnerte er sich. „Ja, nun sollst Du hören.“

Ob er sich erinnern könne, wie Göran neulich bei Dunth's behauptete, man könne von Brönneholm nach Söreborg in dreiviertel Stunde reiten, wie er, Edelborg, und Frau Gina erklärt hätten, das sei unmöglich, und wie sie ihn, den Rechtsanwalt, zum Schiedsrichter gemacht hätten?

Ja, natürlich! Er erinnerte sich an Alles.

Na, also! Er, Edelborg, hätte die Herrschaften Lund heute bei sich zu Mittag gehabt. Beim Madeira hätte Göran wieder sein altes Steckenpferd geritten. Göran ließ sich von seiner Behauptung nicht abbringen, und Frau Gina und Edelborg ließen sich auch von ihrer Behauptung nicht abbringen. Darauf hätte Edelborg vorgeschlagen, ein für alle Mal den Streit zu schlichten — besser reiten als schwagen. Frau Gina hätte das auch ganz richtig gefunden. Mittlerweile sollte Edelborg Frau Gina Gesellschaft leisten. Göran hätte das Arrangement nicht gefallen, und er hätte ziemlich langnäsiger ausgesehen, aber er scheute sich doch, sich zurückzuziehen. In Söreborg angekommen, sollte er gleich persönlich per Telephon Nachricht geben, und dann sollte von beiden Parten mit der Uhr in der Hand entschieden werden, wer Recht hätte.

Edelborg brachte die Sache mit trockener Umständlichkeit vor, wie ein Jurist einen Fall entwickelt, und mit seinem gewöhnlichen phlegmatischen Cynismus.

Frau Gina saß, die Arme auf dem Tische, etwas apathisch, mit satt und schläfrig emporggezogenen Lidern, augenscheinlich vollständig uninteressirt vom Ausgang und besonders von der unerwarteten Vermehrung der Gesellschaft.

Edelborg sah auf die Uhr.

„Teufel! es ist hohe Zeit. Wir müssen aufpassen. Wollen wir Alle an's Telephon gehen.“

Das Telephon befand sich im Arbeitszimmer, neben dem Vestibül. Sie nahmen jeder sein Glas in die Hand, zogen dahin und setzten sich zum Warten nieder, die Uhr in der Hand. Die Minuten krochen langsam wie Schnecken; aber die Zeit ging doch ihren sichern Gang. Nun waren nur noch fünf Minuten übrig; eine Spannung stellte sich ein — die Spannung beim Spiele. Noch drei Minuten, — Frau Gina schob sich hin und her und konnte nicht still sitzen, — schrie plötzlich auf.

Das Telephon klingelte wie toll, klingelte und klingelte und klingelte. Edelborg stand mit dem Schallrohr am Ohre.

„Was sagt er?“ fragte Frau Gina.

„Er fragt, wer jetzt der Dumme gewesen ist?“ antwortete Edelborg mit einem Blick auf sie. „Er oder wir?“

„Das ist ja gar keine Frage,“ schrie Frau Gina so laut, als sei ihre Absicht, per Telephon bis Sörebrog gehört zu werden.

„Das ist ja keine Frage, sagt Deine Frau,“ referirte Edelborg gewissenhaft mit unerschütterlichem Ernst in's Telephon hinein.

Akesson brach bald auf. Als er bis an den Kreuzweg gekommen war, sah er einen Reiter in raschem Trabe von der nördlichen Straße abbiegen. Er sah stolz wie ein König auf seinem Rosse und hatte für Akesson eine große Aehnlichkeit mit einem schielenden Pfau. Schon von Weitem hallote er ihn an. Nähergekommen, schrie er:

„Du kommst von Brönneholm?“

„Ja.“

„Na, Du weißt Alles?“

„Ich weiß Alles.“

„Die kriegten wohl verteuftelt lange Nasen, was?“

„Unglaublich. Es war gräulich anzusehen.“

„Adieu, Rechtsanwält. Es juckt mir in den Fingern, zu ihnen zu kommen. Ich habe keine Zeit zu verlieren. Was?“

„Nein, darin hast Du recht, Göran. Adieu, Göran.“

Göran sprengte weiter auf seinem Triumphritte, und der Andere sah ihm mit komischem Erstaunen nach. Darauf wandte er das Pferd und ritt langsam weiter. Die Sonne stand schon tief im Westen, es blinkte roth wie Feuerbrunst in fernen Fensterscheiben, und die Abendstille kam. Als er das Buntth'sche Haus mit der weißen Wand und dem grünen buschigen Garten erblickte, durchfuhr es ihn. Er erappte sich darauf, aber ließ die Empfindung hingehn, ohne sie zu erklären. Es war ein Gefühl, dem ähnlich, mit dem man manchmal am frühen Morgen erwacht — man weiß, daß etwas Gutes auf Einen wartet, aber man kann noch nicht mit Bewußtsein sagen, was es ist; und er wurde plötzlich durch diese Empfindung, Gott weiß wie, in seine Kindheit zurückversetzt und sah sich daheim vor der Hauspforte in der Dämmerung der späten Abendstunde stehn und horchen, ob ein Wagen, den man weit, weit auf der Landstraße heranrollen hörte, wohl Vaters Wagen war, mit dem er zurückkehrte und was mitbrachte aus der Stadt.

Als er an Buntth's Pförtchen vorbeiritt, blickte er verstohlen in den Garten hinauf. Niemand war zu sehen, nicht ein Mensch. Er fühlte sich dadurch enttäuscht. Sonderbar, sonst waren da immer Leute, man mochte vorüberkommen, wann man wollte. In übler Laune ritt er weiter, dem Kirchdorfe zu und nach Hause.

VIII.

Der Rechtsanwalt wollte für Frau Bruce ein Fest geben. Das war er seinen Freunden, Directors, schuldig, deren Gast sie war; und es verstand sich von selbst, daß er als erster in der Reihe den Reigen der Einladungen eröffnete. In dieser Angelegenheit ging er eines Tages zu Buntth hinüber. Es war Gewitterregen während der Nacht gefallen; die Wegfurchen standen noch voll Wasser; die ausgewachsene halbreife Saat war niedergeschlagen. Aber es war noch drückend, als käme mehr Unwetter. Windstille. Die kleinen weißen Wölkchen am Blau schienen sich nicht zu bewegen. Es bewegte sich überhaupt nirgendwo etwas; nur über der Zuckersiederei zog ein Hühnerhabicht seine langen, stillen Kreise.

Er traf Frau Bruce; sie, Buntth und Emilie saßen im Lusthaus beim Kaffee. Er brachte seine Sache vor, und eine gleichgiltige Unterhaltung begann. Mit dem Mund nahm er daran Theil, aber seine Gedanken waren mit Anderem beschäftigt. Es fiel ihm auf, wie diese drei Personen einander behandelten. Er fand etwas so Komisches darin. Für Buntth war Frau Bruce augenscheinlich nichts Anderes, als die Freundin seiner Frau, die ältere Freundin seiner Frau; sie war für ihn nicht länger das Weib, auch noch nicht die Tante, aber doch ein älteres, erfahrenes, etwas langweiliges Frauenzimmer, bei dem es Einem nicht mehr einfallen konnte, sich liebenswürdig zu machen. Gleichzeitig fühlte er sich unsicher ihr gegenüber; er wußte nie, was er mit ihr sprechen sollte; wenn sie sich miteinander unterhielten, lächelte er immer ein bißchen verlegen; und wenn sie den Kopf so auf ihre Art zurücklegte und ihn ansah, wurde ihm ganz unbehaglich dabei. Die beiden Freundinnen hatten in ihrem Verkehr die tausend kleinen Züge, in denen eine Jugendintimität sich verräth; sie waren auseinandergekommen, hatten dann alle die alten Formen wieder aufgenommen, aber sie waren ihnen nicht mehr natürlich wie in früheren Tagen. An Frau Ester merkte man das nicht so sehr; sie ersetzte das Fehlende durch ihre ruhigen Weltformen und beherrschte immer die Situation: aber Frau Emilie strengte sich sichtlich an, natürlich zu erscheinen und ungezwungen, um die Illusion zu erwecken, sie und diese Frau, in deren Nähe sich Alle, auch sie mit einbegriffen, genirt fühlten, seien Freundinnen, wirkliche Freundinnen. Hansson war ganz frappirt von dieser Beobachtung. Es war aber auch ein merkwürdiger Gegensatz zwischen beiden Frauen. Ja, was war es aber eigentlich für ein Etwas an der Frau seines Freundes, dieses Etwas, das er immer, so lange er sie kannte, an ihr empfunden, und von dem er doch nie gemußt hatte, was es war? Ihm schien, dies sonderbare Etwas sei ihm näher getreten und ausgeprägter geworden, jetzt, wo die Andere ihr gegenüberfaß. Er konnte es, ein paar flüchtige Augenblicke lang, in einer vorbeifunkelnden Empfindung, fassen . . . es lag in dem Gegensatz zwischen dem mageren Hals und dem üppigen Körper, zwischen dem kleinen Kopf und der kräftigen Gestalt; es lag in den allzu regelmäßigen Gesichtszügen;

es lag in den allzu reinen Farben des Antlitzes, in den klaren Augen und in dem glattgestrichenen Haar; diese auffallenden Gegenstände und diese persönliche Correctheit widersprachen einander, und doch . . . Ja, darin lag es, in beidem zugleich, unter beidem, hinter beidem . . . dies . . . dies . . . ja, es war etwas Verdorbenes in ihm selbst, etwas Eingezwängtes, Lüsterneß, das in einer Empfindung von Widerwillen eben damit Fühlung zu gewinnen anfang . . .

Er wachte auf aus diesen Betrachtungen: er hörte seinen Namen nennen; wahrscheinlich war eine Weile vergangen, ehe ihm das zum Bewußtsein kam; er wachte auf mit der Empfindung, daß eine Pause diesem Augenblicke vorangegangen sei. Und er sah drei Paar Augen auf sich gerichtet.

„Nicht wahr, Lars?“ Bunth wiederholte seine Frage lächelnd.

Akesson hatte keine Ahnung, um was es sich handelte. Die drei Paar Augen sahen ihn schelmisch abwartend an. Er wurde ganz verwirrt und erröthete.

Frau Emilie saß gerade, mit unbeweglichem Gesicht, brach dabei in ein klares, klingendes Lachen aus und schlug die Hände zusammen.

„Nein, nein! Akesson wird roth! Sieh, Bunth, sieh, Ester!“

Bunth kluckste.

„Das hat er immer an sich gehabt,“ sagte er. „Wir hatten viel Spaß mit ihm bezwegen. Ist es nicht merkwürdig, Frau Bruce, daß ein alter Kerl, wie er, sich das noch nicht abgewöhnt hat?“

„Ich weiß nicht,“ antwortete sie mit ihrem überlegenen ruhigsten Tonfall und begegnete Bunths Blick gerade mit dem Ausdruck in dem ihren, der ihn immer so unsicher machte. „Das ist vielleicht — sehr ungewöhnlich. Wenn so: leider! — Ich spreche natürlich blos für eigene Rechnung,“ fügte sie hart hinzu, während ihr Gesicht plötzlich magerer zu werden schien. „Aber ich glaube, es ist für ein Weib gefährlich, sich mit einem Manne einzulassen, der nicht mehr erröthen kann.“

Bunth schluckte verlegen und sah verlegt aus.

„Ja,“ antwortete er, „aber man braucht doch nicht nothwendigerweise roth zu werden, blos wenn man sieht, wie ein Kalb geboren wird. — So war er aber immer,“ fügte er mit seinem gewinnenden Lachen hinzu. „Und das ist um so merkwürdiger, weil er durchaus kein Kopfhänger ist. Aber wir Mannsleute werden ja mit der Zeit so ziemlich verhärtet. Wir sehen so viel und hören so viel, daß man sich schließlich von nichts mehr verblüffen läßt. Wir hatten immer unser Gaudium daran, ihn zum Rothwerden zu bringen. Und er hat es noch an sich, obgleich er schon in seinem Berufe allerlei delicate Sachen zu sehen und zu hören kriegt. Es bleibt an ihm hängen — wie seine Steifheit.“

Der Gegenstand dieser langen Erörterung hatte die ganze Zeit still gesessen und zugehört, anscheinend ziemlich gleichgiltig. Da traf ein gerader Blick von Frau Bruce ihn plötzlich; und auf den reagierte er sofort.

„Nun ja,“ sagte er in einem Tone, als sei nun Alles lange und gründlich erwogen. „Das ist sehr einfach. Ich bin einmal so; ob das anderen Leuten gefällt, oder nicht gefällt, ist eine Sache für sich. Ich war immer so leicht gerührt, zu affectiv, kann ich gerne sagen. *Hinc illae lacrimae*. Aber wenn man sehr empfindlich ist, fürchtet man auch sehr, sich zu entblößen; man möchte diese Eigenschaft gern bemänteln und am liebsten die Illusion vom Gegensatz geben. Dann schlägt man natürlich gleich über in's andere Extrem: man wird steif. Als ich jung war, verliebte ich mich so unangenehm leicht; und deshalb handelte es sich immer darum, aufzupassen; — und so gab man sich natürlich als Stockfisch! Erinnerst Du Dich, Bunth, wie ich Dich zum ersten Mal als Schuljunge nach dem Auftritt mit Abjunct Berner zu Deiner Familie begleitete? Deine Frauenzimmer erklärten einstimmig: ich sei ein Weiberhasser. Und ich war doch bis über beide Ohren in Deine Schwester Ellen verliebt; — wie ich in jedes zweite Mädchen verliebt war, das in meinen Gesichtskreis kam; — wie ich meine Schulfreunde mit jener sonderbaren Mischung von heimlichem Stolz, hundebemüthiger Ergebenheit und verleglicher Eifersucht liebte . . .“

„Und trotzdem nicht verheirathet?“ unterbrach ihn Frau Emilie.

„Und deswegen nicht verheirathet,“ äffte er ihr gereizt nach, — er ärgerte sich, daß er sich hatte verführen lassen, gegen seine Gewohnheit so viel auszuplaudern.

Frau Emilie warf den Kopf auf und wurde noch gerader im Rücken:

„Nein, aber Lars! So hab ich Sie noch gar nicht gekannt. Daß Sie so mittheilsam und so schnippisch sein können! Ist das nicht merkwürdig, Emil?“

„Das ist es eben!“ fuhr Aleson fort, ohne auf Emiliens Worte zu hören, sprang auf und schüttelte sich nervös. „Man soll die Dinge nicht so hochfeierlich nehmen, dann geht Alles glatter. Nicht sich so viel zu schaffen machen mit Rücksichten rechts und Rücksichten links, mit Rücksichten gegen sich selbst und gegen Andere. Sondern bloß nehmen. Nimm, so wird Dir gegeben. Sonst bleibt man sitzen ohne.“

IX.

Im Dorfe, gerade der Kirche gegenüber, zweigte sich ein Weg ab, — nach rechts, wenn man von der Zuckersiederei kam. Durch eine ziemlich junge Allee von Kastanien und Ulmen erreichte man in etwa zehn Minuten einen größeren, neuerbauten Hof, der frei und einsam auf offenem Felde an einem Abhang mitten in einem jungen Garten lag, — einen Hof mit Schindeldach und weiß gekalkten Wänden, Frontgiebel und zwei Blitzableitern, der eine auf der Rasenfläche vor dem Wohnhaus, der andere zwischen den Wirthschaftsgebäuden, die, ein Stück vom Wohnhaus entfernt, ein Dreieck für sich bildeten. Das Ganze hielt die Mitte zwischen Herrenhof und Bauerhof.

Hier wohnte Rechtsanwalt Akeffon. Sein Vater, einer der reichsten Bauern der Ebene, der ehemalige Reichstagsmann Ake Persson in Skillinge — ein Name, der in den Jahren nach 66 den besten Klang im ganzen Reich gehabt — hatte auf seine alten Tage den Väterhof hierher aus dem Dorfe heraus verlegt. Dort hatte er, nach altem Brauch in einer Ecke seiner weitläufigen Ländereien, — deren von Weidenwällen umhegte Grenzen man kaum vom Hofe aus erblicken konnte — der Kirche gegenüber am Wege gelegen, gerade da, wo jetzt die Allee anfing. Ein echter, altmodischer schonenscher Bauerhof. Nach ungaslicher Vätertradition kehrte er gerade den Pserch der Landstraße zu; die entgegengesetzte Seite des langen moosgrünen Gebäudevierecks nahm ein unglaublich langes und schmales Wohnhaus mit unregelmäßigen, vierseitigen Fenstern ein, die auf einen ebenso langen und schmalen Garten mit geraden Gängen zwischen mächtigen Buchsbaumhecken und uralten, knorrigen Apfelbäumen sahen. Auf dem Hofplatz vor der Küche wuchs ein Birnbaum, der sich über dem Dachstuhl mit dem Birnbaum vor dem Kammerfenster im Garten vereinigte; und auf der einen Dachdecke wucherte ein Ueberfluß von Hauslauch. Ueberall unter den Dachrippen waren Taubennester, und eine Unzahl Tauben hielt gewöhnlich in ihrer Buntheit eine ganze Dachseite besetzt, wo sie sich gütlich thaten. Die untere Hälfte des Hofes war meist von Schobern eingenommen; das war die alte Art aus der Zeit, wo man noch die Dampfdreschmaschine nicht kannte: erst füllte man alle Haus- und Scheunböden, darauf fuhr man in's Gebäudeviereck soviel ein, wie der Hof fassen konnte, und bloß was dann noch übrig war, brachte man draußen unter. Drinnen aber, in den kleinen niedrigen Räumen mit der sandbestreuten Diele und den weißgestrichenen Tragbalken unter der Decke, — Räume, deren Belegenheit und Einrichtung typisch war für eine Zeit, die nun fast vorbei ist, — saß Vater Ake in seinem reichbekannten schwarzen Wams, in dem er, aus Koketterie, wie viele meinten, an der Tafel des Königs und auf den Festen im Schloß aufgetreten war, wo er, witzig und anregend wie er war, gern gesehen wurde.

Aber als Vater Ake so hoch zu Jahren gekommen, daß es nur eine Zeitfrage war, wann er von hinnen scheiden müsse, da fand er, daß der alte Hof wohl mit ihm der Vergänglichkeit anheimfallen und der neue Herr auch eine neue Residenz haben könne. Auf seinen Feldern war an einem Abhang eine runde Vertiefung, mit Gras bestanden und in eine niedrige Wiese ausmündend. Dort befand sich eine Quelle, eine nie versiegende Wasserader, ein ehemaliger heiliger Duell, dessen Gottheit seit der Heidenzeit geopfert worden war, zu dem die Menschen noch in der Mittsommernacht meilenweit aus der Umgegend herangezogen kamen und in dessen Bodenschlamm man noch eine Unzahl älterer und neuerer Münzen — Opfergeld — vorfand, wenn man von Zeit zu Zeit eine Reinigung vornahm. Die Quelle wurde in einen Springbrunnen verwandelt, um sie herum ein groß angelegter Garten gepflanzt und weiter aufwärts, auf dem

Hügelrücken, der neue Hof erbaut. Vater Ate blieb auf dem alten Hof, bis er eines Tages die Augen schloß; und nach der Verabredung zwischen Vater und Sohn wurde das alte Gebäude gleich nach seinem Tode niedergeworfen und dem Erdboden gleichgemacht.

Der Sohn hatte schon vor mehreren Jahren sein Examen bestanden und den Hof bezogen, der Garten war schon angewachsen. Die alte Quelle lag in dem mystischen Halbdunkel überhängender Bäume, unter denen das Springwasser plätscherte, die ganze Strecke nach der Wiese zu prangte in üppigem Grün, und der wilde Wein rankte sich schon über die Veranda zum Giebel empor.

Es ist eine warme, stille Sommernacht, die Wiese unten dampft weiß, und der Mond steht hoch am Himmel. Alle Fenster sind weit geöffnet; drinnen bewegt sich ein Gewimmel von Menschen, und ein undeutliches Gemurmel von Stimmen und Gelächter dringt hinaus in die stille Nacht. Auch auf den Gartenwegen erscheint dann und wann ein Paar, oder eine Gruppe, verschwindet im Dunkel der Bäume und taucht im Mondschein wieder auf.

Frau Bruce tritt auf die Veranda, steht eine Weile still, steigt die Treppe hinab, bleibt wieder stehen und blickt auf das Land hinaus. Die Kirche leuchtet weiß über der schwarzen Baumgruppe, im Westen sieht man die massiven, ziegelrothen Gebäude-Massen der Zuckersiederei, und geradeaus blinkt in weiter Ferne ein Fleckchen Meer.

Jemand kommt hinter ihr heraus und bleibt stehen. Sie kehrt sich um. Es ist der Hausherr. Er steht in der Verandaöffnung.

„Aber hier ist es ja sehr schön,“ sagt sie munter.

Er steigt die Treppe hinab, stellt sich neben sie und blickt träumend hinaus über die Gegend.

„Ja, es ist schön,“ sagte er, sanft wie eine Liebesong. „So am Werktag kann man ja finden, das ganze Leben hier draußen bei uns sei bloß langweilig und arm, und man wünscht sich fort von Allem, einerlei wohin oder zu was, bloß weg! Aber in einer solchen Sommernacht — da denkt man nicht so. Da ist man — und hat keine Sehnsucht. Ja, Sehnsucht wohl; aber die ist von anderer Art. Denn wo in der ganzen weiten Welt sollte man gerade dies finden können, eine solche Nacht, mit einer solchen Stimmung und die gerade das für uns wäre — wo? außer hier, hier allein, hier zu Hause?“

Sie hatten angefangen, langsam den Gang auf- und abzugehen, auf und ab. Sie hörte ruhig, aber aufmerksam zu, und es entstand eine Pause.

„Wie ist das dem ähnlich, was Sie neulich bei Dunth's äußerten,“ sagte sie. „Das war sehr merkwürdig.“

„Ach, worin denn?“ erwiderte er. „Sind Sie nicht selber ganz ebenso?“ fügte er leise hinzu und brach kurz ab, da er fühlte, zu weit gegangen zu sein.

An ihrem Aeußeren war nichts zu merken, aber er hatte es im Gefühl, daß sie innerlich beim Ton seiner Worte gestuht hatte.

„Gewesen — vielleicht,“ antwortete sie nach einer Weile, hart und nachdrücklich.

„Sie müssen bedenken, Herr Rechtsanwalt,“ fügte sie mit etwas bitterer Laune hinzu, „daß ich siebenunddreißig Jahre alt bin und eine elfjährige Tochter habe. — In so langer Zeit kann viel verbrennen und vertrocknen.“

Akesson ging nachdenklich und fühlte sich unangenehm berührt von dem angeschlagenen Thema, da er sich mit einer banalen Artigkeit nicht helfen wollte, noch konnte.

„Man bleibt doch,“ sagte er schließlich still, „im Grunde immer derselbe, der man von Anfang an war. Wenn man nämlich eine ausgeprägte Persönlichkeit ist. Es fällt mir ein Wort aus der Bibel ein: ‚Das Kind ist nicht todt, sondern es schläft‘. Das ist es eben; worauf es ankommt, ist nur, daß es geweckt wird.“

„Ja,“ antwortete sie mit ihrer ruhigen Bestimmtheit. „Solange es geweckt werden kann. Einmal stirbt es ja doch.“

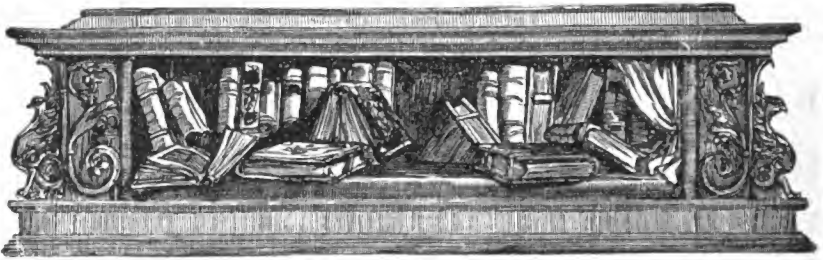
Sie standen vor der Verandatreppe. Sie ging die Stufen hinauf und hinein, er stand und sah ihr nach. Ihm schien, ihr Körper sei so elastisch biegsam und ihr Gang so jung.

Er hatte etwas im Stall zu bestellen und ging um das Haus herum nach dem Hof. Als er zurück in den Garten kam, war er ganz leer. Alle schienen hineingegangen zu sein. Er war gerade im Begriff, dasselbe zu thun, als er plötzlich stehen blieb: es raschelte in der Duellgrotte. Er stand eine Weile, Alles blieb still; da hörte er eine Stimme, es war die des Pastors, reden, er konnte nicht verstehen, was.

Darauf wieder Schweigen. Dann hörte er Schluchzen. Ganz lautes Schluchzen von einer Frau, und dieselbe Männerstimme trösten, flüstern. Er stand wie versteinert, dann dachte er an Buntz und stieß hart mit dem Fuß an einen Gartenstuhl. Es wurde wieder ganz still, nur die Sommernacht flüsterte und wisperte mondscheinklüstern.

Er ging zurück, um's Haus und zum anderen Eingang hinein. Im Vorzimmer saß Edelborg auf einem Stuhl und schlief, den Kopf auf der Brust. Er war spät gekommen, direct von einer Kneiperei, und war betrunken. Lunds waren weggeblieben; — „es seien böse Anzeichen da“, hatte Buntz gesagt. Akesson ging an dem Schlafenden vorbei in den Saal. Im selben Augenblick kam Frau Emilie durch die Thür vom Garten herein, steif und gerade wie gewöhnlich, die Hände vorn übereinandergelegt, die Ellenbogen abstehend. Ihre Gesichtszüge sahen noch regelmäßiger als gewöhnlich aus, ihre Farbe noch durchsichtiger zart; die Augen leuchteten fast spukhaft klar und spähten unruhig, ihre Finger zuckten nervös. Sonst nichts zu sehen. Ephraim hörte er gleich darauf im hinteren Zimmer mit Vater Bertelson ziemlich gemacht munter und sehr laut sprechen.

(Schluß folgt.)



Wilhelm Herz.

Eine Ueberschau seines Lebens und Dichtens.

Von

Walter Bormann.

— München. —

Wilhelm Herz gehört, wo nicht zu den bekanntesten, zweifellos zu den—thestesten deutschen Dichtern der Gegenwart.

Ein jetzt herrschender Brauch verlangt zur rechten Beurtheilung bedeutender Menschen eine möglichst umständliche Forschung über das „Milieu“ und alle diejenigen äußeren Einflüsse von Ort und Zeit, welche zur Entwicklung mithelfen. Trotzdem wird die wahre Bedeutung sich gerade dadurch kundthun, daß sie mit allen solchen Bestimmungen nicht zu fassen und nicht zu messen ist, wie viel dieselben zur Erklärung beitragen mögen. Unter welchen Eindrücken sich der menschliche Wille auch entfalte, seien sie mehr materieller oder mehr geistiger Art, finde sie die darwinistische Biologie in äußeren Naturbedingungen oder die Mystik in räthselhaften Gedankenübertragungen und im Verkehr mit immateriellen Wesen, ganz bestimmt ist die ureigene Gemüthsart als der Kern, aus dem alles Wachstum und alle Wandlungen hervorgehen, mithin als deren früheste Ursache in Rechnung zu ziehen. Jeder Mensch ist vor Allem er selbst; er nimmt nicht nur an, er lehnt auch ab, wie man nicht vergeße, und nimmt von Fremden nur an, was er braucht, um es in einen Theil seines eigenen Wesens zu verwandeln. Das gilt noch weit mehr von jedem hervorragenden Menschen, und so wird es auch von Wilhelm Herz als Dichter gelten.

Nach seinen Stoffen könnte man ihn Romantiker nennen; aber wie erheblich ist er von allen Dichtern dieses Namens verschieden! Den Unterschied erklärt allerdings auch die Zeit, aber nur in geringem Grade. Worin eines Dichters ganze Eigenthümlichkeit besteht, kann man sogar nur annähernd in Worte fassen; je tiefer man das fühlt, desto unaussprechbarer wird es.

So führen wir zunächst den Lebensgang von Herz mit kurzen Angaben auch seiner wissenschaftlichen Thätigkeit vorüber und überlassen es dem Leser, die Einwirkungen auf sein Dichten, die etwa nahe liegen, sich daraus zu entnehmen. Wilhelm Herz wurde am 24. September 1835 zu Stuttgart geboren, wo sein Vater eine Gärtnerei besaß, während die Mutter eines Försters Kind war, eine für den Dichter besonders freundliche Vereinigung, die ihm gepaart gleichsam die Kraft und die Lieblichkeit der Natur zum Angebinde gab, wie er selbst es in dem Gedichte „Glückliche Geburt“ dankbar besungen hat. Einen weitbekannten Namen besaß ein Ururgroßvater mütterlicher Seite, der Pfarrer Hahn, als Erfinder astronomischer Uhren und Rechenmaschinen.

Die Mutter hatte bei der Geburt des Knaben, da sowohl ihre eigene Mutter, wie abermals deren Mutter nur je ein Mädchen geboren hatten, die zärtlichste Freude empfunden; aber darin war ihr Loos dem ihrer Mütter gleich, daß sie wie diese sogleich nach der Niederkunft sterben mußte und ihr schönstes Glück auch ihr kürzestes und ihr größter Schmerz wurde.

„Wie aus des Keims verwesten Spalten
Ein Schößling treibt mit grünem Laub,
So steh' ich mächtig festgehalten,
O Mutter, über Deinem Staub!“

— — — — —
Ein tödtlich Glück, ein jel'ges Schmerzen,
Das einst das Herz der Mutter brach,
Verklärt wirkt's in des Sohnes Herzen,
Als Weiskraft der Dichtung nach.“

Also hat Herz in einem ergreifenden Liebe (Geb. S. 110) seinen unlöslichen Zusammenhang mit der Verewigten gefeiert. Den Vater besaß der Knabe gleichfalls kurze Zeit; er starb ihm, da er 5 Jahre zählte, und so lag Pflege und Erziehung den Großeltern ob, bei denen er bis zu seinem 14. Jahre verblieb, nach seines verstorbenen Vaters Plan zum Kaufmann bestimmt. Allein für diesen Beruf fehlte Wilhelm Herz jegliche Neigung, und, um Landwirth zu werden, kam er auf den unterhalb der Solitude gelegenen Berkheimer Wald als Practicant. Es zeigte sich bald, daß er auch hier seine natürliche Bestimmung nicht gefunden hatte, und vor Ablauf eines Jahres gab er diese Laufbahn auf. Zu den Großeltern in die Hauptstadt zurückgekehrt, lernte er, um sich für das Gymnasium vorzubereiten, im 15. Jahre das Griechische. Bis zum 20. Jahre besuchte er das Stuttgarter Gymnasium, das er dann mit der Universität Tübingen vertauschte, auf welcher er alsdann seine ganze Studienzeit 1855—58 zubrachte, als Angehöriger des Corps Franconia an den geselligen jugendlichen Freuden lebhaft theilnehmend und lange mit der Würde eines dritten Chargirten betraut. Er studirte Philosophie, Sprachen, Aesthetik und die germanistischen Fächer. Seine Lehrer waren Adalbert von Keller, Moriz Rapp, die Aesthetiker Fr. Th. Vischer und Köstlin, dann Wilhelm Ludwig

Holland, der Geschichtsforscher Max Duncker, der Sanskritist Rudolf Roth. Holland brachte ihn zu Ludwig Uhland, der ihm auf das Liebevollste entgegenkam und für die Hauptrichtung seiner späteren wissenschaftlichen Arbeiten ihm die frühesten fördernden Winke gab. Uhland nämlich hatte als erster über das altfranzösische Epos in Fouqués „Muses“ geschrieben, und er war es, der jetzt Herz auf die Dichterin Marie de France hinwies, wie er ihm außerdem die englische Literatur des Mittelalters nahe brachte und ihn mit seiner Bücherei unterstützte. So schrieb Herz seine ungedruckte Promotionschrift „Ueber die epischen Dichtungen der Engländer im Mittelalter“, welche er als erstes Capitel eines später nicht ausgeführten Buches „Ueber die Dichtungen der Arthursagen“ bezeichnete.

Damals erschienen, nachdem er sich an den alten Campe nach Hamburg gewandt und von diesem für den Buchhandel seiner Zeit einflussreichen Verleger Briefe eigenartigen Inhalts empfangen hatte, bei Hofmann und Campe 1859 seine „Gebichte“, die sämmtlich aus seiner Studentenzeit herrührend von der Selbständigkeit und Kühnheit seiner Begabung sogleich vollgiltiges Zeugniß ablegten, und 1860 die epische Dichtung „Lancelot und Ginevra“, welche er unter berechtigtem Beifalle der urtheilsfähigsten Stimmen im „Krocodil“ zu München, wohin er sich im November 1858 begeben hatte, vorlas. Als Mitglied vom „Krocodil“ kam er in nahe Berührung mit Bodenstedt, Geibel, Lingg, Heyse u. A. An der für ein bestes Drama 1857 vom Maximiliansorden ausgeschriebenen Wettbewerfung theilte sich Herz mit einem „Ezzelin“, der mit 17 Stücken zur engeren Wahl kam, von denen Heyse mit den „Sabinerinnen“ den ersten und Jordan mit der „Wittwe des Agis“ den zweiten Preis gewann. Herz machte auch sogleich in München die Bekanntschaft des ausgezeichneten Romanisten Konrad Hofmann, der ihn nochmals zur Beschäftigung mit Marie de France ermunterte und dann auf das Rolandslied hinwies, dies älteste französische Epos, das mit seinen großen deutschen Helden und dem auch in der französischen Einkleidung der Kreuzzugsperiode immer noch wahrnehmbaren schlichten germanischen Wesen uns Herz in einer Uebersetzung (Stuttgart, 1861, Cotta'scher Verlag) vermittelte. Auf die Schlussanfragen der französischen Verse verzichtend, wandte er dabei die einfachen fünffüßigen Jamben ohne Reim an. 1862 erschien ferner seine Uebertragung der *lais**) der Marie de France (Stuttgart, A. Kröner), welche später zumeist in das „Spielmannsbuch“ (Stuttgart, Gebr. Kröner, 1886) aufgenommen worden sind, in dem Herz mit ihnen auch andere solcher *lais* vereinigte, zugleich Proben der derb volksmäßigen „Fableaux“ und der legendenhaften „Dits“ hinzufügend. Die Heimat jener *lais* ist die Bretagne, und die benachbarten Normannen waren es dann, welche die ursprünglich keltisch-bretonischen Gesänge der romanischen Literatur übermittelten. Hören wir darüber Herz in der Ein-

*) *Lai*, kymbrisch-bretonisches Wort = Lied.

leitung selbst reden: „Es war einer der literarhistorisch denkwürdigsten Momente, als der romanischen Welt durch jene Lieder das keltische Sagenreich erschlossen wurde, als ihr zum ersten Male die Namen Arthur und Guinever, Iwein und Gawain, Tristan und Isolde entgegenklangen. Auch der Roman von Parzival geht in seinen ursprünglichen Zügen auf ein lai zurück, dessen Inhalt uns in der derb-humoristischen Bearbeitung eines späteren Spielmannes erhalten ist.“ Was diese Sagenstoffe der deutschen Poesie geworden sind, ist jedem bekannt. Ihre französische Form in Reimpaaren der höfischen Epik erhielten diese Lieder im 12. und 13. Jahrhundert, als der Lesevortrag den Gesang verdrängte. Auch nach England wurden sie getragen, wo man sie gern am Hofe der normannischen Könige vernahm, und so widmete die Dichterin Marie de France zwölf solcher lais dem Könige Heinrich III. Proben des „Spielmannsbuches“ sind von „Nord und Süd“ einst veröffentlicht worden (1885)*. Es sind Erzählungen von Feen und Rittern, von schmachtender Liebespein, die gewöhnlich an ihr Ziel kommt und nur selten, wie im Liede „Von den zwei Liebenden“ ein trauriges Ende findet, wogegen Falschheit und Untreue hart geächtigt werden. Es geht ein naiver Zug von sittlicher Gerechtigkeit durch diese Dichtungen, die Heiligkeit der Ehe wird hochgehalten; aber die Gatten, die in der Ehe Gewalt und Zwang an die Stelle von Liebe und Vertrauen setzen, werden überlistet und bestraft. Wie Herz treffend sagt, wird, mit modernen Augen gesehen, ihre Erzählungsweise ziemlich mit der des Volkes in Sage und Märchen zusammenfallen. Auch die rührende Demuth des Märchens von Aschenbrödel findet sich mitunter in ihnen, wie in „Frene“ und „Elidür.“ Gerade „Frene“, eine Geschichte, in der sonst alles Uebernatürliche fehlt, wird eben dieser unlebenartigen Demuth halber, in welcher die Heldin kaum als ein Wesen von Fleisch und Blut erscheint, nur wie ein holdes Märchen uns anmuthen. Als Novellen hat Herz diese Spielmannslieder in dem Sinne bezeichnet, daß es sich in ihnen um merkwürdige Schicksale einzelner handelt, und gewiß ist ein Uebergang zur späteren Novelle in ihnen wahrzunehmen, die erst mit dem stark erwachten Städteteleben des Mittelalters auf romanischem Boden ersprießt. Näher schon stehen einer solchen Beobachtung des Wirklichen die derben Fableaux, wie z. B. „Der arme Schüler“ des „Spielmannsbuches“. Von den Dits, welche den besonderen Zweck der Erbauung hatten, enthält es die sinnigen Erzählungen „Der Ritter mit dem Fäßlein“ und „Der Tänzer unserer lieben Frau“. Erwähnt werden mag auch die erstaunliche Freiheit in der Aussprache mancher Dinge, die selbst einer Dichterin wie Marie de France nicht anstößig war und in dieser Unbefangenheit auch heute wohl mehr auf ein Lächeln unsererseits rechnen darf, als daß sie uns verletzen könnte. Marie de France sagt in der Widmung an den König:

*) „Zwei Novellen in Versen.“ Heft 104.

„Darum gebent' ich wieder
 Der lieben, oft gehörten Lieder,
 Die Sänger in vergangnen Tagen
 Erfonnen und durch's Land getragen,
 Damit, was Schönes einst gescheh'n,
 Im Geiste möge fortbesteh'n.
 Ich weiß, kein Ohr ist für sie taub,
 Sie zu vergessen dunckt mich Raub!“

Möge denn auch die Gegenwart nicht für sie taub sein und die Dichterin Recht behalten! Herz jagte in der Einleitung des „Spielmannsbuches“ welche außerordentlich viel Belehrendes enthält, daß er, abgesehen von einigen Kürzungen und Vereinfachungen, an den Originalen wenig geändert und nur dann und wann ein poetisches Licht aufgetragen habe. Nur „Der bunte Zelter,“ ein Lied von Hun dem Spielmannskonig — mit diesem Namen wurden die trefflichsten Spielmannsleute geehrt — und „Der Tänzer untrer lieben Frau“ bekennt Herz in eine freiere Fassung gebracht zu haben, die bei ihm so ansprechend ist, daß sein Dichterantheil ihm nur zum Ruhme gereicht.

In München trat Herz auch bald in nähere Freundschaft mit Hermann Kurz, der sich damals zeitweise in München aufhielt; er verehrte in diesem hochbegabten Dichter vor Allem auch den vorzüglichen Menschen. Herz theilte sich dann an Geibels „Münchner Dichterbuch“, das eine Anzahl besonders schöner und innig schlichter Lieder von ihm enthält.

Seine friedliche Mue unterbrach der Krieg von 1859. Es herrschte Mangel an Offizieren, und da sich Herz auf einen öffentlich ergangenen Aufruf meldete, bekam er mittels seines Doctordiplomes das Lieutenantspatent. Seine Garnison war Ulm, doch machte der Frieden von Villafranka seinem Kriegsdienste bald ein Ende. Er benutzte 1860 seine Freiheit zu einer Reise nach England, Schottland und Frankreich und trieb am British Museum in London, in Edinburgh, Oxford und Paris altenglische und altfranzösische Studien. In London machte er die nähere Bekanntschaft Freiligraths und Rinkels, der nach dem Tode seiner Frau Johanna eben seine zweite Heirath eingegangen war. In Oxford dichtete er mit Zugrundelegung des in der Nibelungenstrophe abgefaßten alten Hugintrichliedes „Hugintrichs Brautfahrt“. Nach München zururckgekehrt, schrieb er als Habilitationsschrift „Der Werwolf“*) und wurde im März 1862 als Privatdocent für germanische Alterthumskunde an der Universität aufgenommen. Jene Abhandlung sammelt mit eingehendster Sachkenntniß die auf die Wolfsverwandlung des Menschen (Werwolf = Mannwolf; wer Ahd. = vir (lat.) = Mann) bezüglichen Sagen der Völker, auch andere Thierverwandlungen des Menschen, welche die Sage kennt, anszugend. Die räthselhafte Entstehung der Werwolfsagen will Herz nicht deuten, aber den Blick für die Lösung des Rathfels vertiefen. Die Triebe des Vergleiches in der Dichtung und

*) Der Werwolf. Beitrag zur Sagen Geschichte von Dr. Wilhelm Herz. Stuttgart A. Kröner, 1862.

des Verwandlungs in der Sage bekunden schon in der naiven Menschheit den geheimen Zug zum M=Cinen, und für den Philosophen wie für den darwinistischen Naturforscher und den Freund jeder irgendwie vergleichenden Forschung wird die weite Umschau, welche hier Herz eröffnet, zu sinnen und zu denken geben.

1865 reiste Herz über Südfrankreich nach Italien und genoß im Sonnenscheine eines wundervollen Sommers die Herrlichkeit des Südens und zuletzt in eigener froher Jugend den Zauber der Stadt, von der es heißt, daß man sie sehen und sterben solle. In der ewigen Stadt dichtete er seinen „Heinrich von Schwaben“; vor den Pforten Pius' IX. entstand dies sein Jugendlied von dem mächtigsten der deutschen Kaiser auf Grund der von W. Grimm mitgetheilten Sage, welche Heinrich III. zum Schwiegervohne seines Vaters Konrad II. macht. Er kehrte dann nach München heim, wo er 1869 von der Universität an das neugegründete Polytechnikum als außerordentlicher Professor für Literatur berufen wurde. 1873 heirathete er und gründete sich dort das Glück des eigenen Herdes. 1878 ward er zum ordentlichen Professor befördert. Seiner starken Theilnahme am Kriege 1870—71 gab er durch „Ein Tagelied“, einen Weckruf des Juli 1870, und durch ein Gedicht bei der Heimkehr der siegreichen Bayern Ausdruck. Ein echt deutsches Buch, dem Geiste unseres Volkes in froher, ernster Stunde gewidmet und mit der ehrwürdigen Vergangenheit eine veröhnliche Zukunft einweihend, ist sodann die „Deutsche Sage im Elsaß“ (Stuttgart, A. Kröner 1872) mit dem Motto: „Dies ist unser! so laßt uns sagen und so es behaupten!“ Die Bäume, welche im wiedergewonnenen Wasgau jetzt ihre Häupter im Winde schütteln, sind aus einem Kerne und einer Wurzel mit den Wipfeln gediehen, unter denen die Sage einst Waltari und Hildegund ruhen und Siegfried am Duell niedersinken ließ durch Hagens meuchlerischen Speer. Die Urheimat altgermanischer Mythologie und Heldensage ist ganz hervorragend unter dem Schatten dieser Wälder gelegen, und der Segen dieses gottbegnadeten Landes war ein Jahrtausend lang eine prangende Blüthe unserer Cultur und unseres Geisteslebens, er war die stolze Lustin unserer Kraft, und unser bitterster Verlust im Erliegen. Das ist es, was das gelehrte und dabei im edelsten Sinne volkstümliche Buch uns zu sicherem Bewußtsein bringt. Das Elsaß, sei es immerhin ein Grenzland, das seinen Bewohnern schwankende und harte Loose nicht erspart hat, ist ein Mutterland deutschen Eigenwesens und liegt geistig in der Mitte, nicht am Saume Deutschlands. Zur Hälfte enthält das Buch wissenschaftliche Anmerkungen und verfolgt die Sagen Spuren im Elsaß bis zur keltischen und römischen Zeit hinab.

In der „Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge von H. Virchow und Fr. von Holzendorff“ erschien ein Vortrag von Herz über die „Nibelungensage“ (Berlin, C. Habel, 1877). Der Verfasser unterscheidet die mythischen und geschichtlichen Bestandtheile dieser Sage, untersucht die verschiedenen Ueberlieferungen des mittelhochdeutschen Nibelungen-

epos und der nordischen Edda und Wölsungensage und vertritt die Ansicht, daß das uns vorliegende Nibelungenlied nicht von fahrenden Sängern des Volkes und für das Volk gedichtet, sondern ein Werk ritterlicher Kunst und für ritterliche Hörer bestimmt gewesen sei. Er glaubt, daß das Lied im letzten Drittel des 12. Jahrhunderts in Oesterreich entstanden sei, wo damals der Kürnberger, den auch Fr. Pfeiffer und K. Bartsch für den Verfasser des Nibelungenepos ausgeben, seine Minnelieder ebenfalls in der Nibelungenstrophe dichtete. Daß Einflüsse der höfischen Mitterzeit in dem Liede wahrnehmbar sind, ist unbestreitbar, und es wäre nur festzustellen, ob diese Einflüsse ursprünglich dem Epos angehörten oder etwa durch eine spätere Uebersetzung erklärt werden könnten, ob nicht der Kürnberger die Versform des Epos vielleicht für seine Minnelieder übernommen haben könne und ob endlich diese, nach Simrock mit dem Alexandriner und den alten Stabreimversen verwandte, Form ursprünglich als episch oder als lyrisch anzusehen sei. Diese letzte Frage ist ausnehmend wichtig; denn es handelt sich um den eigenthümlichen Charakter der Strophe selbst, von der man doch nicht glauben kann, daß sie von Anfang ohne Wahl und besonderen Ausdruck den Dichtern für jeglichen Stoff gleich recht gewesen sei. Daß sie, schon als Strophe, dem Lyrischen immer verwandt sei, soll gewiß nicht übersehen werden; aber der erzählende Inhalt ist für ihre breit dahintrauschenden Verse doch schwerlich gleichgiltig. So ist hier noch Manches unangeht, und doch kann man für diese Fragen und den gesammten Ueberblick der Sage keinen besseren Führer haben, als Wilhelm Herz.

1877 erschien ferner seine bedeutsame Neudichtung von Gottfrieds von Straßburg „Tristan und Isolde“ (Stuttgart, A. Kröner). Ein schönes Zeugniß der vielfach bewährten Kunstbegeisterung Ludwigs II. ist es, daß er sogleich dafür dem Dichter den Michaelsorden erster Klasse übersandte. 1882 kam „Bruder Rausch“ heraus (2. Auflage 1882) nachdem ein Theil dieser Dichtung zuerst in P. Heyse's „Münchener Dichterbuch“ von 1882 zugleich mit anderen kürzeren Gedichten von Herz gedruckt war. Einige unter den letzteren gelten dem traurigen frühen Ende seines Stiefbruders Hermann, dessen Manen er schon einstmal's seine Dichtung „Lanzelot und Ginevra“ mit innigen Schmerzensworten weihte. Im gleichen Jahre veröffentlichte Herz eine kleine Schrift über die „Sage von Parzival und dem Gral“ (zuerst in „Nord und Süd“ gedruckt*), dann 1882 noch in Schottlaenders „Deutsche Bücherei“ aufgenommen), in welcher er die ersten Bedeutungen dieser ursprünglich getrennten Sagen, die auch Wolfram von Eschenbach theilweise nicht mehr verstand, darlegt, nicht ohne zugleich nachdrücklich auszusprechen, daß Wolfram jenen den tiefsten ethischen Gehalt gegeben habe. Wie bereits erwähnt, kam 1886 das „Spielmannsbuch“ heraus. Beide zuletzt genannten Veröffentlichungen fanden auch in Frankreich volle

*) Heft 52.

Beachtung, und der französische Litterarhistoriker Gaston Paris fand es sehr wünschenswerth, daß die Franzosen selbst mit ihrer alten Litteratur so gut wie dieser Deutsche Bescheid wüßten.

1885 wurde Herz zum außerordentlichen, 1890 zum ordentlichen Mitgliede in der kgl. bayrischen Akademie der Wissenschaften ernannt. Er lieferte für dieselbe die Abhandlungen „über den Namen Loreley“, „über Aristoteles in den Alexanderdichtungen des Mittelalters“ und neuerdings „über das Gistmädchen“. Auch eine Untersuchung „über die Räthsel der Königin von Saba“, die er für Haupt's Zeitschrift verfaßte, um zunächst einen alten Teppich zu erklären, sei noch erwähnt.

1892 wurde Wilhelm Herz eine hohe Auszeichnung zu Theil, indem er auf Vorschlag des Ordenskapitels in den kgl. bayrischen Maximilians-Orden für Wissenschaft und Kunst aufgenommen wurde. Belohnt wurden damit ansehnliche Verdienste, die er sich um Kunst und Wissenschaft zugleich erworben hatte; denn wie bei anderen hervorragenden Dichtern und namentlich bei Uhland, reichten sich das gelehrte Forschen und das dichtende Gestalten bei Herz in glücklichem Bunde die Hand. Mit Uhland hat er, wenn wir nun dazu schreiten, den Geist seiner Dichtkunst näher zu erläutern, auch die romantischen Stoffe seiner Poesie gemein; trotzdem zeigt sich hier ein wahrnehmbarer Unterschied, der das Ursprüngliche von Herz wohl am Deutlichsten offenbart. Von Uhlands dichterischem Wesen nämlich ist die christliche Cultur des Mittelalters unzertrennlich; wie er als Knabe „zu den Burgen und hohen Münstern wallte,“ so bleibt das Christenthum nicht aufdringlich, aber doch fühlbar mit seiner Sangesweise verbunden, und ein stiller, frommer Hauch weht nicht nur durch seine Lyrik, die Morgen- und Abendlieder; auch seine Balladen (der Pilger, der Waller, die Nonne) bewahren dies Element; selbst da, wo es nicht eigens namhaft gemacht ist, fühlen wir, daß den Riesen und Unholden auf der einen Seite die Denkweise christlicher Helden auf der anderen gegenüberträte, und Uhlands Sprache und Vers an sich schon tragen ungekünstelt diesen Charakter. Die Sagenpoesie von Herz dagegen schwelgt in der Ursprünglichkeit und Kraft des Heidenthums, dessen ungebrochene, jauchzende Lebensfülle den Dichter in ihren Bann nimmt, und unabsichtlich verfiel er ihre Rechte gegenüber dem vorgebrungenen Christenthume. Es wäre kein weiter und in hohem Sinne christlicher Geist, der das als unchristlich beanstanden könnte; denn darin gerade bekundet die höchste Religion ihren Werth, daß sie die menschlichste ist und nicht mit ihrer Stiftung die echte Frömmigkeit zuerst in's Leben zu rufen vorgiebt, vielmehr alles Beste und Edelste, was je in Menschenherzen sich regte, bestätigt und als Vorbild adelt. Auch Heiterkeit und Freiheit des Heidenthums bei Griechen und Germanen waren göttliche Funken; seine Spuren sind noch heute nicht untergegangen und haben trotz dem Christenthume nie untergehen können, weil „das Heidenthum“ — wie Herz in seiner „Deutschen Sage im Elsaß“ theoretisch entwickelt — „keine gestiftete Religion, sondern

ein nothwendiges Naturproduct des menschlichen Geistes war.“ (S. 17—19). Gleichwohl liegen Herz die ausschweifenden Vorstellungen Simrocks fern, welcher die Deutschen anrief: „die alten vaterländischen Götter auferstehen zu lassen und zu verehren.“ Wie Jakob Grimm einsah, daß „der milde Zauber des Christenthums den verwilderten Götterglauben der Wanderzeit überwinden mußte,“ so ehrt Herz die neue Lehre als eine „goldene Saat.“

In der Nibelungenstrophe, die Herz in der Weise Uhlands immer mit männlichem Ausgange, aber mit öfteren Abweichungen von dem regelmäßigen Wechsel der Hebungen und Senkungen behandelt, bietet er in den „Gedichten“ eine Reihe von Balladen, deren Stoffe der alten Sage, der Edda, dem Karaliede, den Geschichtswerken von Sáro Grammaticus und Paulus Diacomus entnommen sind. Ueberall darin jener Frohsinn und jene Lebensfülle der alten Welt. In einem kräftigen Gedichte erzählt er, wie Nabob der Friesse, als er zur Taufe bereit ist und die Priester ihm das Glück vorstellen, daß er in den Himmel eingehen und nicht wie seine Vorfahren in der Hölle seufzen werde, auf solch Christenthum verzichtet, weil er sich lieber mit seinen tapferen Vätern durch die ganze Hölle schlagen mag. (Geb. S. 144.) Selten wohl haben selbst unsere berühmtesten Dichter mit 24 Jahren so bedeutsame und verhältnißmäßig reife Gaben dargebracht, wie hier Wilhelm Herz mit seinen „Gedichten“. In den erzählenden, die an Werth im Allgemeinen voranstehen, entspricht der Kühnheit der Entwürfe die Kraft der Ausführung, und dies wird insbesondere auch durch ausdrucksvolle Rhythmik erreicht. So lese man „Der Räuber“ (S. 137), „Der Henker“ (S. 140), „Der graue Mann“ (S. 142). In anderen erzählenden Gedichten, wie „Am Ganges“ (S. 243) und „Schafara“ (S. 247) tritt ein fernerer sehr bemerkenswerther Zug hervor, der sich durch die ganze Liebeslyrik von Herz hindurchzieht: Der junge Dichter führt uns in die Mysterien der Liebe ein, indem er unter voller Uebereinstimmung des Sinnlichen mit dem Seelischen, berauscht von dem antiken Schönheitsideale, seinen Durst nach Wahrheit stillen will. Hervorragende Gedichte solcher Art sind „In ihrem Schooße“ (S. 58), „Liebe im Wetter“ (S. 60), „Umbriſche Nächte“ (S. 8), „Brautgesang“ (S. 114). Ob indeß das tiefste seelische Liebesgefühl der Geschlechter mit seinem Bangen und Sehnen und Trauern auf jenem Wege allein erschöpft werde, kann bezweifelt werden, und wir glauben, es dringe das schlichte Liebeslied mit den geheimsten Stimmen der Brust, die dem Dichter selbst kaum zum Bewußtsein gelangen, doch noch tiefer, als jener rücksichtslos die Dinge in ihrer ganzen sinnlichen Wirklichkeit erfassende männliche Sinn. So rein und unschuldig die Kunst von Herz sich giebt, die keine falsche Freiheit sucht, sondern nur die Wahrheit der Natur nicht meiden möchte, ist gerade diese Männlichkeit des Dichters, welche dem Gewagten nicht aus dem Wege geht und bei allen seinen Dichtungen sich kundthut, Schuld an der ungenügenden Verbreitung seiner Werke geworden; denn sie sind nicht zu Geschenken für junge Mädchen ge-

eignet, und man begreift es zu schlecht, daß die Poesie auch jenseits einer solchen, wenn auch noch so dankbaren, Bestimmung ernste Aufgaben habe. Wie trefflich übrigens Herz auch die weichen Stimmungen des einfachen Liebes auszudrücken weiß, bezeugen Lieder, wie „Komm', süßer Schlaf“ (S. 105), „Lester Wunsch“ (S. 70), „Vor der Schlacht“ (S. 86) und seine Beiträge für das Geibel'sche Dichterbuch „Am alten Zwingergraben“, „Der verpflanzte Baum“, oder im Henje'schen Dichterbuche „Unter blühenden Bäumen“.

Keine Dichtung von Herz aber zeigt mehr die Größe seiner Begabung als „Lanzelot und Ginevra“. Dieses Jugendwerk zeigt eine Kunst, von der man fühlt, daß ihre Meisterschaft noch wenig Erlerntes hat und ganz unmittelbar unter der Eingebung des lebendigsten jugendlichen Schöpfungsdranges steht. „Müheelos wie aus dem Nichts entsprungen“ soll jedes Kunstwerk trotz allem aufgebotenen Fleiße vor dem Beschauer dastehen; hier aber belauscht man diese Mühelosigkeit im Werden selbst, man hört den warmen Blutstrom im Herzen rauschen, dem die Melodie dieser Liebesklänge entsteigt. Weil eben dies Gedicht nur zu wenig bekannt ist, könnte eine Würdigung desselben nach seiner Bedeutung eine wahrhaft dankbare Aufgabe sein und wie eine Offenbarung über Werth und Ausdruck der jetzt fast unverstandenen gebundenen Rede wirken, die aus dem neuen und frischen Zauber dieser Verse denen, welche sich ihnen hingeben, leichter hervortreten kann, als aus classischen Meisterwerken, bei welchen die lange Bekanntschaft solche Vorzüge oft verbunkelt. Herz benützt die freien Reimpaare, die, wie erwähnt, auch das Versmaß der Marie de France und des Spielmannsbuches sind; er gestattet sich dabei gelegentlich die Anwendung weiblicher Ausgänge nicht bloß bei den feltneren drei, sondern auch bei den vollständigen vier Hebungen. Dieser Rhythmus ist nicht nach antiken Messungen bestimmbar; er hat große Freiheiten der Bewegung, um sich nach angeborenen Gesetzen des deutschen Sprachrhythmus seinem Inhalte desto ausdrucksvoller anzuschmiegen. Bei Herz besitzen diese Verse ebenso viel Biegsamkeit und Weichheit wie inhaltvolle Kürze. Sie sind wie Blätter, die frisch und anmuthig im Winde sich regen, in denen aber das Mark des festen Hochstammes lebt, das sie mit Säften trinkt. Was diese Dichtung, die von dem englischen Sanskritisten Th. Bruce in seine Muttersprache übertragen ward, einem größeren Leserkreise entzog, ist abermals die Natur ihres Stoffes, welche sie von der gangbaren Goldschnittliteratur ausschloß.

Der Stoff gehört dem Kreise der Arthursage an, und seine Quelle sind alte Romane, welche die ursprünglich in Britannien und der französischen Bretagne heimische Erzählung nach allen Ländern verpflanzten. Ginevra, die junge Gemahlin des Königs Arthur, und Lanzelot von Bretagne, einer seiner erlesenen Helden, entflammen in heißer Liebe zu einander. Ginevra bricht dem greisen Arthur, den sie nur wie einen Vater lieben kann, die Ehe; die Wonnen der beiden Liebenden aber sind kurz, es folgt langes

Entsagen und ein trauriges Ende. Ihrem Verderben geht der Untergang des großen Königs und der herrlichsten Ritterschaar, ihrer besten Freunde, welche sie alle unschuldig in ihr Schicksal mit hereinziehen, auf das Grausamste zuvor. Verfolgt von Kränkungen, verbirgt sich Ginevra im Kloster, wo sie nach bitterer Reue ihren wahren Frieden erst im Tode von Mörderhand mit den ewigen Anrechten ihrer Liebe wiederfindet. In der Ewigkeit wird der Geliebte ihr wieder zugehören, auf Erden darf sie ihn nicht mehr schauen. Sie hat nach ihm geschickt, sie hört seine Stimme schon draußen auf dem Gange:

„Er ist's! Er ist's! — Ihr Herz erschrickt,
Ihr Herz steht still. — Es ist gesch'h'n:
Sie soll sein Antlitz nimmer seh'n.“

Aber härter noch wird Lancelot gestraft als sie, der nach so langer Trennung und Entsagung die Geliebte im Tode zu sehen verurtheilt ist. Nur kurz doch währt die Pein, eine eben empfangene tödtliche Wunde bricht auf, und mit seinem rinnenden Herzblute flieht die Seele dahin, die Ginevra sucht, während er ihren erkaltenden Leib noch mit dem seinigen umschlingt.

Die Verwandtschaft des Stoffes mit dem epischen Gedichte Gottfrieds von Straßburg liegt auf der Hand; aber auch betreffs des besonderen Gehaltes, den der Stoff durch die dichterische Form empfing, zeigt Herz hier bereits Alles, was ihn zur späteren Wiederdichtung von „Tristan und Isolde“ befähigte. Der Reichthum an Erfindung und Gestaltung des 25jährigen Dichters ist bewundernswerth. Ueberall waltet tiefe Empfindung, lebendigste Darstellung tiefer Leidenschaft und der mannigfachsten Seelenregungen, und bei der Aehnlichkeit mit Gottfrieds Gedicht tritt auch der Unterschied hervor.

Die bei Gottfried außerordentlich wichtige Vorgeschichte des Liebesbundes fehlt in der Liebesgeschichte von Lancelot und Ginevra, und wenn wir nicht die entstehende Leidenschaft, sondern nur die entstandene ohne den vorausgegangenen Gewissenskampf kennen lernen, so ist klar, daß damit der Vollständigkeit und Größe des Epos ein Abbruch geschieht. Den dadurch entfallenden ethischen Gehalt hat nun Herz auf vielfache andere Art ersetzt, und bei dem sonstigen Reichthum, mit dem er unser Herz zur Theilnahme an seinen Gestalten und den erzählten Erlebnissen zwingt, verlernen wir zu entbehren, was wir zu vermissen ein gutes Recht hätten. Es wird uns eine Liebe geschildert, die, obwohl sündhaft, bei den Liebenden niemals zur Schuld geführt hätte ohne die Vermischung mit den heiligsten und mächtigsten Herzenstrieben, welche den Himmel ihrer Brust über jegliches Bewußtsein von Sünde und Hölle hinwegtäuschen. Die Hölle, welche sie zu büßen haben, ist daher auch nur irdisch und zeitlich, wie ihre Schuld, von welcher der Dichter so wenig wie von der Süßigkeit ihrer Liebe etwas abzieht, und nach schwerer Abbüßung auf Erden folgt die Seligkeit von Veröhnung und Verzeihung nach. Wie aber jene Vorgeschichte, so fehlen bei Herz auch solche finsternen dämonischen Züge, wie sie Gottfried von Straßburg seinen Liebenden nach gescheneinem Ehebruche anheftet, Falschheit,

Verrath und Grausamkeit (Folde gegen Brangäne); Lanzelot und Ginevra werden im Gegentheil nach offener Untreue gegen König Arthur mild, unterwürfig, hilfsgetreu gegen ihn, da die Umstände ihr Mitleid herausfordern. Hierin findet eine vollständige Umkehrung der Schilderung von Gottfried statt. Dem jugendlichen Poeten war es darum zu thun, Reinheit und Adel seines Liebespaares im Verhalten gegen den verwundeten unglücklichen König und Helben und in dem freiwilligen gegenseitigen Weiden, das Beide sich fortan auferlegen, zu erweisen und so ihre innerste Ehre vor dem Zweifel zu retten, was Gottfried durch die Vorgefichte vollbringt. Daß Gottfrieds Epos bei all seinem Liebreize in seiner weiten Composition die Leidenschaft als solche furchtbarer und entsetzlicher zeichne, ist keine Frage; trotzdem hat Herz, hier wie sonst selbstständig verfahren, in kleinerem Umfange ein Gemälde ausgeführt, das bei manchen lichterem Wirkungen doch ebenfalls gewaltig erschüttert. Wahr ist außerdem die Wendung, die er den Umständen giebt, nicht minder, da ein solches Meer von Leid, wie es Lanzelot und Ginevra rings um sich gebreitet sehen, ebenso gut eine Läuterung und Erhöhung ihres Innern herbeiführen kann, wie die Heimlichkeit und Hinterlist bei Gottfried die Seelen der Liebenden trübt und entstellt.

Eine Reihe vorzüglicher Schilderungen belebt die Dichtung von Herz im Einzelnen. Das Liebeshochgefühl des Weibes, welches, da es weiß, daß keiner der vom König über sie bestellten Richter das Heiligthum seines Herzens verstehe, stolz darum sein „geheimstes Sein“ vor jedem Späherblicke verschließt, ist herrlich wiedergegeben, ebenso die miteinander ringenden Empfindungen des greisen Königs, der, wie sehr er eben noch zur Begnadigung der Ungetreuen sich getrieben fühlte, gleich wieder von ernstern Erwägungen anders bestimmt wird.

Darauf sehen wir Lanzelot, Tod und Verderben um sich verbreitend, ungestüm herbeifliegen und Ginevra dicht an den Stufen des Scheiterhaufens erretten. Und was giebt es denn Ergreifenderes, als die Beschützung des verwundeten Arthur durch Lanzelot, seine gastliche Heimführung, Aufnahme und Pflege durch ihn und die Schuldige, welche stumm seiner wartet und beim Grauen des Morgens entdeckt:

„So bleich war sonst sein Angesicht,
So schneeweiß seine Locke nicht!“ —?

Welch' ein Bild, wenn sie aufgelöst von Gram und Reue auf eben dasselbe Lager mit dem wunden, viel tödtlicher aber von ihr selbst verwundeten Königsgreife niedersinkt und wenn der eben eintretende Lanzelot, von diesem Anblicke getroffen, entweicht, um schleunig über's Meer von dannen zu flüchten! Mordred aber, des Königs Nefte, ein der strengsten Kirchenzucht zugethener finsterner Krieger, der immer auf Meeresweiten umhertreibend, nie gelernt hat, Jemandem hold zu sein, er, der zuerst die Liebesneigung der Weiden dem Könige anzuzeigen für Pflicht hielt, dieser scheinbar eiserne Mordred muß plötzlich von Gluth zu der bisher von

ihm gehaften Ginevra erfaßt werden, da sie, bar des Schmuckes, im schwarzen Gewande, verklärt von ihrem Leid und ihrem Entsagen, in ernster Schönheit an ihm vorüberwandelt. Wie wunderbar ist diese fessellose Leidenschaft des früher Gestählten, vor welchem Ginevra, noch schwerer gedemüthigt, in den Schutz des Klosters flüchtet! Dann das dumpfe Hinbrüten Lanzelots, der unvermeidliche Kampf mit Arthur, dem er umsonst entgehen will, der ihn bis in den Tod verfolgende düstere Haß seines vormals besten Freundes Gawain, dem Lanzelot blind im Grimm seine vier Söhne erschlägt und an dem es sich rächt, daß er vorahnend zuerst den Keim jener schuldvollen Liebe bei Lanzelot und der Königin pflegte und zur Entfaltung brachte, die männermordende Schlacht darauf, in welcher der jeglichen Halt verlierende Mordred als Verräther seinem Oheim Arthur begegnet, dessen sanfter, weishevoller Heldentod, die Beichte des büßenden Mordred vor dem Klausner Lanzelot, die aber jäh in heißen Schwertkampf übergeht, als der Beichtende den eben von ihm Ginevra versetzten Todesstoß bekemmt und endlich der von uns schon beschriebene erschütternde Schluß — fürwahr Alles große, packende Züge, die zum ergreifendsten Gesamtbilde, zu einer Komposition, wie sie in der poetischen Erzähllitteratur nicht oft zu finden ist, sich vereinigen!

Dem jugendlichen Alter des Dichters wäre als Mißgriff etwa nur die Schilderung des über Ginevra tagenden Gerichtes beizumessen, wo die Richter Barbaren gescholten werden, weil sie das schöne Weib, welches seinem Könige und Helden die Treue gebrochen hat, verurtheilen. Hier wird nämlich eine betrachtende Erinnerung an den bekannten Kunstgriff, mit welchem der Redner Hyperides die Thespierin Phryne in Athen errettete, eingeflochten. Der für die Dichtung im Ganzen wenig in Betracht kommende Fehler ist unterrichtend dafür, bis zu welcher Grenze überhaupt der allein an das Sinnliche auf Grund der hellenischen Antike anknüpfende Schönheitsbegriff bei uns möglich sei. Als Verstoß wird, wie wir nicht zweifeln, hier die Einfügung der antiken Welt in die nordische Erzählung dem unbefangenen Gefühle sofort entgentreten. Ob wir nicht mit viel besserem Rechte jene anderen Richter Barbaren nennen würden, deren Gerechtigkeit vor den Reizen eines Weibes erliegt? Hat das Griechenthum mit seiner Vergeistigung und Verehrung der sinnlichen Schönheit zur Uebereinstimmung von Inhalt und Form und zum echten Kunstschönen allerdings auch den Weg gewiesen, so hat es die einseitige Schätzung des Sinnlichen selbst durchbrochen mit seiner Philosophie und schon vorher zum großen Theile mit Poesie und Tragödie. Von dem Wesen der Tragödie ist der Zwiespalt einer sinnlichen und sittlichen Welt niemals zu trennen. Nicht das sinnlich, sondern das sittlich Schöne bewundern wir an einer Antigone. Will die Kunst den ganzen Menschen darstellen, so kann ihr kein ethisches Bedürfnis, das Erforderniß höchster geistiger Schönheit, unmöglich gleichgiltig sein, und so fällt weder der Geist noch die Schönheit mit dem Sinnlichen zusammen. Tausendfältig keimt und wächst die reine Schönheit in innigem Bunde mit

der Natur; ja, diese ist allein die Lehrerin, welche uns zu jener geleitet. Trotzdem reicht die Schönheit wie der Geist, der die Natur beherrscht, weit über das Gebiet derselben hinaus und widerstreitet ihrer Hinfälligkeit und Zufälligkeit oft geradezu. Nur thut es noth, bei Untersuchung dieser Fragen nichts zu verwirren durch die Vermengung der Begriffe von Stoff, der in der Kunst den zu bearbeitenden geistigen Gegenstand bedeutet, und Material, das die für diese Bearbeitung dienenden Mittel wie Sprache, Farbe, Stein und Erz, Töne umfaßt. Darin, daß sie sich jener sinnlichen Mittel für ihren geistigen Ausdruck bedient, ist und bleibt alle Kunst sinnlich; aber wohl kann mit solchen sinnlichen Mitteln sogar die volle Ueberwindung der Sinnenwelt durch den Geist veranschaulicht werden. So drückt der gothische Dom ein Hinaustragen des Geistes über alles Sinnliche aus, aber diesen Ausdruck gewährt er nur durch die volle Harmonie eines solchen Inhaltes mit der hier gewählten bestimmten Form und den für ihre Geistigkeit nothwendigen sinnlichen Mitteln. Hegel hat vollkommen Recht, einen geistigen, über die Sinnenwelt erhobenen Gehalt als das hauptsächlich Wahrzeichen der neuen Kunst anzusehen. Monismus besteht in der Schöpfung wie in der Kunst, insofern das Sinnliche eine Erscheinungsform und irdische Vorbedingung des Geistes und der Schönheit ist; aber Geist und Schönheit werden von ihm nicht erschöpft, sie stehen darüber. Wer auf den Grund der Dinge schauen will, entzieht sich dieser Wahrheit nicht und wird der Meinung sein, daß das Sehnen nach völliger Einheit von Geist und Sinnlichkeit, wie wir es in vielen Jugendgedichten von Herz kennen lernen, diesem jugendlich kühnen Geiste äußerst wohl anstehe, ohne daß es die Aufgaben der Kunst erschöpft, und daß eine solche Stelle, wie die von uns beanstandete in „Lancelot und Ginevra“, als Beispiel einer fehlerhaften Uebertreibung jenes Strebens anzusehen sei.

Wir gehen zu der anderen künstlerischen That über, die Herz vollbrachte, indem er aus einer älteren Bildung unserer Muttersprache jenes süße und süßverzehrende hohe Lied der Liebe, jenes dämonische, aber im Entsetzen das Herz noch sanft umschmiegende Gedicht Gottfrieds in unser heutiges Deutsch umdichtete. Um einzusehen, was uns Herz damit bescheerte, braucht man nur seine Arbeit mit der gewiß verdienstlichen Uebersetzung Simrock's zusammenzuhalten, der sich, wie sonst, ein getreues sprachliches Nachbild der Urschrift zur Aufgabe gemacht hat, ohne doch den zarteren Ansprüchen der Poesie und Rhythmik, welche dabei auch auf Seiten unserer heutigen Sprache zu stellen sind, zu genügen. Simrock's Formgebung hat eine Härte, wie sie gerade dieser Dichtung äußerst schlecht steht. Dagegen würde es ungerecht sein, die vorzügliche Uebersetzung von Hermann Kurz in ihrem Werthe zu verkennen, welchen sie auch nach der Neudichtung von Herz behaupten kann (Stuttgart, 1847). Kurz hat mit einer unleugbar dichterischen Beherrschung unserer heutigen Sprache eine sich genau an die Urschrift anlehrende Uebersetzung geboten, und so verdient seine Arbeit

immer Schätzung, wenn auch in anderer Weise als die von Herz. Wie ein genialer Portraitist sich ganz und gar in das Eigenwesen einer Menschenerscheinung vertieft und ihre charakteristische Vollkommenheit von störenden Zufälligkeiten absondert, ganz so giebt Herz hier ohne jede Willkür, mit freier Bewegung in Einzelheiten und manche Breiten beiseitigend, mit Treue den Geist des Ganzen bewahrend, das Werk eines Meisters mit all seinem Glanz und Zauber durch die Mittel des Neuhochdeutschen wieder. Außerdem muß man, um den Werth des uns von Herz Geschenkten zu begreifen, das Gedicht Gottfrieds selbst in seiner unvergleichlichen Schönheit und nie alternden Jugend schätzen können. Hier haben wir uns vornehmlich gegen Wilhelm Scherer zu wenden, der zwar in seiner Literaturgeschichte zugiebt, daß es „einem Deutschen vorbehalten war, die im ganzen Mittelalter hochberühmte Sage, die an menschlichem Gehalt und lebenswahren Figuren weit über den Artusromanen steht, in ihre classische Form zu bringen“; aber dann setzt er Gottfried gegen Wolfram so tief herab und hat gegen die weisesten, tiefsten Grundgedanken des Gedichtes so viele Ausstellungen vorgebracht, daß sein Lob so gut wie aufgehoben wird. Uns dünkt, mit so rasch ausgestreutem Tadel gegen ein großes Werk werde die Freude an der Kunst selbst geschädigt. Scherer ist in die Tiefe des Gedichtes nirgends eingedrungen. Er spricht davon, daß außer der Liebe noch edles Ritterthum Gegenstand derselben sei, als ob das nur äußerlich daneben stände.

Eine Fülle herrlicher und edler Eigenschaften hat Gottfried in der Gestalt Tristans gehäuft, er ist nicht unsonst der tapferste Ritter, er ist dabei — um das gleich mit den Versen von Wilhelm Herz zu geben:

So dienstbereit,
 So freundlich gegen Arm und Reich;
 Ja, hätte er sie alle gleich
 Auf seinen Händen sollen tragen,
 Er hätt' es keinem abgeschlagen;
 Das war ihm so von Gott gegeben:
 Er konnt' und wollte allen leben,
 Lachen, tanzen, singen,
 Reiten, laufen, springen,
 Bald lärmend und bald leise —
 Er stimmt' in jede Weise.

Dieser Held ist zugleich fromm und froh, ferner durch weite Fahrten welterfahren, weise, sprachenkundig, er ist ein gewaltiger Sänger und schlau und gewandt wie Odysseus, und trotz allen diesen Fähigkeiten, auch trotz seiner Schlaubeit, ist er vor Allem der treueste, uneigennützigste Diener seines Herrn, des Königs Marke, der nicht einmal die Thronfolge annehmen mag, sondern jenem die Braut Isolde, deren Holdseligkeit gerade er ihm preist, zuführen will, damit er als ihr Gatte eigene Thronerben erhalte.

So ist Tristan mit allen menschlichen und männlichen Vorzügen absichtlich geschmückt, damit die Macht der Liebe, die dann über ihn hereinbricht, wirklich in ihrem jähren, unbegreiflichen, unentrinnbaren Ansturm und

im Gegensatz zu seinem sonstigen Sein, welches sie ganz verwandelt, gespürt werde. Darum ist auch der Liebestrank, wie allzu nüchterne Leute meinen, hier keineswegs eine bloß äußerliche Formel; er zeigt den Einbruch eines Liebeswahnsinnes an, der den ehrlichsten Mann plötzlich zum Verräther macht und in Isolde so unbegreifbar wirkt, wie in Tristan. Es ist doch von größtem Gewichte, daß sie noch kurz vorher diesen Tristan, der ihren Ohm erschlagen, selbst mit dem Schwerte zu erstechen trachtete, daß sie, ehe sie den Trank getrunken, eben noch ganz widerwillig ihm folgte, daß sie sogar, da sie die Wirkung des Trankes verspürt, noch im Selbstgrauen die Worte flüstert, die sie abeln:

Daß ich im Tod Euch nicht erschlug!
 Was raubt' ich mir der Rache Lust?
 Traum, hätt' ich damals auch gewußt,
 Was heut' ich weiß, Ihr wäret todt!

Dabei mag immer zugegeben werden, daß „das Umfahen in ehrerbiet'ger Weise, wie man's der Herrin schuldig ist,“ das Tristan, um jene zu trösten, sich gestattete, daß die trotzige, wortreiche Abweisung Isolde's, bei Mann und Weib schon in verschiedenartiger Aeußerung ein Vorspiel des Liebestrankes und seiner Wirkung sei, der, wie der Frühlingsregen, einen, wenn auch noch so winzigen Keim vorfindet, den er weckt. Welchen inneren Kampf gegen sein Gewissen kämpft Tristan noch, nachdem er jenen genossen! Dann jedoch wird in Tristan und Isolde von der „blinden Minne“ das Gewissen und jedwede andere Rücksicht übertäubt. Wäre in der Folge noch von starken Gewissenskämpfen die Rede, dann würde der Dichter uns nicht das Gemälde rasender Liebesleidenschaft entwerfen, das er uns doch so überzeugend wie möglich malen will. Daher ist auch der hinterlistige Mordversuch Isolde's gegen Brangäne, wie verrucht er scheine, an seinem Plage fast unentbehrlich, und der Dichter hat die Fäden sehr fein so gesponnen, daß eine Ausöhnung der beiden Frauen gleichwohl folgen kann. Wir müssen es an Isolde gewahren, daß die Leidenschaft alle Weiblichkeit in ihr verkehrt, wie sie die Mannesehre Tristans entstellte. Dabei ist es ganz richtig, daß trotzdem die Treue, die Herzenseintracht der Liebenden fort und fort verherrlicht wird wie eine sittliche Macht; eine solche bleibt sie an und für sich, wenn sie auch ungeheuerlich wird und in das Unsitlichste ausartet. Hier ist das reinste und unreinste, das seligste und unseligste Selbstvergessen zumal; in diesen schillernden Farben ist das ineinander verstrickte Gewebe von Heil und Unheil, Tugend und Verbrechen wahrzunehmen, welches auf dem höchsten Gipfel menschlichen Glückes den schmelgenden Muth plötzlich bannt, mitten in der sonnigsten Liebeswonne; denn Tristan war auch der glücklichste der Sterblichen, dem Alles gelang, und er wird, da er noch glücklicher wird, der unglücklichste. Wie schicksalsvoll haben die dunklen Meeresmogen und die unfteten Winde sein Schiff zum Reiche seines Oheims Marke geführt, der ihn einst im Mutter Schooße verfolgte, weil er ob der heimlichen Liebe der

Schwester zu Rivalin zürnte! Ohne ihn zu kennen, bringt der Neffe nun dem Oheim und seinem Lande Glück auf Glück, und endlich wird alles Glück wieder für Marke das schwerste Unglück. Daß Gottfried für die Liebenden gegen Marke Partei ergreife, wie Scherer behauptet, ersehen wir nirgends. Gerade die Gestalt Markes ist rührend im Gedichte bis zum Erschütternden: wie er Tristan dankbar ist und ihm vertraut, wie er sein junges Weib liebt, wie er immer von Neuem glaubt, in diesem Glauben sich aufrichtet, wie der Zufall ihn verhöhnt und wie schwer er leidet. Wenn Isolde auf „Gottes Courtoisie“ sich verläßt, so ist das nichts Frivoles, es ist in unseren Augen — wir weichen da auch von der Auffassung von Herz ab — nichts als Ironie, die auf die folgende Doppelzüngigkeit des Weibes beim Gottesgerichte zielt; denn sie selber mißbraucht Gott, indem sie Wahrheit spricht und den Gemahl doch hintergeht. Man vergleiche Gottfrieds durchaus gläubige Behandlung des Gottesgerichtes, in dem Tristan kämpfend Morold gegenübertritt. Mit Unbehagen liest man Anfangs von der späteren Ehe Tristans mit Isolde Weißhand, bis man erkennt, daß diese Scheinehe gerade der Proberstein für die strahlende Treue des Helden wird. Seine Tugend ist nur ein neues Verbrechen, welches die Rache herausfordert. Hier trat für Gottfried die treffliche Wiederdichtung von Herz ein, da das mittelhochdeutsche Gedicht abbricht, das, wie es scheint, kurz vor dem Abschlusse in Folge eines unbekanntes Umstandes der Dichter unfertig hinterlassen mußte. Herz hat, sich an altfranzösische Quellen haltend, der Dichtung im Geiste ihres Schöpfers die letzte schaffende Hand geliehen. Auch Hermann Kurz hat einen Schluß hinzuge-dichtet, der aber bei Zügen von wunderbarer Schönheit seitenlange Betrachtungen enthält, wie sie gerade am Ende die ergreifende Wirkung abschwächen.

Dies Mal ist es ein aus der höchsten Culturentwicklung des Mittelalters heraus geborenes Werk romantischer Kunst, welches Herz uns wieder erschaffen hat; das Heidenische hat eine Umwandlung und Vertiefung durch das Christliche erfahren. „Tristan und Isolde“ ist im Besonderen das Lied der Minneauffassung, wie sie das Mittelalter vom Alterthum scheidet; diese holde Minne erscheint einflußreich für alle Seiten des Menschenlebens und wird in unserem Gedichte durch Treue wie Schuld ein düsteres Verhängniß für viele. So weist das Gedicht auch Shakespeares großem Liebesdrama „Romeo und Julia“ die Bahn, dessen Handlung nur nicht über gleich dunkle Lebensabgründe hinwegführt.

Wir wenden uns zu den eigenen Dichtungen von Herz zurück. In ebendemselben Vermaße der Reimpaare sind „Heinrich von Schwaben“ (Eine deutsche Kaisersage. Stuttgart, 1867, A. Kröner) und „Hugdietrichs Brautfahrt“ (3. Aufl. Stuttgart, 1880, Gebr. Kröner) verfaßt. Beide Erzählungen berühren sich darin, daß sie die Unschuld einer selig erwachenden ersten Mädchenliebe schildern. Die zweite schließt sich an das altdeutsche Volkslied Hugdietrich: Der Held, ein Prinz von Byzanz, erlernt von der Meerfrau die feinsten Künste weiblicher Handarbeit und steckt sich dann in

Mädchenkleider, um als Hildegund zu Hildegard, der streng gehüteten Tochter des Königs Walmund, von deren Schönheit er nur vernommen hat, ohne sie jemals sehen zu dürfen, Zutritt zu erlangen. Weider Kind wird von einem Wolfe geraubt für seine Jungen, die es aber verschonen, und es saugt mit ihnen an den Brüsten der Wölfin, wovon es Wolfdietrich benannt wird. In Fest und Freudigkeit zieht das junge Fürstenpaar mit dem geretteten Kinde heimwärts. — Die Kaisersage berichtet, wie Heinrich, der Sohn des Grafen von Kalw, dem die Sterne die Tochter des Kaisers verhiessen, obwohl der Kaiser sogleich nach der Geburt mit dem Tode seiner Eltern auch seine eigene Ermordung anbefiehlt, gerettet wird und ungeachtet aller Hindernisse durch die Entschlossenheit der jungen Prinzessin, welche durch einen Zufall ihn schlummernd in ihrem Garten findet und staunend betrachtet, zu jenem Ziele gelangt. Die Süßigkeit der Unschuld ist es, welche beide Dichtungen verklärt. Herz weiß ihnen die rechte märchenhafte Färbung zu geben, indem er das Eindrückliche der wunderbaren Begebenheiten möglichst selbst für sich reden läßt, ohne seine kurze, anmuthige Darstellung durch breitere Ausführung ihrer Stimmungen zu stören und damit die Grundstimmung zu verderben.

Gegen die finstere klösterliche Entfagung des Mittelalters hat Herz die heiteren Wichtelmänner des Volksglaubens in den Streit geführt mit dem „Bruder Rausch“ (Ein Klostermärchen. Stuttgart, 1882, 2. Aufl.), eine von Liebreiz und Anmuth ganz und gar erfüllte kleine Gabe, der es im Scherze keineswegs an der Tiefe ernster Gedanken gebricht. In ihrer Kunstlosigkeit der wiederum angewandten vierfüßigen Reimpaare besitzt die Darstellung hohe Leichtigkeit und Harmonie, und es würde von ihrer eigenthümlichen Schlichtheit, wie in allen poetischen Erzählungen von Herz, sofort etwas geopfert werden, wollte man an Stelle der paarweisen, die kreuzweisen Reime zulassen. Bruder Rausch ist ein Wicht, der durch die Gebete schwarzer Rutenmänner in ein Felsenloch verschleucht ward und nach siebenhundert Jahren des Schlafes, in den ihn ein Trunk Weines versenkte, wieder erwacht, um die Mönche schalkhaft zu necken und weltliche Verwirrung in ihre Ordenssagungen zu bringen, bis er weichen muß und nach manchen Abenteuern den betäubten Beruf eines Teufels annimmt. Rausch deutet selbst seinen Namen:

Da, wo es sprudelt, rauscht und braust,
 Hab' ich am Liebsten einst gehaust
 Und ritt als Fant auf Wind und Wolke,
 Drum heiß ich Rausch bei meinem Volke.

Die Rutenmänner weiß er besonders mit der Macht seiner Zaubersiedel zu verführen:

Anhebt sie lei' und leise
 Die heil'ge Ebenweise,
 Sie hebt hinaus durch Berg und Flur:
 Der Hochzeitreigen der Natur.

Ein süßer Schreck durchzuckt die Nacht:
 Was schläft und athmet, das erwacht,
 Die Vöglein in des Nestes Ruh',
 Sie schütteln sich und hören zu.
 Die Hindin auf der Heide
 Blickt auf von ihrer Weide.
 Der Wolf, von Deutegier entbrannt,
 Vergißt sein Wild und steht gebannt,
 Der Gichwald stillt sein Rauschen,
 Und alle Wesen lauschen.

In den Vorstellungen, die der Wahrheit suchende Pater Guardian dem
 Wichte entgegenhält, finden sich die ernstesten Worte:

Ja, wenn es Ernst wär' mit dem Einen,
 Dem Gleichnißlosen, Heiligreinen,
 Der uns zu sel'gen Höhen lenkt,
 Mit Schönheit, Geist und Liebe tränkt!
 Wie, wenn des Tages Auge strahlt,
 Die Farben, die der Morgen malt,
 In ihrem bunten Spiel erblinden,
 So mühtet ihr in's Blaue schwinden.
 Doch ihn mag wohl der Seher ahnen,
 Der einsam wandelt hohe Bahnen:
 Das Volk, das in der Erde gräbt,
 Am berben Trug der Sinne klebt
 Die Schuldbeladenen, Mühsalreichen,
 Sie wollen Götter ihresgleichen.
 Der Weltkraft innerliches Walten
 Muß menschlich greifbar sich gestalten.
 Den Trieb verbannt kein Priesterwort,
 Kein Taufquäz aus dem Herzen fort.

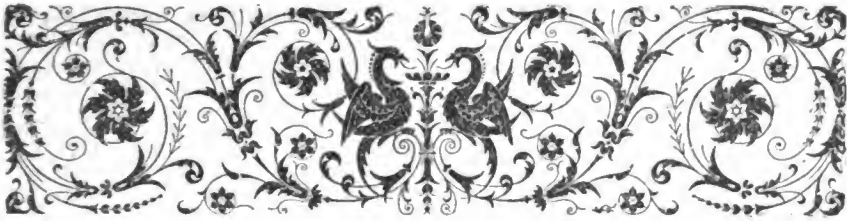
Da aber Rausch als Teufel in der Achtung der Menschen schier den
 Rang Gottes gewinnt, ruft er zuletzt:

Der Weise gehe nicht
 Zu streng mit Menschen in's Gericht!
 Wenn sie erst wenig uns behagen,
 Wer tiefer blickt, lernt sie ertragen.
 Ich nahm die Sache viel zu krumm:
 Sie scheinen schlecht und sind nur dumm!

Als Dichter hat Herz sein eigenes Neues am liebsten aus altem
 Sagenhorte geschöpft und Altes in seiner unzerstörbaren Jugend zurückge-
 rufen, sein frühes, auf eine alte Sage bezüglisches, Wort bestätigend:

Lenzkönigin ist die Dichtung, sie will der Blumen warten,
 Ihr blüht in ew'gem Frühling der alte Rosengarten,
 Das Schöne schwingt sich siegend aus Trümmernfall und Brand,
 Frei über'm Leben ruhet sein ew'ges Heimatland. (Ged. S. 77.)

Man kann unter diese echte Poesie überall setzen, was so gern das
 Märchen von sich sagt: Alles ist wahr! Nur ist ihre Wahrheit nicht die
 alltägliche Wirklichkeit, sie ist die viel reichere Offenbarung derselben, die
 „frei über dem Leben ruhende“ ewig siegende Schönheit.



Wiedersehen.

Von

Wilhelm Herz.

— München. —

Um Berghang unter dem Flieder,
Wie ruht sich's dämmerhell! —
Ha, Edwin, kehrt Du mir wieder,
Mein feiner Jugendgefell?

So bleich kommst Du gegangen?
Da, trink vom funkelnden Wein!
Schon glühen Deine Wangen
In ihrem Rosenschein.

Nun komm, die Brüder zu grüßen!
Dann plaudern wir uns satt.
Sieh' da zu unsern Füßen
Die alte Masenstadt!

Wir durchschwärmen sie mit den Genossen
Im bunten Burschenband.
Dann geht's mit Wagen und Rossen
Und Fahnen in's blühende Land.

Das ist ein Jubeln und Singen
Das Neckarthal entlang;
Da klirren und blühen die Klingen,
Da braust Commersgesang.

Wir schleichen uns fern vom Getriebe
Und tauschen mit flüsterndem Laut
Manch süßes Geheimniß der Liebe,
Wie es Jugend der Jugend vertraut

Wie schön, Du mein liebster Geselle,
Wird einst die Erinnerung!
Noch lacht die Zukunft so helle:
Wir sind ja so jung, so jung.

So sitzen wir weit vom Schwarme
Beim Flieder im Dämmerlicht;
Ich halte Dich fest im Arme
Und schau' in Dein liebes Gesicht. —

Da wecken mich krächzend die Raben:
Grau weht im Wind mein Haar,
Du aber liegst begraben,
Begraben manches Jahr.





Justus M^öser.

† 8. Januar 1764.

Ein Erinnerungsblatt.

Von

Julius Duboc.

— Dresden-Plauen. —



Es ist bekannt, daß die einzige Schrift M^ösers, welche auch jetzt noch, wenigstens literargeschichtlich, öfters erwähnt wird und eine gewisse Verbreitung besitzt — 1871 erschien noch eine neue Ausgabe derselben — die „Patriotischen Phantasien“, einst zu einem Verbindungs-glied zwischen Goethe und dem Erbprinzen von Weimar wurde. Goethe selbst hat in seiner Lebensgeschichte den Umstand erwähnt. Er erzählt, daß bei seiner ersten zufälligen Begegnung mit dem Prinzen in Frankfurt der erste Theil der „Phantasien“ auf dem Tisch gelegen habe und eine lebhaftere Unterhaltung über den Inhalt derselben die Folge davon gewesen sei. Goethe, der das von ihm besonders hoch geschätzte Buch in- und auswendig kannte, hatte dabei den Vortheil, sich wohlunterrichtet und zwar über verfassungs- und staatsrechtliche Fragen, über Sitten, Gesetze und Gewohnheiten, über Lage und Beschaffenheit ganzer Landesheile, über Bedürfnisse der Völker und den Gang der Entwicklung im Ganzen und Einzelnen zeigen zu können. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß er damit dem jungen Fürsten, der den besten Willen und den festen Vorsatz hatte, an seiner Stelle entschieden Gutes zu wirken, höchlichst imponirte. Die Frage, die derselbe im Stillen schon bei sich erwogen haben mochte, ob er nicht dem ausleuchtenden Ruhmesglanz des Verfassers des Götz und Werther in Weimar eine seiner würdige Stätte bereiten und wie dies am füglichsten geschehen könne, — denn Weimar sollte damals erst geschaffen werden und konnte für den Augenblick nur wenig Anziehungskraft entwickeln — ließ sich nun auf ganz andere Art beantworten, als wenn der Prinz in Goethe nur den Dichter angetroffen hätte.

Nun ließ sich daran denken, einem anscheinend so vielseitig veranlagten,

in praktischen Lebensfragen so kenntnißreich ausgerüsteten Manne ein Staatsamt anzubieten, ihn zu berufen, nicht weil, sondern obgleich er ein Dichter war, und diese Berufung in einer würdigen, für Goethe ehrenvollen und verlockenden Form erfolgen zu lassen. So geschah es denn bekanntlich auch, und wenn die vorausichtliche Opposition in Hof und Beamtenkreisen auch nicht zu vermeiden war, so war ihr doch insofern einigermassen der Boden entzogen, als durch die Goethe übertragene verantwortliche Thätigkeit der Anschein einer reinen Günstlings-Ernennung glücklich vermieden war. Das Uebrige zur Befestigung seiner Stellung war nun in Goethes eigene Hand gegeben.

Für diesen ist also bei einem der wichtigsten Wendepunkte seines Lebens die Bekanntschaft mit Möser höchst bedeutungsvoll geworden. Aus ihm hatte er die genaue Kenntniß des bürgerlichen Wesens, die er ihm nachrühmt, geschöpft, an seiner Hand hatte er sich, wenn auch natürlich unzulänglich, doch für den augenblicklichen Bedarf und für den Eindruck, den er unwillkürlich hervorrief, ausreichend, nationalökonomisch orientirt. Es kam noch ein Umstand hinzu, der ebenfalls, wie die Verhältnisse lagen, sich vortheilhaft erweisen mußte. Möser war zwar kein reichsfeindlicher Particularist im modernen Sinne, im Gegentheil, seine patriotische Gesinnung war makelfrei. Aber er war doch sehr in seine Osnabrückische Heimat verliebt, er fand in ihr die Vorzüge der alt-sächsischen Rechtsverhältnisse, die er so sehr schätzte und liebte, hier umgaben ihn freie Grundbesitzer, die jeder auf eigenem Grund und Boden saßen und in Recht und Verwaltung ein ausgedehntes Selbstbestimmungsrecht ausübten, dabei patriarchalische Sitten, einfache Lebensanschauungen und Gewohnheiten, — alles das machte ihn geneigt, diesen kleinen Mittelpunkt deutschen Lebens als wichtig zu betrachten und zu behandeln. In verwandter Auffassung war er geneigt, gegenüber den vielfach ertönenden Klagen über des Reiches Ohnmacht und Zerrissenheit, die Lichtseite eines Bestehens vieler kleiner Staaten in Deutschland zur Ausbreitung der Cultur im Einzelnen hervorzuföhren. Daß Goethe als eifriger Schüler Möser's in die Lage kam, diesen Punkt, der übrigens mit seinem eigenen Instinct zusammentraf, nachdrücklich, auf Möser'sche gewichtige Anschauungen gestützt, zu betonen und zu entwickeln, konnte ihm dem Fürsten eines Kleinstaates gegenüber natürlich nur zur nachdrücklichsten Empfehlung gereichen.

Wenn die „Patriotischen Phantasien“ also auch weiter keine Bedeutung für unsere Zeit besäßen, so würde ihnen immer noch die zukommen, an einer der wichtigsten und fruchtbringendsten aller Begegnungen, die unserer Culturgeschichte unverlierbar angehört, förderlich mitwirkend betheilig gewesen zu sein. Aber sie haben auch außerdem einen für sich bestehenden, selbständigen Werth, der sich durch aller Zeiten Wechsel erhalten hat, und es ist kaum zu viel gesagt, wenn Bachler von Möser's Schriften sagt: „sie haben auf eine Stelle auch in der kleinsten Deutschen Büchersammlung den vollgiltigsten Anspruch“; namentlich gilt dies von den „Patriotischen Phantasien“. Während die „Osnabrückische Geschichte“ nothwendigerweise viel an allge-

meinem Interesse verloren hat und hauptsächlich nur noch für den Spezialisten von Bedeutung ist, ist das bei den „Phantasien“ durchaus nicht der Fall. Diese fesseln theils durch die ungemeine Reichhaltigkeit des Inhalts, theils durch die Darstellungs-gabe des Verfassers. Diese ist es wohl auch zunächst gewesen, welche Goethe so sehr sympathisch annuthete, daß er das Buch eine Zeit lang stets mit sich herum zu führen pflegte. „Wann und wo ich sie aufschlage,“ schreibt er an Frau von Voigt, Möfers Tochter, „wird mir's ganz wohl, und hunderterlei Wünsche, Hoffnungen, Entwürfe entfalten sich in meiner Seele.“ Möfers Stil entfaltet, neben gelegentlichen Breiten, wo er sich in staatsrechtliche Materien vertieft, außerordentlich viel Kraft, Klarheit und Anschaulichkeit in der Schilderung, dabei Humor und Frische in der Ausführung seiner Gedanken. Wiß und Satire kommen ebenfalls nicht zu kurz, in dem anscheinend trockenen Geschäftsmann steckt etwas von einem Poeten. Wie anschaulich in ihrer Originalität, wie originell in ihrer Anschaulichkeit ist gleich die erste Nummer der „Phantasien“, in der Möser auseinander setzt, was seiner Ansicht nach den Vorzug in der Bauart der Wohnung eines Osnabrückischen Landmannes bildet. Es mochten auch damals schon angebliche Verbesserungsvorschläge für bequemere Einrichtungen auftauchen, und diese galt es abzuwehren. Möser schildert also:

Der Heerd ist fast in der Mitte des Hauses und so angelegt, daß die Frau, welche bei demselben sitzt, zu gleicher Zeit Alles übersehen kann. Ein so großer und bequemer Gesichtspunkt ist in keiner anderen Art von Gebäuden. Ohne von ihrem Stuhle aufzustehen, übersieht die Wirthin zu gleicher Zeit drei Thüren, dankt denen, die herein kommen, heißt solche bei sich niederlegen, behält ihre Kinder und Gesinde, ihre Kühe und Pferde im Auge, hütet Keller, Boden und Kammer, spinnt immerfort und kocht dabei. Ihre Schlafstelle ist hinter diesem Feuer, und sie behält aus derselben eben diese große Aussicht, sieht ihr Gesinde zur Arbeit aufstehen und sich niederlegen, das Feuer anbrennen und verlöschen und alle Thüren auf- und zugehen, hört ihr Vieh fressen, die Weberin schlagen und beobachtet wiederum Keller, Boden und Kammer. Wenn sie im Korbette liegt, kann sie noch einen Theil dieser häuslichen Pflichten aus dieser ihrer Schlafstelle wahrnehmen. Jede zufällige Arbeit bleibt ebenfalls in der Kette der übrigen. Sowie das Vieh gefüttert und die Dröschke gewandt ist, kann sie hinter ihrem Spinnrade ausruhen, anstatt daß in anderen Orten, wo die Leute in Stuben sitzen, so oft die Hausthür aufgeht, jemand aus der Stube dem Fremden entgegen gehen, ihn wieder aus dem Hause führen und seine Arbeit so lange verjäumen muß. Der Platz bei dem Heerde ist der schönste unter allen. Und wer den Heerd von der Aussicht auf die Deele absondert, beraubt sich unendlicher Vortheile. Er kann sodann nicht sehen, was der Knecht schneidet und die Magd füttert. Er hört die Stimme seines Viehs nicht mehr, die Einfahrt wird ein Schleichloch des Gesindes, seine ganze Aussicht vom Stuhle hinterm Rade am Feuer geht verloren. — Ein ringsumher niedriges Strohdach schützt hier die allezeit schwachen Wände, wärmt Haus und Vieh und wird mit leichter Mühe gebessert. Ein großes Vordach schützt das Haus nach Westen und deckt zugleich die Schweinekoben. Und um endlich nichts zu verlieren, liegt der Mistpfuhl vor der Einfahrt, wo angepannt wird. Kein Vitruv ist im Stande, mehr Vortheile zu vereinigen.

Vortrefflich geißelt er an einer anderen Stelle (in dem Artikel: Die allerliebste Braut) „die lächerliche Nachahmung des französischen Verneigens“. „Bei uns,“ sagt er, „soll jetzt jedes Knie, wenn es auch mit Ruhm und

Ehre steif geworden ist, einen Knicks machen, und die falsche Schamhaftigkeit bittelt um Verzeihung für den ungelenten Rückgrat, da sie doch kühn ihre beiden runden Arme in die Seite setzen und ungebeugt den Muth ausdrücken könnte, womit Arbeit und Redlichkeit ihre Freunde erfüllen. Ist da Freiheit und Eigenthum, wo das väterliche Erbe der Mode verpfändet, der Geist ein slavischer Nachahmer und unser edles Selbst eine entlehnte Rolle ist? Wie edel ist der Stolz einer Frau, die, fest im Knie, ihren Gast mit einem freundlichen Blick bewillkommt! Sie ist in ihrer Art vollkommen, sie ist Original, sie ist dreist mit Anstand, sie behauptet ihre Würde gegen eine Fürstin und sagt ihr Großen Dank, wenn diese ihr einen Guten Tag bietet. Man sieht, daß sie sich fühlt, und glücklich ist das Land, wo das Mädchen, das das beste Garn gesponnen hat, auf ihr Werk so stolz ist, als Voltaire auf sein Marquisat.“ Wie drastisch kennzeichnet er die Modesucht, wenn er sagt: „In England verändert die größte Frau nach dem dreißigsten Jahre ihre Moden nicht mehr, sie geht damit stolz dem ganzen Hof unter die Augen; bei uns hingegen will man auch noch im Sarge kokettiren und die Würmer in einem frisirten Todtenhemd empfangen.“

Unwillkürlich wird man bei diesen und ähnlichen Ausladungen des Unmuths über Verzärtelung und Unnatur an die „Frau Rath“ erinnern — und sollte es Goethe nicht ähnlich ergangen sein? — deren kernhafter Natur ebenfalls das modische Zierpuppen-Wesen widerstand und die sich einmal dessen berühmt: „Da mir Gott die Gnade gethan, daß meine Seele von Jugend auf keine Schnürbrust angekrigelt hat, sondern daß sie nach Herzenslust hat wachsen und gedeihen, ihre Nester weit ausbreiten können u. s. w. und nicht wie die Bäume in den langweiligen Ziergärten zum Sonnenschirm ist verschnitten und verstümmelt worden.“ Das ist ganz in Möser's Sinne empfunden und gesprochen, und dieser Sinn zieht sich einheitlich verbindend als rother Faden durch die ganze bunte Reihe seiner Haus und Familie, Dorf und Stadt, Handel und Gewerbe, Recht und Verfassung, Religion und Kirche, das ästhetische und moralische Gebiet in hundertertei Beziehungen beleuchtenden Betrachtungen. „Man müßte eben Alles, was in der bürgerlichen und sittlichen Welt vorkommt, rubriciren,“ sagt Goethe, „wenn man die Gegenstände erschöpfen wollte, die er behandelt. Und diese Behandlung ist bewundernswürdig. Keineswegs lehrhaft, sondern in den mannigfaltigsten Formen, die man poetisch nennen könnte und die im besten Sinne des Wortes für rhetorisch gelten müssen. Immer ist er über seinen Gegenstand erhaben und weiß uns eine heitere Ansicht des Ernstesten zu geben. Bald hinter dieser, bald hinter jener Maske versteckt, bald in eigener Person sprechend, immer vollständig und erschöpfend, dabei immer froh, mehr oder weniger ironisch, durchaus tüchtig, rechtichaffen und wohlmeinend und dies Alles so abgemessen, daß man zugleich den Geist, den Verstand, die Leichtigkeit, Gewandtheit, den Geschmack und den Charakter des Schriftstellers bewundern muß.“

Aber nicht bloß die äußere Form, sondern sehr wesentlich auch der Gehalt war, wie schon bemerkt, was Goethe in den „Phantasien“ so erquicklich anmuthete. Der Richtung nach verwandte Geister begegneten sich hier. „Werthers Leiden“ und die „Phantasien“ liegen der Zeit ihres Erscheinens nach nicht weit auseinander, die ersteren erschienen 1774, die zweiten, die Frau von Voigt in demselben Jahr zusammenzustellen begonnen hatte, erschienen 1778. Trotz des gänzlich verschiedenartigen Geistes, der selbstverständlich in beiden herrscht — denn nichts lag gerade Möser ferner als Ueberschwänglichkeit — wird man trotzdem hier und da auf parallele Beziehungen treffen. Wie Werther einen „Wiegenlied“ braucht und ihn nur im Homer findet, wie er sich vornimmt, sich „künftig allein an die Natur zu halten. Sie allein ist unendlich reich und bildet den großen Künstler“, so Möser, wo er (in „Die Spinnstube. Eine Osnabrückische Geschichte“) den Homer als Muster citirt, weil er die Natur überall, wo er sie angetroffen, studirt habe. Der schönste Ton seines ganzen Werks sei dieser, daß er die Mannigfaltigkeit der Natur in ihrer wirklichen und wahren Größe schildere und nicht durch übertriebene Vergrößerungen oder Verschönerungen sich in Gefahr setze, statt hundert Helden nur einen zu behalten. Wie Werther dem Zwang der Gesellschaft entflieht und den Umgang ländlicher Unverstelltheit aufsucht, so huldigt Möser dem gleichen Princip, wo er sagt: „Wenn wir dächten, wie wir denken sollten, so müßte uns der Umgang mit ländlichen, unverdorbenen und unverstellten Originalen ein weit angenehmeres Schauspiel geben als die Bühne, worauf einige abgerichtete Personen ein auswendig gelerntes Stück in einem geborgten Affect daher schwätzen.“ Und wie Werther sich am einfachsten Naturbild erquickt, so Möser. Einem Eindruck wie dem folgenden mit der daran geknüpften Betrachtung könnte man allenfalls auch im Werther eine Stelle anweisen: „Bei der letzten Ernte sah ich die Frau eines Heuermanns, welche selbst mähte und band und ihr vierteljähriges Kind neben sich in der Furche liegen hatte, wo es so geruhig als in der besten Wiege schlief. Nach einer Weile warf sie muthig ihre Sense nieder, setzte sich auf eine Garbe, legte das Kind an die Brust und hing mit einem zufriedenen, mütterlichen Blick über dem saugenden Knaben. Wie groß, wie reich, dachte ich, ist nicht diese Frau. Zu mähen, binden, säugen und Frau zu sein, gehören sonst vier Personen. Aber dieser ihre Gesundheit und Geschicklichkeit dient für viere. Die Natur zeigt hier eine homerische Allegorie für die Arbeitsamkeit ohne Caylus*) und Winkelmann.“

Die „Patriotischen Phantasien“ sind eigentlich eine Auslese von Artikeln, die Möser seit 1768 für die „Osnabrückischen Intelligenzblätter“ geschrieben hatte. Sie waren bestimmt, „dem Bürger gleichsam Rechenschaft zu geben

*) Philippe de Tubières, Graf von Caylus, bedeutender französischer Archäolog, † 1765.

von den Unternehmungen des Staats, die Verordnungen und Erlasse der Regierungen zu erläutern, das Volk über sociale Uebelstände aufzuklären und für nationale wie individuelle Ehre zu begeistern.“ Sie haben also zum großen Theil ihre Bedeutung in Auseinandersetzungen über bestehende Staatsverhältnisse, über Standesrechte, Besitzverhältnisse, Eigenthums- und Erwerbsfragen, und von dem dahin Gehörigen ist nach reichlich hundert Jahren natürlich Vieles veraltet. Dennoch besitzt ein Theil dieser Ausführungen auch für unsere Gegenwart ein gewissermaßen actuelles Interesse, es ist der, in dem Möser sich über die Handwerkerfrage, d. h. über den schon damals sich drohend ankündigenden Verfall der Handwerks verbreitet.

Möser untersucht unbefangen die Ursachen dieses ihm höchst bedenklich erscheinenden Niederganges, er prüft die Möglichkeiten, wie denselben etwa noch zu steuern sei, und knüpft daran Vorschläge und Ermahnungen, über deren Wirkungslosigkeit er sich als praktischer Geschäftsmann und Menschenkenner schwerlich getäuscht haben wird, wenn er sie auch vorbringen zu müssen glaubte.

Mösers politischer Standpunkt ist ein conservativ-liberaler. Er wollte keinen Umsturz und keine Gewaltthat, sondern Pflege des Individuellen und Bestehenden, obgleich er später dem großen Umschwung in Frankreich gegenüber sich zu der Einräumung herbeiließ, es wäre noch eine Frage, „ob nicht alle hundert Jahre eine Generalrevolution in den Köpfen der Menschen zu befördern wäre, um eine Gährung in der sittlichen Masse des menschlichen Geschlechts und mit Hilfe derselben bessere Erscheinungen, als wir sie jetzt haben, hervorzubringen.“ Trotzdem verharrte er aber den „unpolitischen Gesichtspunkten“ der französischen Philosophen gegenüber, die in der Revolution zur Verwirklichung gelangten, in der Negation. Er stützte sich darauf, daß der unbewegliche Besitz die Ursache der weiteren oder beschränkteren Rechte sei, und daß, weil dieser und also auch der Rechtsumfang bei jedem Einzelnen verschieden sei, unmöglich eine Gesamtheit von ungleich Berechtigten per majora über Aufhebung oder Veränderung einer Verfassung beschließen könne. Damit nahm er zu der damals an erster Stelle stehenden Principienfrage: wann und wie kann ein Volk seine Constitution ändern, im Sinne des historischen Princips und gegen das sogenannte Vernunftrecht Stellung. Aber er war andererseits viel zu sehr vom lebhaftesten Nationalgefühl erfüllt, um sich als Parteigänger der Regierungspolitik anzubequemen, wo sie ihm das nationale Interesse zu schädigen schien. Daran fehlte viel. Hier übte er im Gegentheil eine sehr unabhängige Kritik.

Mösers eigentliches Ideal eines gesunden Staatswesens war, wie schon bemerkt, den alt-sächsischen Rechtsverhältnissen angepaßt und auf Grundbesitz als Fundament von Recht und Ehre zugeschnitten. „Wo finden wir die Nation?“ fragt er in einer Besprechung von R. v. Mosers Schrift: „Von dem deutschen Nationalgeist.“ „An den Höfen? Das wird Niemand behaupten. In den Städten sind verfaulte und verdorbene Copien; in der

Armee abgerichtete Maschinen; auf dem Lande unterdrückte Bauern. Die Zeit, wo jeder Franke oder Sachse *paterna rura* (das ist sein allodialfreies, von keinem Lehns- oder Gutsherrn abhängendes Erbgut) baute und in eigener Person vertheidigte, wo er von seinem Hof zur gemeinen Landesversammlung kam, und der Mensch, der keinen solchen Hof besaß, wenn er auch der reichste Krämer gewesen wäre, zur Klasse der Armen und ungeehrten Leute gehörte: diese Zeit war im Stande uns eine Nation zu zeigen. Die gegenwärtige ist es nicht.“

Die gegenwärtige — aber vor der gegenwärtigen Zeit lag noch eine andere — und das war Möfers zweites Ideal, nachdem das erste einer Umwandlung unterlegen war, die Zeit, wo der seefahrende Kaufmann die Nation, ihre Stärke, Tüchtigkeit und Ehre nach Außen zur Geltung brachte. Er erinnert wiederholt an die Zeit der Machtfülle, wo der hanseatische Bund (1475) England nöthigte, den Frieden von ihm mit 10000 Pf. St. zu erkaufen, Dänemark feilbot, Livland erobern half und den Ausschlag in allen Kriegen gab. Er erinnert daran, daß keine Krone damals sich geweigert habe, die Ambassadors dieser deutschen Kaufleute (*mercatores Romani imperii* hießen sie) zu empfangen, die noch im 16. Jahrhundert mit einer Flotte von 24 Kriegsschiffen die alleinige Handlung in der Ostsee behauptete, während die Südseecompagnie mit ihrer Handlung die Levante beherrschte. Und er empfindet bitteren Unmuth darüber, daß von deutscher Seite selbst, d. h. von Seiten der eifersüchtigen Territorialhoheit, von den deutschen Reichsfürsten, diesem mächtigen Aufschwung des Bürgerthums die Lebensader unterbunden worden sei. Denn die Territorialhoheit war es, die hier gegen den kraftvollen Nationalgeist, den sie fürchtete, stritt, diesen Geist, von dem Möser nicht mit Unrecht sagt, daß er sich gewiß von beiden Indien Meister gemacht und den Kaiser zum Universalmonarchen erhoben haben würde, diesen Geist, welchen auf das Drängen der Reichsfürsten „Ihro Kaiserliche Majestät allergnädigst abzuthun geschworen haben“. Denn selbst als ihm schon längst keine Bedeutung, mindestens keine dem fürstlichen Interesse gefährliche mehr beimohnte, ruhte die Eifersucht der Fürsten nicht, so daß sogar die Reichs-Wahlcapitulation von 1731 — „leider zu einem sehr großen Ueberflusse“ wie Möser hinzufügt — den Passus enthielt: *Ihro Kaiserliche Majestät wollen die Commercias des Reichs zu Wasser und zu Lande nach Möglichkeit befördern;* — dagegen aber die großen Gesellschaften, Kaufgewerksleute und andere, so bisher mit ihrem Geld regiert, gar abthun.

Mit den „güldnen Zeiten der deutschen Handlung“ sank aber gleichzeitig das Handwerk von seiner im 14., 15. und 16. Jahrhundert behaupteten Höhe. Die Handwerker, die während des hanseatischen Bundes für die ganze Welt arbeiteten und Meisterwerke schufen, und die jetzt nur von vereinzelt Aufmunterungen der Höfe kärglich zehrten, wurden unansehnliche kleine Leute. Damit entging ihnen wieder die Günst der öffentlichen

Meinung. Die begüterten Klassen fingen an, auf die Handwerker vornehm herab zu sehen. Ein Handwerk zu erlernen, wurde den Kindern der niedrig Stehenden überlassen, sie selbst strebten, falls sie bei der Handlung überhaupt verblieben, als Kaufmannschaft in eine höhere Sphäre hinein. Möser's praktischer Sinn erkannte die Wichtigkeit gerade dieses Umstandes, des Sinkens der äußeren Ehre. „Wenn ein Handwerk einmal verachtet wird,“ sagte er, „so treiben es nur arme und geringe Leute, und was arme und geringe Leute treiben, das will selten Geschmack, Ansehen, Güte und Vortrefflichkeit gewinnen.“

Daß der Handwerker erhalten bleibe und zwar nicht in Niedrigkeit, sondern in Ehre und Ansehen, in einer überlegenen Stellung mit den dazu nöthigen Mitteln und Einkommen, das war ihm aber um deswillen so wichtig, weil ihm der Handwerker (ebenso wie der arbeitende Landmann) ein derbes und handfestes Element repräsentirte.

Instinctiv fühlte er die Gefahr mehr, als daß er sie schon vor Augen gehabt hätte, daß das Sinken dieses derben, handfesten Elements auch das Sinken von Gradheit und Redlichkeit der Sinnesweise, die sich leicht mit jenem verbindet, und eben deshalb auf der anderen Seite das Emporkommen eines Schwindel- und Schachergeistes bedeuten werde.

Deshalb tabelt Möser sehr entschieden den Reichsabschied, der den Zünften und Gilden einen Theil ihrer bis dahin gehaltenen Ehre dadurch geraubt habe, daß sie genöthigt wurden, „alle von irgend einem Pfalzgrafen ehrlich gemachten Hurkinder und beinahe alle Geschöpfe, die nur zwei Beine und keine Federn haben, als zunftfähig anzuerkennen“. Er findet einen Widerspruch darin, daß die Domcapitel und Ritterschaften ihre Ahnenprobe behalten und den Gilden es gewehrt werden solle, „wenn sie nicht alle Söhne, vom Mutterleibe geboren, in ihre Zunft aufnehmen wollen, gerade als ob es nicht die erste und feinste Regel der Staatsklugheit wäre, unterschiedene Klassen von Menschen zu haben, um jeden in seiner Art mit einem Antheil von Ehre aufmuntern zu können.“ In despotischen Staaten sei der Herr Alles und der Rest Böbel.

Vor Allen bringt er aber, um den Cirkel zu durchbrechen, darauf, daß reicher Leute Kinder, die für die Handlung bestimmt sind, ein Handwerk lernen sollen. Das ist aber nicht so gemeint, daß dieselben dies nebenher, etwa um sich vom Dünkel frei zu erhalten oder sich in einem gewissen Sinne praktisch auszubilden, bethätigen sollten, sondern Möser verfolgt die kühnere Idee einer Eintheilung der Handwerker in handelnde und Tagwerker. Er will wohl dem Kaufmann die erste Stelle einräumen, aber er will, daß auch der Kaufmann nichts als ein handelnder Handwerker sei, und meint, gestützt auf das Beispiel Englands, daß derselbe auch als solcher mit Recht zu eben derselben Ehre gelangen könne, „wozu es der vornehmste Bankier (das Wort klingt), wenn er glücklich ist, bringen kann“. Dadurch sollte der Reiche überzeugt werden, daß er sich keineswegs erniedrige,

wenn er seinen Sohn ein Handwerk lernen lasse. Der handelnde Handwerker in England, meint Möser, der England in längerem Aufenthalt kennen gelernt und studirt hatte, hat ganz andere Eigenschaften als ein deutscher Fabrikherr oder Kaufmann. „Er lernt erst das Handwerk und dann den Handel. Die Gesellen eines handelnden Tischlers müssen fast ebenso vollkommne Buchhalter als manche Kaufleute sein. Der Meister greift keinen Hobel mehr an. Er sieht seine vierzig Gesellen den Tag über arbeiten, beurtheilt dasjenige, was sie machen, verbessert ihre Fehler, zeigt ihnen Vortheile und Handgriffe, erfindet neue Werkzeuge, beobachtet den Gang der Moden, besucht Leute von Geschmack oder geht zu Künstlern, deren Einsicht ihm dienen kann, und kommt in seine Werkstatt zurück, wenn er im Parlament das Wohl von Ost- und Westindien mit entschieden oder auf der Börse seine Geschäfte verrichtet hat.“ In England, wie damals auch noch in Frankreich, ward der handelnde Handwerker von dem tagwerkenden (journeyman) unterschieden. Beide befanden sich nicht in einer Gilde, und besonders streng wurden die Kaufleute von den Krämern unterschieden. Die Krämerei, auf die Möser seiner ganzen Auffassung nach besonders schlecht zu sprechen ist, sollte ihm zufolge die unterste Klasse von allen sein, jedem Bürger offen stehen und folglich gar kein Gilderecht haben.

Vielleicht charakterisirt Weniges den Abstand und Wandel der Zeiten auf diesem Gebiet so scharf, als daß dasselbe England, auf welches Möser damals als Vorbild für seine Auffassung verweisen konnte, gegenwärtig sich in jeder Beziehung am weitesten von derselben entfernt hat. Grade in England ist der Handwerkerstand am vollständigsten der Ungunst der Verhältnisse erlegen. Eine neuere socialpolitische Schrift (R. Jentsch, *Weber Communismus noch Capitalismus*. Leipzig 1893), die mehr als irgend eine andere an Möser erinnert, führt grade England als abschreckendes Beispiel vor und warnt Deutschland in dringender Weise davor, „noch weiter nach englischem Muster reich werden zu wollen“.

Wie Möser schon durch seine journalistische Thätigkeit, dadurch daß er als höherer Staatsbeamter sich mit Publicistik einließ — ein damals noch sehr ungewöhnlicher Fall — eine vorurtheilslose Ueberlegenheit bekundete, so bewährte er dieselbe auch im Einzelnen in Fragen, in denen Vorurtheile aller Art und Engherzigkeit die Herrschaft behaupteten. Mit anerkanntem Muth und Freisinn trat er für die Schwurgerichte ein, von denen man damals in den juristischen Kreisen Deutschlands noch wenig wissen wollte. Er that den keckerischen Ausspruch, daß ein Jurist Criminalurtheile nicht sprechen solle, weil er durch seine Studien die Fühlung mit dem Volk verliere und geneigt sei, nach dem „dürren Buchstaben der Gesetze zu urtheilen, statt die Gemüths- und Lebensart und die begleitenden Umstände in Betracht zu ziehen. Die Abhängigkeit der Gerichte von der Regierung aber erklärte er vollends „als eine Aufhebung alles Rechtszustandes“.

Nicht minder freisinnig trat er schon damals dafür ein, „daß alle Bürger in Uniform gesetzt werden“. Er meinte, daß nur durch allgemeine Volksbewaffnung dem Bürgerthum ein gleichartiges Ehrgefühl, das ihm jetzt mangle, zurückgegeben werden könne. Es sei auch gar nicht einzusehen, weshalb Schwert und Pflug, die im alten Rom verbunden gewesen seien, getrennt sein sollten, oder warum ein Doctor der Rechte nicht eben so gut mit dem Degen als mit der Feder fechten solle. Denen aber, die es allzu gefährlich finden, so vielen Leuten das Recht der Waffen zu erlauben, ruft er zu: Dies sei die Politik der Despoten, die ihren Unterthanen das Recht, zu klagen, nicht aber das Recht, ihren Worten Nachdruck zu geben, verstaten wollen.

Als Historiker bebaute Möser ein engbegrenztes Feld, Osnabrückische Geschichte, aber er bebaute es in dem großen Stil der Geschichtschreibung, der damals nur den Wenigsten aufgegangen war und den er mit Nachdruck als die ideale Aufgabe des Geschichtschreibers, seinen Zeitgenossen weit voranschreitend, vertrat. Ihm bedeuteten die Staatshändel wenig im Vergleich zu den wichtigen Veränderungen im Leben des Volks, deren eingehende Berücksichtigung er verlangte. Nur einer Meisterhand bedürfe es, um ein Bild der Gesamtcultur eines Volks zu entwerfen, in der die Geschichte der Religion, der Rechtsgelehrsamkeit, der Philosophie, der Künste und schönen Wissenschaften sich mit der Staatsgeschichte verbände, um dann erst den weiten Rahmen der Geschichte einer Nation würdig auszufüllen. Aber auch in der Staatsgeschichte kam es ihm in erster Linie nicht auf die Regentthaten, sondern auf Berücksichtigung des Handels und Geldes, des Städtewesens, der Entstehung von Rechten und Einrichtungen an. So behauptet er, weniger umfassend, aber im Geiste verwandt, auch in dem Geist kritischer Objectivität, als Historiker seine Stelle neben Schözer und Spittler.

Das lebhafteste Nationalgefühl, welches Möser beseelte, übertrug er aber vor Allem auf das Gebiet der Literatur. Er ist einer der frühesten Vorläufer derjenigen, die sich später um die Erhaltung und Sammlung der Ueberreste der mittelhochdeutschen Poesie Verdienste erworben haben, wie er denn selbst ein eifriger Sammler war. Er nannte es eine Schande für die Deutschen, „daß nicht sämtliche Ueberbleibsel der wahren, unverfälschten und gleichwohl zierlichen alten deutschen Sprache auf eine anständige und prächtige Art im Druck erscheinen.“ Er legte energisch Verwahrung ein gegen Friedrichs II. „Lottro de la littérature allemande“ und dessen Verunglimpfung des deutschen Geistes, indem er gerade entgegengesetzt vor der Nachahmung des Fremden warnte. Nur soweit sollten wir die Kunst der Fremden etwa nutzen, als sie zur Verbesserung unserer eigenthümlichen Güter und ihrer Cultur diene, im Uebrigen aber auf eigenem Grund und Boden fortbauen und unserem Schriftthum vor Allem einen nationaldeutschen Charakter erhalten.

So geht auf allen Gebieten, die er berührte, von diesem Mann und

seinem Wirken ein Lichtschein aus, so unscheinbar auch im Uebrigen seine Lebensverhältnisse als die eines Beamten eines geistlichen Kleinstaates waren. In Osnaabrück als Sohn eines Consistorialraths 1720 geboren, diente er bis zu seinem Tode der Verwaltung seines engeren Vaterlandes in wechselnden Stellungen als Secretär, Syndicus der Ritterschaft und Geheimer Referendar. In jeder dieser Stellungen besaß er das allgemeine Vertrauen, und das will viel sagen bei den verwickelten Verhältnissen eines damaligen Kleinstaates, der durch die verzwickte Zusammensetzung der Regierungsgewalt Stoff zu den ausgiebigsten Zermürfnissen bot. Man denke, daß in Osnaabrück, wo gemischte Confessionsverhältnisse zu Grunde lagen, das zur Wahl des Bischofs berechnete Domcapital aus 12 katholischen und drei protestantischen Domherren bestand und ein protestantischer Administrator mit einem katholischen Bischof wechseln mußte. Dabei bestand die ebenfalls auf ihren Einfluß eiferüchtige Ritterschaft wieder zum größten Theil aus Protestanten. Nach dem Tode des Bischofs und Kurfürsten Clemens August 1761 kam es nach dreijährigen Verhandlungen 1764 zur Wahl eines erst 6 Monate alten Bischofs, des Sohns König Georgs III. von England, und es gab nun wieder endlose Verhandlungen, wer während der Minderjährigkeit die Regierung des Hochstifts führen solle. Für die Schlichtung dieser und ähnlicher Verwickelungen bedurfte es des fortwährenden Eingreifens eines durch Umsicht, Menschenkenntniß, Mäßigung und ein gut Theil diplomatischen Tacts hervorragenden Praktikers, und Möser war dieser Mann. Nie ungeduldig, stets zur Vermittlung bereit, allen Gründen zugänglich, besaß sein Rath bei allen Parteien gleich großes Gewicht. Die allgemeine Achtung, die er in Folge seiner mit Ueberzeugung gepaarten Lindigkeit genoß, trug ihm den Namen des deutschen Franklin ein.

Ganz besonders wohlthätig bewährte sich Möser's Einfluß in Bezug auf die Besserung der heimischen Rechtsverhältnisse, wie denn lebiglich auf sein Betreiben und auf Grund seiner Berichte die Tortur im Hochstift im Jahre 1788 gänzlich und für immer abgeschafft wurde.

Möser's häusliches und gesellschaftliches Leben war seinem heiteren Sinn und seiner sorgenfreien Lage entsprechend geartet. Erst in späteren Jahren trübte andauernde Kränklichkeit, die sich mehr und mehr steigerte, das Behagen, das ihn umgab und von ihm ausging. Sein anregender Umgang blieb auf einen Freundeskreis beschränkt, wirkte in demselben aber mit vollster Hingebung. Sein Haus war ein Mittelpunkt angenehmer Gastlichkeit, in dem die Freunde völlig ohne Zwang ein- und ausgehen konnten, wie und wann es ihnen paßte. Wer regelmäßig bei ihm verkehrte, ward fast als Glied der Familie betrachtet. So machte er die schöne Inschrift, die, aus alten Zeiten stammend, seines Hauses Giebel schmückte, zur vollsten Wahrheit: *Pusilla domus, at quantulacunque est, amicis dies noctesque patet* (wie klein dies Häuslein auch sei, es steht den Freunden Tag und Nacht offen).



Tagliostro und Consorten.

Skizze.

Don

Ernst Schulz †.

„Das Wunder ist des Glaubens liebtes Kind“

Dieser Satz wird noch lange das volle Recht der Wahrheit für sich in Anspruch nehmen können. Denn wie auch die Welt fortschreitet, wie täglich neue Erfindungen und Entdeckungen gemacht werden und man nahe daran ist, das scheidende Jahrhundert einstimmig als das Jahrhundert der Aufklärung zu proclamiren — das Wunder wird dadurch nicht aus der Welt geschafft, nur auf eine etwas höhere Staffel gestellt; es herrscht nach wie vor.

Und seltsam ist es, daß nicht nur die große Masse dem Wunderglauben huldigt, sondern auch das gebildete, ja selbst der gelehrte Theil des Publicums demselben nicht selten ein geneigtes Ohr entgegen bringt. Als in den letzten siebenziger Jahren das „berühmte“ amerikanische Medium Henry Slade zum ersten Mal nach Berlin kam, war es fast komisch mit anzusehen, wie ein Theil der ersten Universitäts-Professoren daselbst diesen raffinirten Kunststückmacher wirklich ernst nahmen, und in Leipzig gelang es dem Schwindler sogar, den damals wohlbekannten, als Astrophysiker hochgeschätzten Professor Zöllner derart in's Garn zu bekommen, daß man ernstlich um den Bestand des guten Professors besorgt war. Allerdings soll derselbe schon vorher dem Spiritismus ergeben gewesen sein.

So hat es denn von jeher auch niemals an speculativen Geistern gefehlt, welche sich diese Schwäche der Menschen in einträglichster Weise zu Nuße zu machen suchten. Schon die alten ägyptischen Magier standen in dem Nuße, nebenbei ein wenig Charlatanerie zu treiben; ja, es hat Zeiten gegeben, wo das Volk Wunder haben mußte, um zur Ueberzeugung zu gelangen. So wäre z. B. ein Gelehrter des frühen Mittelalters kein rechter Gelehrter gewesen, wenn er sich nicht zugleich mit Alchymie, Sterndeuterei und anderen geheimen Künsten abgegeben hätte. Selbst der große Albertus Magnus gerieth bei seinen Zeitgenossen, seiner vorgeschrittenen, ausge-

zeichneten Kenntnisse wegen, die er sich in der Physik und Chemie angeeignet hatte, in den Verdacht der Zauberei. Es waren namentlich die verborgenen geheimen Kräfte der Natur, deren Enthüllung man erstrebte. Man hielt es nicht nur für möglich, aus unedlen Metallen Gold zu machen, sondern vermuthete auch in den Pflanzen Stoffe, die als Medicament, von den Menschen genossen, ihm stete Gesundheit, das höchste Alter und selbst die ewige Jugend sichern sollten. Endlich faßte man diesen gesammten Wundercultus in dem dunklen Begriffe des „Steines der Weisen“ zusammen, und damit beginnt die eigentliche Glanzzeit der Wundermänner.

Es dürfte in der Chronik der Irrthümer wohl kaum einen lehrreicheren Abschnitt geben, als die Geschichte vom Stein der Weisen: der künstlichen Verjüngung und der Sicherung irdischer Unsterblichkeit. Die kühnste Phantasie erlahmt bei dem Versuche, all' den abenteuerlichen Gedanken und Vorschriften zu folgen, welche die Vereitung solcher Wundermittel zum Gegenstande hatten. — Da tritt zunächst der große Roger Bacon mit seinem „Goldelixir“ in die Schranken. Diese Wundertinctur sollte nicht nur das Leben verlängern, sondern auch die goldene Jugend erhalten. Als Beweis führte er eine Gräfin Desmond vor, die durch den Gebrauch dieses Mittels ihr Leben auf 140 Jahre verlängerte, dabei noch ihr Kopfsaar zwei Mal und die Zähne drei Mal wechselte. Auch dem Papst Nicolaus IV. soll er das Mittel empfohlen haben.

Aus derselben Zeitperiode (XIII. Jahrhundert) wird der berühmte Raimund Lull erwähnt, welcher mittelst des Steines der Weisen viele Millionen zu Kreuzzügen und Kirchenbauten herbeizuschaffen wußte. Er sagte aus, daß er wieder ganz jung und munter geworden sei, nachdem er hochbetagt die „große Panacee“ genommen hätte. Auch ein gewisser Salomon Teismusin, Gelehrter in Constantinopel, versichert im Jahre 1490, er habe sich im hohen Alter mit einem Gran des Steines plötzlich so verjüngt, daß seine gelbe, runzelige Haut wieder weiß und glatt, die Wange roth, das graue Haar wieder schwarz, der krumme Rücken wieder gerade geworden seien; Frauen von 90 Jahren habe er ebenso in die blühende Jugend zurückversetzt. Der Alchymist Artepheus behauptete im 12. Jahrhundert, er sei tausend Jahre alt, ohne daß ihm widersprochen wurde; die Eingeweihten sollten öfters dieses Alter erreichen.

Auf hohem Paradesperde kommt dann Ausgangs des 15. Jahrhunderts der große Paracelsus angeritten. Er ist jedenfalls der unverschämteste der Wundergelehrten jener Zeit; schon sein voller Name „Philippus Aureolus Theophrastus Paracelsus Bombastus ab Hohenheim“ läßt auf eine nicht geringe Dosis von Arroganz schließen. Der hochprahlende Mann fing seine Laufbahn damit an, Alles niederzureißen, was bisher gelehrt worden war, alle hohen Schulen mit der größten Verachtung zu behandeln, sich als den ersten Philosophen und Arzt der Welt hinzustellen und heilig zu versichern, daß keine Krankheit sei, die er nicht heilen,

kein Leben, das er nicht verlängern könnte. Sein Hauptwerk eröffnete er mit folgenden hochtrabenden Worten: „Ihr müßet mir nach und ich nicht Euch, Ihr mir nach, Avicenna, Rhazes, Galen Mesun, mir nach und ich nicht Euch, Ihr von Paris, Ihr von Montpellier, Ihr von Schwaben, Ihr von Meissen, Ihr von Köln, Ihr von Wien, und was an der Donau und an dem Rheinstrome liegt; Ihr Inseln im Meer, Du Italien, Du Dalmatien, Du Athen, Du Grieche, Du Araber, Du Israelite, mir nach und ich nicht Euch. Mein ist die Monarchie! —“ Der große Charlatan hatte obenein die Gabe, seinen Unsinn in einer so dunklen, mystischen Sprache vorzutragen, daß man die tiefsten Geheimnisse dahinter vermuthete, und daß es wenigstens ganz unmöglich war, ihn zu widerlegen. Durch alles dies und durch die neuen auffallenden Wirkungen einiger chemischen Mittel, die er zuerst in die Medicin verpflanzte, machte er erstaunliche Sensation, und sein Ruf wurde so verbreitet, daß aus ganz Europa Schüler und Patienten zu ihm strömten. Er starb im 50. Jahre seines Lebens, ungeachtet er in seinem „vegetabilischen Schwefel“ den „Stein der Unsterblichkeit“ besaß.

Auch der Dr. Johannes Faust, der zu Anfang des 16. Jahrhunderts als „weit und breit beruffener Erz-Schwarz-Künstler“ die Welt bereiste, gehört in die Kategorie dieser Wundermänner; ja, er war zur damaligen Zeit, wie die nach seinem Tode veröffentlichten zahlreichen Werke über ihn zeigen, gewissermaßen das Urbild dieser fahrenden Weisen. Die Berichte über sein Thun und Treiben nahmen indessen ein solches Gemisch von Wahrheit und Dichtung an, daß sein eigentliches Charakterbild darunter so gut wie verloren gegangen ist. Seinen großen Ruf verdankte er hauptsächlich dem „Pacte“, den er mit dem Teufel abgeschlossen hatte, und demzufolge er von diesem, wie die Historie berichtet, am Ende seines Treibens auch „bei lebendigem Leibe“ abgeholt wurde. Die würdigste Verewigung hat Dr. Faustus — wenn auch durchaus nicht der Geschichte getreu — durch Goethes unsterbliche Tragödie erfahren.

Obgleich nur als Specialität, aber entschieden in den Kreis dieser Charlatane gehörend, darf Mesmer, der Begründer des thierischen Magnetismus, nicht unerwähnt bleiben. Als unbedeutender, heruntergekommener, aber schwärmerisch veranlagter Arzt, kam Mesmer eines Tages in Wien auf den Gedanken, künstliche Magnete herzustellen und diese als souveräne Mittel gegen eine Menge von Krankheiten, wie Lähmung, Gichtflüsse, Zahnweh u. dergl. zu verkaufen. Da er merkte, daß dies glückte, so ging er bald weiter und versicherte, daß er nun gar keine künstlichen Magnete mehr nöthig hätte, sondern daß er selbst der große Magnet sei, der die Welt curiren sollte. Seine eigene Person war so mit magnetischer Kraft angefüllt, daß er durch Berührung, durch Ausstrecken seines Fingers, ja durch bloßes Anschauen dieselbe Anderen mittheilen zu können versicherte. Diese sonderbare Kraft nannte er nun animalischen Magnetismus und vereinigte unter dieser Bezeichnung Alles, was der Menschheit am Herzen

liegt: Weisheit, Leben und Gesundheit, die er dadurch nach Belieben mittheilen und verbreiten konnte. Da man das Unwesen in Wien aber nicht länger dulden wollte, ging er nach Paris. Dort hatte er erstaunlichen Zulauf; Alles wollte von ihm geheilt sein, Alles wollte einen Theil seiner Kraft mitgetheilt haben, um auch Wunder wirken zu können. Er errichtete eigene geheime Gesellschaften, wo ein Jeder 100 Louisd'ors erlegen mußte, die natürlich in seine Tasche flossen, und äußerte endlich ganz laut, daß er der Mann sei, den die Vorsehung zum großen Erneuerungswerke der so sichtbar hinwelfenden menschlichen Natur erwählt habe. Einer seiner Apostel, der Vater Hervier in Paris, ließ in dieser Zeit folgenden Zuruf an's Publicum ergehen: „Seht eine Entdeckung, die dem Menschengeschlechte unschätzbare Vortheile und ihrem Erfinder ewigen Ruhm bringen wird! Seht eine allgemeine Revolution! Andere Menschen werden die Erde bewohnen, sie werden durch keine Schwachheiten in ihrer Laufbahn aufgehalten werden und unsere Uebel nur aus der Erzählung kennen! Die Mütter werden stärkere Kinder zur Welt bringen, die die Thätigkeit, Energie und Amuth der Urwelt erhalten werden. Thiere und Pflanzen, gleich empfänglich für die magnetische Kraft, werden frei von Krankheiten sein, die Heerden werden sich leichter vermehren. Der menschliche Geist, im Besitz dieser Kraft, wird vielleicht der Natur noch wunderbarere Wirkungen gebieten. Wer kann wissen, wie weit sich ihr Einfluß erstrecken wird?“ — Und diese pompösen Versprechungen und Ausichten verschwanden plötzlich, als eine Commission, an deren Spitze allerdings der berühmte Franklin stand, das Wesen des Magnetismus genauer untersuchte und in seine von der Natur gezogenen Grenzen brachte.

Zu derselben Zeit, d. h. in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, trieb auch der Graf Saint-Germain sein Unwesen. Es ist merkwürdig, daß die letzten Jahrzehnte, welche der großen französischen Revolution vorhergingen, die sogenannte Zeit der Aufklärung, die stärksten Gegensätze zwischen völligem Unglauben und crassestem Aberglauben bieten. Während der gebildete Theil Frankreichs auf den Gebieten der Philosophie und der Religion den freiesten Ansichten huldigte, während der zersetzende Spott Voltaires zum Atheismus und Unglauben führte, konnten Abenteuerer sich mit einem geheimnißvollen Nimbus umgeben und den Glauben erwecken, daß sie mit übernatürlichen Kräften ausgestattet seien und mit überirdischen Wesen, sowie mit den Geistern Verstorbener in Verbindung ständen. In Deutschland beschäftigten sich die sogenannten neueren Rosenkreuzer, zu denen auch der preußische Minister Wöllner und der General Bischoffswerder gehörten, mit theosophischem und mystischem Unsinn, citirten Geister unter der Leitung des berühmten Schnepfer, ja sollen sogar vor dem Prinzen von Preußen, dem späteren König Friedrich II., den Geist des großen Kurfürsten heraufbeschworen haben. Zu dieser Gesellschaft gehörte nun auch der Graf St. Germain, eine in hohem Grade merkwürdige Per-

fönlichkeit, welche in den Jahren 1750—1780 viel von sich reden machte. Seine Herkunft und sein wahrer Name sind nie mit Sicherheit festgestellt worden, da er sich bald Graf von Bellamare, bald Soltikow, bald Saint-Germain nannte; Einzelne wollten ihn für einen Portugiesen halten. Friedrich der Große bezeichnete ihn als einen Mann, den man niemals habe enträthseln können. Wenn es auch nicht erwiesen ist, daß er ein Zeitgenosse Christi gewesen sein und mit den Aposteln auf vertrautem Fuß gestanden haben wollte, so daß er dem Petrus wiederholt Vorwürfe über seine maßlose Hestigkeit machen konnte, so behauptete er doch, ein Alter von 350 Jahren zu besitzen und mit den bedeutendsten Männern des 16. und 17. Jahrhunderts in vertrauester Weise verkehrt zu haben. Bisweilen verfiel er in eine Art Starrsucht und erzählte bei seinem Erwachen, daß seine Seele in weit entfernten Gegenden, ja auf dem Monde oder auf einem anderen Himmelskörper gewesen sei und dort Aufschlüsse über die Zukunft erhalten habe. Auch gab er vor, daß er keiner irdischen Nahrung bedürfe, und man hatte ihn allerdings niemals weder essen noch trinken sehen. Sein Geheimmittel war der „Thee zum langen Leben“, der heute noch in den Apotheken unter dem Namen „St. Germain-Thee“ zu haben ist. Aber er hatte auch noch besondere Wunderelixire in potto, die nur aus besonderer Gefälligkeit und gegen ungeheure Summen von ihm zu erhalten waren. Sein Hauptfeld war ebenfalls der Pariser Boden, wo er in den freien Circeln namentlich von der aristokratischen Damenwelt auf's Höchste verehrt wurde. Auch bei verschiedenen regierenden Fürsten stand er in hohem Ansehen und wurde von Ludwig XV. sogar mit diplomatischen Missionen betraut, bis ihn im Jahre 1780, ungeachtet seiner lebensverlängernden Präparate, eben auch der natürliche Tod ereilte.

Alle diese Abenteuerer und Schwindelgelehrten in Schatten stellend, erscheint nun Cagliostro auf der Bildfläche. Er ist und bleibt der König dieser Charlatane. Wenn das Vorleben von Saint-Germain in tiefes Dunkel gehüllt war, so liegt die Herkunft Cagliostros, den man zuweilen fälschlich einen Jögling und Schüler des Ersteren genannt hat, klar zu Tage. Man wußte, daß sein eigentlicher Name Joseph Balsamo war und er im Jahre 1743 in Palermo geboren wurde. Sein Vater Pietro stammte wahrscheinlich aus jüdischem Geschlecht, war Krämer und starb früh, ohne Vermögen zu hinterlassen, so daß die Wittve in dürftigen Verhältnissen mit zwei Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, zurückblieb. Der Knabe zeichnete sich durch eine ungewöhnliche Auffassungsgabe und ein staunenswerthes Gedächtniß aus, verrieth aber daneben einen unbezwinglichen Hang zu Vetrügereien und Ausschweifungen. Es gelang der Mutter indeß, ihn im Seminar von St. Roch in Palermo unterzubringen, wo er unentgeltlich erzogen wurde, um später, 13 Jahre alt, dem Convent der barmherzigen Brüder zu Cartagirone überwiesen zu werden. In diesen klösterlichen Anstalten erwarb er sich unter Anderem auch diejenigen medi-

cinischen und chemischen Kenntnisse, um später verschiedene Essenzen bereiten zu können, die er als Verjüngungs- und Schönheitsmittel zu möglichst hohen Preisen an den Mann zu bringen wußte. Aus dem Kloster entlassen, wo er durch leichtfertiges Wesen vielfach Aergerniß erregt hatte, trieb er sich mehrere Jahre in Italien und Griechenland umher und verschaffte sich reichlichen Unterhalt, indem er bald als Taschenspieler, bald als Wahrsager, Goldmacher und Schatzgräber auftrat, oder sich auch nicht scheute, für Andere Testamente zu fälschen, so daß er wiederholt mit den Behörden in ernste Conflict geieth. Nachdem er sich mit Lorenza Feliciani, der Tochter eines Kupferschmiedes, verheirathet hatte, welche sich durch üppige Schönheit auszeichnete, dehnte er seine Reisen weiter aus und trat unter den verschiedensten Namen in Deutschland, England, Frankreich und Spanien auf, überall reichsten Gewinn erzielend durch seine Schwindeleien, namentlich durch den Verkauf von Schönheits- und Lebensverlängerungsmitteln; auch soll er es nicht verschmäht haben, wenn es die Gelegenheit gerade bot, die Reize seiner schönen Frau zu verwerthen. Alle diese Gaunerstückchen sind aber unerheblich im Vergleich mit dem großartigen Schwindel, durch den es ihm gelang, unter den Freimaurern eine hervorragende Stellung und einen fast unbegrenzten Einfluß zu gewinnen.

Die Freimaurerei war in jener Zeit überaus verbreitet und zählte unter ihren Mitgliedern viele der bedeutendsten Persönlichkeiten, wie u. A. auch Friedrich der Große und Goethe dem Bunde angehörten. Balsamo erkannte nun bald, welchen ungeheuren Vortheil er aus der Verbindung mit einer solchen Gesellschaft ziehen könne, wenn es ihm gelänge, unter ihr den Glauben zu erwecken, daß er Träger der höchsten Geheimnisse sei und die tiefste maurerische Weisheit besitze. Dieser Versuch glückte in so überraschender Weise, daß der kühne Gaukler sich beinahe zu dem Haupte des großen Freimaurerbundes aufschwang und in ganz Europa das größte Aufsehen erregte. Es war im Jahre 1770, als Balsamo in London in eine Loge aufgenommen und an demselben Abend sofort in mehrere höhere Grade befördert wurde, da man hoffte, durch ihn viele rosenkreuzerische Geheimnisse, die er zu besitzen vorgab, zu erfahren. Hier beginnt nun der wichtigste Abschnitt seines vielbewegten Lebens; während er sich von den früher betriebenen Kleinlichen Gaukeleien möglichst fernhielt, verschaffte er sich durch die Ausbeutung der Logen die Mittel zu einer glänzenden, opulenten Existenz. Er hatte in dieser Zeit nach einer Taufpathin auch den Namen Graf Cagliostro angenommen und seiner Frau insofern eine vornehme Abstammung beigelegt, als er sie für eine Marchesa Feliciani ausgab.

Cagliostro trat in den Londoner Logen nicht als einfacher Freimaurer auf, sondern stellte sich als den Abgesandten unbekannter Oberer vor, wobei er nicht unterließ, sich mit einem geheimnißvollen Nimbus zu umkleiden. So gab er anfangs vor, der Sohn eines orientalischen Fürsten und des Großmeisters des Malteserordens zu sein; später genügte ihm diese irdische

Abstammung aber nicht mehr, und er nannte sich den Sohn eines Engels und behauptete, Gewalt über alle Engel und Dämonen zu haben. Er sei in Mebina von dem weisen Althotas erzogen und später in Aegypten in die tiefsten Geheimnisse eingeweiht worden. In dem letzteren Lande sollten auch die unbekanntenen Oberen ihren Sitz haben, deren Oberhaupt, der Groß-Kophtha, ihn abgesendet habe, um die europäischen Logen zu revidiren und zu reformiren. In der That aber genügte ihm die Rolle eines Abgesandten nicht lange, vielmehr verkündete er bald, daß er den Schleier fallen lassen wolle: er selber sei der Groß-Kophtha und sei gekommen, um die wahre, die ägyptische Freimaurerei zu lehren.

Was nun die „Arbeiten“ in diesen ägyptischen Logen betrifft, so hatten sie hauptsächlich den Zweck, mit den Engeln und den Propheten des alten Testaments in Verkehr zu treten, was in folgender Weise geschah. Der Groß-Kophtha (Cagliostro) ließ ein Kind, „Die Taube“ genannt, in die Versammlung führen, legte ihm die Hand auf das Haupt, hauchte es an und rieb ihm den Kopf mit dem „Dele der Weisheit“ ein. Alsdann wurde die „Taube“ in einen zeltartigen Raum gebracht und angewiesen, in eine mit Wasser gefüllte Schale zu blicken. Nach längerer Zeit, während welcher die ganze Versammlung betete, wurde das Kind gefragt, was es sehe? worauf es angab, einen Engel oder einen Propheten zu erblicken, mit welchem es nun oft eine lange Unterhaltung führte, die sorgfältig protokolliert wurde. Während dieser Procebur stand der mittelgroße Sicilianer mit dem scharfgeschnittenen, bronzefarbigem Gesicht in feierlicher Haltung neben dem Kinde, auf welches er unverwandt sein durchdringendes Auge gerichtet hielt, in der Hand einen bloßen Degen, den er auch nicht ablegte, wenn er eine seiner schwungvollen, daneben aber von dem ärgsten Rauberwelsch strogenden Reden hielt. Es ist wohl anzunehmen, daß das Kind vorher sorgfältig durch Cagliostro instruiert war, wie denn auch später in mehreren Fällen ein derartiger Betrug nachgewiesen worden ist, es ist aber auch wahrscheinlich, daß nicht immer ein solches Abrichten vorhergegangen war und Cagliostro das Kind durch Hypnotisiren, durch eine Art Suggestion zu seinem gefügigen Medium machte.

Wie es sich mit diesen Gaukeleien nun auch verhalten möge, gewiß ist, daß der Schwindler in England, Holland und Frankreich kolossalen Anhang fand. Er wurde von seinen begeisterten Anhängern geradezu vergöttert, und zwar nicht bloß von den Männern, sondern auch von den Frauen, welche er durch Stiftung von Frauenlogen für sich zu gewinnen suchte. Man trug sein und seiner Frau Miniaturportrait in Ringen und Armbändern und nannte ihn nur „den Göttlichen“. Bei den Audienzen, die er gab, lagen die Verblendeten ihm stundenlang zu Füßen und glaubten, durch die Berührung von ihm geheiligt zu werden. Nur die Priester und die Aerzte blieben seine Feinde und ließen sich nicht überzeugen, daß er übernatürliche Kräfte besitze und mit den Geistern Abgeschiedener in Verbindung stehe. Neben seiner Thätigkeit in den ägyptischen Logen verrichtete

er nämlich auch noch angebliche Wunderkuren, für die er zwar keine Bezahlung forderte, aber reiche Geldgeschenke nicht verschmähte. Sein Hauptmittel war „die große Panacee“, deren Gebrauch mit einer ziemlich beschwerlichen 40tägigen Kur verbunden war. Dieselbe verlohnte sich jedoch, denn wer sie alle 50 Jahre wiederholte, konnte sein Leben auf 5557 Jahre bringen. Wie groß die Summen waren, die Cagliostro theils durch derartige Schwindeleien erwarb, theils durch die Logen bezog, beweist die fürstliche Pracht seines Haushaltes; für seine Reisen waren nicht weniger als sechs Wagen erforderlich, um ihn nebst seiner Dienerschaft und dem umfangreichen Gepäck zu befördern. Diesem Luxus entsprach sein herrisches Auftreten, welches er mit salbungsvollen, prahlerischen Reden zu verbinden wußte. Goethe schildert ihn in seinem Lustspiel „Der Groß-Kophta“ wie folgt: „Er ist ebenso unternehmend und gewaltsam als klug, ebenso unverschämt als vorsichtig; er spricht so vernünftig als unsinnig; die reinste Wahrheit und die größte Lüge gehen schwehlerlich aus seinem Munde hervor. Wenn er aufschneidet, ist es unmöglich, zu unterscheiden, ob er Dich zum Besten hat oder ob er toll ist — und es braucht weit weniger als das, um die Menschen verwirrt zu machen.“

Und wie war nun der Abschluß einer solchen Carrière? —

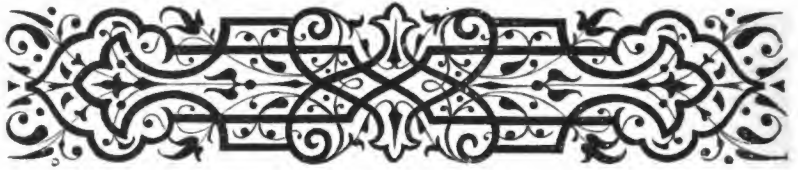
Es lag wohl auf der Hand, daß wenigstens Einzelnen, die mit dem Schwindler längere Zeit näheren Umgang führten, die Augen über ihn aufgehen würden. Und so geschah es denn auch; sein Stern kam in's Sinken, und nicht zum geringen Theil mögen auch die ersten Zeitverhältnisse, die mittlerweile eingetreten waren, dazu beigetragen haben, seinen Niedergang zu beschleunigen, denn das große blutige Schauspiel, das sich bald in Frankreich abspielen sollte, paßte schlecht zu den Scherzen eines mystischen Gauklers. Einer seiner letzten Triumphe war die Stiftung der Frauenloge, „von der Regel der Isis“ in Paris, deren Großmeisterin seine Gattin Lorenza unter dem Namen „der Königin von Scheba“ war. Die 36 Damen, welche an dem Feste der Einweihung dieses neuen Isisempels theilnahmen, gehörten sämmtlich der höchsten aristokratischen Gesellschaft an und zählten unter sich eine Fürstin, mehrere Herzoginnen, Gräfinnen zc.

Diesem Feste folgte sehr bald die Katastrophe, welche den großen Charlatan für immer aus Paris und Frankreich vertrieb. Unter den 36 Isispriesterinnen befand sich auch die Gräfin Lamotte, eine ebenso schlaue, als verwegene Abenteurerin, welche das Treiben des Groß-Kophta sicher durchschaut hatte. Ihr gelang es, Cagliostro in die bekannte mysteriöse Halsbandgeschichte zu verwickeln, deren Urheberin sie war, und obgleich dessen Mitschuld bei dem kolossalen Betrüge nicht nachgewiesen werden konnte, so scheinen bei den Untersuchungen doch so verschiedene andere Schwindeleien von ihm zu Tage gekommen zu sein, daß man schließlich das Verdammungs-urtheil über ihn fällte. Seine letzte Zufluchtsstätte war Rom; dort demuncirte ihn eines Tages einer seiner früheren Anhänger beim Inquisitionstribunal

als Ketzer, worauf er in der Engelsburg verhaftet wurde, während die schöne Lorenza in einem Straffkloster freies Logis erhielt. Der Proceß wurde mit ziemlicher Milde gegen ihn geführt, nur erst, als er bekannte, gar keine Religion zu besitzen, wurde er zum Feuertode verurtheilt, vom Papste aber zu lebenslänglicher Einschließung in dem Fort SanLeo begnadigt. Dort ist er auch nach den officiellen Berichten im Jahre 1795 in seinem Kerker gestorben, nachdem er vorher noch den Versuch gemacht haben soll, seinen Beichtvater zu erwürgen und in dessen Kleidung zu entfliehen, welcher Anschlag indeß mißlungen sei.

Die erste Hälfte unseres Jahrhunderts ist von solchen Wundermännern gänzlich verschont geblieben. Cagliostro wäre auch schwer zu überbieten gewesen. Erst mit Beginn der fünfziger Jahre tritt, hervorgerufen durch das Tischrücken und Geisterklopfen, eine neue Gattung von Wundermännern (und sogar Wunderfrauen und Wundermädchen) in die Erscheinung: die als spiritistische Handlanger dienenden, professionellen „Medien“. Auch sie haben gewaltiges Furore gemacht und nicht wenig zur Verblüffung schwacher Gemüther beigetragen. Es erscheinen zunächst die zwei Amerikaner Gebr. Davenport mit ihrem „Geisterschrank“, in welchem sie sich auf angebrachten Sitzen an Händen und Füßen festbinden ließen und, nachdem der Schrank geschlossen, sofort darin den tollsten Lärm mit allerhand Musikinstrumenten ausführten. Sobald der Schrank wieder geöffnet wurde, saßen sie darin festgebunden wie zuvor. Alsdann erscheint der Engländer Home, ein „regelrechtes“ Medium, mit welchem Napoleon III. während seiner Glanzzeit mehr als ein Duzend Dunkelsitzungen in Paris gehabt hat, denen zum Theil auch Eugenie bewohnte. Homes Meisterstück bestand darin, sich zu „immaterialisiren,“ d. h. während er am Tisch an beiden Händen festgehalten wurde, sich zu erheben und als Geist frei in der Luft umherzuschweben. Auch an russischen Hofe erregte Home großes Aufsehen. Die größte Sensation aber rief der bereits anfangs erwähnte Amerikaner Slade, namentlich durch seine am hellen Tage ausgeführte „Geisterschrift“ hervor. Sein deutscher Protector, Prof. Zöllner in Leipzig, suchte ihn in seinen letzten wissenschaftlichen Worten fast als einen Märtyrer und Heiligen hinzustellen. Nicht nur aber Slade, sondern fast alle Medien, sind schließlich als Betrüger entlarvt worden. Besonders Aufsehen und allgemeine Heiterkeit erregte vor mehreren Jahren namentlich die durch zwei Erzherzöge in Wien bewirkte Entlarvung eines englischen Mediums Namens Bastian.

Wenn nun aber trotz alledem heut ein in diese Medienkniffe und Tricks eingeweihter, sog. „gerissener Kopf“, der vielleicht auch noch in den Künsten eines Hanssen und eines Cumberland nicht unerfahren wäre, sich in das nöthige mystische Gewand zu hüllen wüßte und mit der vollen erforderlichen Frechheit hervorträte — er könnte versichert sein, auch heute noch bis in distinguirtesten Kreise hinauf eine gläubige Gemeinde zu finden, denn: „Das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind.“



Volksdichtung und Kunstdichtung.

Von

Arnold E. Berger.

— Bonn. —



Es ist bekanntlich das zwiefache Verhängniß aller sogenannten Schlagwörter, daß sie durch die einseitige Betonung eines einzelnen Merkmals die Auffassung des Wesens der von ihnen bezeichneten Erscheinung verdunkeln und schließlich verfälschen helfen, und daß sie außerdem eine Zähigkeit des Daseins besitzen, die den geschichtlichen Punkt, an dem sie entsprungen sind und einst ihre Rechtfertigung hatten, erstaunlich lange zu überdauern pflegt. Man kann diese Beobachtung auf allen Gebieten des gesellschaftlichen und des wissenschaftlichen Lebens machen: überall sieht man das scholastische Amühen kurzsichtiger Köpfe geschäftig, Schlagwörter, die längst ihre Bedeutung verloren haben, nun doch noch mit allen Mitteln des Scharfsinns zu retten und ihren angeblichen Inhalt so berecht zu entwickeln, als handle es sich da um wirkliche Lebensformen, um ein Stück gegenwärtigen Daseins, wo doch höchstens von einer leeren Hülse, von einer abgestorbenen geschichtlichen Merkwürdigkeit die Rede sein sollte. Auf zwei Schlagwörter dieser Art wollen die folgenden Zeilen hinweisen; sie haben landläufige Geltung auf literarischem Gebiete und haben durch die lediglich formelhafte Gegenüberstellung, in der sie sich forterbten, mancherlei Verwirrung gestiftet: Volksdichtung und Kunstdichtung.

Der Mann, der zuerst in Deutschland diese beiden Begriffe gegensätzlich ausprägte, Herder, wollte damit keineswegs zwei literarhistorische Gattungsnamen schaffen, sondern er wollte nur greiflich den Merksteil hinstellen, an dem die Dichtung seines Zeitalters sich befinden sollte auf ihrem Weg und ihre Aufgabe, die sie lange schon aus dem Auge verloren hatte. Der ästhetische Streit, der das ganze achtzehnte Jahrhundert erfüllte, ob

die Natur oder die Regel den Künstler mache, sollte ja damals zum ersten Male nicht bloß durch die Berufung auf gewisse Thatfachen der psychologischen Erfahrung und beliebig herausgegriffene erläuternde Beispiele entschieden werden, sondern mit Hilfe jenes bahnbrechenden, in die sinnlichen Urzustände der Menschheit und die Anfänge aller Kunstübung eindringenden Entwicklungsgedankens, von dem sämtliche Arbeiten Herders grundsätzlich bestimmt sind. Der junge Herder fand bei seinem Auftreten eine Dichtung vor, die im Wesentlichen eine gelehrte Ausübung war, die Privatergötlichkeit eines humanistisch geschulten Geschmacks, die ästhetische Unterhaltung feingebildeter Männer, die besten Muster des klassischen Alterthums und der neueren Nachbarnationen beständig im Auge haltend und ihre bewunderten Vorzüge in sorgfamer Nachbildung, mit ungleichem Glück auf heimischen Boden pflanzend. Solche Dichtung nannte Herder Kunstpoesie, sie war ihm gleichbedeutend mit fleißig und geschmackvoll gezikelten Schülerexercitien. Sein Heroldsamt war es, die Uebung der Poesie aus dem Betriebe der Gelehrten zurückzurufen zu der unmittelbarsten Fühlung mit dem wirklichen Leben der Nation, mit den Bewegungen der Zeit, zu dem innigen, stammhaften Zusammenhange mit dem deutschen Mutterboden, mit der eingeborenen Volksnatur: die deutsche Poesie sollte auch ein freies Gewächs deutschen Erdreichs werden, nicht dem Gelehrten allein, dem ganzen Volke sichtbar, fühlbar und vertraut. Alle Dichtung, die diesen Lebensathem unverbildeter Natur, des sinnlichen Urmensenthums, in Empfindung, Gedanke und Ausdruck, in Stoff und Bild wirksam zeigte, nannte er Naturpoesie, Volkspoesie. In diesem Sinne waren ihm Homer, Ossian und Shakespeare Naturdichter, und da jede Natur national bestimmt ist, Nationalautoren. In Deutschland stand ihm Goethe auf der gleichen Linie, und eine Reihe andrer Dichter, einen Gleim, Bürger oder Claudius, einen Klopstock oder Lessing, von älteren einen Luther, Simon Dach oder Flemming, rechnete er wenigstens mit einem Theile ihrer Leistungen zur Volkspoesie. Von langer Hand vorbereitet erschienen 1778 seine „Volkslieder“; er prägte damit ein deutsches Wort für das, was bei den Engländern schon lange national oder popular song hieß, was noch früher der Franzose Montaigne als ‚poésie populaire‘ bezeichnet hatte. *) Dieses bewundernswürdige Werk war nicht sowohl eine gelehrte Leistung, als ein mit schmiegsamstem Feingefühl entworfenes Gesamtbild des großen Haushaltes der Poesie auf der ganzen Welt; es pflückte bei allen Nationen des Alterthums und der Gegenwart die Blüthen ihres geistigen Daseins und belieh jeder Blüthe ihren besonderen Duft, ihre eigenthümliche Farbe; es war eine Reise um die Erde, von der man einen erstaunlichen Reichthum neuentdeckten poetischen Capitals heimbrachte, ein

*) Dies wichtige, auch von Herder in der Vorrede erwähnte Zeugniß Montaignes findet sich in dessen ‚Essais‘ Buch 1, Cap. 54: La poésie populaire et purement naturelle a des naïvetés et graces, par où elle se compare à la principale beauté de la poésie parfaite, selon l’art. Vgl. auch I, 30.

Museum der Dichtkunst, an dem die deutschen Poeten von den bezeichnendsten Nationalliedern aller Zeiten und Zonen lernen sollten, wie und mit welchen Mitteln man sich ausbilden könne zum Schilderer und Verkündiger der ursprünglichen, angeborenen Volks- und Stammesnatur. Wenn die Kunstpoesie ein Privaterbtheil nur der gebildeten Kreise ist, so ist die Naturpoesie eine Welt- und Völkergabe, nicht eine gelehrte Uebung, sondern ein nothwendiger Ausfluß eines erregten Nationallebens, eine Macht im menschlichen Dasein, so gut wie das Recht, die Sitte, die Sprache und die Religion: Das hatten Herders Jugendschriften in eindringlichem Vortrag gelehrt, das brachte diese Sammlung der Volkslieder zur lebendigen Anschauung.

Aber nachdem nun Herders durchgreifende Lehre unserer Dichtung die Bahn eröffnet, auf der sie von allen Fesseln der Nachahmung frei werdend ihren eigenen Ton glücklich finden lernte, nachdem vollends drei Jahrzehnte später der kosmopolitischen Sammlung Herders das nationale Gegenstück gefolgt war, „Des Knaben Wunderhorn“*), das in der Geschichte unserer Lyrik zwei Menschenalter hindurch eine herrschende Stellung behauptet hat und durch die Ueberlieferung der Heine'schen Schule noch heute nachwirkt, da begannen die von Herder geprägten Begriffe der Volkspoesie und Kunstpoesie sich allmählich zu verschieben. Was der junge Herder gefordert hatte, hatte sich, vor Allem durch Goethe, erfüllt: wir hatten jetzt wirklich eine Naturpoesie, eine National- oder Volkspoesie in dem von ihm bezeichneten Sinne; der ehemalige Gegensatz von Kunstdichtung und Naturdichtung erschien aufgehoben.

Nun hatten aber Herders Sammlungen aus allen Zeiten und Völkern eine Menge von Gedichten zusammengetragen, deren Verfasser man nicht kannte, und in Deutschland hatte man es während des siebenjährigen Krieges selbst erlebt und erlebte es in den Freiheitskriegen wieder, daß zahlreiche Lieder auftauchten und von Mund zu Mund gingen, die aus den Ereignissen unmittelbar heraus geboren waren, und von denen Niemand wußte, woher sie kamen. Die Wissenschaft war ferner zu der Einsicht gelangt, daß die homerischen Gedichte nicht etwa den Anfang, sondern die Spitze einer Entwicklung bedeuten, daß sie eine lange Uebung des epischen Gesanges voraussetzen und auf einen Grundstock einzelner Rhapsodien zurückweisen. Diese ganze Masse anonymer Lieder begann man jetzt Volkspoesie zu nennen; und indem man die volksthümlichen Lieder bekannter Verfasser, wie sie Herder, Arnim und Brentano, später auch noch der Freiherr von Erlach ihren Sammlungen unbedenklich zutheilten, von jenen

*) Dieses zuerst von Gervinus formulirte Urtheil über das Verhältniß der beiden Sammlungen zu einander ist neuerdings von Reinhold Steig „Goethe und die Brüder Grimm“ (Berlin 1892) S. 37 f. mit Unrecht angefochten worden, denn die dänischen Lieder, die für den vierten Band des Wunderhorns bestimmt waren, sprechen doch keineswegs dagegen.

namenlosen Liedern abschied, gelangte man zu einer neuen Begriffsbestimmung. Während man früher gesagt hatte: Kunstpoesie ist gelehrte Uebung, Volkspoesie ist allgemein verständliche Nationaldichtung, erklärte man jetzt: Kunstpoesie kann und muß auch Nationalpoesie sein; was sie also von der Volkspoesie scheidet, ist nicht ihr wesentlicher Charakter, sondern die Art der Hervorbringung: die Kunstpoesie ist das Werk der einzelnen Dichter, die wir kennen, die Volkspoesie ist das Erzeugniß des Volkes. Der von Herder geprägte Gegensatz blieb also bestehen, aber während ihn Schiller in seiner Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung schöpferisch weitergeführt hatte, fand er jetzt eine immer unklarer werdende Auslegung.

Die ersten Arbeiten des Grimm'schen Brüderpaares knüpften an die Herder'sche Formel an: als Naturpoesie galt ihnen die selbawachsene heimische, als Kunstpoesie die von außen, vornehmlich von Frankreich her angelegte, zunächst die des Ritterthums; jene hieß ihnen die nationale, diese die romantische, jene war nach ihrer Meinung durchaus eine epische von gebundener Ueberlieferung, diese ein Werk bewußten, losgebundenen Schaffens, ein Werk des Stoff und Gattung frei gestaltenden einzelnen Dichters. Der vorwiegende Herzensantheil der Brüder gehörte der ersten Gattung, und so wandten sie ihr frühestes Bemühen auf die Erforschung der alten epischen Ueberlieferung, auf die Geschichte der Sage. Da sie nun in den Stoffen der Volkspoesie durchweg die Jneinsbildung geschichtlicher und mythischer Erinnerungen wahrnahmen und in den mythischen, die ihre spürende Ehrfurcht weit überschätzte, gleichsam ein Stück uralten Lebens zu fassen glaubten, als hörten sie darin noch den heiligen Urborn rauschen, aus dem alle Poesie dereinst hervorgegangen sei, so wurde durch diese andächtige Begeisterung auch ihre neue Deutung der Herder'schen Formel bestimmt. Das Kunstgedicht, meinten sie, dankt seine Entstehung der Selbstherrlichkeit des Dichters, das Volksgedicht, das Epos, dichtet sich selbst; es entstammt nicht der absichtlichen Schöpfung weniger überlegen begabter Menschen, sondern wie alles Gute in der Natur ging es aus der stillen Kraft des Ganzen leise hervor; wer vermöchte abzumessen, was dabei im Einzelnen Leiden und Thun heißen könne*). Diese Ausdrücke waren gekliffentlich dunkel gewählt, denn sie sollten Jedem nahe legen, daß es sich dabei um ein Wunder, um ein Geheimniß der Dichtung handle, um einen Zauber, der der bewußten Kunstdichtung ewig unerreichbar bleibe. Und so verglich Jakob Grimm die tief-sünnige Unschuld der Volkspoesie mit der indischen Sage vom göttlichen Kinde Krishna, dem seine irdische Mutter von ungefähr den Mund öffnet und inwendig in seinem Leibe den unermeßlichen Glanz des Himmels sammt der ganzen Welt erblickt, das Kind aber spielt ruhig fort und scheint nichts davon zu wissen.

*) Vgl. Jakob Grimm, Kleine Schriften, IV, 13 ff. 84 ff. 92 ff., besonders 97, auch I, 155 f. II, 75, ff. Wilhelm Grimm, Kleine Schriften I, 92 ff. 497 ff. II, 210 ff.

Gegen diese dämmernde Unbestimmtheit der geschichtlichen Anschauung, die den Beifall Herders nicht so unbedingt gefunden hätte, wandte sich schon 1815 Wilhelm Schlegel in seiner berühmten Besprechung der „Altdeutschen Wälder“). Scharf verurtheilte er diese unklare Herabsetzung des Bewußten gegenüber dem Unbewußten, der persönlichen Leistung gegenüber dem natürlichen Wachstum, wie sie ja auch in der Schule Savignys üblich war, die in der Rechtsentwicklung ebenfalls dem Eingreifen des Einzelnen das Wenigste zutraute. Wilhelm Schlegel faßte mit seinem Bruder Friedrich Naturpoesie und Kunstpoesie lediglich als ästhetische Begriffe, nicht als Bezeichnungen wirklicher Gattungen: in jeder Poesie wirken ja Natur und Kunst innig zusammen, es giebt keinerlei Kunst ohne Absicht, ohne Bewußtsein ihrer selbst, und zudem war in jenen Zeiten, aus denen unsere alten Heldenlieder stammen, die Poesie nicht nur eine Kunst, sie war sogar ein Gewerbe, und es ist unrichtig, den dichterischen Persönlichkeiten in der Geschichte des sogenannten Volksepos ihren Antheil an Erfindung, Ordnung und Darstellung schmälern zu wollen. Dieser entschiedene Widerspruch Schlegels gab Karl Lachmann die Anregung, auf der von Friedrich August Wolf gebrochenen Bahn in die Ursprünge des Nibelungenliedes hineinzuleuchten und so auch innerhalb der Volkspoesie bis zu den einzelnen dichterischen Persönlichkeiten vorzudringen, wie er sie in den verschiedenartigen Liedern, aus denen das Ganze nach seiner Meinung sich zusammengesügt, jede in ihrer Eigenthümlichkeit deutlich zu erkennen glaubte**). Dasselbe Verfahren führte er im Jahre 1846 in seinen Betrachtungen über die Ilias durch, und die anregende Kraft dieser beiden Untersuchungen machte die homerische und die Nibelungenfrage auf lange hinaus zu heiß umstrittenen Wahlstätten wissenschaftlicher Meinungskämpfe. Weber die Ergebnisse Lachmanns noch die entschiedene Einseitigkeit seiner Methode, die auch keineswegs so unbefangene und voraussetzungslos verfuhr, wie sie sich den Anschein gab, haben sich auf die Dauer unbedingte Anhänger erwerben können, obwohl ein Forscher und Lehrer von der Bedeutung Moriz Haupts Jahrzehnte hindurch seine ganze Persönlichkeit dafür einsetzte. Die hier erhobene Streitfrage ist auch auf die romanische und slawische Epik ausgedehnt worden: im Allgemeinen haben zwischen den beiden Gegensätzen der sogenannten Kleinliedertheorie und der von einer einheitlichen Dichtung ausgehenden Ueberarbeitungstheorie vermittelnde Anschauungen mehr und mehr Raum gewonnen, die an einer stufenweise verlaufenen Entstehung der großen Epen festhalten, aber über den ursprünglichen Grundstock, über die Art und Folge neuer Ansätze und über den Antheil der Ordner oder Dichter sehr getheilte Meinung sind. Während bei solchen philologischen Untersuchungen die von Lachmann energisch eingeleitete Textkritik, beständig

*) Sämmtliche Werke, herausgegeben von Eduard Böcking, Bd. 12, S. 383 ff.

***) Ueber die ursprüngliche Gestalt des Gedichtes von der Nibelungen Noth, Berlin 1816. (Kleinere Schriften zur deutschen Philologie. Berlin 1876, S. 1 ff.) — Für die finnische Epik vgl. Comparetti, Der Kalewala. Deutsche Ausgabe. Halle 1892.

auf die scharfe Unterscheidung sprachlicher, metrischer und stilistischer Besonderheiten gerichtet, mit den älteren nebelhaften Vorstellungen von dem geheimnißvollen Wachstum der epischen Volksdichtungen gründlich brechen lernte, fanden, besonders in den der strengen Wissenschaft abliegenden Kreisen, Jakob Grimms phantasiereizende Andeutungen über Volkspoese bereitwillige Anhänger, die, ihm unebenbürtig im geschichtlichen Anschauen und Mitleben, den in Rede stehenden Begriff immer tiefer in's Unklare zogen. Man konnte dafür auch ältere Zeugen anrufen, wie den französischen Abbé Hèbelin d'Arbignac oder den geistreichen Italiener Giambattista Vico, die bereits in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts den Einfall hingeworfen hatten, der Name Homer sei gar nicht wirklich, sondern bildlich zu nehmen, und die ihm zugeschriebenen Gedichte seien nach und nach unter Betheiligung des ganzen griechischen Volkes entstanden. Bestimmend aber war doch vor Allem jene seit Herders weitwirkendem Anstoß üblich gewordene idealisirende Ueberschätzung der sogenannten Volksdichtung, gegen die sich Goethe wiederholt verwahrte, als ob nicht das, was ein vorzügliches Individuum hervorbringe, ebenso gut Natur sei, wie die bewunderte Volkspoese. Indessen selbst Gelehrte von dem Range eines Wilhelm Grimm und Ludwig Uhland haben unter dem Banner dieser Ueberschätzung die ritterliche Dichtung des Mittelalters nur einseitig und unzureichend gewürdigt. Der beredteste Anwalt und Fortsetzer der bezeichneten Grimmschen Anschauungen ist Steinthal geworden. Wo er von Volksdichtung redet, versteht er unter Volk „dasjenige Bewußtsein einer geistig gleichartigen Vielheit von Menschen, welches noch vor der Cultur oder wenigstens außerhalb derselben liegt“, ihr gegenüber ist ihm die Kunstpoese die Dichtung des selbstbewußten, cultivirten Geistes*). Der uncultivirte Geist aber ist ihm „der Geist einer durch körperliche und geistige Verwandtschaft zusammengehaltenen Menge von individualitätslosen Menschen“, und was in dieser geistig hervorgebracht wird, ist ihm „Hervorbringung des Gesamtgeistes, also des Volkes“. Er erinnert dabei an Goethe, der es nicht über sich gewann, Schillers Demetriusfragment zu vollenden; so sei es einem Kunstdichter also nicht möglich, in dem individuellen Geiste eines Anderen zu arbeiten, in der Volksdichtung dagegen singe Jeder da weiter, wo der Andere aufgehört habe und wie der Andere es auch gethan hätte. So sieht er das Volksepos in beständigem Fluß: es hat nach seiner Ueberzeugung nie feststehende epische Lieder gegeben, sondern die Epik lag als Ganzes im Volkseiste, beherrscht von einer organischen Idee; es wurden immer nur einzelne Stücke daraus gesungen, und was heute die Mitte eines Liedes bildete, konnte morgen zum Anfang genommen werden: es gab innerhalb der strömenden Epik keine festen Anfangs- und Endpunkte, und so hat es auch in der Geschichte des Nibelungenepos nach Jakob Grimms Wort nie einen Gipfel des Liedes gegeben, der etwa alle vorhergehenden Schön-

*) Zeitschrift für Völkerpsychologie, 5, 1 ff., vgl. auch 11, 28 ff. 139 f.

heiten seiner Aeußerungen in sich vereinigt hätte; das Nibelungenlied, wie wir es kennen, war also auch nur eine einzelne Welle der wogenden Epik oder, nach Wilhelm Scherer's Ausdruck, ein einzelnes, österreichisches Exemplar einer weit verbreiteten, nach den verschiedenen Landschaften sich wandelnden Pflanze*).

Steinthal nimmt demnach für die ältere Zeit eine allgemein verbreitete Gabe der Improvisation an, „der Sänger“ — meint er — „singt, was Keiner gemacht hat und Jeder weiß“. Aber wenn man eine solche Möglichkeit des Improvisirens für lyrische Liedchen zugeben muß, so muß man sie für die epischen Gedichte entschieden leugnen: dazu nöthigt uns nicht nur die allgemeine Erwägung, daß epische Lieder niemals, wie die einfachsten lyrischen, Kinder des Augenblicks, der Gelegenheit und des geselligen Bedürfnisses gewesen sein können, sondern dazu bestimmt uns vor Allem die geschichtliche Thatsache, daß die Pflege des epischen Gesanges bei allen Völkern eben nicht Gemeingut, sondern einem berufsmäßigen Sängerstande anvertraut war und daß sich innerhalb dieses Standes eine ganz bestimmte Kunstübung, eine schulmäßige Ueberlieferung feststehender Darstellungsmittel fortpflanzte.

Durch die außerordentlich regen Forschungen auf dem Gebiete des Volksliedes, wie sie unser Jahrhundert rüstig in Angriff nahm, gewann aber die eben bekämpfte Anschauung scheinbar neue Stützpunkte. Im Zusammenhange mit der immer eifervoller betriebenen Mythen- und Sagenforschung hatte es sich zu einem feststehenden Satze entwickelt, daß es überall zunächst nur eine epische Poesie gegeben habe, aus der die anderen Gattungen sich nach und nach hervorgezweigt hätten**). Jetzt gelangte man im Gegentheil zu der Erkenntniß, daß die älteste Poesie nicht die epische war, sondern die von Opfern und Tänzen begleitete Chorpoesie, in der die Reime der epischen, lyrischen und dramatischen unentfaltet neben einander lagen***). Aber auch diese Ansicht fand noch eine weitere Einschränkung: man wurde aufmerksam auf die Räthsel- und Spruchdichtung, auf zahlreiche, dem weltlichen Leben entsprossene Triebe der Liedpoesie, die sich zum Theil bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurückleiten ließen, und man erkannte, daß der Cultus wahrscheinlich die älteste Schule, aber doch nicht die einzige Quelle der Poesie gewesen, daß daneben auch Kampf und Spiel, Ankunft und Abschied, Trank und Tafelfreude, Liebe und Tanz, Tod und Vermählung

*) Vorträge und Aufsätze (Berlin 1874), S. 102.

***) Neben den Grimms ist dafür vor Allem auf W. Bäckernagel zu verweisen, dessen schöne Aufsätze über die epische Poesie, zuerst im „Schweizerischen Museum für historische Wissenschaften“ 1837 und 38 erschienen, 1873 auch in seine „Poetik, Rhetorik und Stilistik“ (herausg. v. L. Sieber) übergegangen sind. Dagegen wurde Herders Ansicht von dem höheren Alter der Lyrik 1840 wieder durch Talvj (Fräulein von Jakob) aufgenommen.

****) Vgl. R. Müllenhoff De antiquissima Germanorum poesi chorica, Kiel 1847.

den Gesang erweckten, daß es schon sehr frühe Preislieder und Scheltlieder auf bestimmte Persönlichkeiten gab, und daß Spott- und Neckverschen, für das 4. Jahrhundert bereits bezeugt, ohne Zweifel seit unvordenklicher Zeit im Schwange gingen. Man untersuchte die Lieder Massen, die man aus älteren Drucken und Handschriften, aus der lebendigen Ueberlieferung des Landvolks allmählich aufgesammelt, man ordnete und verglich, man befragte die gleichartigen Quellen des Auslands, man beobachtete die Art des Vortrags neuerer Volksfänger, man fand gewisse Stoffe und Motive, gewisse Grundzüge der Darstellung, gewisse Arten der Ueberlieferung in der Liedpoesie aller indogermanischen Völker gleichmäßig wieder, man entdeckte eine Reihe verwandter Merkmale auch in dem Gesange uncivilisirter Stämme, bei denen weder von Urgemeinschaft noch von Entlehnung die Rede sein konnte, und alle solchen Untersuchungen schienen wiederum jene unklaren Anschauungen über Volkspoesie zu bestärken, die innerhalb der speculativen Aesthetik oder der mit sehr dilettantischen Mitteln arbeitenden Völkerpsychologie ihre wissenschaftliche Begründung suchten*). Aber auch z. B. Wilmars Darstellung der deutschen Volkspoesie ist von dem Grundgedanken beherrscht, daß es in den älteren Zeiten keine Dichter gegeben habe, sondern nur einen „Herz und Mund aller Volksgenossen in gleicher Weise erfüllenden Gesang“**). Und im Jahre 1863 schrieb Franz Miklosich: „Der Ursprung der Volkspoesie ist wie der der Sprache und des Mythos nicht im individuellen Geiste, sondern im Volksgenosse zu suchen.“ Nach seiner Meinung gab es in der Entwicklung der Völker eine Periode, in der das Individuum sich als solches noch nicht fühlte, wo das Volk wie ein Schwarm von Vögeln, der Einzelne ohne Individualität,

*) Vgl. Hegel, Vorlesungen über Aesthetik herausg. von Hotho III., 326 ff. A. F. W. Solger, Vorlesungen über Aesthetik (Leipzig 1829) S. 236 ff. F. Zimmermann, Ueber den Begriff des Epos (Darmstadt 1848). Fr. Th. Vischer, Aesthetik § 519 und 892. Moriz Carrière, Die Poesie (2. Aufl. Leipzig 1884) S. 173 ff. Gräter, Bragur III (1794), 211 f. Th. Paur, Zur Charakteristik des Volksliedes 1844 (Zur Literatur- u. Kulturgesch. Leipzig, 1876. S. 367 ff.) Niehl, Culturbilder (Stuttgart 1859), S. 350. Franz Pfeiffer, Der Dichter des Nibelungenliedes 1862 (Freie Forschung, Wien 1867. S. 9. 13. 35f. 39). B. Auerbach, Deutsche Abende N. F. (Stuttgart 1867), S. 240. Rörting, Die Anfänge der Renaissancelitteratur in Italien (Leipzig 1884), S. 288, ferner Wilhelm Wackernagel im Schweizerischen Museum für historische Wissenschaften 1837, S. 358 f.: „Nicht Einer, sondern die ganze Nation ist der Dichter gewesen“ zc. 1838, S. 247 f.: Volkslieder sind „vollkommenes Gemeingut und darum eine gemeinsame Schöpfung des ganzen niederen Volkes. Zuerst freilich sind sie immer von Einem ausgegangen, aber schon dieser Eine dichtete nicht als Einer, sondern als Glied eines größeren Ganzen; und dieses größere Ganze arbeitete sofort dem ersten Schöpfungsstuf nach.“ Vgl. auch Viehoff, Poetik (Trier 1888) S. 474: „Die Volkspoesie ging aus dem dichterischen Vermögen der Nation hervor, während die Kunstpoesie das Ergebnis des Sinnens, der Arbeit, der Kunst besonders begabter Individuen war.“ Aus Steinthals Zeitschrift kommen noch in Betracht die Aufsätze Bd. V, S. 180 ff., XI, 1 ff., XVIII, 59 ff. XIX, 1 ff. 115 ff.

***) Geschichte der deutschen Nationalliteratur, 3. Auflage, Marburg und Leipzig 1848, S. 61 ff., 281 ff.

Einer wie der Andere war, nicht etwa bloß geistig, sondern im Ganzen und Großen auch körperlich; in dieser Periode schuf nicht der Geist des Einzelnen, sondern der in jedem Einzelnen waltende Geist des Volkes. Noch in einem seiner letzten Aufsätze, im Jahre 1890, ist dieser Gelehrte derselben Anschauung unbeirrt treu geblieben. *)

Wenn man von einem Volksgeiste reden will, so kann man darunter nichts Anderes begreifen, als jene in Sprache und Religion, in Sitte, Recht, Politik und Wirthschaft, in Kunst, Wissenschaft und Dichtung, überhaupt in der Summe aller Culturzustände wahrnehmbare Einheit des geistigen Lebens, in der sich die Besonderheit eines Nationalcharakters darstellt. Dieser Volksgeist verändert allerdings im Wechsel der Jahrhunderte seine Züge, und nach dem Gesetze der zunehmenden Arbeitstheilung sucht er sich immer neue und andersartige Organe, aber er ist doch bei alledem in einem Wolfram von Eschenbach oder Goethe genau so wirksam, wie etwa in einem Sängler des fünften Jahrhunderts. Mit der Berufung auf den Volksgeist ist uns also nichts geholfen, ebenso wenig mit dem geschichtswidrigen Gerede von der einstigen Gleichartigkeit der geistigen und körperlichen Anlagen; dergleichen schmeckt nach jenen utopischen Ueberschwänglichkeiten, mit denen man früher den geträumten tadellosen Naturmenschen seligen Angedenkens auszustatten liebte. Gegen solche Erwägungen hegen wir heute ein gründliches Mißtrauen, seitdem wir in den Methoden der geschichtlichen und der philologischen Forschung die zuverlässigste Führung gewonnen haben. Wenn wir nun zurück bis in die Zeiten der Völkerwanderung das Dasein eines eigenen Sänglerstandes bezeugt finden, der so hohen Ansehens genoß, daß selbst Könige ihm beizutreten nicht verschmähten — ähnlich wie auch der homerische Achill die Kunst des epischen Gesanges ausübt (Ilias 9, 186) — so ist damit wohl hinreichend erwiesen, daß man die dichterische Begabung keineswegs als Gemeingut, sondern als ein göttliches Geschenk ansah, dessen Besitz seinen Träger hoch über die Masse der Mitlebenden emporhob. Wie es noch früher damit bestellt gewesen, zu einer Zeit, in die unsere Zeugnisse nicht mehr hinabreichen, kann uns füglich gleichgiltig sein, denn eben im Zeitalter der Völkerwanderung liegen ja die Anfänge unserer volksthümlichen Epenstoffe. Und soweit unsere philologischen Mittel zurückgreifen, nehmen wir überall, in jedem Denkmal, Individualität wahr; überall stehen wir erkennbaren dichterischen Persönlichkeiten gegenüber: wir erkennen den Stand, dem sie angehörten, den Grad ihrer Bildung, ihres Geschmacks und ihres Kunstverständes, wir erkennen das Publikum, an das sie sich wandten, die Absichten, von denen sie geleitet wurden, ja, nicht selten verrathen uns kleine Züge die Art ihrer Beobachtungsgabe, ihres Temperamentes, ihres sittlichen Urtheils. Aus dem Bereiche der homeris-

*) „Die serbische Epik“ (Oesterreich. Revue 1863, II, 6 ff.). „Die Darstellung im slavischen Volksepos“ (Denkschriften der Wiener Akad. Phil.-hist. Cl. 38, Heft 3.)

ischen Gedichte hat neuerdings Benedictus Niese*) die vagen Vorstellungen von einer angeblichen Volkspoesie sehr energisch verwiesen, und wenn ihm die seltsame Uebertreibung seines Standpunktes Niemand zugeben wird, daß die griechische Sage erst durch das Epos geschaffen worden sei, so bleibt ihm unbestritten das Verdienst, jenen Schemen eines singenden Volksgeistes, den Manche ganz ernsthaft wie ein wirkliches Individuum ansehen möchten, wirksam bekämpft und an seiner Stelle für die persönlichen Leistungen der einzelnen Künstler Raum geschafft zu haben. Auch die philologische Untersuchung der Denkmäler hilft uns überall das Goethe'sche Wort immer neu bestätigen, daß bei allen Völkern doch immer nur der Dichter Dichter gewesen sei. Man wird uns allerdings den Einwand machen, daß die allgemeine Gabe der Improvisation auch heute noch, zwar nicht im epischen, aber im lyrischen Liede vorhanden sei, und wird uns triumphirend etwa auf die Neckpoesie der Gebirgsbewohner, auf die Mundas und Schnadahüpfel verweisen wollen. Indessen, wer jemals solchen Improvisationen beigewohnt oder die einschlägigen Sammlungen solcher Vierzeiler durchblättert hat, der weiß, daß hier die poetische Begabung überhaupt nicht in Frage kommt: der formelhafte Rahmen ist gegeben und wird je nach Bedürfniß verschieden ausgefüllt, Varianten ergeben sich ganz von selbst. Diese einfachste Art der Gelegenheitsreimerei, unseren Gesellschaftsspielen vergleichbar, ist völlig entwicklungslos, und es ist schwer vorzustellen, daß das Schnadahüpfel eines Tiroler Burtschen von heute auch nur eine Linie höher stehen sollte, als jene Neckverse zwischen Wanderern, Schiffern und Ackerbauern, wie sie vor mehr als anderthalb Jahrtausenden Ausonius auf seiner Moselfahrt hörte**). Wenn aus derartigen hingeworfenen Verschen jemals ein wirkliches Lied erwachsen ist***), so war das eben eine poetische That einer kunstbegabten Persönlichkeit, genau so wie es eine poetische That war, das Fastnachtspiel zu einer dramatischen Gattung zu erheben, denn die Elemente des Fastnachtspiels sind allerdings in dem Mummenschanz der carnevalistischen Umzüge vollständig gegeben, aber dieser Mummenschanz an sich ist entwicklungslos.

Wenn es also nur Eine Poesie giebt, wenn alles poetische Hervorbringen sich offenbar nach denselben psychologischen Gesetzen vollzieht und es, von dieser Seite gesehen, einen Unterschied von Volksdichtung und Kunstdichtung nicht geben kann, insofern wir hier wie dort mit dem einzelnen Dichter zu rechnen haben, so läßt sich ein Gegensatz vielleicht aus der Wahl der Stoffe begründen oder aus der Verschiedenartigkeit des Publicums hier und dort. Auch diese Möglichkeiten sind hinfällig, denn der Gemeinplatz, daß die sogenannte Volksdichtung einheimische, die sogenannte Kunstdichtung entlehnte

*) Die Entwicklung der homerischen Poesie. Berlin 1882.

***) Ausonius Mosella. B. 165 ff.

***) Wirklich erwachsen und nicht bloß zusammengesleimt, wie etwa die Beispiele bei Gustav Meier in seinen „Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde“ (Berlin 1885) S. 370—77.

Stoffe behandle, hält den Thatfachen gegenüber nirgends Stich: die Jährenden, deren Lieder überall erklangen, waren ja internationale Vermittler und arbeiteten beständig mit Entlehnungen; andererseits danken wir gerade die bedeutendsten poetischen Denkmäler unserer heimischen Heldensage, die Nibelungen, die Gudrun, den Witeolf, dem Interesse der ritterlichen, französisch gebildeten Gesellschaft, einem Kreise also, dessen dichterische Erzeugnisse man allgemein als Kunstpoesie zu bezeichnen pflegt. Aber gerade das, werden Andre einwerfen, zwingt uns wieder, doch in gewissem Sinne eine Volkspoesie anzunehmen: nämlich das Volkslied ist eben Lied des ganzen Volkes, sein Publicum ist die ganze Nation durch alle Stände hindurch, während die Kunstpoesie auf gewisse Stände oder engere Kreise beschränkt bleibt. Auch dieser Satz ist, in solcher Allgemeinheit ausgesprochen, falsch, denn es hat in unserer Geschichte nur ganz vorübergehend Epochen gegeben, wo wirklich ein einheitliches literarisches Publicum vorhanden war; eine solche war z. B. die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts. Und wenn uns das ausgehende 18. Jahrhundert ein solches wieder geschaffen hat, so ist das gerade ein Verdienst unserer klassischen Schriftsteller, und der von ihnen eingeleitete literarische Aufschwung hat das sogenannte Volkslied immer weiter zurückgedrängt. Der Gebildete von heute verehrt darum auch in den schönsten Erzeugnissen der sogenannten Volkspoesie nicht mehr den vollbürtigen Ausdruck seines ästhetischen Empfindens: jene haben für ihn vorwiegend eine literar- und culturgeschichtliche Bedeutung, sie sind ihm auch nicht mehr lebendige Bestandtheile seines Gedächtnisses, sondern werden ihm in der Hauptsache durch das Buch vermittelt. Andererseits giebt es in der That eine poetische Gattung, die seit Jahrhunderten ein einheitliches Publicum durch alle Stände hindurch gehabt hat, das ist das Kirchenlied. Es ist aber doch noch Niemand eingefallen, das Kirchenlied schlechthin dem Volksliede zuzuordnen.

Häufig kann man auch der folgenden Formulirung begegnen: Der Volksdichter unterscheidet sich von dem Kunstdichter nur dadurch, daß Letzterer sein Talent mit Hilfe höherer Geistesbildung, durch Studien ihm zu Gebote stehender Regeln oder durch Nachahmung klassischer Muster entwickele und mit vollem Bewußtsein zur Anwendung bringe, Jener dagegen mehr unbewußt einem innern Drange folge und an Stand und Bildung nicht wesentlich über die Masse des Volkes hervorrage. *) In dieser Gegenüberstellung ist nun freilich unter Volk nicht mehr die Gesamtnation, sondern der große Haufe verstanden, und wenn man auf diese Weise die Begriffe Kunstpoesie und Volkspoesie denen von Bildung und Unbildung gleichsetzen will, so ist das wieder ein geschichtlicher Fehler, denn was uns heute an dem sogenannten Volksliede ungebildet anmuthet, hat einestheils in früheren Zeiten nicht dafür gegolten, anderentheils ist es erst allmählich im Laufe

*) So z. B. in Kleinpauls „Poetik“, 8. Aufl. (1879), I 11 f. Reinhard Wager, „Ueber Volkspoesie“ (1860), S. 20. Hinrichs, Preuß. Jahrbücher 11, 596 ff.

einer langen, vielfach entstellenden Ueberlieferung hineingekommen. Bevor wir diesen wichtigsten Punkt in's Auge nehmen, bleibt schließlich noch jenes oft beliebte, aber ganz äußerliche und sinnlose Verfahren zu gedenken, nach dem man verbreitete Gedichte unbekannter Verfasser als Volkspoesie, die aber, deren Verfasser wir kennen, als Kunstpoesie zu bezeichnen pflegt. Als wären nicht zahlreiche Gedichte bekannter Verfasser, wie z. B. „Ich hatt' einen Kameraden“, „In einem kühlen Grunde,“ „Steh' ich in finst'rer Mitternacht“, in die allgemeine Benutzung übergegangen und vogelfrei geworden, d. h. den umbildenden Einflüssen der mündlichen Ueberlieferung ausgesetzt, und als hätten nicht Tausende, die diese Lieder singen, keine Ahnung davon, daß das erste von Uhland, das zweite von Eichendorff, das dritte von Hauff gedichtet ist. Leider ist die Forschung bisher nur ganz vereinzelt den eigenthümlichen Schicksalen nachgegangen, die Gedichte bekannter Verfasser innerhalb der Ueberlieferung von Mund zu Mund zu erfahren pflegen*), und doch wäre dies der lehrreichste Weg, alle die Unklarheiten, die sich mit dem Begriffe Volkspoesie nach und nach verschmifert haben, beseitigen zu lernen. An solchen Beispielen würde sich ja ganz deutlich verfolgen lassen, wie das Erzeugniß eines Einzelnen in den Gedächtnißschatz einer Menschenmasse übergeht, wie der Name des Verfassers und ganze Theile seiner Dichtung dabei verloren gehen, wie Fremdartiges hinzutritt, Anderes umgestellt und verändert wird, so daß schließlich das Urbild immer noch erkennbar geblieben, aber doch etwas völlig Andres und selten ein Besseres geworden ist.

An diesem Punkte darf unsre Ueberschau über die zahlreichen Verwirrungen, die die Herder'sche Formel ungewollt verschuldet hat, füglich abbrechen. Für Herder, der an die alte Streitfrage anknüpfte, was höher zu schätzen sei: Natur oder Schule, Genie oder Regel, für Herder hatte diese Formel lediglich einen praktischen Sinn: die todten Letternverse sollten wieder lebendiger Herzenston werden, die Buchdichtung Bild und Gesang, die Kunst Natur. Aber indem man nun diesen bezeichnenden Schlagwörtern wissenschaftliche Stützen unterzuschieben und sie aus der Geschichte zu rechtfertigen suchte, kam man dazu, die Literaturen in ein älteres Zeitalter der Volksdichtung und ein jüngeres der Kunstdichtung zu scheiden, man machte sogar die beiden Hauptgattungen der Poesie daraus, man erklärte sie für nicht nur zeitlich im Allgemeinen abliegende, sondern auch ihrem Wesen nach unvereinbare Gegensätze und gerieth in dem Bemühen, diese angeblichen Gegensätze wissenschaftlich zu erläutern, nicht nur mit den geschichtlichen Thatfachen überall in Widerspruch, sondern man lernte sogar

*) Z. B. Oskar Schade im Weimariſchen Jahrbuch III, 263 (Clamer Schmidt „Hier ſiß' ich auf Maſen mit Weiſchen bekränzt“), Steinthal in der Zeitschrift für Völkerpsychologie XI, 32 ff. (Uhlands Guter Kamerad), M. R. in der Schlesiſchen Zeitung 1890, Nr. 157, 158 (Ein Zebliſches Gedicht).

an so nebelhafte Luftgepinnste glauben, wie es die Trugbilder vom dichtenden Volksgeist, von der individualitätlosen Gemeinpoesie ohne jeden Zweifel sind. Von solchen Unklarheiten ließe sich noch eine weit stattlichere Auslese geben, wenn wir uns gemüßigt fänden, aus dem Bereiche der ernsthaften Forschung in das der Belletristen oder populärwissenschaftlichen Blaudecker hinabzusteigen. Wir fassen aber lieber die beiden Wortgepenster selbst in's Auge und stellen nach Ablehnung aller irreleitenden Auslegungen die Schlußfrage, wie sich die gegenwärtige wissenschaftliche Erkenntniß mit ihnen abzufinden habe.

Wir haben uns überzeugt, daß sich ein grundsätzlicher Unterschied von Volksdichtung und Kunstdichtung auf keinerlei Weise rechtfertigen läßt. Man wird demnach am Besten thun, diese mißverständliche Formel, so sehr sie auch eingebürgert scheint, einfach aufzugeben. An ihrer Stelle muß vielmehr durchweg eine andre eintreten, die durchsichtig und deutlich genug ist, um allen Gefahren unklarer Auffassung von vorne herein enthoben zu sein; sie lautet: unge schriebene Dichtung und geschriebene Dichtung oder mündlich überlieferte Dichtung und Schriftdichtung.*)

Bei allen Völkern reicht die Dichtkunst weiter zurück, als die Kunst des Schreibens, und selbst wo die Schreibkunst bereits in Gebrauch gekommen ist, finden wir sie Jahrhunderte lang nur im Besitze eng begrenzter Kreise, zu religiösen oder monumentalen Zwecken, auch zur Vermittelung des Verkehrs, aber noch nicht zu umfangreichen schriftlichen Aufzeichnungen verwendet. Mit solchen begann man in Deutschland erst seit der Zeit Karls des Großen. Aber noch im 13. Jahrhundert finden wir selbst unter den Dichtern Männer wie Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Lichtenstein, die des Schreibens nicht mächtig sind. Neben den Geistlichen wurde diese Kunst von der höheren Frauenwelt und von den Fahrenden ausgeübt, die sich für ihren Handgebrauch Liederbücher zum Vorsingen und Vorlesen zusammenstellten. Während die Lyrik bis in das 17. Jahrhundert hinein ausschließlich gesungen wurde, wurden die epischen Gedichte schon seit dem 12. Jahrhundert vorwiegend gesagt oder vorgelesen. Der entscheidende Umschwung aber vom lauten Vorlesen zum selbstständigen, stillen Lesen der Einzelnen vollzog sich erst langsam mit der Ausbreitung des Buchdrucks im 15. und 16. Jahrhundert; erst dadurch verloren die Fahrenden ihre durch das ganze Mittelalter behauptete Stellung als die unentbehrlichsten Vermittler der geistigen Unterhaltung: ein und dasselbe Buch konnte jetzt in Tausenden von Exemplaren zugleich verbreitet, auch von Tausenden zugleich gelesen werden. Die älteste Poesie, die der Einführung der Schreibkunst vorauslag, lebte also lediglich in der gedächtnißmäßigen Ueberlieferung von Mund zu Mund; aber auch nachdem die Aufzeichnung der Poesie begonnen

*) Diese Auffassung wurde auch von Wilhelm Scherer wiederholt angedeutet, z. B. in seinem „Jakob Grimm“. Zweite Auflage, Berlin 1885, S. 132 ff., vergl. „Poetis“ Berlin 1887, S. 301.

hatte, lebte sie doch durch Jahrhunderte nur im mündlichen Vortrage, d. h. ihr Charakter wurde bestimmt durch den Umstand, daß sie nicht durch das Auge des Lesers, sondern durch das Ohr des Zuhörers aufgefaßt wurde. Aus dieser Grundeigenthümlichkeit allein ist der Stil der sogenannten Volkspoesie abzuleiten; mit dem beliebten Ausdruck „volksthümlicher Stil“ ist dabei gar nichts Deutliches gesagt, es ist einfach der Stil des mündlichen Vortrags, und seine Eigenheiten lassen sich lehrreich entwickeln an dem unschätzbaren Reste unseres ältesten Heldenepos, an dem Hildebrandsliede, dessen Aufzeichnung noch in's 8. Jahrhundert fällt.

Wir finden in diesem Denkmal das Epos noch auf der Stufe der einzelnen Lieder: aus dem großen Zusammenhange der Sage wird ein begrenzter, in sich abgeschlossener Vorgang herausgegriffen und zu einem Liede geformt, dessen übersichtlicher Umfang weder an die Leistungsfähigkeit des Sängers, noch an das Fassungsvermögen seiner Zuhörer außerordentliche Anforderungen macht. „Ich hörte das erzählen — so beginnt das Lied mit Berufung auf die mündliche Ueberlieferung als seine Quelle — „daß sich Hildebrand und Hadubrand zwischen zwei Heeren zum Zweikampf forderten.“ Wer ist Hildebrand, wer Hadubrand? wessen sind die beiden Heere? was ist der Anlaß zu diesem Zweikampf? So fragen wir, die Hörer von damals fragten es nicht: alle solche Voraussetzungen der Erzählung ergänzten sie vielmehr aus ihrer eigenen Kenntniß der Sage heraus. Diese Technik ist bereits dem Nibelungenliede fremd: dort werden zuerst die Voraussetzungen gegeben oder am passenden Orte gewissenhaft nachgeholt, die Theilnahme des Hörers oder Lesers für die auftretenden Persönlichkeiten wird nach und nach gewonnen, und wir schließen daraus einerseits, daß das Publicum des Nibelungenliedes nicht mehr eine so unbedingt sichere Kenntniß der Helden sagen besaß, andererseits, daß die Darstellung dort schon nach dem Vorbilde des höfischen Romans zu arbeiten beginnt und auf gute Vorbereitung, Motivirung und sorgfame Verknüpfung Bedacht nimmt. Für das Publicum des Hildebrandsliedes lag darin der Reiz der Darstellung nicht: der Sänger hatte nur die Aufgabe, knapp und klar das Thema anzuschlagen, das der Phantasie seiner Zuhörer die Richtung gab, in der sie zu arbeiten hatte. Das Publicum wollte erinnert sein an die Thaten seiner Helden, es wollte sich an der Anschauung ihrer Größe erquicken, ein Stück ihres ruhmvollen Daseins mitleben und es in das eigene Leben kräftigend, erhebend überfließen lassen: zu dieser Selbstthätigkeit anschauenden Genießens sollte ihm der vortragende Sänger lediglich behülflich sein. Dessen ganzes Bemühen mußte also darauf ausgehen, nicht durch ausgeführte Schilderungen und zusammenhängende Darlegung des äußeren Verlaufs die Phantasie thätigkeit seiner Zuhörer lahm zu legen oder ihr ihren Gang ängstlich vorzuschreiben, sondern ihr vielmehr immer neue Anstöße mitzutheilen, die sie in Bewegung erhielten. Der Sänger erreicht das, indem er mitten in die Dinge hineinspringt: er braucht nur die beiden Namen Hildebrand und

Habubrand zu nennen, so ist bei seinen Zuhörern schon die Spannung da, nicht die Spannung der stofflichen Neugierde, sondern die Spannung des Lebensgefühls, der nachschaffenden, geistigen Bethätigung und der erhofften inneren Befreiung. Vom äußeren Verlauf theilt der Sänger nur das Nothdürftigste andeutend mit, alles das ist ja entbehrlich; kein Wort läßt er verlauten über die Charaktere seiner Helden, über ihre seelischen Bewegungen, alles das überläßt er dem selbstständigen inneren Bilden seiner Zuhörer. Er stellt lediglich zwei Menschen sich gegenüber in bewegtem Wechselgespräch, die Gefühlsmomente bleiben in dem äußeren Vorgang verborgen, und nicht der Dichter holt sie heraus, sondern die Phantasie des aufhorchenden und mitlebenden Publicums.

Aber die Form der mündlichen Mittheilung bestimmt nicht nur die Auffassung des Stoffes im Ganzen, sondern auch die Mittel der Darstellung im Einzelnen. Diese sind durchweg formelhafter Art. Das beständige Arbeiten mit feststehenden Formeln, mit Wiederholungen und stehenden Beiwörtern ist eine Technik, die sich überall nothwendig entwickeln mußte, wo die Poesie noch kein schriftliches Dasein führte: dem Gedächtniß gaben solche Formeln den erforderlichen Halt, dem Zuhörer dienten sie zur mühelosen Erfassung und Wiedererkennung des Thatsächlichen, und selbst der tiefstehenden Kunstübung boten sie ein bequemes Mittel, rasch zu arbeiten und epische Erzählungen, wo und wie sie immer verlangt wurden, behend zusammenzustoppeln. Allmählich hatte sich ein Formelschatz ausgebildet, in dem alle äußeren Geschäfte des Lebens ihren festgeprägten Ausdruck gefunden hatten: Kommen und Gehen, Sehen und Sprechen, Ausziehen und Ankleiden, Essen und Trinken, vor Allem für die mannigfaltigen Wendungen des Kampflebens lagen überall bestimmte Formeln bereit, deren sich Jeder in seiner Weise zu bedienen wußte. Durch diese allbekannten Formeln kam nicht nur eine große Klarheit in die Erzählung, in längeren Wiederholungen boten sie auch zugleich Ruhepunkte des Aufmerkens, wie sie beim mündlichen Vortrag Bedürfniß sind; und der Zuhörer empfand es sogar als einen behaglichen Reiz, was der Leser als lästige Breite empfinden würde, wenn etwa im Laufe der Erzählung irgend ein Auftrag erteilt und dieser Auftrag in der Folge vom Ueberbringer mit genau denselben Worten ausführlich wiederholt wurde. Aber auch Gemüthsbewegungen pflegte dieser epische Stil nicht zu schildern, sondern nur physiognomisch, also wiederum für die innere Anschauung, aufzufassen: Ausblicken und Niederblicken hatten ihre besondere Bedeutung, das Schweigende Dasitzen und das Zusammenziehen der Augenbrauen, das Wechseln der Farbe und das Aufheben der Hände, das Festbinden des Helms und das Niedersetzen oder Aufnehmen des Schildes. Wiederum sehen wir, wie der Dichter nur die äußere Geberde anzudeuten brauchte; die innere Bewegung oder der Entschluß, der mit einer solchen Geberde verknüpft ist, wurde von der Phantasie des Zuhörers errathen und ergänzt: so arbeitete das Publicum überall an dem

inneren Fortgang der Handlung und an der Motivirung mit. Weil übrigens der Hörer auf das flüchtig vorübergleitende Wort nicht beständig ein angepanntes Aufmerken richten konnte, so fanden sich bei längeren Gedichten auch allerlei Widersprüche und Irrthümer ein; und je sorgloser und rascher ein Dichter arbeitete, je anspruchsloser und ungebildeter sein Publicum war, um so mehr mußten ihm dergleichen Menschlichkeiten begegnen, die erst mit der auf schriftliche Verbreitung berechneten Poesie unmöglich oder doch ungleich seltener wurden.

Dieser hier nur andeutungsweise gezeichnete Stil des mündlichen Vortrags beherrschte in der ältesten Zeit gleichmäßig alle und jede Poesie. Die Fahrenden, die Vorsingen und Vorlesen als Gewerbe betrieben, blieben auch diesem Stile durch den Wandel der Zeiten im Wesentlichen getreu und wandten ihn auf alle Stoffe, gleichviel, ob heimischer oder fremder Herkunft, unterschiedlos an. Die geistlichen Dichter mit ihren christlichen Stoffen und dann die höfischen Dichter mit ihren fremdländischen Rittermären suchten zwar ihren Wortschatz, ihren Sprachgebrauch, ihre Satzfügung, ihre gesammten Darstellungsmittel mit Hilfe lateinischer und romanischer Muster zu bereichern und auszubilden, aber überall blickt doch bei ihnen mehr oder weniger die Grundlage der alten Technik durch, die sie von den Fahrenden gelernt haben, die Technik des mündlichen Vortrages*). Gleichwohl leitete die geistliche und die höfische Dichtung in der Geschichte des Stils eine wichtige Wandlung ein. Während die Fahrenden aus der gedächtnismäßig verbreiteten Sage geschöpft hatten, schöpften jene ihre Stoffe aus schriftlichen Quellen, aus lateinischen und französischen Aufzeichnungen; sie arbeiteten also nicht mehr mit freiem Anschluß an einen im Fluß befindlichen und beständigen Umbildungen ausgesetzten Stoffe, sondern mehr quellentreu von Buch zu Buch, mit unbekanntem Stoffen, die dem deutschen Bewußtsein erst angeeignet werden sollten. Hier wird es so recht deutlich, wie schiefe eine Ausdrucksweise ist, die dies letztere Verfahren, das poetische Aneignen fremder Stoffe, als Kunstpoesie bezeichnet, das ältere aber, das aus der heimischen Sage schöpft, als Volkspoesie. Kunstpoesie, wenn man diesen mißschaffenen, tautologischen Ausdruck durchaus gebrauchen will, ist auf beiden Seiten: zwischen der Epik der Fahrenden einerseits und der geistlichen und höfischen andererseits giebt es nur einen durchgreifenden Unterschied, das ist der Unterschied des Stils. Das Dichten von Buch zu Buch bildet den Stil der mündlichen Ueberlieferung allmählich um in den Lesestil, bei dem sich die Phantasie des Publicums nicht so sehr selbstthätig schaffend, als empfangend verhält, bei dem die Spannung des Mitgestaltens mehr der stofflichen Neugierde weicht, bei dem der Schilderung des Zuständlichen, den Einzelheiten der Charakterzeichnung, der gedankenhaften Betrachtung ein breiter Raum gelassen ist und die durchsichtige, parataktische

*) Vgl. meine Vorrede zum „Drenbel“ (Vom 1888) S. VIII ff.

Satzfügung mehr und mehr in den Periodenbau übergeht. Diesem Stile einer verfeinerten und bereicherten Poesieübung gehörte so sehr die Zukunft, daß selbst die Dichtungen der Fahrenden sich seinem Einfluß nicht zu entziehen vermochten. Als aber dann dem Lesestil, wie er sich im Laufe der Jahrhunderte, durch das Dichten von Buch zu Buch allmählich ausgebildet, im 15. und 16. Jahrhundert auch eine allgemein verbreitete Lesekunst zur Seite trat, da hatten die Fahrenden und mit ihnen der Stil des mündlichen Vortrags ihre geschichtliche Rolle, die schon lange im Sinken war, endgiltig ausgespielt, und der ungeheure Stoffzuwachs, den die humanistische Bewegung brachte, erhöhte die Leselust, das Bildungsbedürfnis und die Freude am Aneignen so sehr, daß jetzt die gedruckten Bücher die wichtigsten und die allgemeinen Quellen des Lernens wie des dichterischen Genießens wurden; auch die Poesie mußte fortan ihren Stil nothwendig auf das lesende Auge einrichten. Nur in einer dichterischen Gattung blieb der alte Stil des mündlichen Vortrags unverändert erhalten: im Liede.

Von dem Dasein des deutschen Liedes haben wir vor dem 12. Jahrhundert nur durch Zeugnisse Kunde; wir können aber auch so die mannigfaltigsten Formen nachweisen, bei denen wohl überall die lyrischen Elemente in Verquickung mit epischen erschienen sind: Opferreigen und Schlachtgesänge, Todtenklagen und Hochzeitslieder, Preis- und Rügelieder, Wunsch- und Verwünschungslieder, Lügenlieder, Räthsellieder, Reiselieder, Tanz- und Liebeslieder. In lateinischen Quellen sind uns dürftige Reste solcher ältesten Liederdichtung erhalten. Da unsere Lyrik somit in eine Zeit zurückreicht, wo von ständischen Sonderungen noch kaum die Rede war, so konnten ihre Gegenstände auch nur die allgemein menschlichen Beziehungen sein. Seit der Bildung des Ritterstandes entfaltete sich auf solcher Grundlage eine Lyrik rein standesmäßiger Prägung, neben der die ältere Weise natürlich fortbestand, wir sind auch im Stande, innerhalb des ritterlichen Minnesanges ihre erfrischenden Einwirkungen in steigendem Maße nachzuweisen. Mit dem Verfall der ritterlichen Gesellschaft, durch die die gesungene Lyrik zum ersten Male literarisch geworden war, trat dann auch die ältere, nichtritterliche Lyrik an die Oberfläche und wurde mehr und mehr der schriftlichen Aufzeichnung gewürdigt. Einen außerordentlichen Aufschwung nahm diese durch das wachsende Umsichgreifen des mehrstimmigen Gesanges: im 16. Jahrhundert traten massenhaft Liederbücher mit Noten hervor, wobei der musikalische Satz so sehr als die Hauptsache galt, daß die Texte oft nur unvollkommen abgedruckt wurden. Das Lied hat sich gegen die Aufzeichnung immer spröde verhalten; ein episches Stück ließ sich ja den Fahrenden nicht so leicht ablernen, ein lyrisches konnte sich Jedermann rasch aneignen, das Bedürfnis der Aufzeichnung war nicht eben groß, aber der Buchdruck griff auch hier wirksam ein und leistete der Verbreitung der Lieder den mächtigsten Vor-schub. Indessen im lyrischen Liede blieb gleichwohl das Stilgesetz des mündlichen Vortrags zu Recht bestehen. Erst mit dem Ausgange des 16. Jahr-

hundreds begann auch innerhalb der Lyrik, je mehr man sich den ästhetischen Einflüssen der Fremde öffnete und sich mit Bewußtsein das veredelnde Formprincip der Renaissance anzueignen strebte, das Dichten von Buch zu Buch. Die gelehrte Lyrik des 17. und 18. Jahrhunderts löste sich mehr und mehr ab vom Gesang, und nur bei wenigen, bei den musikalisch begabten Dichtern verräth der melodische Fluß des Verses noch eine leise Fühlung mit dem gesungenen Liede. Im Uebrigen aber lehrt der künstliche Bau, der gesuchte Bilderprunk, das Spielen mit Tropen und Gleichnissen, mit mythologischem und sonstigem gelehrten Aufpuß, das Haschen nach Sinnreichem, Wißigem, der rednerische Schmuck und das beständige Arbeiten mit Reminiscenzen aus einer verbreiteten Lectüre, — dies Alles lehrt deutlich, daß wir es hier mit einer Lyrik der Studirstube zu thun haben, in die nur vorübergehend und gleichsam versthohlen einige warme Strahlen wirklichen Lebens gleiten, mit einer Lyrik, die nichts gemein hat mit jenem frei von der Brust gehobenen Liede, wie es draußen im Grünen oder auf der Gasse, in den Kunststuben oder in den Herbergen aus tausend frischen Kehlen ertlang. Auch hier ist mit der landläufigen Gegenüberstellung von Volkslied und Kunstlied gar nichts besagt, vielmehr haben wir es auch hier lediglich mit einem Stilgegensatz zu thun. Das, was man Volkslied nennt, ist einfach jene Weise, die den älteren Stil des gesungenen Vortrags festhält, während das, was Herder zuerst Kunstlied nannte, sich in Folge des Dichtens von Buch zu Buch dem Lesestil, dem Stil für das Auge nähert. Kennen wir doch im 17. Jahrhundert Dichter, die sich etwas darauf zu Gute thun, selbst die äußere Erscheinung ihrer Gedichte auf dem Papier sinnreich zu gestalten, indem sie ihnen in der schriftlichen Aufzeichnung etwa die Form eines Kelches oder einer Pyramide geben. Nicht selten ist übrigens auch einem dieser gelehrten Buchdichter ein Lied geglückt, das in den allgemeinen Gebrauch, in den Strom der mündlichen Ueberlieferung überfloß. Aber dann offenbarte es sich auch jedesmal sehr lehrreich, daß die mündliche Ueberlieferung ihre eigenen Gesetze hat, und jedes Lied, das sie in ihr Bereich zieht, muß diesen Gesetzen unterliegen.

Was nämlich einem Liede von jeher die allgemeine Verbreitung gesichert hat, ist zunächst immer die leicht faßliche Sangbarkeit seiner Melodie gewesen oder die sich selbst anbietende Möglichkeit, es nach einer schon längst beliebten Melodie zu singen, nach der es entweder absichtlich gedichtet war oder zu deren Bau es sich ungesucht fügte. Durch den innigen Zusammenhang mit der Melodie wird der Charakter des Textes durchaus bestimmt. Der Gliederung der einzelnen Verse wie der ganzen Strophe entsprechen, von melodischen Erweiterungen oder Wiederholungen abgesehen, die nämlichen Verhältnisse innerhalb der Gesangsweise; und wie die Tonbewegung durch ihre drei festen Stützpunkte Tonika, Dominante und Unterdominante einen einheitlichen, geschlossenen Stimmungsscharakter gewinnt, so stellt sich auch jede Textstrophe, in diesen musikalischen Rahmen gespannt,

in gleicher Weise als etwas Geschlossenes, in sich Begliedertes dar. Die gebotene strophische Gliederung verlangt aber von dem Liede einen knappen, raschen Gang, ein schlichtes, klares Wortgefüge und eine Eindringlichkeit des Ausdrucks, die es ermöglicht, daß der Text neben der Melodie leicht und in allen Theilen verständlich zur Geltung komme. Dieser knappe, rasche Gang, diese Eindringlichkeit des Ausdrucks, wie sie die Auffassung durch das Ohr fordert, wird wiederum dadurch erreicht, daß eine Reihe von sinnlichen Eindrücken, eine Folge von Bildern hingestellt werden, welche, indem sie die verbindenden Mittelglieder unausgesprochen lassen, Phantasie und Empfindung beständig in theilnehmende, mitdichtende Bewegung setzen. Gerade ein Nacheinander sinnlicher Vorgänge, unvorbereitet, unverknüpft, regt die Schwingungen unseres Gefühlsleben am Stärksten an, und das, was uns zu errathen bleibt, was hinter diesen Vorgängen schwebt, das mitahnende Hineintauchen in die Seele des Dichters, zu dem wir uns aufgefordert fühlen, gerade das macht den Reiz des echten Liedes aus. Darum arbeitet das echte, sangbare Lied so überwiegend mit epischen Elementen, d. h. mit den Mitteln der Anschauung in der Form der Handlung oder des gegenständlichen Bildes. Darum führt es oft mit einem abgerissenen „Und“ wie aus bewegtem Empfindungsstromen heraus, oder mit einer Frage, einem Ausruf mitten in die Stimmung hinein, darum arbeitet es am Liebsten mit Stilmitteln, die kräftig in die Sinne fallen: Inversion, Syncheton, Klangmalerei, Anaphora, Parallelismus, Wiederholung; besonders Worte, die ein Gefühlsmoment enthalten, werden gern wiederholt: Scheiden, ach Scheiden thut weh! Die falschen, falschen Zungen. Darum sucht es alles Abstracte durch Concretes zu ersetzen; für das farblose „immer“ sagt es etwa „Nacht und Tag und alle Stund“, für die räumliche Ferne „soweit der Himmel blaut und die Wolken ziehn“, für eine große Zahl „sowie Stern' am Himmel stehen“ u. dgl. Darum wählt es gern die Einkleidung des Gesprächs, greift gelegentlich nach dem parabolischen Ausdruck, wie Goethe im „Haideröslin“; darum flößt es der Natur, den Bäumen, den Steinen, den Thieren lebendiges menschliches Empfinden ein, wie Heine seinem Fichtenbaum; darum leiht es den Blumen, den Farben, den Himmelskörpern ihre eigene Symbolik, darum löst es, statt Ruhendes zu schildern oder zu reflectiren, Alles in Handlung und Bild, Anschauung und Bewegung auf. So erklärt sich der eigenthümliche Charakter des echten Liedes wiederum aus seiner Bestimmung heraus, durch den Gesang, durch den mündlichen Vortrag dem Ohr vermittelt zu werden: das ist die ihm zukommende Daseinsform, nach der sich das Wesen seiner Gattung gebildet hat.

Aber die mündliche Ueberlieferung hat zugleich eine umgestaltende Kraft. Sie leitet das Lied durch eine Menge von Köpfen auch mittleren und niederen Schlages hindurch, jeder nimmt bewußt und unbewußt kleine Veränderungen vor: es kommt vor, daß die Anschaulichkeit und der drastische Ausdruck gewinnt, daß ein glücklicher Einfall, eine treffende Pointe sich dazu findet; es kommt

aber auch vor, daß ganze Strophen verloren gehen, daß eine zufällige Gedankenverbindung, ein entfernter Anklang dazu führt, Strophen aus einem verwandten Liede mechanisch anzufügen. Wir haben alte Lieder erhalten, die uns in ihrem Zusammenhange fast räthselhaft geworden sind, aber bei manchen von diesen, besonders bei Balladen, läßt sich der textkritische Nachweis erbringen, daß diese häufig als besonderer Reiz gepriesene Dunkelheit ihnen keineswegs ursprünglich eignet, sondern erst durch eine lange, entstellende Ueberlieferung hineingekommen ist. Eine große Anzahl von Liedern liegt uns in Duzenden von Fassungen aus verschiedenen Jahrhunderten vor; ohne Zweifel gab es neben ihnen noch zahllose andere Varianten, von denen wir nichts mehr wissen. Und weil bei solchen Umdichtungen und Erweiterungen natürlich nicht eben häufig die begabtesten Persönlichkeiten thätig waren, so finden wir auch hier in Menge Formelhaftes und Schablonenmäßiges eingedrungen und uralte Reste mittelalterlicher Spielmannstechnik, die sich bis auf den heutigen Tag fortgeschleppt haben. Im Ganzen aber hat sich auch hier das Gesetz der natürlichen Auslese behauptet und nur den wirklich widerstandsfähigen Liedkörpern eine bis in unsere Tage reichende Lebensdauer vergönnt.

Weil das strophische Lied rasch angeeignet ist und leicht im Gedächtniß haftet und weil deshalb der größere Theil Derer, die es singen, es nicht an den gedruckten Texten beständig nachprüft, so bedeutete für diese Gattung die Ausbildung des Lesestils keinen so entscheidenden Wendepunkt, vielmehr ist in ihr die umbildende Kraft der mündlichen Ueberlieferung bis heute mächtig geblieben. Haben doch sogar zahlreiche gedruckte Sammlungen geläufige Varianten der mündlichen Ueberlieferung in ihre Texte ahnungslos als echte Lesarten aufgenommen, und kommt es doch häufig genug vor, daß solche gedruckte und weitverbreitete Lieberbücher nicht einmal die Namen der Dichter durchgängig mittheilen, obwohl sie zweifellos festzustellen sind: diese Namen gehen also für einen großen Theil des Publicums einfach verloren, wie es in früheren Jahrhunderten fast allgemein der Fall gewesen.

Wenn jene vorhin gekennzeichnete Buchlyrik des 17. und 18. Jahrhunderts, die nicht für Sänger und Hörer, sondern für den Leser bestimmt war, die die Fühlung mit der Musik und vielfach auch die strophische Gliederung aufgegeben und, den echten Quellen des Lebens abgewendet, alle Unmittelbarkeit der Wirkung eingebüßt hatte, — wenn jene gelehrte Buchlyrik seit Herder und Goethe glücklich überwunden und abgethan ist, so pflegen das die Litterarhistoriker auf die Formel zu bringen: das Kunstlied hat sich aus dem Volksliede verjüngt. Damit ist aber ausgesprochen, daß das Kunstlied in dem Herder'schen Sinne zum Glücke nicht mehr besteht, daß es seitdem etwas in sich aufgenommen hat, was ihm bis dahin gefehlt hatte, und das war ja nichts Anderes, als — die Kunst, die echte Kunst des Liedes. Denn wie feinfühlig hat es gerade Herder verstanden, in den sogenannten Volksliedern dem Walten der Kunst bis in ihre feinsten Mittel nachzuspüren,

also gewissermaßen die echte „Kunstpoesie“ in der „Volkspoesie“ aufzuweisen! Und was waren das wiederum für Mittel? es waren die Stilmittel des mündlichen Vortrags, der durch das Ohr und nicht durch das Auge in die Seele wirkt und dort Phantasie und Gefühle gleichsam stoßweise in beständig mitlebende, mißschaffende Bewegung setzt: auch die gelesene Poesie hat sich mit vollem Bewußtsein die Technik der gesungenen Poesie angeeignet, und wie viele Lieder Goethes und seiner Nachfolger sind seitdem in den allgemeinen, umbildenden Gesang von Mund zu Mund übergegangen.

Wenn der angebliche Gegensatz von Volksepos und Kunstepos durch den von ungeschriebener und geschriebener epischer Dichtung, von Dichtung für den Hörer und Dichtung für den Leser zu ersetzen ist, so dürfen wir in demselben Sinne den angeblichen Gegensatz von Volkslied und Kunstlied aufheben: jener ist mit dem Ausgange des Mittelalters, dieser mit dem Ausgange des 18. Jahrhunderts gegenstandslos geworden; jener durch die wachsende Ausbreitung der Lesekunst, mit der der Lesestil die Herrschaft gewann, um das alte Epos durch den Roman, das Lehrgedicht, die poetische Erzählung und die Chronik abzulösen, dieser umgekehrt dadurch, daß man die Lyrik wieder auf den Gesang gründen lernte. Als Goethe 1806 seine berühmte Anzeige von „Des Knaben Wunderhorn“ schrieb, bemerkte er, daß wir diese Art Gedichte seit Jahren Volkslieder zu nennen pflegen, „ob sie gleich eigentlich weder vom Volk noch fürs Volk gedichtet sind, sondern weil sie so etwas Stämmiges, Tüchtiges in sich haben und begreifen, daß der kern- und stammhafte Theil der Nationen dergleichen Dinge faßt, behält, sich zu eignet und fortpflanzt“. Wir haben nach den Bedingungen gefragt, die einem Liede eine solche Allgemeinheit der Verbreitung im Volke sichern, und erkannten als das Entscheidende nur Dies: das Lied muß für den Gesang, für die Auffassung durch das Ohr gedichtet sein. Die Anschauung von einem Wesensunterschied der Volksdichtung und der Kunstdichtung hat heute nur noch einen historischen Werth. Aus der streng wissenschaftlichen Erörterung sollte deshalb diese Formel, nachdem sie so seltsame Verwirrungen gestiftet, ferngehalten werden. Jene hat es lediglich zu thun mit den beiden durchgreifenden Stilgegensätzen der mündlichen und der schriftlichen Ueberlieferung der Poesie.





E l i n a .

Novelle.

Von

Mite Kremnitz.

— Bukarest. —

Erstes Capitel.



„Haben Sie denn nie geliebt?“ fragte er und erschrak fast vor seiner eigenen Kühnheit.

Sie saß auf dem Fensterbrett, in einer Haltung, die ein Gemisch war von Nachlässigkeit und Gefallsucht, er aber sah nur gesellschaftliche Sicherheit darin. Seine kurzfristigen Gelehrten-Augen hatten nicht gelernt, Mädchen ihrer Art zu beobachten und zu studiren, die jungen Damen, mit denen er im vorigen Winter in Danzig so eifrig getanzt, hatten sich nicht ausgezeichnet durch diese ungezwungene Leichtigkeit, sich zu geben, welche das Vorrecht der höheren Stände gegenüber den durch Geburt und Vermögen weniger Begünstigten zu sein pflegt.

Auch von seinen Schwestern her war er nur an die eine Auffassung gewöhnt, daß es für Frauen nichts Besseres geben könne als die bestehende Ordnung der Dinge, und nichts Schöneres als sich verheirathen und seine Kinder erziehen.

Elna von Rüstner dagegen hatte mit ihm soeben über die „Künstlichkeit unseres ganzen Lebens“ gesprochen, über die reizend schnell um sich greifende sociale Zerfetzung, welche die Folge der modernen Civilisation sei — Gott sei Dank, ihr persönlich sei das Alles entsetzlich gleichgültig, und sie begreife nicht, warum die Leute „von diesem miserablen Dasein“ so viel Wesens machten!

„Bei solchen Anschauungen hätten Sie eigentlich längst zur letzten Consequenz, zur Verneinung des Willens zum Leben, vorgebrungen sein müssen!“ hatte er lachend entgegnet, und als sie, statt aller Antwort, mit

den Augen auf ihre Mutter gewiesen, die auf dem Balkon unter den übrigen Gästen saß, hatte er plötzlich Vermegenheit genug in sich gefühlt, um sie zu fragen, ob sie denn nie geliebt habe?

Er war dabei erröthet, und ihn kleidete das: sein Teint war mädchenhaft weiß, Haar und Vollbart fast farblos blond, und die Augen hatten das intensive, fast unnatürliche Blau, das man so oft beim friesischen Stamme findet.

„Haben Sie wirklich meinen können, daß ich achtundzwanzig Jahre alt geworden sei, ohne auch diese beliebte Krankheit durchzumachen?“ erwiderte sie gleichmüthig und blickte mit krausgezogener Stirn auf den Balkon hinaus und dann wieder auf ihn.

Er lachte auf's Neue, denn er war überzeugt, daß sie unmöglich diese fast cynische Gleichgültigkeit empfinden konnte, die aus ihrer Stimme und ihren Worten klang — sie war gewiß das zartestempfindende, keuscheste Mädchen, trotz dieser Maske der Originalität und Emancipation! Er hätte ihr kaum zwanzig Jahre gegeben, und nun sprach sie von achtundzwanzig!

Sie sah ihn immer noch so seltsam an. — Er dachte dabei plötzlich an den Schlangenblick der Weiber, von dem er in Büchern gelesen, und wandte seinen Blick fast verlegen fort.

Schließlich fragte sie ihn, wie er eigentlich nach Berlin gekommen sei?

„Mein Freund lud mich ein, mir während der Pfingstferien die Hauptstadt anzusehen, und da es einen billigen Sonderzug gab . . .“

„Ach so, und Ihr Freund hat Sie dann auch in dies Haus eingeführt, wo man ihn protegirt, damit er den Jungen schneller durch die Schule bringt! — Ein recht langweiliges Haus! Die Leute haben zu viel Geld, und das ist schädlich, wie jedes Uebermaß.“

„Elina!“ rief die eben vom Balkon eintretende Mutter und machte erschreckt der Tochter ein Zeichen, daß sie nicht in dieser gewagten Stellung mit übergeschlagenen Beinen verharren solle. Elina aber änderte ihre Haltung nicht, zog die Augenbrauen nur in die Höhe und fragte: „Was wünschst Du, Mama?“

Frau von Rüstner hatte draußen so viel Gutes über den Herrn aus Danzig gehört, über seine Intelligenz und sein Wissen, daß sie sich diesen Phönix doch einmal hatte näher ansehen wollen, besonders da ihr seine Unterhaltung mit ihrer Tochter etwas zu lange dauerte.

„Tante Hermine möchte den Balzer noch einmal hören, den Du neu-lich gespielt hast, Elina!“

„Sie kann ihn sich ja selbst spielen!“

„Aber Kind, red' doch nicht so, Herr Professor Friesen denkt sonst . . .“

„Er heißt nicht Friesen, sondern Fresen, ist aber ein Frieser! — Meine Mutter hat kein Namensgedächtniß, Herr Doctor! — Mama, merk' es Dir an dem Witz: „Heese heiß' ich, Heise heeß' ich!“ — Heiß es nicht so in irgend einer Posse? — Ach, pardon, Sie sind kein Berliner, also nicht auf der Höhe der Cultur . . .“

„Nein, ich finde auch, daß der Berliner Dialekt unbeschreiblich gemein klingt!“

„Das dürfen Sie nicht sagen, seitdem er hofbühnenfähig ist; da kränken Sie sogar unseren allergnädigsten . . .“

„Aber, Elina, der Walzer!“ unterbrach sie die Mutter.

„Wenn Du es denn befehlst!“ Sie sprang auf und setzte sich an's Clavier.

Unaufgefordert spielte sie auch noch ein zweites und ein drittes Stück: Professor Fresen fühlte, daß sie es für ihn that, und dies Bewußtsein gab ihm eine ganz wunderbare Wärme in der Herzgegend.

„Nicht wahr, ich spiele gut?“ fragte sie, ihm den Kopf zuwendend.

„Ja, wenn ich's nöthig hätte, könnte ich mir mein Brot damit verdienen.“
Wie sie ihm Alles ungefragt sagte! Solch Mädchen hatte er noch nie gesehen. Ob sie immer Allen Alles sagte, oder nur mit ihm eine Ausnahme machte? Kühn und weltklug, wie sie war, mußte sie längst gefühlt haben, daß er bis über die Ohren in sie verliebt war. Sie war seine Tischnachbarin gewesen, und seit der Mahlzeit hatte er mit Niemand als mit ihr gesprochen!

Die Tochter des Hauses trat jetzt an's Clavier: „Ely,“ — wie häßlich klang doch die Abkürzung! — „spiele einmal das Schusterlied aus den Meisterfingern!“

Während Elina weiter spielte, bog sie sich zurück und küßte die jüngere Freundin.

Arnold Fresen fühlte, daß diese Bewegung eine bewußte Koketterie war, aber das störte ihn nicht, es geschah ja für ihn! Ihm war, als könne er sich nicht mehr von ihr trennen, und doch rückte der Augenblick heran, wo er sich verabschieden mußte. Jrgend eine Hoffnung wollte er wenigstens mit nehmen. — Ob er sie wohl am folgenden Tage besuchen dürfte? fragte er sich

„Wie lange bleiben Sie noch hier?“ rief sie ihm in demselben Augenblicke zu.

„Nur bis Mittwoch; die Schule beginnt Donnerstag.“

„Und dann müssen Sie wieder Knaben züchten? Welch' langweiliges Metier! — Was ist Ihre Specialität?“

„Hauptsächlich alte Sprachen . . .“

„Hab' ich mir gleich gedacht, ich tarirte Sie auf den Historiker oder den Altphilologen!“

„Warum?“ fragte er und trat einen Schritt näher. Sie spielte ruhig weiter.

„Weil Sie so etwas Gemessenes, fast Pedantisches an sich haben.“

Es war wunderbar, mit ihr zu sprechen! Er wußte kaum, wo er war, und daß noch andere Menschen im Zimmer standen.

„Wir müssen uns empfehlen,“ sagte sein Freund Mohr leise, der hinter ihn getreten war.

„Warum denn?“ antwortete Elina, die ein merkwürdig feines Gehör hatte. „Man bleibt hier immer den Abend, wenn man ſo ſpät geſpeiſt hat . . .“

„Aber wir haben noch allerlei vor,“ meinte Mohr.

„Was ſoll Herr Freſen denn noch ſehen?“

„Vieles, z. B. den Zoologiſchen Garten.“

„Das iſt eine gute Idee,“ rief ſie, „dahin können wir zuſammen gehen. — Am Pfingſtmontag iſt es zwar voll, aber das Gros hat ſich jezt um ſieben Uhr ſchon verlaufen. Sie erlauben doch, daß wir uns Ihnen anſchließen?“

Sie ſah nur Arnold Freſen an, und in ſeinen Augen mußte ſie wohl ein erfreutes Ja geſehen haben, denn ſie brach ihr Spiel ab und that der Mutter ihre Abſicht kund.

Frau von Rüſtner war es wegen ihrer Kränklichkeit unmöglich, mit in den Zoologiſchen Garten zu gehen; der Commerzienrath hatte keine Luſt, da er ſeinem Kutfcher einen freien Tag gegeben; ſeine Frau machte ſich nichts aus den wilden Thieren, Rudolphs hatten eine Verabredung, Profeſſor Knechtels erwarteten Gäſte den Abend — ſo blieben als Geſellſchaft für Profeſſor Freſen und ſeinen Freund nur Elina und Anna, die Tochter des Hauſes.

Elina ſchnitt jedes Bedenken ihrer Mutter ab: „Wenn ich mit achtundzwanzig Jahren nicht thun und laſſen kann, was ich will, wann ſoll ich denn ſelbſtändig werden?“

Zudem hatte Herr Mohr Anna unterrichtet, war Familienvater, galt alſo faſt als Ehrentante im Hauſe des Commerzienraths.

„Endlich!“ rief Elina aus, als ſie vor die Hauſthür traten, und ging mit Freſen voran. Er hatte noch das Gefühl, ſich nicht von ihr trennen zu können, und hätte ihr ſo gern den Arm geboten, nur wagte er es nicht.

Die Sonnenſtrahlen fielen ſchon ſchräge, und im Thiergarten herrſchte eine abendliche Stimmung. Freſen ſah ſeinen und Elinas Schatten vor ihnen auf dem Wege tanzen und dachte eigentlich an nichts.

„Sie ſind beinahe ſo groß wie ich,“ meinte er halblaut, immer noch den Schatten beobachtend.

Sie blickte von ihrer Schulter auf die ſeine und ſagte: „Nein, nur im Schatten; Sie ſind aber auch ein Hüne, denn ich bin groß für eine Frau.“

„Ein Mädchen,“ verbesserte er.

„Für mein Alter paßt „Frau“ beſſer.“

„Wie gut, daß Sie es nicht ſind.“

Sie zuckte die Achſeln und verſetzte nach einer Weile: „Meine Mutter iſt ſehr unglücklich darüber; Müttern und beſonders Witwen kommt es faſt wie eine Schande vor, wenn ihre Töchter nicht heirathen — das iſt auch eine Folge unſerer verrückten ſocialen Verhältniſſe und Vorurtheile!“

„Glauben Sie, daß dieſe Vorurtheile ganz unbegründet ſind?“

„Wenn Sie sagen wollen, daß es für die meisten Mädchen besser ist zu heirathen, selbst ohne seelische Uebereinstimmung mit dem Manne, den sie — pardon, nein, der sie nimmt, so gebe ich Ihnen Recht; die meisten Mädchen sind Ehefutter; doch giebt es auch noch Individualitäten unter unserem verachteten Geschlecht!“

„Der höchste Ausdruck der Individualität ist die Liebe!“

„Welch' Unsinn! Liebe ist eine Krankheit wie die Masern, die Jeder mal hat. Einige sogar öfters — die Meisten aber recht leicht und ohne dauernden Schaden für ihre Gesundheit!“

Er lachte wieder — das konnte doch nur Spaß sein! Sollten diese weitgeöffneten grauen Augen nicht auch einmal hell aufleuchten können? Sollte diese schöne, in jeder Linie vollkommene Gestalt nicht auch einmal ihre abweisende, strenge Haltung verlieren und weich und anschniegend werden können in einem liebenden Arme? . . .

„Idealisiren Sie mich nur nicht, ich bin genau so, wie ich scheine,“ begann sie auf's Neue, als hätte sie seine Gedanken errathen. „Ich mache nie Hehl aus meinem Fühlen und Wollen: jetzt z. B. bin ich nur in den Zoologischen Garten gegangen, weil ich mit Ihnen ungenirt plaudern wollte.“

„Und ich,“ rief er aus, und ihm war plötzlich, als könne er nicht vor sich sehen, obgleich er seine Schritte beeilte, „ich weiß nicht, wie ich mich je wieder von Ihnen trennen soll!“

Beide gingen immer rascher, aber schweigend weiter. Sie wollte ihm etwas entgegnen, allein zu ihrer eigenen Verwunderung kam kein Ton aus ihrem Munde. Gab es denn etwas Unbewußtes in ihr, das stärker war, als ihr Wille? . . .

„Elly,“ rief Anna hinter ihr, „renne doch nicht so!“

Elina wandte sich um, ihr Gesicht lächelte, aber ihre Züge waren verzogen; glücklicherweise sah Professor Fresen sie nicht an, und Herr Mohr und Anna waren in lebhafter Discussion über ihr Briefmarken-Album.

Fresen bereute keinen Augenblick, daß er so viel gesagt. Es entsprach ja seinen innersten Anschauungen, daß die Liebe plötzlich kommt und Sinn und Verstand raubt; er wußte so gut wie nichts von dem Mädchen neben ihm, nur das, was sie ihm selbst in einer mehrstündigen Unterhaltung gesagt, allein das fühlte er: seine Augen würden sie ihm immer nur so zeigen, wie seine Liebe sie sah — einen anderen Gesichtspunkt ihr gegenüber gab es für ihn nicht mehr!

„Wir werden die Hauptbestien kaum noch bei Tageslicht bewundern können,“ meinte sie endlich.

„Gnädiges Fräulein!“ stieß er verlegt heraus. — War dies ihre Antwort auf die zitternde Frage, die in seinen letzten Worten gelegen hatte? . . .

„Ich warnte Sie schon vorhin,“ fuhr sie gleichmüthig fort, „mich zu idealisiren! Was Ihnen an mir gefällt, ist der sogenannte vornehme Ton,

den Sie in Ihren vernünftigeren Kreisen nicht gewohnt sind; aber glauben Sie nur nicht, daß etwas dahinter steckt. Wem das etwas Alltägliches ist, der findet einen Menschen in seidenen Strümpfen auch nicht anziehender, als einen in baumwollenen — Ihnen ist das nur neu, und Parfüm, selbst das feinste, ekelt Einen schnell an! . . . Wissen Sie übrigens, daß ich nur eine halbe Deutsche bin? Mein Vater stand in russischen Diensten, er hat meine sentimentale, echt deutsche Mutter kreuzunglücklich gemacht, war ihr auch principiell untreu, ein Salonheld, der „schöne Rüstner“ — führte den Cotillon wie ein Gott! — Zu Hause aber ein brutaler Egoist! — Küßt Sie das nicht ab? Ein Vater, der solch Urtheil verdient, und eine Tochter, die es über ihn spricht?“

„Sie haben ihn wohl sehr lieb gehabt?“ . . .

Ueberrascht sah Elina ihn an. „Ja, ich habe ihn sehr lieb gehabt, und er war auch gut gegen mich,“ antwortete sie leise. „Aber das, was ich Ihnen eben sagte, ist die allgemeine öffentliche Ansicht über meinen todten Vater; Sie sollten sie zuerst aus meinem Munde hören.“

„Sehen Sie, daß ich Sie nicht idealisire? Sie sind sehr unglücklich!“

„Nein, da irren Sie sich; ein anderer Mensch in meiner Lage wäre es wahrscheinlich geworden, ich nicht, ich bin nur entsetzlich gleichgültig — so gleichgültig, daß es besser für Sie ist, Sie vergessen mich — wir passen nicht zu einander! — Hier ist aber der Eingang in den Garten, nicht dort, und Sie dürfen für mich bezahlen, es kostet heute nur den Viertelpreis!“

Die Musik spielte noch, und es war so voll im Zoologischen Garten, daß die Herren den Damen ihren Arm reichen mußten; das Gedränge machte aber jedes intime Gespräch unmöglich.

Arnold Fresen hoffte auf den Heimweg. Als sie jedoch wieder auf die Straße kamen, ging Elina auf eine Droschke zu, um Anna nach Hause zu fahren. Die Herren wären gern mit eingestiegen, sie sagte ihnen aber am Wagenschlag Adieu. Es war ganz dunkel geworden, und Fresen konnte Elinas Blick nicht mehr erfassen.

Er wanderte mit seinem Freunde zur Stadt zurück, und dieser erklärte ihm dabei genau die Localitäten: — wo einst Krugs Garten, — wo Albrechtshof gelegen, — wie viel eine Quadratruthe dort an Werth gewonnen habe, — lauter Dinge, die für Fresen das größte Interesse zu haben schienen.

Elina brachte ihre Freundin nach Hause und fuhr dann in die Bernburgerstraße.

Frau von Rüstner war schon lange heimgekehrt und erwartete ihre Tochter mit einer Tasse Thee. Da es gegen Abend kalt geworden war, fürchtete sie, daß Elina sich eine Erkältung geholt haben könnte, — sie mußte sich immer irgend eine Sorge machen, das lag so in ihrer Natur.

„Nun, war es hübsch, Kind?“ fragte die Mutter, als Elina endlich eintrat.

„Was sollte hübsch sein? — Viele Menschen, Militärmusik, Alles wie immer!“

„Aber es kommt doch auch auf die Stimmung an, in der man etwas sieht!“

Elina zuckte die Achseln und blickte in ihre Tasse. Sie war nicht mit sich einig, ob sie der Mutter etwas sagen sollte? Es war wohl besser, zu schweigen. Vielleicht besann er sich über Nacht eines Anderen. Morgen war immer noch Zeit zum Reden. — Die Mutter beobachtete sie sorgenvoll. „Gefiel Dir Professor Fresen?“

„Warum fragst Du?“

„Weil Du ausschließlich mit ihm sprachst.“

„Er war der einzige Neue; die Uebrigen kenne ich auswendig.“

„Ja, es ist traurig, daß ich Dir keinen anregenderen Umgang verschaffen kann!“

„Ich brauche wirklich keinen, Mama, ich kenne die Welt zur Genüge: drei Winter in Petersburg reichen dazu hin! . . . Zu denken, daß das schon zehn Jahre her ist! — Jetzt will ich Dir aber etwas vorlesen, wir haben endlich dies herrliche Buch über Indien von Gustave Le Bon bekommen, den ganzen Tag hab' ich mich darauf gefreut! Ist es Dir recht?“

Sie rückte näher zur Mutter und küßte ihr die Hand, sie wollte schnell den unangenehmen Eindruck verwischen, den die Erwähnung Petersburgs auf diese gemacht, ja, sie hätte ihr jetzt sagen mögen, wie sehr Professor Fresen ihr gefallen. — Aber jedesmal, wenn ihre Tochter weich wurde, verhärtete sich Frau von Küstner, es war merkwürdig, daß diese beiden Frauen nie gleichmäßig neben einander leben konnten, sondern immer wie auf der Wippe: die Eine mußte sich stets um die Andere bemühen; hatte Elina der Mutter oft undüsterste Stimmung aufgeheitert, so fing diese an, sie zu tyrannisiren; ging aber die Tyrannei so weit, daß Elina stumm und verstimmt ward, dann begann die Mutter, ihr Alles an den Augen abzulesen, und machte sich zu ihrer Sklavin, um alsogleich wieder umzuschlagen, sobald Elina fröhlich wurde. Und doch liebten sie einander leidenschaftlich, lebten seit zehn Jahren nur für einander und litten förmlich unter der kürzesten Trennung.

Bis Mitternacht saßen sie so zusammen, abwechselnd einander vorlesend. Elina war aber unaufmerksam; der blonde Mann mit der mächtigen Gestalt hatte sie elektrisirt, als er sie am Arm führte, darum hatte sie sich von ihm getrennt und war in den Wagen gestiegen. Sie wußte wohl, was es war, aber sie hatte nicht geglaubt, daß es wirklich noch einmal wiederkommen könne — nach zehn Jahren! Sie wollte nicht zweimal an den Masern erkranken. . . Aber das bescheidene, einfache Leben, das er ihr zu bieten vermochte, mit all den häuslichen Pflichten und Arbeiten, schien ihr plötzlich reizvoll, wenn sie auch wußte, daß nur das Außergewöhnliche

daran sie anzog, daß es, zum Täglichen herabgesunken, nicht schöner und nicht häßlicher sein würde, als der Luxus und die Unthätigkeit einer vornehmen Dame.

Zweites Capitel.

„Um zehn Uhr kann man einer Dame unmöglich einen Besuch machen,“ sagte sich Arnold Fresen und bog in die Dessauerstraße ein. Er war schon an der Hausthüre gewesen und hatte vom Portier erfahren, daß Frau von Rüstner das Parterre bewohnte.

Elina jedoch hatte hinter den weißen Stores gesehen, durch die Arnold nicht hindurch blicken konnte, die ihr aber nichts verbargen, und hatte gesehen, daß der blonde Mann mit der energischen, breitschultrigen Gestalt in das Haus eintrat — nun wartete sie auf sein Klingeln, doch vergeblich! Der Diener reinigte im Vorzimmer, sonst hätte sie sicherlich einmal nachgeschaut.

Da ging er wieder fort. Was hieß das?

Sie blieb erst regungslos sitzen, dann suchte sie die Achseln und nahm ihre Stiderei zur Hand. Enttäuscht wollte sie nicht sein — aber was mochte ihn fortgetrieben haben?

Sie sah wieder hinaus — da bog er ja auf der anderen Seite der Straße ein!

Schnell schob sie die Gardine zurück und öffnete das Fenster. Als er nahe genug gekommen war, rief sie ihm zu: „Pendeln Sie doch nicht unnützlich herum, Herr Doctor! Ich habe Sie schon lange bemerkt!“

Sie sah frischer aus als am gestrigen Abend, auch stand das dunkle Morgenkleid ihr viel besser als die hellgelbe Toilette, — dennoch fühlte Arnold sich beengt, als sie ihn an der Thür empfing, die der Diener ihm öffnete. „Leise!“ mahnte sie. „Mama liegt noch im Bett; ich wußte im Voraus, daß sie nach den gestrigen Hummern Migräne bekommen würde, aber sie kann ihrer Lieblings Speise nie widerstehen!“

Damit schloß sie die Stubenthür, und nun standen sie einander gegenüber. Das Zimmer war zugleich behaglich und kostbar eingerichtet, aber er fühlte sich nicht in seinem Elemente, ihn störte, daß die Mutter nicht da war; etwas Fremdartiges, das Abenteuerliche seiner Lage, bedrückte ihn. Er hatte sich gestern darnach gesehnt, mit ihr allein zu sein, aber nun war es ihm zu viel, ein fünfter Act ohne die vier einleitenden! Die Ermüchterung, welche er vom Morgengrauen erwartet und bisher, nach schlafloser Nacht, nicht empfunden hatte, drohte ihn hier plötzlich zu überfallen.

Sie maß ihn mit kalten, hochmüthigen Blicken:

„Warum sind Sie eigentlich gekommen?“ fragte sie hart. „Wenn Sie es mir schuldig zu sein meinten, so war das ein Irrthum! Ich traue keinem Menschen, nicht einmal einem, der mir Beweise seiner Zuneigung gegeben hat; nach einigen banalen Worten aber erwarte ich nichts!“

Ihre Stimme überwältigte ihn von Neuem.

„Warum ich gekommen bin?“ entgegnete er. „Weil ich mir die Antwort über Leben und Tod holen wollte!“

Sie setzte sich, er nahm einen Stuhl ihr gegenüber.

„So,“ sagte sie langsam, „Sie wollen mich also wirklich heirathen?“ Es ergriff sie mehr, als sie gedacht hatte; es zitterte etwas in ihr, so daß sie sich sehr zusammen nehmen mußte, um ruhig zu sprechen. „Ich habe mich bisher nicht dazu entschließen können, so oft ich auch Gelegenheit dazu hatte. Heute könnte ich es, obgleich wir vielleicht garnicht zu einander passen, aber mich reizt Ihr einfaches Dasein. — Ich hoffe, Sie sind nicht reich?“

Sie ließ ihn nicht antworten, sondern fuhr hastig=verlegen fort: „Ich besitze genug, um Ihnen nichts zu kosten,“ — er wollte sie unterbrechen, aber sie sprach rasch weiter, obwohl sie mit der Furcht kämpfte, daß sie doch nicht würde sagen können, was sie sagen wollte. — „Ich glaube zwar, ich werde eine ganz tüchtige Frau für das gewöhnliche kleine Leben des Mittelstandes werden, allein . . .“

„Darauf kommt es doch nicht an!“ stieß er hervor.

„Ich begann mit dem Nebensächlichen . . .“

Er stand schon wieder in dem Banne ihrer eigenartigen Natur und fand keine Worte, sie zu unterbrechen.

„Sie meinen also, worauf es ankomme, das sei die geistige Harmonie? Gut! Aber über die kann man sich beim besten Willen nie vor, sondern erst in der Ehe vergewissern — daher fände ich Probeheirathen empfehlenswerth . . .“ Sie verfiel ganz in ihren gewöhnlichen cynischen Ton. — „Natürlich, in der Praxis stieße das auf schwere Hindernisse, ganz abgesehen davon, daß die vorurtheilsvollen Frauen nicht darauf eingehen würden, und daß die Männer sich einbilden, es wäre etwas Besonderes, der Erste zu sein, den ein Mädchen liebt! — Uebrigens,“ setzte sie plötzlich wie spöttisch hinzu, „ich war schon einmal so gut wie verheirathet . . .“

Er vernahm den letzten Satz nicht, denn die Gardine raschelte, und Frau von Rüstner stand plötzlich vor ihnen. Sie hatte von ihrem Schlafzimmer aus gehört, daß Jemand gekommen sei, hatte sich erkundigt, wer, und war eilig aufgestanden.

„Mama, welche Unvernunft!“ sagte Elina leise und erröthete, während Professor Fresen sich stammelnd entschuldigte, so früh gekommen zu sein.

Frau von Rüstner hatte ihrer Tochter einen scharfen Blick zugeworfen, den diese aber ruhig, fast unverschämt erwiderte; sie sagte dann:

„Mama darf uns nicht stören, wir setzen sie hier in die Sophaecke und plaudern weiter. Oder, da es so schön draußen ist, wie wäre es, wenn ich mit Ihnen spazieren ginge?“

Sie war schon an der Thür, um ihren Hut zu holen, als sie sich noch einmal umwandte:

„Bitte, Mama, komm' einen Augenblick her, Herr Professor verzeiht!“

Als er allein war, trat ihm der Schweiß auf die Stirn — er wußte nicht, wie das enden sollte, was er begonnen hatte; das fremdartige Parfüm des Zimmers war ihm unangenehm, er war plötzlich nicht mal mehr davon überzeugt, daß er dies merkwürdige Mädchen mit den großen grauen Augen auch liebe, er kam sich wie ein Anderer vor, nicht wie er selbst.

Frau von Rüstner war im Nebenzimmer auf einen Stuhl gesunken; sie hielt sich die schmerzende Stirn mit der einen Hand und fragte erregt: „Was heißt das, Elina?“

Das Mädchen war unnatürlich ruhig und bleich.

„Du hast immer gewünscht, daß ich mich verheirathe; diesmal kann ich es über mich gewinnen — nun willst Du nicht!“

„Aber Elina! Mir ist die Möglichkeit der Heirath mit einem Manne, der Dich nicht ernähren kann, der eigentlich einer anderen Gesellschaftsklasse angehört, nie in den Sinn gekommen! Doch das meinte ich nicht: Was sagtest Du gerade, als ich eintrat?“

„Hast Du gehorcht?“

„Nein, ich hörte gegen meinen Willen!“

„So!“ Sie trat dicht an die Mutter heran und sagte bestimmt: „Dir zu Liebe, Mama, habe ich mich zehn Jahre lang bemüht, die Geschichte zu vergessen, dem Manne aber, den ich heirathe, dem bekenne ich sie — vorher!“

Frau von Rüstner hatte keine Kopfschmerzen mehr; entsetzt starrte sie ihre Tochter an. „Elina, auf keinen Fall! Du weißt nicht, was Du thust, das darfst Du nicht!“

„Du wirst es sehen!“

„Ich habe Menschenkenntniß: er gehört zu Jenen, die in allen Urtheilen groß gezogen sind . . .“

„Das glaube ich eben nicht. Und wenn, dann ist es besser, er erfährt es jetzt, als zu spät,“ setzte sie hinzu, und ihre Stimme zitterte vor bekämpfter Erregung.

Frau von Rüstners Herz zog sich bei diesen Lauten krampfhaft zusammen. „Gefällt er Dir so sehr?“ fragte sie sanft.

„So sehr mir Jemand gefallen kann!“ stieß sie wie widerwillig hervor.

Die Mutter wurde allmählich ruhiger. „Dann, mein Kind, dann müssen wir es versuchen! Aber ich werde mit ihm reden!“

„Du wirst es nicht können,“ entgegnete Elina zögernd, „Du weißt gar nicht, wie schwer das ist!“

„So hast Du kein Vertrauen zu mir?“

„Ehrlich gestanden, nein!“

„Wenn ich es Dir schwöre?“

Elina warf sich neben ihrer Mutter auf die Kniee. „Verzeih, Mama, aber schwöre mir, ihm die volle Wahrheit über mich zu sagen!“

„Ich schwöre es Dir!“

„Alles, Mama?“

„Ja, Alles! Und nun gehe mit ihm spazieren und bringe ihn in einer Stunde zum Frühstück zurück. Aber, Elina, bist Du Deiner auch sicher? Was gefällt Dir an dem Manne?“

Sie lachte verlegen auf.

„Mach' Dir doch keine großen Gedanken! Was ist eine Heirath? Nicht einmal so viel wie der Tod, der doch auch nichts weiter auf sich hat!“

„Aber diese alte Geschichte, soll sie denn allein etwas auf sich haben?“

„Jeder hat sein Vorurtheil!“

Frau von Rüstner hatte ihre Tochter nie verstanden, aber sie liebte sie. Sie saß da und sann nach. Wie war das nur möglich? Elina wollte urplötzlich einen Gymnasiallehrer heirathen, einen Freund dieses Herrn Mohr, der bei ihrer Cousine Hermine den Kindern Nachhülfsstunden gab, — sie, Elina, die so herrliche Partien ausge schlagen hatte, Stellung, Reichthum und persönliche Vortheile! — Fresen war ja nicht häßlich, eigentlich sogar ein schöner Mann, d. h. im Freien, nicht im Salon, denn ihm mangelte die Grazie, er wußte sich nicht zu benehmen . . . Was für Vortheile mochte er nur in Elinas Augen haben? Von seinem Charakter konnte sie doch nichts wissen!

Aber Elina war ein so wunderliches Mädchen, daß sie auf andere als ganz außergewöhnliche Art sich überhaupt nie verheirathen würde!

Und nun sollte sie selbst ihres Kindes Hoffnung zerstören helfen?

Frau von Rüstner sah sich schon in der Sophaecke sitzen, den Professor rechts neben sich. Ihr wurde ganz heiß, so lebhaft fühlte sie die Situation voraus! — Und was verlangte Elina? Sie sollte ihm die brutale That sache berichten, daß ihre damals siebzehnjährige Tochter von einem Schauspieler sich hatte entführen lassen, weil ihre Eltern die Einwilligung zu ihrer Verbindung verweigert hatten! —

Und daß sie drei Wochen später ihr Kind in Paris aufgefunden hatte, als an's Tageslicht gekommen war, daß der Mann, den Elina für ihren Gatten ansah, in seiner Heimat eine Frau und drei Kinder hatte! . . .

Zehn Jahre waren darüber hingegangen, aber noch jetzt entrang sich ihrer Brust bei der Erinnerung ein furchtbares Schluchzen: Ihr Kind Elina war ja noch beinahe ein Kind gewesen — sie hatte sie für sich retten können, Elina hatte weiter gelebt, aber auch jener Mensch lebte noch, es hatte sich Keiner gefunden, ihn niederzuschießen! Das war das Einzige, was sie ihrem Manne noch jetzt nicht vergeben konnte!

Und nun sollte sie das so wohl gehütete Geheimniß dieser traurigen Entführung, das zwischen ihrer Tochter und ihr selbst nie mehr erwähnt worden war, einem Fremden preisgeben? Nein, es war unmöglich! Wie tröstlich war es immer für sie gewesen, daß es ihr damals gelungen war — so glaubte sie wenigstens —, den unglücklichen Vorfall geheim zu halten! Selbst

ihre beiden Söhne, die damals auf der Petersburger Kabetten-Anstalt waren, ahnten Nichts davon!

Und nun sollte das Alles umsonst sein? Nun sollte sie ihrer Tochter Schicksal in den Mund eines Fremden legen? Nein! — Was hatte sie denn geschworen? Alles zu sagen! Nun ja, aber doch nur ihre eigene Auffassung von dem Geschehenen! . . .

Noch ehe es klingelte, war sie darüber mit sich einig. —

Elina kam sehr heiter zurück und hatte eine Sicherheit des Benehmens, die keine Beinlichkeit aufkommen ließ.

Als sie vom Frühstück aufstanden, machte Elina plötzlich eine Verbeugung.

„Herr Professor, reden Sie mit meiner Mutter!“ sagte sie und verschwand in ihr Hinterzimmer.

Nun saß Frau von Rüstner wirklich in der Sophaede, in welcher sie sich vorher schon gesehen hatte. Aber nicht sie sprach, sondern er: Wie er dieses wunderbaren Glückes ganz unwürdig sei — wie er sich gar nicht fassen könne bei dem Gedanken, ein solches Mädchen sich zu erringen . . .

Der armen Mutter that es wohl, ihn so erregt, so außer sich zu sehen, und sie genoß den Augenblick mit wahrer Freude.

Endlich begann sie: „Meine Tochter wünscht, daß ich Ihnen, bevor Sie sich binden, mittheile, daß sie schon einmal verlobt war. — Wir mußten das Verhältniß lösen, weil der Mann ihrer in jeder Weise unwürdig war, sie hat ihn aber leidenschaftlich geliebt . . .“

Er schwieg betroffen, und sein Gesicht wechselte den Ausdruck. Frau von Rüstner erschrak und sagte etwas Anderes, als sie sich vorgenommen hatte: „Der Betreffende ist todt, und Niemand weiß darum, aber diese Liebe hat Elina beinahe das Leben gekostet, und manche Härte an ihr muß man auf diese bittere Enttäuschung ihrer frühesten Jugend zurückführen.“

Ihm war, als müsse er noch mehr wissen, aber er überwand sich und fragte nichts.

„Es ist schon zehn Jahre her . . .“ fuhr sie bekommen fort.

„Was macht mir die Vergangenheit!“ versetzte er und warf den Kopf zurück, als wolle er etwas abschütteln; — ihm waren viele ihrer gestrigen Aeußerungen, über die er in seinem Rausche weiter nicht nachgedacht hatte, plötzlich bedeutsam geworden. — „Mir gehört ja ihre Gegenwart und ihre Zukunft!“

Die Mutter fühlte ihr Herz noch ängstlicher klopfen. „Sie müssen Alles vermeiden, was Elina an jene bittere Vergangenheit gemahnen könnte — das Kind ist unter seiner rauhen Maske von zaghafter Empfindlichkeit.“

„Gewiß, gewiß, es soll für uns Beide keine Vergangenheit geben!“

„Und nun müssen wir ein bißchen weltlich und von praktischen Dingen reden, um uns dabei kennen zu lernen! Zuerst, meine Tochter ist wie ich Katholikin, aber so freisinnig, daß der Unterschied der Confession — ich nehme an, daß Sie Protestant sind — keine Schwierigkeit sein würde.“

Er sah sich um, ob sie nicht käme? All' seine Beklemmung, sein Zaudern war spurlos verschwunden, nur das große Sehnen nach ihr lebte noch.

„Ich muß morgen schon abreisen — könnten wir nicht alle Neußerlichkeiten schriftlich erledigen?“

Sie lächelte, und da sie sehr weich und bestimmbar war, stand sie auf, um ihre Tochter zu rufen.

Als sie leise in Elinas Zimmer trat, sah sie, daß das Mädchen auf ihrem Bette lag und weinte. Sie hatte ihr Taschentuch in den Mund gestopft und den einen Arm über den Kopf geworfen, so daß er schlaff über das Bett herabhing.

Beim ersten Geräusch sprang sie auf, sie hoffte augenscheinlich, die Mutter habe ihre Verzweiflung nicht bemerkt, und fragte hart: „Nun?“

„Er gefällt mir außerordentlich, Elina; Dein Instinct hat Dich richtig geführt; er scheint Deiner würdig zu sein . . .“

„Hast Du ihm Alles gesagt?“ fragte sie argwöhnisch.

„Ja, mein Kind! Er erklärt, die Vergangenheit habe keinen Wert für ihn, nur die Gegenwart und die Zukunft. Aber Du solltest ihm nie von jener Vergangenheit reden, er sei sehr eifersüchtig!“ . . .

„Und doch sagt er, sie habe keinen Werth?“ forschte sie mißtrauisch.

„Du weißt, ich behalte nie etwas wörtlich! Er sagte, er wolle die Vergangenheit aus Deiner Erinnerung tilgen, oder so etwas Aehnliches.“

„Du belügst mich nicht, Mama?“ fragte sie noch einmal.

„Kind, habe ich das um Dich verdient?“ Frau von Rüstner brach in Thränen aus.

„Verzeih', meine einzige Mama, aber eben, als ich es klar überlegte, schien es mir unmöglich, daß ein Mann wie er meine Vergangenheit übersehen könne, und ich kam mir vor wie ein Sträfling, der zeitlebens die Kugel an der Kette nachschleifen muß!“ . . .

„Mein armes Kind!“

„Und nun kann ich mich der neuen Freiheit noch nicht freuen!“ rief sie aus und lachte mit zuckendem Munde.

Dann strich sie sich die krausen braunen Haare aus der Stirn und ging zu ihrem Verlobten, während Frau von Rüstner erschüttert zurückblieb: So hatte sie Elina nie gesehen, man lernte an dem merkwürdigen Mädchen doch immer neue Seiten kennen! Jetzt liebte Elina, — wenn nur der Mann ihrer auch wirklich würdig war!

Drittes Capitel.

Erst am nächsten Abend, als Arnold Fresen nach Danzig zurückreiste, fing er an, sich seines Glückes ganz bewußt zu werden. — Nun sollte er in sein gewöhnliches Leben zurück, nach dem kurzem Traume dieser letzten Tage!

Bald schien es ihm, als könne er das wochenlange Warten bis zu seiner Hochzeit nicht ertragen, als müsse er vor Sehnsucht nach seiner Braut irrsinnig werden; bald wieder meinte er, mit diesem Glücksgefühl in sich vermöge er Berge zu versetzen: was bedeuteten einige Wochen der Trennung! Spielend, getragen von dem Wunderbaren in ihm, werde er seine Pflichten bis zu den Großen Ferien erfüllen! — Und dann? Ja dann! — Es war doch, um vor Freude den Verstand zu verlieren: dann sollte sie seine Frau werden!

Er hatte früher nie den kühnen Gedanken gehabt, zu heirathen, schon wegen seines geringen Einkommens, welches kaum für seine eigenen Bedürfnisse hinreichte; so lange er jedoch neben Elina geseffen hatte, waren pecuniäre Bedenken ihm keinen Augenblick gekommen: die Frage, ob er eine Frau werde ernähren können, und die ganze Misere des kleinen täglichen Lebens, die ihm doch eigentlich in Fleisch und Blut übergegangen war, hatten damals sein Gemüth gar nicht beunruhigt. Jetzt aber fiel ihm das Alles ein, und er pries es als glücklichen Umstand, daß sie vermögend, ja, nach seinen Begriffen sogar reich war. Zudem hatte die Mutter gesagt, daß sie bereit sei, ihrer Tochter einen namhaften Zuschuß zu geben, da deren eigne Revenüen wohl nicht ausreichen möchten; sie selbst werde ihren Berliner Haushalt auflösen und zu ihrem Bruder an den Rhein ziehen.

Wie herrlich, daß Elina ihm keine ihrer Gewohnheiten zu opfern brauchte! Sie würden im Stande sein, ihre Zimmer ebenso wunderniedlich einzurichten, und ihr Tisch sollte ebenso zierlich gedeckt sein, wie er es jetzt bei Frau von Küstner gesehen! Er hatte sich stets nach Reichthum gesehnt, nun sollte sich Alles mit einem Mal erfüllen! — Nein, das schien ihm doch unmöglich, es kam sicherlich noch etwas dazwischen! — Vielleicht wäre es für ihn das Höchste und Wünschenswertheste, in diesem Augenblick fast übermenschlichen Glückes zu sterben? Konnte das Leben ihm mehr bieten, als er jetzt schon genoß? — Doch, ihre Gegenwart! . . . Beim Wiedersehen aber in ihren Armen zu sterben, das däuchte ihm ein Loos, wie es keinem Menschen schöner beschieden sein konnte!

Plötzlich dachte er an seine Eltern, und es überkam ihn eine Mißstimmung: er hatte ihnen noch nicht geschrieben, und es war ihm auch zuwider, es zu thun. Aber geschehen mußte es ja, Elina hatte auch schon nach der Adresse seiner Eltern und Geschwister gefragt — sie durfte doch nicht die Erste sein, welche schrieb! — Wie ihm graute vor all den Fragen von Mutter und Schwestern! Und was sollte er ihnen über Elina schreiben? Auch nur ihr Portrait hinzuschicken, war ihm unangenehm: gaben doch alle ihre Photographien zusammen — ein halbes Duzend hatte er sich aus Frau von Küstners Album mitgenommen — kein rechtes Bild von ihr! Er hörte schon Marie, die älteste der Schwestern, sagen: „Sie ist aber gar nicht hübsch!“ . . .

Und die Mutter wollte natürlich alle Details wissen: über Verwandtschaft, Einrichtung, Aussteuer und dergleichen!

Gewiß, er hatte seine Eltern immer sehr geliebt und liebte sie noch, aber Elina war aus einer anderen Welt, mit ihr ließ sich nichts vergleichen, und sie sollte mit Jenen gar nicht in Beziehung gebracht werden! Auch würde Keiner ihre Eigenart verstehen, nur er allein!

Während er so in die Nacht hineinfuhr, wunderte er sich, daß er sich überhaupt von ihr hatte losreißen können: Das Gewohnheitsthier war doch stark im Menschen — dieser lächerliche Zwang, gerade morgen seine Stunden wieder zu beginnen! Elina hatte gefragt: „Warum läßt Du Dir Dein Leben durch solche kleinlichen Rücksichten regeln? Geht irgend Einer darüber zu Grunde, leidet irgend Einer darunter, wenn Du nicht da bist? Verloben mirßt Du Dich nur ein einziges Mal im Leben, für Dich und für mich sind diese Tage etwas Unwiederbringliches, und Du verlierst sie — um was? um eine Gewohnheitspflicht, um eine Arbeit, die jeder Anderer für Dich thun könnte!“ . . .

Diese Worte seiner Braut hatte er damals nicht weiter beachtet, weil ihm ihr „Du“, ihre Handbewegung, ihr Mund, ihre Zähne gerade so außerordentlich wichtig gewesen waren.

„Du steckst voller Vorurtheile!“ war ihr steter Refrain. „Mich wundert nur Eins, daß Du mich trotz alledem heirathen willst!“ — Auch diesen Vorwurf hatte er nicht beantwortet, sondern nur ihre Hand zu ergreifen gesucht und geseufzt: „Wenn es nur erst so weit wäre!“ . . .

Ja, gewiß, Elina hatte ganz Recht gehabt — sie hatte immer Recht, nur war es ein ihm neuer Standpunkt, diese starke Betonung des eigenen Ich! Weil sie unabhängig war, äußerlich durch Geld, innerlich durch höchste Bildung, so verstand sie nicht einmal die Vorurtheile der Masse; er aber vermochte wohl in ihre Anschauungen sich hineinzuversetzen, allein er fühlte doch etwas in sich, was es ihm unmöglich machte, darnach zu handeln: „Wahrscheinlich das Gewohnheitsthier in mir!“ dachte er bei sich. —

Sechs Wochen lagen jetzt vor ihm, und trotz täglicher Briefe wollten sie gar nicht zu Ende kommen! Nicht einmal fünf Minuten dauerte die Lectüre eines Briefes — Wie lang wurden ihm all die übrigen Minuten der langen Tage durch seine stündlich wachsende Sehnsucht! — Elina schrieb auch gar zu flüchtig und kurz: Schreiben sei nicht ihre Sache, er wisse ja, daß sie an ihn denke; aber ihre Gedanken zu Papier zu bringen, nein, das sei unmöglich und auch nicht recht der Mühe werth! — Ja, wenn man so schöne Briefe schreiben könne wie er, mit so logischen, klaren Gedanken und in so bilderreicher Sprache! Seine Briefe wären Kunstwerke und hätten als solche schon Daseinsberechtigung, auch wenn sie nicht ihr ganzes Leben ausmachten, was sie aber thäten! Ihr sei schon der äußere Apparat des Schreibens zuwider. — Und wirklich, Arnold sah den unregelmäßigen, langgezogenen Buchstaben die Unlust der Schreiberin an, er studirte sie, indem er zusammenzählte, wie oft sie „Lieb“ gesagt — er küßte das einzige „mein Geliebter,“ das so scheu und fast, als habe sie dabei über

sich selbst gelacht, herausgekommen war; stand in einem Briefe weniger als dreimal „lieb“, dann war der Tag ihm grau. — Er suchte sich zu überwinden, aber er konnte nicht; zwar an ihrer Liebe wollte er darum nicht zweifeln, allein weshalb hielt sie ihn so kurz mit dem Ausdruck dieser Liebe, von der er doch zehrte?

Einmal hatte er sogar vierundzwanzig ganz schwarze Stunden — einzig eines Mißverständnisses wegen: Elina hatte ein paar kurze, harte Zeilen geschrieben — wenn er glaube, sich geirrt zu haben, noch sei es nicht zu spät! — Sein erster Gedanke war, einen Revolver zu kaufen und sich direct zu erschließen; sein zweiter, zum Telegraphen-Amt zu stürzen! — Das Mißverständnis ließ sich Gott sei Dank telegraphisch beseitigen, und er ging nicht zum Büchsenmacher.

„Arnold ist unzurechnungsfähig geworden!“ schrieb Anna, die in Danzig verheirathete Schwester Fresens, ihrer Mutter. „Seit er aus Berlin zurückgekehrt ist, hat er sich nur einmal bei uns blicken lassen, um uns ganz kurz und trocken seine Verlobung mitzuthellen! Du kannst Dir unsere Verwunderung denken! Es war aber nichts aus ihm herauszubringen über die künftige Schwägerin; Anzeigen will er auch nicht machen: das ginge Niemand was an! — Ich glaube, er hätte es nicht einmal seinem Director mitgetheilt, wenn mein Mann ihn nicht noch dazu überredet hätte! Weit draußen vor der Stadt hat er eine Parterre-Wohnung gemiethet in einem sehr schönen Hause — das hab' ich aber ganz zufällig von Bekannten gehört! Du kannst Dir denken, wie unangenehm es mir war, über meinen eigenen Bruder Alles von Fremden zu erfahren! Ich schickte Walter gleich zu ihm und ließ ihn auch wegen der Hochzeit ausfragen — er will aber nicht, daß Einer von uns dazu kommt, nicht einmal Du oder Vater — als ob er sich unser schämte! Er hat gesagt, es solle eine ganz kleine Hochzeit sein, im Hause seiner Braut, nur die nöthigen Zeugen, sein Freund Mohr und Verwandte seiner Frau! — Uebrigens, nach der Wohnung, die er gemiethet hat, muß das Mädchen recht vermögend sein, denn von seinem Gehalt kann er sich solche Wohnung nicht leisten!“ . . .

Auf diesen Brief hin bekam Arnold von seiner Mutter vier Seiten voller Vorwürfe, daß er sich so herzlos benehme, sie habe eine sehr wenig vortheilhafte Meinung von der künftigen Schwiegertochter, die solchen Einfluß auf ihn ausübe! — Letzteres ward allerdings in einem Postscriptum widerrufen, denn gerade als der Brief hatte abgehen sollen, hatten sie und ihr Mann von Frau von Rüstner eine höchst liebenswürdige Einladung erhalten, schon vor der Hochzeit zu ihr nach Berlin kommen und ihr nach derselben, so lange es ihnen gefiele, ihre Einsamkeit zu versüßen; es sei viel Platz im Hause, und wenn sie eines der Kinder mitbrächten, wäre es Frau von Rüstner nur um so lieber! . . .

Arnold fluchte, als er das las, er war eifersüchtig auf Alle. Aber er beruhigte sich bald, denn gewiß würde Keiner der Seinen die ihnen so

weit scheinende, kostbare Reise machen: Sein Vater war Landarzt an der dänischen Grenze, und weder! er noch seine Frau waren seit Jahren bis Hamburg gekommen, geschweige denn bis nach Berlin!

Sie lehnten denn auch, wie ihr Sohn erwartet hatte, die Einladung der Frau von Rüstner ab, und Elina drang nicht in sie, denn sie empfand zwar eine Art neugierigen Interesses, Arnolds Familie kennen zu lernen, aber keine sentimentale Sehnsucht darnach. Ihre Mutter begriff das nicht, sie erzählte, wie sie nach ihrer Verlobung förmlich aufgegangen sei in ihres Mannes Familie; Elina suchte die Achseln und behauptete, sie habe keinen Familiensinn; wenn ihr Arnold ihr zusage, sei es doch noch sehr fraglich, ob auch seine Verwandten ihr gleich gefielen — ihre eigenen seien ihr ja fast ohne Ausnahme zuwider.

„Weil Du zu intolerant bist, mein Kind,“ versetzte Frau von Rüstner.

„Nein, weil die Menschen unausstehlich sind, ich werde es Anderen ja auch sein!“

Hätte Frau von Rüstner nicht den leidenschaftlichen Ausbruch Elinas an ihrem Verlobungstage gesehen, so hätte sie glauben können, ihrer Tochter sei die Verlobung wieder leid geworden. Seither hatte Elina keinen Augenblick ihre selbstbewußte Ruhe verloren. Merkte sie, daß die Mutter sie beobachtete, und verstellte sie sich deshalb? Sie schien nicht einmal ungeduldig den täglichen Brief zu erwarten! — Aber ihre Augen hatten einen Glanz bekommen wie im Fieber, und das sonst bleiche Gesicht war rosig geworden, auch brachte sie unbewußt das Gespräch stets auf ihn, selbst wenn sie mit dem Fernliegendsten begonnen hatte.

„Wie nett Ihr darin zu einander paßt,“ sagte Frau von Rüstner, „daß Euch die Deffentlichkeit so zuwider ist und Ihr am Liebsten ohne jede Feierlichkeit getraut werden wollt.“

„Ich weiß, worauf Du hinaus willst, Mama,“ unterbrach sie Elina; „immer, wenn Du mit einer Billigung anfängst, willst Du etwas durchsetzen, was mir unangenehm ist! — Ich soll mich gewiß auch katholisch trauen lassen, Dir zu Liebe? Aber das thur' ich nicht! Du weißt, wie sehr ich Alles hasse, was kirchliche Ceremonie heißt, allein da Arnold vom Staate angestellt ist, muß er sich trauen lassen. Es ist eine Tyrannei des Staats, der er, wie es scheint, sich fügen muß; ich aber habe mich von meiner Kirche emancipirt, dies Mittel Ding von Glaube und Unglaube, das Du hast, ist mir ein Greuel! Je nach Deiner Stimmung . . . wenn Dir bange wird, ob nicht die Kirche doch vielleicht Recht habe, gehst Du eine Weile regelmäßig zur Messe, um es mit Gott und den Heiligen nicht ganz zu verderben; hast Du aber irgend ein freigeistiges Buch gelesen, dann schämst Du Dich und klammerst Dich wieder an philosophische Redensarten an! — Das ist so recht frauenmäßig, ich glaube, so machen es die Meisten!“

„Liebes Kind,“ entgegnete Frau von Rüstner weich, „Du wirst noch sehen, daß Du ohne Religion nicht durch's Leben kommen kannst, Du bist noch zu jung!“

„Ohne Religion ist etwas Anderes als ohne Kirche! Und was mein Jungsein anlangt, warst Du in meinem Alter nicht schon seit zehn Jahren verheirathet, hattest alle Deine Kinder und lebtest schon wie Katz und Hund mit Papa?“

„Elina!“ rief die Mutter gekränkt aus.

„Wirf mir meine Jugend nicht vor, ich bin älter als Du je werden kannst, Du kleine sentimentale Mama, das ist eben Charakterfache! — Wie Du eigentlich zu solch einem Kuckucksei gekommen bist, wird mir stets ungreiflich bleiben, Du hast überhaupt mit Deinen Kindern kein Glück: die beiden Jungens sind jetzt glücklich ganz ruffificirt . . .“

„Rede nur nicht darüber, Kind!“

„Gewiß werde ich so lange darüber reden, bis Du es im richtigen Lichte siehst, nämlich als eine pöbelhafte, gemeine Schwächlichkeit der Jungens! Sind sie Männer oder Sklaven?“

„Es ist schwer, gegen den Strom zu schwimmen . . .“

„Das ist aber das Einzige, was das Leben verlohnt! Und ich hab' es Alex auch geschrieben — wir müssen ihn nur bald mit Arnold zusammenbringen, der wird ihn bearbeiten, wie es ihm gebührt! . . .“

Frau von Rüstner erwiderte nicht, daß der blasirte junge russische Offizier sich von dem deutschen Gymnasiallehrer wohl wenig annehmen würde, denn es freute sie, daß ihre klarfüchtige, nüchterne Tochter doch in einem Punkte blind war: Elina liebte ihren Bruder sehr, aber ihren Verlobten augenscheinlich noch mehr! —

Viertes Capitel.

Zwei Tage, ehe die Trauung stattfinden sollte, war Arnold in Berlin eingetroffen; er wohnte diesmal nicht bei Mohrs in der Lindenstraße, da es Elina lieber war, wenn er im Askaniſchen Hof oder in einem anderen Hotel in der Nähe abstieg.

Auch er war es zufrieden, daß er durch die langen Wege nicht so viel Zeit verlor; er schien keinen anderen Gedanken zu haben, als seine Braut zu lieblosen und zu umarmen, und sobald seiner Zärtlichkeit durch die Anwesenheit einer dritten Person ein Damm gesetzt ward, verfiel er in Theilnahmslosigkeit und sah verstimmt aus. Elina dagegen vermied es fast, mit ihm allein zu sein.

Sie lag nach dem ersten Wiedersehen vor ihrem Bette auf den Knien und kämpfte gegen die Liebe an, die sie überwältigte; sie rang mit sich, denn sie wollte die Herrschaft über sich selbst nicht verlieren. — Sie fühlte, daß sie ihn mit der ganzen Leidenschaft ihrer Natur liebte, und doch wollte

sie um Alles nicht noch einmal die willenlose Sklavin eines Mannes werden, und wenn dieser Mann ihr Gatte war! . . .

Hatte sie jenen Anderen doch nie so heiß geliebt und war trotzdem in seine Bande gerathen, so willig und ohne Rückhalt, daß nur das Mitleid mit ihrer Mutter sie gezwungen hatte, ihn zu verlassen! Und nie hatte sie ihm gezürnt, nicht einmal jetzt, wo die Erinnerung daran ihr so schmerzhaft war! Wenn er sie belogen und betrogen hatte, so hatte das eben in seiner Natur gelegen, ihn traf keine Verantwortung, denn seine Leidenschaft war echt gewesen!

Jahrelang hatte ihr nur leid gethan, daß sie so „schwach“ gewesen war, den Bitten ihrer Mutter nachzugeben, denn ob sie eines geliebten Mannes legitime oder illegitime Frau wäre, das schien ihr völlig gleichgültig! Marko hatte damals nur sie geliebt! — Ewig würde das freilich nicht gedauert haben, aber doch eine lange, herrliche Zeit! — Daß er vor ihr schon eine Andere geliebt und zufällig geheirathet hatte, ging sie nichts an: ein Ammenmärchen war's, daß es nur Eine Liebe gäbe! — Natürlich, für die meisten Himmelsstriche giebt es nur eine Ernte im Jahre, für die gesegneteren Zonen aber zwei, drei! . . .

Und wie viel tausendmal hatte sie das Wiedersehen mit Marko sich ausgemalt! Nie war ihre Phantasie ermüdet, neue Umstände zu erfinden, die sie zusammenführen könnten: plötzlich auf der Straße — im Theater . . . die unzähligen Male, die sie davon wachend geträumt!

Aber er war nie nach Deutschland gekommen, nicht einmal wieder nach Petersburg! In den Zeitungen fand sie manchmal seinen Namen: eine Tournee des „berühmten Tragöden“ durch Amerika — große Erfolge in London. — Hatte er sich wohl einmal nach ihr erkundigt? Oder war sie für ihn todt, da sie ihn verlassen hatte?

Ihr schien, als ob das Schicksal sie jetzt belohnen wolle für ihre Entsagung und ihr darum einen Mann gesandt habe, dessen erste, vielleicht einzige Liebe sie war — weil er der nördlichen, gemäßigten Zone angehörte, deren ruhiges Gleichmaß sie immer beneidet hatte! . . .

Aber gerade weil sie so zu ihm aufblickte, litt sie unter ihrer eigenen Natur: Sie hätte eine Heilige sein mögen, um seiner werth zu sein, und je leidenschaftlicher ihr Herz in seiner Nähe klopfte, desto zurückhaltender, kühler ward ihr Benehmen. —

„Was hast Du da für dummes Zeug gelesen?“ fragte Arnold, als Frau von Küstner einmal in's Zimmer trat und ihn in seiner Bewunderung von Elinas großen Augensternen störte, so daß er verlegen ein vor ihm liegendes Buch aufschlug.

„Du wirst doch Tolstois Anna Karenina nicht für ‚dummes Zeug‘ erklären wollen?“

„Ich kenne es nicht, ich lese nie Romane!“

„Das ist einmal wieder ein stolzes Wort! Anstatt Dich Deiner Unbildung zu schämen . . . Und warum liest Du keine Romane?“

„Keine Zeit, Elina. Romane sind auch nur für Frauen.“

„Da ist er noch einmal, der einseitige deutsche Mann! Jetzt fehlt nur noch die Nebenart: Wir haben ja unseren Einen Goethe, wozu da moderne Sachen lesen? — Wie mich so etwas ärgert! Allseitigkeit sollte doch das Bestreben des Gebildeten sein!“

„Keine Zeit!“ wiederholte er lachend: sie sah so reizend aus, wenn sie ärgerlich war, darum ging er nicht weiter auf das Thema der Allseitigkeit ein, sondern fragte:

„Was hast Du denn davon, wenn Du so irgend einen Ehebruchsroman gelesen hast?“

„Woher weißt Du, daß dies einer ist?“

„Ueber Anderes wird ja nicht mehr geschrieben!“

„Gut, aber ist denn das Problem etwa schon gelöst?“

„Es existirt überhaupt nicht, wenigstens bei uns nicht — vielleicht bei den erotischen Völkern! Ich habe noch nie einen Mann oder eine Frau gesehen, welche sich mit dieser interessanten Frage de facto beschäftigt hätten!“

„Ich kann Dich nicht so trivial reden hören, Arnold,“ rief sie gereizt aus. „Du darfst das nicht vor mir!“

Er sah sie verblüfft an, und Frau von Rüstner fragte, ob sie dem Schneider auch geschrieben hätte, daß die Civiltrauung schon morgen Vormittag stattfände?

Elina empfand es peinlich, daß ihre Mutter das Gespräch in andere Bahnen lenken wollte.

Und sie konnte nicht schweigen, sie fühlte, daß es doch einmal heraus mußte, daß es ihr nichts nützte, was die Mutter damals mit ihm gesprochen hatte. Sie mußte einmal selbst in seinen Augen lesen, was er dachte, wenn sie mit ihren eigenen Worten ihm sagte, daß sie gegen jede Sitte gesündigt habe, sich aber darum nicht schlechter, sondern besser als die meisten Menschen dünke! — War das wahr? — Sie hielt in ihren Gedanken inne: Hatte sie nicht an ihrem Verlobungstage jenes Sträflingsgefühl gehabt? — Freilich, zum ersten Mal! Ehe sie ihn erblickt, hatte sie mit sich stets auf bestem Fuße gestanden! . . .

Elina fühlte der Mutter Augen mit schmerzvoller Angst auf sich ruhen; Frau von Rüstner hatte das Madonnengesicht der Mütter, welche ungezählte Nächte über ihren Kindern geweint haben. Elina blickte wie immer durch ihrer Mutter Augen hindurch bis in ihre Seele und las in ihnen — während Arnold ihre Fingerspitzen küßte — plötzlich so deutlich, als stünde es dort geschrieben, daß sie ihm damals unmöglich die ganze Wahrheit gesagt hätte! . . . Anstatt ihr zu zürnen, überfiel sie das Mitleid mit der schwachen, feigen, von ihrer einzigen Tochter so schwer gekränkten Frau. —

„Arme Mutter!“ stieß sie unwillkürlich hervor; sie machte sich von ihrem Verlobten los und warf sich ihrer Mutter zu Füßen.

„Arme Mutter, was hast Du Alles durch mich gelitten!“ flüsterte sie leidenschaftlich. „Hab' Vertrauen zu mir, ich werde noch einmal Deiner würdig!“

Frau von Rüstner war ganz überwältigt. „Gott schenke Dir eine Tochter, wie ich sie habe!“ sagte sie und legte ihre Hand auf Elinas krause braune Haare.

„Nein, Mama!“ rief das Mädchen erschüttert aus. „Das ist zu viel! Ich habe Dir das größte Herzleid zugefügt — O, Mama, Du bist ein Engel! — Arnold,“ fuhr sie fort, „knie' mit mir vor Mama, ich habe nichts Heiligeres auf dieser Welt als sie!“

Arnold Fresen hatte wohl gehört, daß so ein Abschied zwischen Mutter und Tochter vor der Hochzeit etwas sehr Rührendes zu sein pflegt, er wußte indessen nicht recht, wie er sich bei diesem Vorgang zu benehmen habe, der ohne Elinas Leidenschaftlichkeit leicht etwas Peinliches gehabt hätte. — Zu seiner Erleichterung wurde gerade an die Thür geklopft; Elina sprang auf, um zu öffnen. Es war der Brautkranz, der abgegeben wurde. — Sie hatte sich jede Ceremonie und Alles, was aussah wie ein Polsterabend, verbeten; sie verfiel jetzt auch gleich wieder in ihren gewöhnlichen Ton.

Als sie aber an jenem Abende schlafen ging, saß sie stundenlang auf ihrer Bettkante und starrte in's Licht. Es war doch nicht so leicht, wie sie es sich gedacht hatte! Sie konnte ihrer Mutter nicht das Herz brechen, indem sie Arnold ihre ganze Vergangenheit bloßlegte, allein sie wollte auch ihren Verlobten nicht betrügen! Heute Abend war es ihr klar geworden — ihr kam jede Einsicht plötzlich, blitzartig —, daß er nie begreifen und nie verzeihen würde, was sie damals gethan! — Würde er auf ihr Geständniß hin sie verlassen, so sollte es wenigstens erst nach der Trauung geschehen, nicht im Hause der Mutter; sie würde schon irgend ein Mittel finden, die arme Frau zu schonen! . . . Dann wieder fragte sie sich ängstlich, ob nicht allein ihre leidenschaftliche, egoistische Liebe sie leitete? Ob sie nicht die Rücksicht auf die Mutter vorschöbe, um wenigstens eine Stunde lang die Seine gewesen zu sein? . . .

Das Licht brannte so ruhig, so langsam weiter; sie aber malte sich die furchtbare Scene aus: Gleich nach der Trauung würden sie fortreisen, zunächst nach Dresden, von da nach der Schweiz, so hatte die Mutter es vorgeschlagen, denn Arnold besaß keine Initiative, er billigte Alles, so wie es angeordnet worden war. Hätte der Commerzienrath, der Mann der Cousine von Frau von Rüstner, nicht die nöthigsten Schritte zum Aufgebot gethan und ihm die Papiere verschafft, so hätte nicht einmal die Trauung rechtzeitig stattfinden können! Elina aber hatte eigentlich ihre Freude daran gehabt, daß er so weltunklug und ungeschickt war. — Nach dem Plane der Mutter also sollten sie nach Dresden fahren. Unterwegs wollte Elina ihm ihr ganzes Leben erzählen: Wie sie Marko zuerst auf der Bühne als Romeo gesehen, wie sie ihn dann auf dem großen Empfangsabend

beim französischen Botschafter gesprochen, wie er bald darauf den Hamlet gespielt hatte und hinterher Abends zu ihnen gekommen war, und wie es von dem Tage an um sie geschehen gewesen war! — Ihr zitterte das Herz, als sie an die erste heimliche Zusammenkunft dachte, aber es war nicht Marko mehr, den sie dabei erblickte, es war Arnold! — Er war der Einzige, den sie wirklich und heiß geliebt! — Ja, sie verstand jetzt besser als damals, daß man für einen Kuß Leben und Seligkeit willig verschmerzen kann! — Giebt es nicht Krankheiten, die heftiger und gefährlicher sind, wenn sie zum zweiten Mal den Menschen befallen? . . .

Das Alles wollte sie ihm sagen; er würde zum Fenster hinausschauen und dann aufstehen. — Würde er die Thüre öffnen und sich mit ihr aus dem brausenden Eilzuge in die schwarze Nacht hinausstürzen? — Sie sah das nicht klar, aber sie fühlte, daß irgend etwas Schreckliches geschehen würde; ihre Füße wurden kalt wie Eis und ihr Kopf so schwindlig, daß sie ihn in die Kissen barg.

„O wir erbärmlichen Geschöpfe! Nicht nur die Welt ist wider uns: in uns selbst leben unsere verderblichsten Feinde! . . . Ich brauchte ja nur zu schweigen — aber ich kann nicht! . . . Warum aber nicht? Kann man nicht Alles, was man will?“ . . .

Fünftes Capitel.

Wer Elina am Morgen des Hochzeitstages sah, konnte nicht ahnen, wie sehr sie in der vergangenen Nacht gelitten hatte. Ihr Aussehen war frischer als je, und sie schien der Frage, ob sie ihre Jungfer in ihr neues Heim mitnehmen solle oder nicht, großes Gewicht beizumessen: die Mutter bestand darauf, denn ihre Tochter würde an Sophie, welche schon seit fünfzehn Jahren bei ihr war, eine vortreffliche Stütze haben; Elina aber wollte nichts davon hören — es sei die größte Thorheit, ihr eine so verwöhnte Jungfer mitzugeben, sie gedenke, sich auf einfachstem Fuße einzurichten, genau wie jede andere Gymnasiallehrerfrau.

Frau von Küstner schwieg und beschloß bei sich, Sophie ohne Wissen der Tochter mit allen Sachen nach Danzig voraus zu senden; am Ende würde Elina doch froh sein, die ihr vertraute Bedienung dort zu finden.

Arnold pflichtete natürlich seiner Braut bei: besonders, daß sie nicht mit der Jungfer zu reisen brauchten, freute ihn, weil dadurch ein Plan zerstört worden wäre, auf den er sehr stolz war. —

Die Trauung fand genau so statt, wie Elina es gewünscht hatte, Niemand war zugegen als die erforderlichen Zeugen; sie ließen sich nur so viel Zeit, um rasch die Toilette zu wechseln, und bestiegen dann den Wagen, der sie nach dem Bahnhof führen sollte.

„Nicht wahr, Arne, so peinlich, wie Du es Dir gedacht, war es nicht?“ lautete das erste Wort der jungen Frau.

„Ich kann mir über nichts Rechenschaft geben, ich bin wie im Traum!“ entgegnete er.

Sie war nicht wie im Traum, ihr stand Alles klar vor Augen: sich selbst sollte sie jetzt den Dolch in die Brust stoßen, und es kam etwas von Todesmuth über sie — wie eine Verklärung lag es auf ihren Zügen. Er hielt ihre Hand und zählte die Minuten, d. h. ihre Pulsschläge, und verschlang seine Frau mit seinen halb verschleierte Augen! — Elina beobachtete es nicht, auch nicht, daß der Wagen eine andere Richtung einschlug als nach dem Bahnhofe; sie war tief in Gedanken verloren und überlegte die Worte für das Geständniß, welches sie zu machen hatte. — Plötzlich hielt der Wagen.

„Sind wir schon da?“ fragte sie verwundert.

„Ja, Elina, das ist die Ueberraschung, die ich mir ausgedacht habe: Sieh, ich hatte den sehnlichen Wunsch, nicht gleich davon zu jagen . . . Hier ist mein Hotel — doch ich sag's Dir oben!“

Man hatte den Schlag schon geöffnet und lud die Koffer ab.

Als Elina in das Zimmer trat, warf sie sich auf das Sopha und lachte, lachte fast zu sehr, aber ihr traten die Thränen in die Augen: Es war so rührend! Er hatte aus eigener Initiative etwas gethan, er, Arne, hatte den Muth gehabt, Mamas Anordnungen nicht zu befolgen! Es war zu spaßig und zu rührend!

Arnald schlang den Arm um sie und küsterte ihr zu, daß er keine der Nächte hier habe schlafen können, weil ihr Bild immer vor ihm gestanden; da sei er auf den Gedanken gekommen, sie gerade in dies Zimmer zu bringen, sie selbst, nicht nur ihr Bild, das ihn hier heimgesucht! — Sie könnten ja morgen auch reisen . . . Schnell zog er seinen Arm zurück, denn es klopfte, und der Kellner erschien mit dem Abendessen.

Elina stand auf und und ging an's Fenster, um sich leise die Thränen aus den Augen zu wischen; Arnold begriff eigentlich nicht ganz, was sie so rührte, aber er trat an ihre Seite und blickte hinaus auf die dunkelnde belebte Straße. Elina mußte weiter weinen. — Welche Egoistin war sie gewesen, daß sie an ihn noch gar nicht gedacht! . . . Und nun sollte sie ihm die Freude stören, ihm sein ganzes Glück untergraben?

„Du glaubtest wohl, ich verstehe nicht, ein Souper zu bestellen, wie meine verwöhnte kleine Frau es gern hat?“ fragte er leise, genirt durch ihre Thränen. „Du hieltest mich wirklich für ein Kind, nicht wahr?“

Mit strahlendem Blick sah sie ihn an, aber die Thränen rollten immer wieder aus den weitgeöffneten Augen. Er hatte sie nie weinen, nie die Herrschaft über sich verlieren sehen, es stach ihm durch die Seele — und dabei hinter ihnen der Kellner, der so lange brauchte, um seine ganze Kunstfertigkeit an den Tag zu legen: die Servietten mußten fächerartig gefaltet die Blumen konnten gar nicht geschmackvoll genug arrangirt werden!

„Wie voll die Pferdebahnen sind!“ sagte sie, um etwas zu sagen, und wies auf die Straße hinab.

„Ja, all diese Tausende, die da unten vorbeihasteten — die Aermsten! Keiner hat eine Ahnung davon, was Glück heißt, denn Keiner hat je eine Elina gesehen oder kann sie sich nur vorstellen!“

Sie wollte lächeln, aber es ging nicht, denn immer schneller rollten die Räder.

Endlich war angerichtet; sie waren jetzt für einen Augenblick allein.

„Was hast Du, Elina?“ fragte er ganz erschrocken.

„Nichts,“ antwortete sie.

„Ist Dir auch Alles so neu, so wunderbar?“ . . . Er war bleich und ließ die Serviette, die er ergriffen hatte, wieder fallen. „Ich glaube, wir müssen des Kellners wegen etwas anrühren,“ meinte er dann und that ihr auf.

Sie nickte. Ja, er war doch ein Kind — des Kellners wegen! Wie lieb, daß er so unroutinirt war, so naiv! Sie mußte an jenen Anderen denken — der hätte sich durch keine Neuheit der Lage einschüchtern lassen, denn ihm war eben nichts mehr neu, seine raffinirte Natur verachtete jede Naivität, und selbst seine Leidenschaft war alt! Arnold aber war noch nie im Leben allein mit einer Frau im Hotelzimmer gewesen, und nun saß er hier mit seiner eigenen Frau, die er liebte! . . .

Trotz aller Mühe, die er sich gab, und er hatte sonst einen prächtigen Appetit, konnte er kaum einen Bissen herunterbringen; er wagte nicht einmal sich neben seine Frau zu setzen: der Kellner kam ja gleich wieder!

Elina bat ihn um ein Glas Wasser und leerte es bis auf die Reige; allmählich fand sie ihre Fassung wieder. Sie wußte jetzt, daß sie heute nichts sagen dürfte, um sein Glück nicht zu stören, und ihr gequältes Herz wurde ruhig, als sie sich dem wunderbaren Gefühl seiner Nähe hingab.

Endlich wagte er es, sich flüchtig einmal an ihre Seite zu setzen; sie nahm seinen Kopf in ihre beiden Hände und küßte sein liches Haar; dann, als er wieder artig und feierlich ihr gegenüber Platz genommen hatte, lachte sie ihn schalkhaft an: ob er ihr wohl einmal eine sehr indiscrete Frage erlauben wolle?

„Ich weiß schon, welche!“ erwiderte er, und sein Gesicht röthete sich vor Berlegenheit. „Mein Schwager hat mir erzählt, daß meine Schwester ihm dieselbe Frage vorlegte.“

„Und was hat Dein Schwager ihr geantwortet?“

„Er hat gelogen! Er hat ihr versichert, daß er noch Keine vor ihr geliebt!“

„Würdest Du auch lügen?“

„Wahrscheinlich, — wenn ich es nöthig hätte!“

„O, Du verschlagener kleiner Mann.“

„Ich will mich nicht besser machen, als ich bin,“ entgegnete er. „Ich habe mich aus falscher Scham so oft schlechter gemacht! — Es ist nicht mein Verdienst und auch nicht meine Schuld: ich war stets ein heikler, empfindlicher Mensch: so konnte ich trotz des ärgsten Durstes mich nie über-

winden, aus einem Krüge zu trinken, den schon andere Lippen berührt hatten“ . . . Er schwieg erschrocken, er glaubte, unzeitig gewesen zu sein, ihm wurde jetzt erst klar, daß er viel zu viel gesagt — Was würde sie von ihm denken? Hoffentlich hatte sie ihn nicht verstanden! — Er sah sie mit verklärtem Blicke an und seufzte:

„Ich wünschte, der Kellner käme und räumte ab!“

„Wie wär's, wenn Du klingeltest?“

Daran hätte er von selbst nicht gedacht, es hatte aber den erwünschten Erfolg.

„Nun bist Du für immer mein, und wir brauchen uns nie zu trennen!“ rief er aus; sie saß da und betrachtete ihn wieder. Wie schön er war! Es war doch die schönste Race der Welt, die germanische: diese schlankte Gestalt mit dem länglichen, eiförmigen Kopf, die helle kindlich zarte Hautfarbe, der kräftige Haarwuchs und die blauen Augen mit der mädchenhaften Zurückhaltung, die in ihnen lag!

Er wagte kaum eine Liebesung, so wenig wußte er sich noch in sein Glück zu finden, und wie ein brennendes Weh fühlte sie in ihrem Herzen seine Worte von vorhin, mit denen er, ohne es zu ahnen, sie verurtheilt hatte. Wie nun, wenn er erfuhr, daß der heißbegehrte Trank schon von anderen Lippen berührt worden war? . . .

Aber weshalb vergrub sie sich schon wieder in die nutzlose Dual? — Sie schüttelte sich, als könnte sie dadurch ihrer selbst sich entledigen, dann flüchtete sie in seinen Arm und flehte leise: „O Arne, nimm mein eigen Sein von mir, ich will nichts sein als Dein Geschöpf!“ —

Nichts Aeußeres störte den Beiden das Glück der ersten Wochen ihrer jungen Ehe. Elina glaubte eine Andere geworden zu sein; das sonst so sichere Mädchen fühlte sich in den Grundfesten ihres Wesens erschüttert — Wäre es aber nicht möglich, fragte sie sich, daß jetzt erst ihre eigentliche Natur zum Durchbruch gelangt sei, daß sie bisher, irregeleitet durch die Einflüsse ihrer Umgebung, sich über sich selbst getäuscht habe und sich selbst untreu gewesen wäre?

So namenlos beglückt war sie durch ihres Mannes Nähe, daß sie oft traumverloren dafaß. Ihre großen Augen, in denen immer eine Thräne zu schweben schien, hingen dann an ihm wie an einer überirdischen Erscheinung. Manchmal fühlte sie wohl, daß er die Tiefe ihrer Neigung nicht ergründete, daß er nicht begriff, was sie so fassungslos machte — Ihm schien es ganz natürlich, daß sie Beide glücklich und froh wären: so mußte es doch sein auf der Hochzeitsreise!

Aber gerade das that ihr wohl, diese Zuversicht, mit der er ihr gegenseitiges Glück als etwas Selbstverständliches hinnahm, und dies Ungefeinzelte seiner Art. Jener erste Mann, den sie kennen gelernt, war ein raffinirter Mann gewesen, der aus dem Falschmetall seiner Liebe durch die höchste Goldschmiedekunst ein Meisterstück schuf; Arnold hatte solche Kunst nicht er-

lernt, er gab sein Gold in ungeformten, schweren Barren, und sie sagte sich: „Das ist das Höhere, so muß es sein!“ Ja, sie setzte hinzu: „Das ist echt deutsch!“ Und auch das that ihr wohl, daß er nicht einmal merkte, wie sehr sie sich gegen früher verändert hatte — er reflectirte nicht, er war einfach glücklich und nahm an, daß auch sie es sei.

Nur zuweilen fragte er, ob sie es sich so schön gedacht habe? Und wenn sie lächelnd „Nein“ sagte, fuhr er jedes Mal fort: „Wie bedaure ich alle die unglücklichen Menschen, die keine Elina ihr eigen nennen dürfen!“

„Mein armer, blinder Arne!“ seufzte sie dann wehmüthig und dachte: „Nein, ich kann es ihm nie sagen, daß ich einst einem Anderen schon Alles war!“

O, wie oft gedachte sie dieses Anderen! Es war ihr unmöglich, jede Erinnerung an ihn zu bannen; zu Vieles gab es, was dem Damals glich! Und da schien es ihr, als ob nun sie die Art Liebe für Arnold empfinde, welche der Andere einst für sie gehegt hatte, die Liebe, welche jede Fähigkeit im Menschen zu verdoppeln scheint! Ja, sie sah es fast in dem Lichte eines schönen Naturgesetzes, daß sie berufen sei, die heiße starke Erregung wiederzugeben, die sie einst empfangen, und in diesem Gedanken konnte sie sich für ihren Arnold beinahe sogar mit der Vergangenheit ausöhnen. Sie dachte ja jetzt so viel weiter und größer als früher; das Geheimnißvolle des Menschenseins erschien ihr nun erschlossen: sie hatte plötzlich gelernt, daß es ein Glück sei, zu leben, nicht eine Arbeit, die man, wie sie bisher geglaubt, schwer seufzend oder resignirt zu vollbringen habe! Und die Liebe, diese unheimliche Gewalt, vor der sie sich stets gefürchtet, sie war ja eine Gottesgabe, eine Sonne für sie und Andere . . .“

Arnold dagegen dachte und fühlte von alledem nichts, er war mit dem Dasein noch nie zerfallen gewesen, auch nicht blasirt; so lachte er nur, wenn sie ihn die Schätze ahnen lassen wollte, die sie in dem Schacht ihres Innern entdeckt hatte, und zwar entdeckt durch ihn. Seine Natur hatte immer Widerwillen empfunden gegen vage Gefühlsphilosophie, wie er es nannte, er genoß diese Phase seines Lebens mit allen fünf Sinnen und merkte gar nichts von der ungleichen Stimmung ihrer Seelen. Sie aber, die sie merkte, freute sich derselben eher, denn sie, die seelisch Reichere, würde ihn um so glücklicher machen können, und darin bestand ja die höchste Seligkeit! Sie studirte ihn unablässig und mit liebender Hingabe! — O, daß sie doch auch nicht den geringsten Fehler an ihm zu finden vermöchte! — Es beunruhigte sie förmlich, denn er war ja ein Mensch, und als solcher konnte er nicht vollkommen sein! Immer wieder fragte sie ihn, ob er sich keines Fehlers bewußt wäre? Dann lachte er und tröstete sie: „Meine Fehler wirst Du schon entdecken! — Wie aber steht es mit Dir selbst?“

„Weißt Du, Lieb,“ entgegnete sie, „auf Bergeshöhe ist man dem Himmel näher — Deine Liebe hat mich hinaufgetragen über die anderen Menschen! So lange wir oben bleiben, sind wir vielleicht wirklich ohne Fehl!“

Einmal aber glaubte sie doch, einen Fehler an ihm entdeckt zu haben: „Du hast nicht die Kraft, von längst veralteten Vorurtheilen Dich frei zu machen!“ Er protestirte, und sie geriethen dabei zufällig in ihre alte Discussion über den Ehebruch: Arnold wollte sich nicht dazu verstehen, in George Sand neben und hinter der Schriftstellerin noch die Frau gelten zu lassen. Elina rief aus: „Mir ist sie gerade als Frau sympathisch! Gerade weil sie da, wo sie sich gab, es mit Herz und Seele that, weil sie ihr ganzes Sein einsetzte, deshalb steht sie mir so hoch! . . .“

„Und ich,“ erwiderte er, „gebe einer verheiratheten Frau nur das Recht der platonischen Liebe zu einem Andern . . .“

„Weil Du die nicht hindern kannst!“ unterbrach sie ihn eifrig; sie gerieth über dem Thema ganz außer sich. „Bleibt nicht der Mensch in seinem Kern derselbe, trotz seiner äußeren Erlebnisse? Wäre ich nicht genau ich, auch wenn ich schon dreimal verheirathet gewesen wäre oder ein Duzend Männer geliebt hätte?“

„Du wärest dann nicht Du! Der Hauptzug Deines Wesens ist gerade die spröde Mädchenhaftigkeit!“

„Selbst wenn dem so wäre — ist Mädchenhaftigkeit nicht eine seelische Eigenschaft, die noch manche Frau charakterisirt? Und hat sie das Geringste zu schaffen mit unserem miserablen Körper, auf den Du das Hauptgewicht zu legen scheinst?“

Er lachte. „Ja, das ist einmal meine Schwäche, ich lege auch Gewicht auf das, was Dir so miserabel scheint. — Möchtest Du etwa einen Arm an mir missen?“

Sie schwieg, obgleich sie sich deswegen falsch und verächtlich vorkam; aber sein Lachen war so lieb und hell gewesen, und er hatte seinen Arm dabei um ihre Schulter geschlungen und war ein so rührendes Bild des Herzensfriedens!

„Vielleicht bringt es die Zeit,“ dachte sie bei sich; „vielleicht, nachdem er gesehen, daß ich ihm wirklich durch Jahre eine gute Frau gewesen, wird er es ertragen können . . . Ach, hätte er mich nur nicht schon mit seinen Vorurtheilen angesteckt, daß ich diese Vergangenheit nie und nimmer vergessen kann! Aber ich will daraus einen Segen für mein Leben machen. Seit ich ihn kenne und liebe, glaube ich an Segen! Ungeesehen machen kann ich die Vergangenheit nicht, wohl aber sie zur Perle machen, an der ich franke, und die dennoch meinem Sein den Werth verleiht! . . .“

So ging Elina in ihr neues Leben.

Sechstes Capitel.

Der kleine Kreis, der Arnold und Elina in Danzig empfing, hegte nicht gerade günstige Vorurtheile gegen die junge Frau. Verschiedene Mütter waren enttäuscht, daß Fresen nicht bei ihnen angeklopft, und seine Schwester hatte immer nur mit Achselzucken von ihres Bruders Narrheit gesprochen;

die eine Hälfte seiner Bekannten war der Meinung, daß er sich verkauft habe, die andere, daß er gekapert worden sei.

Elina hatte Gleichgültigkeit erwartet, nicht aber Uebelwollen.

Schon der erste Brief, den sie am Morgen nach ihrer Ankunft ihrer Mutter schrieb, malte ihr ärgerliches Erstaunen über den Empfang, den Arnolds Schwester und Schwager ihnen bereitet hatten. „Denke Dir die Tactlosigkeit, Mama: direct von der Reise schleppen sie uns zu sich in eine geladene Gesellschaft! Es war wirklich, als wollten sie mich sofort wie ein Wunderthier ausstellen! — Ein Reize gewiß ganz guter, aber sehr geschmacklos angezogener Frauen — schilt, bitte, nicht gleich wieder über meine Intoleranz, Mama! — die mir unverzüglich, jede auf ihre Weise, zu verstehen gaben, sie wüßten sehr wohl, daß ich ein Nichtsnutz wäre! Dann diese geistreiche Unterhaltung! Mit athemlosen Interesse wurden die Kartoffelpreise besprochen, und wie viel eine Jede von ihrem Eingekochten noch übrig hätte — Du glaubst wieder, ich übertreibe, das thue ich aber nicht! — Ein paar Herren saßen dabei und fanden Alles augenscheinlich ganz in der Ordnung. Die Schlimmste jedoch war eine ältliche Witwe — die reinste Gule! Was auch gesagt wurde, sie wußte es besser, und zu jedem ihrer Worte hatte sie ein Kopfnicken, daß ich erst glaubte, es sei ein Tic, es sollte indessen nur der Ausdruck ihrer Selbstbewunderung sein. Ich aber saß da in der angenehmen Gewißheit, mit Allem, was ich sagte, anzustoßen! Zweimal ward mir die Antwort zu Theil: „Bei uns hier ist das nicht so,“ und das in einem unnachahmlichen Tone der Ueberlegenheit. — Bei Tische hatte ich dafür einen ganz angenehmen Herrn, dessen Steckenpferd die Aegyptologie zu sein schien; ich scherzte mit ihm, daß er mich nächstens mit auf eine Pyramide nehmen solle — das fand man nun allgemein so unpassend, daß ich die kühlen, feindseligen Blicke wie Dolchstiche fühlte. Arnold that, als kenne er Niemanden, saß wie ein Mops in einer Ecke und heiterte sich erst bei Tisch auf, wie die Kinder beim Essen und Trinken. Das Essen war übrigens sehr gut, man sprach auch weiblich darüber, und Anna, meine Schwägerin, stand vor jedem Gericht auf, um es draußen selbst anzurichten. Ich dachte dabei: wenn ich kein Mädchen hätte, ich thäte das nicht, lieber ließe ich das ganze Gesellschaftsgeben bleiben!

„Nach Tische trennten sich Herren und Damen; ich wurde von Einer gefragt, wie ich mir meine Wirthschaft einrichten wolle — ganz obenhin entgegnete ich, denn ich war gereizt: „Das hab' ich mir noch gar nicht überlegt — jedenfalls aber so, daß ich mich möglichst wenig darum zu kümmern brauche! Mir ist es ein unausstehlicher Zug der deutschen Frauen, daß sie mit so großer Wichtigkeit Dinge besprechen, die doch absolut keinen Werth haben!

„Nun war die Feindschaft fertig! Natürlich hätte ich lieber schweigen sollen, Mama, aber ich konnte es nicht! Die Eine lächelte spöttisch, die Andere fragte scharf: „Sind Sie denn keine deutsche Frau?“ Und eine

Dritte erkundigte sich piquirt bei mir, was denn in meinen Augen Werth habe?

„Die Atmosphäre des Hauses!“ antwortete ich. „Ueber die soll die Frau wachen, daß sie nicht schwer wird und trübe, zumal die Frau eines Lehrers, dem doch das ideale Leben der Nation anvertraut ist! — Natürlich muß für das materielle Wohl auch gesorgt werden, aber das ist so selbstverständlich, daß man keine Worte darüber zu verlieren braucht!“

„Ehe noch die erboften Damen die Pfeile ihres Hohnes auf mich abschießen konnten, war Arnold hinter meinen Stuhl getreten und sagte seiner Schwester, wir wären sehr müde von der Reise, deshalb würde sie wohl entschuldigen, wenn wir uns schon zurückzögen?“ — So gingen wir nach Hause . . .“

Elina hatte die Feindseligkeit richtig herausgeföhlt.

„In der haben wir eine gute Acquisition gemacht,“ hieß es, und Frau Schwesfel, die „Gule“, rief aus: „Das muß ich doch in Erfahrung bringen, wer diese Rüstners sind, und woher sie das viele Geld haben! — Liebe Schumann,“ wandte sie sich an die Hausfrau, „Ihr Bruder scheint nicht sehr erbaut zu sein von seiner Hochzeitsreise?“

„Ich weiß nicht, was Arnold hat! Schon seit seiner Verlobung ist eine Art Entfremdung zwischen uns gekommen. — Ich fürchte leider, Elina übt keinen guten Einfluß auf ihn!“

„Er hat sich einfangen lassen, das ist klar,“ entgegnete Frau Schwesfel. „Glauben Sie mir, in Berlin giebt es viele solcher abenteuerlichen Existenzen. Rüstner ist gar kein mir bekannter Adel: Was aus Rußland kommt, nennt sich in Deutschland immer ‚von‘; ich werde mich aber darnach erkundigen!“

Als die Herren wieder in das Zimmer kamen, wo die Damen saßen, war das Behmgericht noch im vollem Gange; Schumann, der Schwager Arnolds, meinte lachend: „Ja, etwas Hochmüthiges hat sie an sich, aber sie scheint mir sehr klug, hat wunderbare Augen und ist ausnehmend schön gewachsen!“

„Liebe Schumann,“ fiel Frau Schwesfel ein, „hüten Sie Ihren Mann!“

„Was geht es Dich an, wie sie gewachsen ist?“ fragte Frau Schumann mit schnippisch-kokettem Tone und versetzte ihrem Manne einen kleinen Schlag auf die Hand, was zu großem Gelächter Anlaß gab.

Er aber rief die Anwesenden zu Zeugen auf, wie sehr er unterm Pantoffel stünde, und pries sich glücklich, daß Frau Elina diese Familienscene wenigstens nicht mehr gesehen. —

Arnold hatte seiner jungen Frau den Arm gereicht und führte sie schweigend nach Hause. „Was hat mein lieber Mann?“ fragte sie verwundert.

„Ich mag Dich nicht zwischen diesen Leuten sehen!“

„Schämst Du Dich meiner?“ fragte sie schelmisch. Er antwortete nicht.

„Verleide ich Dir Deinen gewohnten lieben Kreis?“

„Es ist ein verbrauchtes Bild, das von der Schlangenhaut, aber ich fühle zum ersten Mal, wie wahr es ist: Ich kann nicht in die abgestreifte Haut — meinen Kreis — zurück!“

„Aber bin ich denn schuld, Arne, daß Du Dich gehäutet hast? Bin ich so anders als diese Leute?“

„Nein und ja! Ich bin ein Anderer geworden durch Dich, das kam mir plötzlich heut Abend zum Bewußtsein, sie Alle sind mir fremd geworden! . . . Vielleicht bist Du nicht einmal daran schuld; es mag ein neues Stadium meiner eigenen Entwicklung sein, welches früher oder später doch gekommen wäre!“

„Aber ich hatte Dich gerade so, wie Du warst, lieb! Bitte, bitte, bleib' derselbe!“

„Die Sonne hat vielleicht den grünen Apfel am Baum lieber als den gelben, der unten im Grase liegt! Sie selbst hat ihn aber beschienen, daß er reifte und abfiel!“ —

Arnold hatte recht, er war nicht mehr derselbe.

Schon als die letzten Herbsttage goldig über dem Laube hingen, sagte sich Elina das voller Sorge; aber als Weihnachten herannahete, war sie ihrer Sache sicher. Sie sprach es nicht aus, allein ihre Augen waren nicht umsonst so groß und ihr Blick so scharf; sie sah es und wußte auch, daß er ihr den Grund nicht von selbst enthüllen würde. Er war von merkwürdiger Verschlossenheit, die vielleicht ganz instinctiv war; daß er etwas verbarg, kam ihm gar nicht zum Bewußtsein, ihm schien es natürlich, selbst dem Nächsten nur das mitzutheilen, was dieser schon bemerkt hatte. Da er sein Innenleben noch nie mit Jemandem getheilt hatte, da alle seine Beziehungen rein äußerliche gewesen waren, so war dieser Zug begreiflich. Den Seinen war er früh entwachsen; die Atmosphäre seines Elternhauses war ihm schon, wenn er als Student heimkehrte, zu enge und dumpf gewesen, seine Interessen waren nicht mehr die ihren. Das hatte er Elina zwar nicht anvertraut, aber sie hatte es sich zurecht construiert; und eigentlich bestand ja in dieser Verschlossenheit eine Aehnlichkeit ihrer Naturen, denn auch sie hatte nie das Bedürfniß gefühlt, sich auszusprechen, sie war ihre Pfade gegangen, ohne sich darum zu kümmern, ob sie verstanden wurde oder nicht. Auch in der Ehe hielt sie diese geistige Freiheit für gedeihlich — aber bei Arnold ging es ihr zu weit.

War er enttäuscht? Sie beobachtete ihn scharf; bald sagte sie sich Ja, bald Nein. Ihm war das Unterrichten zuwider, er klagte über das Handwerksmäßige seines Thuns; sie lachte: „Handwerk giebt's überall, selbst in der Kunst! Denke nur, wie lange ich mich einspielen muß, wenn ich ein paar Monate die Tasten nicht angerührt habe.“ — „Du bist ein Engel!“ sagte er dann und schwieg.

Er konnte sich mit seinen Collegen nicht recht stellen, ihm behagte der Ton nicht, sie höhnten ihn, weil er nie die Abende mit ihnen verkneipte,

und Spott konnte er nicht vertragen. — „So thue es doch, Arne, komme hin und wieder mit ihnen in der Kneipe zusammen!“ rieth sie ihm achselzuckend. „Ober kümmere Dich überhaupt nicht um sie und ihre Sticheleien!“

Elina hatte die nothwendigsten Besuche gemacht; da man ihr nicht sehr freundlich entgegen kam, steckte auch sie ihre hochmüthige Miene auf und vermied es, mit den Leuten in nähere Beziehungen zu treten.

Ganz ohne Verkehr war sie aber deswegen nicht. Eine Berliner Bekannte, die an einen höheren Offizier verheirathet war, hatte sie aufgesucht; beide Frauen hatten ein gemeinsames Interesse, die Musik, so trafen sie einander öfter.

Große Sehnsucht nach Geselligkeit zeigte übrigens weder Elina noch Arnold; am schönsten schienen ihnen die Abende, an denen er ihr etwas vorlas, wozu sie ihn schnell bekehrt hatte. Ihr, nach ihrer leidenschaftlichen und ausschließenden Sinnesart, war eigentlich nur Eines lieb: ganz allein mit ihm zu sein; sie war jedoch zu weltflug, um ihm nicht auch Abwechslung verschaffen zu wollen.

Aber er? Was ging in ihm vor? Er hatte Tage so leidenschaftlicher Zuneigung zu ihr, daß er sie nicht aus den Augen lassen mochte, dann wieder ebenso viele Tage, wo sie wie Geschwister kühl nebeneinander hinlebten! War er nicht doch enttäuscht? Ober lag der Grund seiner Veränderung wirklich, wie er damals zweifelnd ausgesprochen, in ihm selbst, nicht in ihr? . . .

Elina hielt es für ein Vorurtheil, wählerisch in Bezug auf die Mittel, zu sein, wenn sie so brennend darnach verlangte, sich Gewißheit zu verschaffen. Sie pflegten nach stillschweigender Uebereinkunft ihre Correspondenz einander nur dann mitzuthemen, wenn dieselbe ein besonderes Interesse bot; jetzt aber beschloß Elina, das Briefgeheimniß nicht mehr zu wahren, sondern alle Briefe ihres Mannes heimlich zu lesen. Schwer konnte ihr das nicht werden, denn er war gewohnt, den Schlüssel zu seinem Schreibtisch nicht abzugeben. So schloß sie sich eines Tages, als sie ihn sicher in der Schule wußte, in sein Zimmer ein und durchsuchte seine Papiere.

Herumgestreut zwischen anderen, lagen ihre eigenen Briefe da — sie war sonst nicht empfindlich, aber es kränkte sie doch: der Mann, welcher sie so liebte, hielt einmal ihre Brautbriefe heilig! Aber ihr fiel die Goldschmiedekunst wieder ein — sie war ungerecht: So war er ja, schlicht und kunstlos; es bedeutete auch nichts, die kleinen Feinheiten waren in seiner Seele nicht ausgebildet worden, und war es zartfühlend von ihr, seinen Schreibtisch heimlich zu öffnen? — Sie konnte aber dem Drang nicht widerstehen, ihre alten Briefe zu sammeln — er würde es ja gar nicht merken! Darum steckte sie sie zu sich, in der Absicht, sie draußen auf dem Herde zu verbrennen. Dann begann sie die anderen Briefe zu lesen, einen nach dem anderen, wie sie ihr in die Hände fielen. — Sein kleiner Bruder bat ihn um zwanzig Mark — hoffentlich hatte Arnold sie

ihm geschickt — er war im Stande, dergleichen zu vergessen! Elina, kinderlieb wie sie war, hätte das geschmerzt; sie wollte doch bei Tisch geschickt das Gespräch auf Franz bringen. Oder sollte sie selbst das Geld einzahlen? Schlimmstenfalls bekam Franz es zweimal. — Dann eine ganze Reihe Geschäftsbriefe, vom Berliner Banquier. Schon ehe Elina sie gelesen, schoß es ihr wie ein Erkenntnißstrahl durch die Seele: das mußte es sein! Ja, ihr wurde förmlich bekommen zu Muth, als sie den ersten Brief gelesen, obgleich der ihr noch keine Klarheit gab.

Am Tage vor ihrer Verheirathung hatte Frau von Rüstner Arnold das Capital ausgehändigt, das Elina nach des Vaters Tode zugefallen war. Das Geld war in Staatspapieren angelegt gewesen, und er hatte es, wie aus den Briefen hervorging, auf Mohrs Anrathen bei einem gemeinsamen Schulfreunde, dem bekannten Banquier Händtel, deponirt.

Jetzt entsann sich Elina auch der ganzen Sache: im October hatten die Zeitungen berichtet, daß ein angesehenener Berliner Banquier flüchtig geworden war, ein Mann, dem man in höheren Kreisen viel Vertrauen geschenkt hatte. Elina erinnerte sich ferner, damals gedacht zu haben: Wie gut, daß diese Beruntreuung wenigstens keine armen Leute in Schaden bringt! . . .

Aber seit dem October, seit vollen zwei Monaten, hatte Arnold das Ereigniß seiner Frau vorenthalten können! Ahnungslos hatte sie so lange neben ihm gelebt, und er hatte kein einziges Wort zu ihr darüber gefunden!

Elina war keine Frau, der dabei vor Schreck das Blatt aus der Hand fiel — sie las Alles, sie sah, daß er sich immer noch der Hoffnung hingegen hatte, es könne ihm etwas ersetzt werden.

Nun war sie fertig; sie verschloß den Schreibtisch wieder, ging in ihr Zimmer und setzte sich an's Clavier.

Auf welche Weise konnte sie ihm am geschicktesten helfen? Der arme Arne! Wie qualte er sich wohl! Geldverlust erschien ihm gewiß als ein Unglück, da er nie im Ueberfluß gelebt hatte! Ihr gar nicht; das Einzige, was sie bewegte, war, daß er es ihr hatte verheimlichen können, und daß sie das Mittel noch nicht gefunden hatte, ihm zu helfen!

Darum also hatte er in letzter Zeit immer davon gesprochen, daß er eine andere Carrière ergreifen, z. B. Redacteur einer Zeitschrift werden möchte — er wollte mehr Geld verdienen! Und sie hatte immer gefürchtet, daß sie ihm sein Lehramt verleidet habe. — Was thaten denn andere Lehrer, wenn sie mit ihrem Einkommen nicht reichten? — Sie nahmen Pensionäre! — Gut, auch sie wollte welche nehmen, sie hatte ohnehin Kinder so gern! Das war ein Gedanke, die schöne große Wohnung dafür auszunutzen! Sie schute sich so, ihre Liebe zu bethätigen; ihre energische Natur suchte Beschäftigung. Und dann wollte sie all den kleinen Durchschnittsmenschen zeigen, was man ohne viel Worte leisten könne.

Sie war noch in ihrer ersten Begeisterung, als Arnold nach Hause kam. Lächelnd fragte er, warum sie so strahlend aussehe und so lebhaft durch's Zimmer laufe?

Obwohl Elina es sich schon zum Geses gemacht hatte, nie vor Tisch, wenn Arnold hungrig aus der Schule kam, irgend etwas Wichtiges und Schwieriges ihm mitzutheilen, denn er war so wenig gewohnt, seinen Magen zu beherrschen, daß vielmehr dieser ihn in solchen Augenblicken absolut beherrschte, so konnte sie diesmal der Versuchung nicht widerstehen.

„Ich hab' gehört, daß wir all unser Capital verloren haben, und ich freue mich so darüber!“

Der Ausdruck seines Gesichtes veränderte sich. „Wer hat Dir das gesagt?“ fragte er ganz rauh.

Sie fiel aus allen Himmeln. Ihre Gleichgültigkeit, hatte sie gehofft, würde ihm einen Stein vom Herzen nehmen — und nun dieser barsche Ton, hinter dem sein schlechtes Gewissen sich versteckte!

„Ist es etwa nicht wahr?“ entgegnete sie kalt.

„Ich fragte Dich, wer es Dir gesagt hat?“ — So hatte sie ihn noch nie reden hören, ja, sie hätte ihn nicht für fähig gehalten, solchen Ton gegen sie anzuschlagen! Ihr kam aber keine Thräne in's Auge, sie warf den Kopf nur etwas zurück und sagte ruhig:

„Auf solchen Ton bin ich nicht gewohnt, zu antworten.“

In diesem Augenblick meldete Sophie, daß angerichtet sei. Noch ehe er die Suppe aufgegessen, machte er ein reumüthiges Gesicht und begann tausend kleine Fragen an sie zu richten. Sie antwortete kurz, der Rückschlag war zu heftig gewesen, die Enttäuschung zu herb. Und das Einzige, was sie nicht ertragen konnte, war Ernüchterung.

Nach dem Essen stand sie auf und schloß sich in ihr Zimmer ein. Sie hatte ihm seine Verstecktheit wortlos vergeben — aber er?

Sofort jedoch ward sie sich bewußt, daß gerade sie kein Recht habe, sich über Verheimlichungen zu beklagen — Sie hätte sich vor die Stirn schlagen mögen: sie wollte ihre Vergangenheit sich zum Segen machen und begann so? Hatte sie nicht bisher über sich geschwiegen? Und war sie sich deswegen schlechter vorgekommen? Nein! Aber dann durfte sie ihn nicht verdammen! — Und er hatte seine Heftigkeit ja gleich bereut, schon von zwei Seiten hatte er versucht, in ihr Zimmer zu kommen!

Sie schloß auf und ging mit einer Art Verklärung auf ihren Zügen zu ihm. Er lag auf dem Sopha und las.

„Ich dachte, Du wolltest überhaupt nichts mehr von mir wissen!“ sagte er halb schelmisch, halb in wirklicher Rührung.

Sie kniete vor ihm nieder und schlang den Arm um seine Brust. „Arne, ich habe heute Deinen Schreibtisch geöffnet und alle Deine Briefe durchgelesen“ . . .

Er richtete sich auf, dunkelroth.

„Aber Elina!“ . . .

„Ja, alle, und so weiß ich, daß wir viel verloren haben und eine andere Art Leben anfangen müssen, aber Du sollst sehen, es wird nur schöner. . .“

„Ich hoffe, wenigstens die Hälfte wieder zu bekommen, sonst verzeihe ich mir meinen Leichtsinne nie!“

„Du hast Dir gar nichts zu verzeihen, das hätte dem Routinirtesten passieren können.“

„Glaubst Du wirklich?“

„Ich weiß es!“

„Elina, aber wie soll ich es tragen, Dich ruinirt zu haben, und das im ersten Jahre unserer Ehe? . . .“

„Du wirst es sehr leicht tragen, wenn ich Dir versichere und Du es mit eigenen Augen siehst, daß es mir gar keinen Unterschied macht. . .“

„Aber Du bist doch nicht gewöhnt. . .“

„Desto amüsanter ist es mir. Und dann überlege Dir: macht Geld einen Unterschied für's Glück? Nein! Das Beste im Leben, die Arbeit, wird dadurch nicht schlechter oder besser, daß sie gezahlt wird. . .“

„Das Beste im Leben ist die Liebe!“

„Und hängt die vom Gelde ab? Oft habe ich mich darüber schon gestreut, daß das einzig Werthvolle im Leben — die Liebe — allen Ständen, den Armen wie den Reichen, gleichmäßig zu Theil werden kann. Darin giebt es keine von der Gesellschaft Bevorzugten, — nur von der Natur!“

Er war erschüttert, und Thränen traten ihm in die klaren, blauen Augen: „O, Elina, Dich kann ich mir nie verdienen!“

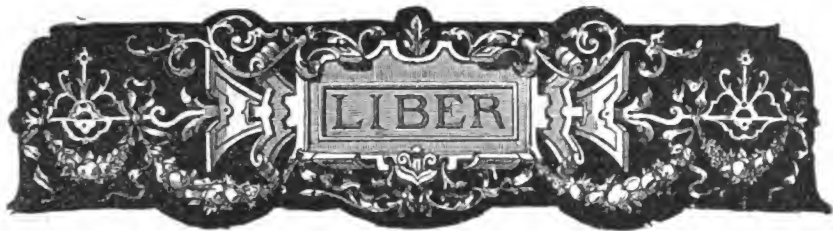
Es that ihr immer weh, ihn bewegt zu sehen: „Ach was, Arne, meine Worte sind nichts! Warte meine Handlungen ab — dann erst darfst Du mich bewundern!“

„Du bist viel, viel zu gut für mich!“ wiederholte er und verbergte seine nassen Augen an ihrer Schulter.

„Nein,“ entgegnete sie, „wenn Dir etwas an mir gefällt, so schreib's mir zu Gute für all die Fehler und Sünden, die ich an mir habe und die Du noch einmal entdecken wirst!“

(Schluß folgt.)





Illustrirte Bibliographie.

Unsere Kinder. Skizzen aus dem Pestalozzi-Fröbel-Hause in Berlin. Von Fritz Grottemeyer. Verlag von Hermann Walther, Berlin.

Die beiden deutschen Künstler, welche in der Schilderung des Kinderlebens das feinfühligste Verständniß, das tiefste Gemüth offenbart haben: Ludwig Richter und Oskar Pletsch, haben nun einen Nachfolger erhalten, — einen Nachfolger, aber nicht einen Nachahmer. Fritz Grottemeyer theilt mit seinen berühmten Vorgängern nur die Sympathie, mit der er das Kinderleben betrachtet, die scharfe Beobachtung und die liebevolle Verjüngung in dasselbe; in der künstlerischen Wiedergabe des Gesehenen geht er eigene Wege. Die 36, durch Lichtdruck von der Kunstanstalt Albert Frisch in Berlin vervielfältigten Zeichnungen, die er in dem Werke „Unsere Kinder“ vorlegt, sind nicht in der Manier der beiden berühmten Illustratoren gehalten, welche sich wesentlich darauf beschränkten, die Contouren zu geben; seine in großem Format gehaltenen und dadurch schon anspruchsvoller aus tretenden Zeichnungen, als die in engen Rahmen gefaßten, zu intimer Betrachtung einladenden Illustrationen Richters und Pletschs, sind malerisch gedacht und ausgeführt. Ihre Wirkung beruht so zum großen Theil auf einem Element, das jenen Zeichnungen fehlt: auf dem reizvollen Spiele von Licht und Schatten, welche oft die Contouren nur ahnen lassen. Aber wenn auch die meisten dieser Bilder durch diese malerische, gemäldeartige Behandlung, durch bezaubernde Weichheit, fesseln, so vereinen einzelne damit auch strenge Contourenzeichnung, — manche sind mit flottem Stift schnell hingeworfen, andere sorgfältig und liebevoll ausgeführt — bald ist Kreide und Kohle, bald der Rothstift, gebraucht, zuweilen der Wischer zu Hilfe genommen, hin und wieder auch Feder und Pinsel angewendet worden — aus allen Zeichnungen aber merkt man das Auge des Künstlers und des Kinderfreundes. Grottemeyer zeigt uns die Kinder beim Spiel und bei der Beschäftigung, im Hause und im Freien, bei der Arbeit und bei festlichen Gelegenheiten. Und da er seine Motive aus dem Pestalozzi-Fröbel-Hause zu Berlin geholt hat, lernen wir zugleich die Einrichtungen dieser segensreichen Anstalt aus seinen Bildern kennen.

Das Werk zerfällt in 2 Haupttheile: 1. Monatsgegenstände im Pestalozzi-Fröbel-Hause; 2. Kinderleben: Pflege, Spiel und Arbeit. Der erste Theil zerfällt in vier Unterabtheilungen: 1. Frühlingsblumen, 2. Die Kuh, 3. Das Wasser, 4. Weihnachten.

Frau Henriette Schraber hat zu den einzelnen Abschnitten erläuternde Texte geschrieben, die in dem zutraulich belehrenden Plauderton wie er von Seiten einer Mutter oder Erzieherin Kindern gegenüber angeschlagen wird, gehalten sind. Außerdem sind den einzelnen Blättern passende Denkprüche und Verse von Männern wie Fröbel, Pestalozzi, Goethe, Jean Paul, Herder beigefügt. — Kaiserin Friedrich, die dem Grottemeyer'schen Werke warmes Interesse entgegengebracht, hat einen eigenhändig geschriebenen Prolog gewidmet, der, wie auch die Titelworte, durch Facsimile-Druck genau dem Originale nachgebildet worden ist. —



Freispiel.



Mein Liebling.

Aus: „Unsere Kinder.“ Von Fritz Grottemeyer. Berlin, Verlag von Hermann Walther

Erwähnt sei noch, um die künstlerische Bedeutung der Grottemeyer'schen Zeichnungen in's Licht zu stellen, daß der Künstler für die erste Serie der Zeichnungen von der Königl. Akademie der Künste den Menzel-Preis erhalten, daß ferner die Nationalgalerie neunzehn



Aus: „Unsere Kinder.“ Skizzen aus dem Pflanzgarten zu Berlin von Fritz Grottemeyer. Berlin, Verlag von Hermann Walther. Kaiserin Friedrich vertheilt Zeichnungsarbeiten.

der Originalzeichnungen erworben hat, und auf der 1893er Großen Berliner Kunstausstellung Grottemeyer für seine Werke eine ehrende Anerkennung erhalten hat.

Die 36 Lichtdrucke umschließt eine elegante Mappe in Größe von 37 $\frac{1}{2}$ cm: 44 $\frac{1}{2}$ cm. Der Preis des Werkes beträgt 25 Mk.

Bibliographische Notizen.

N. J. Beckers Weltgeschichte. Neu bearbeitet von Professor Wilhelm Müller. 3. Aufl. 11—12 Bd. Stuttgart, Berlin, Leipzig, Union Deutsche Verlags-Gesellschaft. 1892.

Mit dem vorliegenden Doppelbände ist der Abschluß des Werkes erreicht, das wiederholt schon an dieser Stelle rühmende Erwähnung finden konnte. Das früher gespendete Lob kann ohne Einschränkung auch auf diese letzten Bände übertragen werden, obwohl die Mannigfaltigkeit des zu bewältigenden Stoffes größere Schwierigkeiten bot als irgend eine frühere Periode der Weltgeschichte. Dazu kommt, daß die jüngste Vergangenheit oder gar die Gegenwart zur Darstellung gelangt, die zu schildern nur der für leicht halten kann, der sich nicht scheuen würde, seine Parteimeinung als die allein gültige hinzustellen. Welche Schwierigkeiten aber erwachen dem objectiv erwägenden Historiker, der jeder Partei gerecht zu werden und jede Meinung auf ihre Stichhaltigkeit hin zu prüfen bemüht sein muß! So weit wir sehen, ist nach dieser Hinsicht das Menschenmögliche geleistet. Auch die großen, weltbewegenden Ereignisse seit der Mitte der sechziger Jahre bis zum äußeren und inneren Aufbau und Ausbau des deutschen Reiches in unseren Tagen sind in einer klaren, würdigen und zu Herzen gehenden Sprache dargestellt; die Geschichte der übrigen kleineren und größeren Staaten Europas sind so erzählt, daß eine Orientierung in diesen nicht immer einfachen Verhältnissen leicht möglich ist. Wir schließen die Besprechung der Beckerschen Weltgeschichte mit dem aufrichtigen Wunsche, daß sie bei vielen deutschen Familien, in denen ein Sinn für geschichtliche Größe und Vergangenheit lebt, ihren wohlverdienten Eingang halten möge.

wd.

Bilderbuch zur preussischen Geschichte. Von Schillmann. Mit 100 Tafeln, enthaltend 200 Abbildungen und Pläne, nebst 1 Bogen Text. Leipzig, Heinrich Schmidt & Carl Günther.

Der Text, welcher den Bildern vorausgeschickt ist, stellt überall die Persönlichkeiten unserer Fürsten und deren hervorragende Gehilfen in den Vordergrund, wie es die Anlage des Werkes von selbst gebietet. Die Sprache ist schwungvoll, bis und da sogar packend und hebt überall das Individuelle von Personen und Dingen scharf hervor.

Die Auswahl der Bildwerke harmonirt mit dem Texte und ist m. E. mit vielem Geschick getroffen worden. — Das Buch ist unserer heranwachsenden Jugend auf das Wärmste zu empfehlen, da es Preußens Entstehen, Wachsen und Blühen auf kleinem Raume recht anschaulich zur Darstellung bringt. Auch der Lehrer wird sich den Dank seiner Schüler erwerben, wenn er sich zur Belebung seines Vortrages der hier gebotenen Bildertafeln bedient, deren technische Ausführung fast durchweg als wohl gelungen bezeichnet werden kann.

wd.

Glaubenslos? Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Verlag von Gebrüder Paetel. 1893.

Die vorliegende Erzählung gehört zu den vollkommensten Schöpfungen der ausgezeichneten Dichterin. Mit dramatischer Lebendigkeit und Knappheit werden wir gleich mitten in die Handlung hineingeworfen, die sich spannend, erschütternd und erhebend vor uns abspielt und — wie jedes echte Kunstwerk — nicht nur einen Auschnitt aus dem Leben giebt, sondern das ganze Leben selbst mit seinen Höhen und Tiefen widerspiegelt. Die Seelenkämpfe eines jungen Priesters in seinem Beruf, die ihn an den Rand der Verzweiflung und schließlich doch zum Siege über sich selbst und daher zum Frieden bringen, bilden den Mittelpunkt dieser ergreifenden Dichtung. Vor solchen Erzeugnissen echter Kunst nützten alle jene Schlagworte von Naturalismus, Realismus, Idealismus mit ihren theoretischen Spitzfindigkeiten verstummen: dieselben Gesetze, die in Homers Brust walteten, als er seine unsterblichen Dichtungen schuf, walten auch heute noch: in der Brust jedes echten Dichters.

J.

Junges Blut. Bilder von Theodor Kleehaas. Dichtungen von W. Herbert. München, Verlags-Anstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. J. Bruckmann.

Zwölf durch Photogravüre vortrefflich reproducirte Genrebilder von Theodor Kleehaas, die mit Lebenswahrheit und schalkhafter Laune das Treiben der bürgerlichen Jugend und Liebesleute wiedergeben. W. Herbert hat den Bildern, obwohl diese sich bei ihrer Klarheit und Lebendigen, verständlichen Darstellung eigentlich selbst erklären, poetische Erläuterungen beigefügt, die man sich gern gefallen läßt, da sie die

humoristische Pointe der Bilder noch schärfer herausarbeiten und zum Theil selbstständigen Werth haben. —

Das Werk ist vornehm ausgestattet und bildet ein werthvolles Festgedicht.

— 1 —

Reiterleben in Lied und Bild. Herausgegeben von Dr. Victor Ritter von Fritsch. München und Wien, Verlags-Anstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Friedrich Druckmann.

Die freudigen wie die ernsten Vorgänge, die das wechselvolle Leben des Reiters ausfüllen:

— „bald ein Heldenkampf zu Rosse, bald ein trantes
Stelldichein,
Aun des Sieges köstlich Feiern, Glockenruß,
Drommetenklang,
Wohl auch mit verhängtem Zügel oft ein dürrer
Grabsong.“ —

um die Worte des Herausgebers zu gebrauchen, finden wir in diesem Nachwerke durch den Mund des Dichters verherrlicht. Was Poeten wie Karl Beck, Bodenstedt, Chamisso, Freiligrath, Geibel, Wilh. Herz, Henje, Lenau, Lingg, Mörike, Scheffel, Schiller, Strachwitz, Uhland, — um die *diu minorum gentium* zu übergehen — gelungen haben, um „den Reiter und sein edles Roß“ zu feiern, die innigen Beziehungen der Weiden zu einander, die Ideale des Reiterlebens zu preisen, ist in diesem vornehmen Werte zusammengestellt. Daß einzelne Gedichte weniger ihres poetischen Werthes, als zur Ergänzung, weil sie stofflich irgend einen charakteristischen Zug enthalten, aufgenommen sind, wird man dem Herausgeber nicht verargen. — Die bildliche Ausstattung ist reich und werthvoll. Zwölf Gravüre-Vollbilder und etwa 50 Textillustrationen in Holzschnitt von Künstlern wie F. Febr, K. Campenwieder, H. Kaulbach, A. Langhammer, R. Büttner, C. Schweining, W. Thumann, G. Vogel, A. Zick u. A. sowie ein hübscher Farbenlichtdruck schmücken das Werk, das in seinem eleganten Originalprachtbände ein schönes, vornehmes Geschenkwerk bildet, das namentlich von allen Freunden des edlen Rosses und des Reitsports freudig aufgenommen zu werden durchaus verdient und beste Aussicht hat. — 1 —

Eine Reihe gediegener und gut ausgestatteter **Jugendchriften** sind in dem bekannten Verlage von Otto Spamer in Leipzig erschienen, auf die wir hier kurz empfehlend hinweisen wollen:

„**Buch der Spiele.**“ Encyclopädie sämmtlicher bekannter Spiele und Unter-

haltungsweisen für alle Kreise von Alban von Hahn; ein Buch, das in einzelnen Abschnitten auch Erwachsenen Belehrung zu bieten vermag; „**Der junge Handwerker und Künstler**“ von Carl Freyer, ein reich illustriertes Werk, das der Jugend Anleitung zur Herstellung verschiedener Gegenstände von Papier, Pappe, Holz, Gips, Metall u. s. w. sowie zum Photographiren giebt. In neuer Bearbeitung erschienen „**In den Werkstätten**“ von Richard Roth (2 Bde.), worin die Jugend in unterhaltender Form mit den verschiedenen Handwerken und gewerblichen Betrieben vertraut gemacht wird und „**Das Buch der Thierwelt**“ von A. B. Reichenbach (2 Bde.), dessen fünfte Auflage von Richard Roth neu bearbeitet worden ist. Auch die letztangeführten Werke sind mit zahlreichen guten Illustrationen versehen. —

Ein hübsches Buch für die reifere weibliche Jugend hat Frida Schanz geliefert: „**Junges Blut**“. Die hier vereinigten drei Mädchengeschichten, von denen die erste „**Truggold**“, ernst gehalten ist, die andern beiden heiteren Charakter haben, suchen ohne Aufdringlichkeit für das Leben erziehllich zu wirken und einen ethischen Kern in gewinnender Form mitzutheilen.

Wir reihen diesen Jugendchriften noch zwei in anderem Verlage erschienene an:

Sang und Klang. Kleine Lieder von deutschen Dichtern mit neuen Weisen zum Singen und Spielen von Friedrich Zimmer. Mit Zeichnungen deutscher Künstler. Zweite vermehrte Auflage. Duedlinburg, Chr. Friedr. Vieweg's Buchhandlung. —

Herz. Ein Buch für die Jugend von Edmondo de Amicis. Autorisirte Uebersetzung von R. Wülker. Prachtausgabe mit 184 Illustrationen von A. Ferraguti, E. Nardi und A. G. Sartorio. Basel, Adolf Geering.

Ersteres Buch bietet einfache, fangbare Weisen zu Kinderliedern von Victor Lüthgen, Hoffmann von Fallersleben, Jul. Bohmeyer, Rud. Löwenstein, Jul. Sturm, Joh. Trojan, Friedrich Zimmer u. A. mit Zeichnungen von Hugo Büttner, Fedor Flinger, J. Giddemann, Oskar Meisch, Ludwig Richter, Paul Thumann, B. Vautier und anderen bekannten Illustratoren. —

Zu den eigenartigsten und werthvollsten Jugendchriften gehört unstreitig das Buch von Edmondo de Amicis. Dieses Werk eines bedeutenden Schriftstellers und edlen Menschen ist wie kaum eine andere Jugendchrift ge-

eignet, Geist und Gemüth des Kindes zu bilden, seine Seele mit dem lebhaften Gefühl für alles Hohe und Edle zu erfüllen. Jedes Wort darin kommt von Herzen und geht zu Herzen. Es ist ein Buch, das nicht nur die Jugend, sondern das auch Eltern und Erzieher mit Nutzen und mit tiefer innerer Bewegung lesen werden. Man begreift, daß dies Werk im Heimatlande des Verfassers in vielen Tausenden Exemplaren verbreitet ist und kann der deutschen Bearbeitung gleichfalls nur weiteste Verbreitung wünschen. In der That erscheint von der einfachen, nicht illustrierten deutschen Ausgabe des Werkes bereits das

elfte und zwölfte Tausend. Die vorliegende mit zahlreichen Illustrationen geschmückte Prachtausgabe, die dementsprechend theurer ist, möge in wohlhabenden Kreisen als Festgeschenk vielfach Verwendung finden. —

Endlich sei noch für jugendliche und ältere Briefmarkensammler das **Universal - Permanent - Briefmarken - Album** (Verlag der Vereinigten Dampf-Buchbindereien Baumbach & Co. in Leipzig) erwähnt, welches so eingerichtet ist, daß es mit Hilfe von vierteljährlichen Nachträgen beständig ergänzt und erweitert werden kann, ohne daß die anfängliche Anordnung gestört wird. a.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Albrecht, E., Drachenhort. München, Dr. E. Albert & Co.

Arnold, Haus, Aprilwetter. Neue Novellen. Mit Illustrationen von Wilh. Schulz. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.

Baisch, O., Lieder und Sinnsprüche. Aus seinem Nachlass herausgegeben. Mit Portraits des Dichters. Federzeichnungen und Radirungen von H. Baisch. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Bechhold's Handlexikon der Naturwissenschaften und Medizin, bearbeitet von A. Velde, Dr. W. Schauf, Dr. G. Pulvernacher, Dr. V. Löwenthal, Dr. L. Mehler, Dr. C. Eckstein, Dr. J. Bechhold und G. Arends. Lieferung 16—18. Frankfurt a. M., H. Bechhold.

Bibliothek der Gesammtliteratur des In- und Auslandes. No. 714—25. Halle, O. Hendel.

Biese, A., Die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt. Hamburg, L. Voss.

Bilder aus der ägyptischen Geschichte. In fünf Vorträgen nach Reiseerinnerungen zusammengestellt. Leipzig, Dürr'sche Buchh.

Bing, J., Novalis. (Friedrich von Hardenberg.) Eine biographische Charakteristik. Hamburg, L. Voss.

Blum, Dr. Hans., Das deutsche Reich zur Zeit Bismarcks. Politische Geschichte von 1871 bis 1890. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.

Böcklin, Arnold., 40 der hervorragendsten Werke des Künstlers in Photogravüren. Vom Künstler autorisirte Ausgabe. Grossfolio. Erste Lieferung. München, Photographische Union.

Bouffier, H., Die Kameeschneidekunst für Dilettanten. Leipzig, M. Ruhl.

Boy-Ed, Ida. Zuletzt gelacht u. a. Novellen. Leipzig, Carl Reißner.

Brand, E., Bericht über die Thätigkeit des Bleitzler Gabelsberger Stenographenvereins im Vereinsjahre 1892/93. Bleitz, Selbstverlag d. Gabelsb. Stenogr.-Vereins.

Brandes, G., Die Hauptströmungen der Litteratur des 19. Jahrhunderts. Vierte Aufl. Leipzig, 11—14. Leipzig, H. Barsdorf.

Brasch, M., Leipziger Philosophen. Portraits u. Studien aus dem wissenschaftlichen Leben der Gegenwart. Leipzig, A. Weigel.

Brockhaus' Konversations-Lexikon. Vierzehnte vollständig neubearbeitete Auflage. In sechzehn Bänden. Achter Band. Gilde-Beld. Mit 48 Tafeln, darunter 7 Chromotafeln, 12 Karten und Pläne, und 216 Textabbildungen. F. A. Brockhaus in Leipzig, Berlin und Wien.

Büttner, C. G., Lieder und Geschichten der Suaheli. Uebersetzt und eingeleitet. Berlin, E. Felber.

Buckley, A. B., Das Feenreich der Wissenschaft. Zehn Vortr. für die Jugend. Uebers. u. bearb. von E. Kirchner. Mit über 70 Illustrationen. Altenburg, Stephan Geibel.

Cassirer, P., Fritz Renier, der Maler. Studie nach dem Leben. 4 Akte. Dresden, E. Pierson.

Die Kunst unserer Zeit. Eine Chronik des modernen Kunstlebens. 5. Jahrg. Liefg. II. München, Fr. Hanfstaengl.

Dove, A., Caracosa. Histor. Roman aus dem 13. Jahrh. Zweite Aufl. Zwei Bände. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger.

Dürer's schriftlicher Nachlass auf Grund der Original-Handschriften und theilweise neu entdeckter alter Abschriften herausg. von K. Lange und F. Fühse. Halle, M. Niemeyer.

Eckart, R., Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. Gesammelt u. hrsg. Braunschweig, Appelhans & Pfenningsdorf.

Elben, H. (Fritz Bode), Blstein, Sang und Sage aus dem Werrathale. 3. Aufl. Leipzig, G. H. Wigand.

Echricht, E., Koljas Braut. Roman. Leipzig, C. Reißner.

Faulmann, K., Im Reiche des Geistes. Lieferung 2—20. Wien, A. Hartleben.

Fischer, R., Antoniusfeuer. Familiendrama in drei Aufzügen. Dresden, E. Pierson.

Fränkel, H., Starker Tabak! Die geplante ungeheuerliche Erhöhung der Tabaks-Besteuerung, zur Aufklärung für Jedermann an der Hand der Thatfachen beleuchtet. Würzburg, A. Stuber.

Franken, C. v., Wie schreibe ich meine Briefe? Von der Kunst des Briefschreibens. Stuttgart, Levy & Müller.

Freyer, C., Der junge Handwerker und Künstler. Leipzig, O. Spamer.

- Friedlaender, R.**, Drei Erzählungen. Dresden, E. Pierson.
- Friedmann, A.**, Neue Novellen. Mannheim. J. Bensheimer.
- Fritsch, G.**, Unsere Körperform im Lichte der modernen Kunst. Berlin, C. Habel.
- Fritsch, V.**, Ritter von, Reiterleben in Lied und Bild. München, Verlagsanstalt für Kunst u. Wissenschaft vorm. J. Bruckmann.
- Ganghofer, Ludwig**, Edelwelskönig. Eine Hochlandgeschichte. Mit Illustrationen von Hugo Engl. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.
- Die Fackeljungfrau. Eine Bergsage. Illustrirt von A. Seligmann. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.
- Genée, R.**, Hans Sachs und seine Zeit. Ein Lebens- und Kulturbild aus der Zeit der Reformation. Mit 166 Abbildungen, vielen Facsimills und Notenbelegungen. Leipzig, J. Weber.
- Gervinus, G. G.**, Leben. Von ihm selbst. 1860. Mit vier Bildnissen in Stahlstich. Leipzig, Wihl. Engelmann.
- Gizycki, L. v.**, Deutsche Fürstinnen. Berlin, Gebr. Paetel.
- Grimm, Brüder**, Kinder- und Hausmärchen. Illustr. von P. Grot Johann. Lieferung 17 bis 20 (Schluss). Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Grotthuss, J. E. Freih. v.**, Das Baltische Dichterbuch. Eine Auswahl deutscher Dichtungen a. d. Baltischen Provinzen Russlands. Mit 24 Portraits. Reval, Fr. Kluge.
- Guhl & Koner**, Leben der Griechen und Römer. 6. Aufl. Herausg. von R. Engelmann. Lieferung 14—18. Berlin, Weidmann'sche Buchh.
- Haacke, Dr. Wilhelm**, Die Schöpfung der Thierwelt. Mit einer Karte und 469 Abbildungen im Text und auf 90 Tafeln in Parhendruck und Holzschnitt von R. Koch, W. Kühnert und G. Mutzel. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.
- Hahn, A. v.**, Buch der Spiele. Leipzig, O. Spamer.
- Hammerling, R.**, Letzte Grüsse aus Stiftinghaus. Lyrischer Nachlass. Herausg. von O. Linke. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Was man sich in Venedig erzählt. Nach italienischen Quellen. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Hansson, O.**, Seher und Deuter. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Heer, C. W.**, Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Hehn, V.**, Kulturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebersrang aus Asien nach Griechenland u. Italien sowie in das übrige Europa. 6. Aufl. Lieferung 1. Berlin, Gebr. Borntraeger.
- Heine, H.**, Die Nordsee. Meerdichtung. Nebst einem Anhang: Heinrich Heine als Dichter des Meeres von K. Hessel. Norden, H. Brauns.
- Herbert, Fr.**, Blumen und Küsse. Berlin, H. Schildberger.
- Herzog, J.**, Der Kaufmann aus Tirol. Lustspiel in 4 Aufzügen. Wien, W. Frick.
- Die Rose. Studie in einem Aufzuge. Wien, W. Frick.
- Der Prinz von Asturien. Trauerspiel in drei Aufzügen des Don Ximenes de Enciso. Für die deutsche Bühne bearb. Wien, W. Frick.
- Hevesel, Ludwig**, Zerline Gabilon. Ein Künstlerleben. Mit Illustrationen von Helene Bettelheim-Gabilon und zwei Portraits. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp.
- Hildeck, L.**, Abseits von Wege. Zwei Erzählungen. Dresden, H. Minden.
- Hilger, J.**, Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Hofmann, M.**, Morgenstimmen und anderes. Mit dem Bildniss des Dichters. München, Dr. E. Albert & Co.
- Hofmann, E.**, Aschenbrüdel. Aus dem Pensionsleben. Erzählung für erwachsene Mädchen. Nürnberg, Verlag der Jugend-Gartenlaube.
- Hopfen, H.**, Neues Theater. Drittes Bändchen. Berlin, Gebr. Paetel.
- Jastrow, J.**, "Socialliberal". Die Aufgaben des Liberalismus in Preussen. Zweite Auflage. Berlin, Rosenbaum & Hart.
- Jensen, H.**, Der Kaplan. Roman. Rechtmäss. Uebers. a. d. dänischen. Leipzig, C. Reissner.
- Jensen, W.**, Holzwegtraum. Ein Sommernachtsgedicht. Zweite Aufl. Berlin, E. Felber.
- Jlg, A.**, Quellenschriften für Kunstgeschichte u. Kunsttechnik des Mittelalters u. d. Neuzeit. Neue Folge. VI. Band. Wien, C. Grasser.
- Jugend-Album**, Deutsches. Herausg. von Julius Lohmeyer. III. Band. Mit Abbildungen. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Junges Blut**. Bilder von Th. Klechbaas. Dichtungen von W. Herbert. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. J. Bruckmann.
- Kapff-Essenther, F. v.**, Siegfried. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Karlweis, C.**, Reich werden! Ein Wiener Roman. Stuttgart, Verlag von Adolf Bonz & Comp. 1894.
- Kempgens, P.**, Traum der Liebe. Verse. Düsseldorf, Düsseldorf'er Verlags-Druckerei.
- Kerausch-Heimfelsens, J. Andreas Hofer**. Zeitbild aus den Tiroler Befreiungskriegen in vier Acten. Wien, L. Rosner.
- Kerner, Th.**, Das Kernierhaus und seine Gäste. Mit dem Bilde u. Facsimile Justinus Kerners nebst anderen Portraits und Illustrationen. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Koch, M.**, Geschichte der deutschen Litteratur. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
- Koegel, Fr.**, Gastgaben. Sprüche eines Wanderers. Leipzig, C. G. Naumann.
- Kratz, H.**, Die Bildung des Gemüths. Eine Festgabe für die reifere Jugend. Stuttgart, Levy & Müller.
- Kruse, H.**, Sieben kleine Dramen. Leipzig, S. Hirzel.
- La Fontaine**, Ausgew. Fabeln für die Jugend. Illustr. von M. B. de Monvel. Ins Deutsche übertragen von J. Wege. Paris, E. Plon, Nourrit & Comp.
- Lanz, O.**, Erstlinge. Gedichte. Bern, Schmid, Francke & Co.
- Lechleitner, Fr.**, Wartburg - Novellen. I. Die blonde Göttin. — II. Der Mönch von Methylsteln. — III. Herrn Wolframs schlimme Tage. — IV. Wartburgfreunden. Wolfenbüttel, J. Zwissler.
- Tiroler Waldrast. Ein Liederbuch. Wolfenbüttel, J. Zwissler.
- Lewes, L.**, Shakespeares Frauengestalten. Stuttgart, C. Krabbe.
- Linka, O.**, Schlunnere, Schwert, unter Myrten! Neue Gedichte. (1883—1893.) Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Mentor, A.**, Wucherthum und Speculation. Enthüllungen. Zweiter Abdruck. Leipzig, R. Gerhard.
- Meyers Konversations-Lexikon**. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Fünfte, gänzlich neubearbeitete Aufl. Mit ungefähr 10000 Abbildungen im Text und auf 950 Bildertafeln, Karten und Plänen. Dritter Bd. Blot bis Kcemikalien. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut.
- Musen-Almanach**, moderner, auf das Jahr 1894. Herausg. von O. J. Bierbaum. Zweiter Jahrg. München, Dr. E. Albert & Co.
- Muther, R.**, Geschichte der Malerei im 19. Jahrh. Lieferug 8. München, G. Hirth.

- Nielschütz, S. v.,** Waldvögelin. Erzählung. Mit 4 Vollbildern von O. Herrfurth. Altenburg, St. Gelbel.
- Niewelt, E. van,** Sturmthod und andere Phantasien. Aus dem Holländ. übersetzt durch V. Zimmermann. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter).
- Nordhausen, R.,** Vestigia leonis. Die Mär von Bardowick. Leipzig, C. Jacobsen.
- Ohorn, A.,** Brevier und Fiedel. Neue Gedichte. Grossenhain, Baumert & Ronge.
- Paschall,** Die silberne Glocke. Zabern, A. Fuchs.
- Reber, Fr. v.,** Geschichte der Malerei vom Anfang des 14. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. München, Verlags-Anstalt für Kunst und Wissenschaft, vorm. Fr. Bruckmann.
- Reform,** ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. II. Jahrg. Nr. 22 u. 23. Königsberg, Braun & Weber.
- Reichenbach's,** Buch der Thierwelt. In 5. Aufl. gänzlich umgearbeitet und neu bearbeitet von R. Roth. 2 Bände. Leipzig, O. Spamer.
- Reymond, M.,** Ein neues Schattentheater. Anleitung zur Herstellung von Bühne und Figuren nebst dem Schattenspiel „Die Bremer Stadtmusikanten“. Hamburg, Verlags-Anstalt (vorm. J. F. Richter).
- Rodenberg, J.,** Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen in Sicilien. Berlin, Gebr. Paetel.
- Rohrscheidt, K. v.,** Gedichte. Grossenhain, Baumert & Ronge.
- Roquette, O.,** Slehzig Jahre. Geschichte meines Lebens. Zwei Bände. Darmstadt, A. Bergstrasser.
- Roth, R.,** In den Werkstätten. Onkel Leopold's und seiner jungen Verwandten Wanderungen durch die Stätten des Gewerbfisces. Vierte Aufl. 2 Bände. Leipzig, O. Spamer.
- Rub, O.,** Die dramatische Kunst in Danzig von 1615—1893. Danzig, Th. Bertling.
- Salomon, L.,** Deutschlands Leben und Streben im 19. Jahrhundert. Stuttgart, Levy und Müller.
- Sack, A. Fr. Graf v.,** Episteln und Elegien. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger.
- Schanz, Fr.,** Junges Blut. Drei Mädcheneschichten. Leipzig, O. Spamer.
- Scherer, G.,** Gedichte. Mit Illustr. von Paul Thumann. Vierte verm. Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Schlögl, Fr.,** Gesammelte Schriften. 3 Bände. Wien, Hartleben.
- Schmidt, K.,** Schillers Sohn Ernst. Eine Briefsammlung mit Einleitung. II. III. Paderborn, F. Schöningh.
- Schulze, S.,** Der junge Goethe. Ein Bild seiner inneren Entwicklung. Viertes Heft, I. Abth. Halle, C. A. Kaemmerer & Co.
- Selbstanfertigung des Christbaumschmucks,** Herausgegeben vom Verlage von „Mode und Haus“. Berlin, J. H. Schwerin.
- Sperling, R.,** Der Kampf um Byzanz. Ein Volksdrama in fünf Aufzügen. Dresden, E. Pierson.
- Stave, L.,** In valle lacrimarum. Acht Novellen. Berlin, P. Ackermann.
- Stein, L.,** Friedrich Nietzsches Weltanschauung, und ihre Gefahren. Berlin, G. Reimer.
- Steiner, R.,** Die Philosophie der Freiheit. Grundzüge einer modernen Weltanschauung. Berlin, E. Felber.
- Storm, Th.** Der Schimmelreiter. Novelle. Dritte Aufl. Berlin, Gebr. Paetel.
- Stuhlmann, Fr.,** Mit Emin Pascha in's Herz von Afrika. Ein Reisebericht mit Beiträgen von Dr. Emin Pascha, in seinem Auftrage geschildert. Zwei Theile in einem Bande. Berlin, D. Reimer.
- Sturm, J.,** Kinderlieder. Nürnberg, Verlag der Jugend-Gartenlaube.
- Suse, Th.,** Neue Verse. Dithyramben u. Phantasien. Berlin, A. Asher & Co.
- Suttner, B. v.,** Im Berghause. Novelle. Zweite Aufl. Berlin, A. Goldschmidt.
- Templeton, H. S.,** Anleitung zur Oel-Malerei. Autoris. Uebers. a. d. Engl. von O. Strasser. Stuttgart, P. Neff.
- Tesdorpf, O. L.,** Aus Urgrossmütterchens Tagebuch. Eine Erzählung aus dem Jahre 1806. Hamburg, Commissions-Verlag von H. Sellop.
- Tille, A.,** Die Geschichte der deutschen Weihnacht. Leipzig, E. Keil's Nachfolger.
- Tovote, Heinz,** Das Ende vom Liede. Roman. Berlin, E. Fontane & Co.
- Triepel, G.,** Ein Stückchen Alltagsleben. Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Trenenfeld, B. v.,** Auerstedt und Jena. Mit 16 Karten und 1 Band Beilagen. Hannover, Helwing'sche Verlagsbuchh.
- Ulmann, H.,** Sandro Botticelli. München, Verlags-Anstalt f. Kunst- u. Wissenschaft vorm. F. Bruckmann.
- Universal-Permanent-Briefmarken-Album,** Vereinigte Dampfbuchbindereien, Baumbach & Co., Leipzig.
- Valentin, V.,** Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt. Berlin, E. Felber.
- Vandersee, L.,** Für Dich. Ein Liederbuch. Dresden, E. Pierson.
- Varley, H.,** Von den letzten Dingen. Autorisirte deutsche Uebersetzung von R. v. Zwingmann. Hannover, C. Meyer.
- Vom Baume der Erkenntnis.** Verbotene Früchte eines freien Geistes. Basel, Commiss.-Verlag der Schweizer Verlags-Druckerei.
- Die Wahrheit,** Herausg. von Chr. Schrempf. I. Band. No. 1. Stuttgart, Fr. Frommann.
- Wallpach, A. v.,** Im Sommersturm. Gedichte. München, Dr. E. Albert & Co.
- Wieland's,** Chr. Martl. Neue Briefe vornehmlich an Sophie von La Roche. Herausg. von R. Hassenkamp. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachfolger.
- Winter u. Wünsche,** Die jüdische Litteratur mit Abschluss des Kanons. 15. u. 16. Lieferung. Trier, S. Mayer.
- Wohlbrück, O.,** Glück. Novellen. Berlin, E. Felber.
- Wolf, Fr.,** Novellen. Leipzig, O. Mutze.
- Wotho, A.,** Auf Ruinen. Roman. Dresden, E. Pierson.
- Zapp, A.,** Die Frau Lieutenant. Roman aus dem deutschen Offiziersleben. Leipzig, C. Reissner.
- Zeit, K.,** Kriegererinnerungen eines Feldzugsfreiwilligen a. d. Jahren 1870 u. 1871. Mit 160 Illustr. und einer Uebersichtskarte. Altenburg, St. Gelbel.
- Ziegler, Th.,** Friedrich Theodor Vischer. Vortrag. Stuttgart, G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.
- Zipperlein, J.,** Wer lacht mit? 6 Shock Scherzräthsel für Gross und Klein. Paderborn, F. Schöningh.
- Zix, O.,** Oeffentliche Charaktere im Lichte graphologischer Auslegung. Mit Einl. und biogr. Notizen versehen. Mit 135 Handschriften-Facsimiles. Berlin, E. Hofmann & Co.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifische Buchdruckerei, Haupt- und Verlags-Anstalt v. S. Schöntaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1894er. Frische Füllung. 1894er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn .	40 "
Schlossbrunn	41 ⁸ "
Theresienbrunn	47 ¹ "
Soubrunn . .	47 ³ "
Marktbrunn .	34 ⁵ "
Felsenquelle .	47 "
Kaiser-Karls-Qu.	33 ⁴ "
Kaiserbrunn .	39 ¹ "

—♦—

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte.

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.

KARLSBADER
Sprudel-Seife.

KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

—♦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

“SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM.”

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaures MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und
Krügen:—

15,822,000 in 1889,


17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 68. — Heft 203.

—*—
Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Februar 1894.

17.
Jahrgang.

Breslau.
Schlesiſche Verlags-Anſtalt
v. S. Schottlaender.

Inhalt.

	Seite
Ola Hansson in Schliersee.	
Fran Ester Bruce. Roman. (Schluß).....	139
Friedrich Hlaváč in Prag.	
Friedrich Smetana. Eine biographische Skizze	175
Ch. Achelis in Bremen.	
Mag Müller und die vergleichende Religionswissenschaft	183
Gebhard Zernin in Darmstadt.	
General Dragomiroff und seine Ansichten über Kriegsführung ...	197
Bertha Diener in Wien.	
Gedichte	222
Mite Kremnig in Bukarest.	
Ellina. Novelle. (Schluß).....	225
U. Holzbock in Berlin.	
In der serbischen Hauptstadt	258
Bibliographie	263
Sandro Botticelli. (Mit Illustrationen.) — Zeitschrift für Philosophie und philo- sophische Kritik.	
Bibliographische Notizen	269

Hierzu ein Portrait: Friedrich Smetana.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

Beilagen zu diesem Hefte

VON

Otto Spamer in Leipzig. (Spamer's Illustrirte Weltgeschichte.)

1950
1951
1952
1953
1954
1955
1956
1957
1958
1959
1960
1961
1962
1963
1964
1965
1966
1967
1968
1969
1970
1971
1972
1973
1974
1975
1976
1977
1978
1979
1980
1981
1982
1983
1984
1985
1986
1987
1988
1989
1990
1991
1992
1993
1994
1995
1996
1997
1998
1999
2000
2001
2002
2003
2004
2005
2006
2007
2008
2009
2010
2011
2012
2013
2014
2015
2016
2017
2018
2019
2020
2021
2022
2023
2024
2025
2026
2027
2028
2029
2030
2031
2032
2033
2034
2035
2036
2037
2038
2039
2040
2041
2042
2043
2044
2045
2046
2047
2048
2049
2050
2051
2052
2053
2054
2055
2056
2057
2058
2059
2060
2061
2062
2063
2064
2065
2066
2067
2068
2069
2070
2071
2072
2073
2074
2075
2076
2077
2078
2079
2080
2081
2082
2083
2084
2085
2086
2087
2088
2089
2090
2091
2092
2093
2094
2095
2096
2097
2098
2099
2100



Rev. Imeleng

Seine Gemeindefürsorge scheidet vom. SSchottländer in Breslau.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXVIII. Band. — Februar 1894. — Heft 203.

(Mit einem Portrait in Radirung: Friedrich Smetana.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Frau Ester Bruce.

Roman.

Von

Ola Hansson.

— Schliersee. —

(Schluß.)

X.

Als Bunth's Vormittags beim Frühstück saßen, — allein, denn Frau Bruce war mit ihrer kleinen Tochter nach der Station gegangen und hatte die Tischzeit nicht eingehalten, um rechtzeitig mit einem Brief zum Zug zu kommen, — sagte Frau Emilie zu ihrem Mann:

„Hör' Du, Emil, es geht was zwischen ihnen vor.“

Bunth war in übler Laune und wich den Blicken seiner Gattin aus, die ihm in aufgekizelter Neugier entgegenlängten.

„Was meinst Du?“ sagte er knurrig und abweisend.

„Lars ist in sie verliebt —“ sie beugte sich ganz über den Tisch zu ihm hin in humoristisch gespannter Erwartung, was er zu diesem ausgespielten Trumpf sagen würde.

Bunth setzte die Kaffeetasse auf die Unterschale, daß sie klirrte.

„Hör', Emilie,“ sagte er, aus- und inwendig zitternd, — „ich werde Dir einen guten Rath geben: Feg' Du vor Deiner Thür und lasse Andere vor ihrer fegen.“

Er sah sie dabei mit zwei wüthenden Augen an und unterstrich jedes Wort. Sie machte keine Bewegung und verzog keine Miene; aber sie wurde plötzlich ganz weiß im Gesicht. Sie blieb sitzen in ihrer vornübergebeugten Haltung und versuchte, seinem Blick ruhig zu begegnen, der unverwandt und drohend auf ihr ruhte. Aber der ihre glitt unwillkürlich zur Seite. Sie stand auf, ohne ein Wort zu sagen, und ging hinaus, ohne sich umzusehen. Sie hatte sich mit Gewalt aufrecht erhalten müssen; die Knie waren ihr so wunderbar matt, und die Füße konnten sie kaum tragen und wollten nicht von der Stelle. Sie ging durch die ganze Wohnung, mechanisch wie eine

Nachtwandlerin und als wolle sie den größtmöglichen Abstand zwischen sich und ihn legen, um sich sicher zu fühlen; sie empfand eine Angst, wie nie früher in ihrem Leben. Sie schloß die Thür zum Schlafzimmer sorgfältig hinter sich ab und stellte sich an's Fenster und sah hinaus, ohne etwas zu sehen. Was bedeutete das? was hatte er damit sagen wollen? Sollte er . . . es lief ihr auf einmal eiskalt über den ganzen Körper, und sie mußte sich am Fensterbrett halten, um nicht umzufallen.

Aber vielleicht war er bloß wüthend, weil sie das gesagt hatte, er hatte es ja von Anfang an nicht vertragen können, daß man über die Weiden sprach, Gott weiß, warum! Oder hatte er etwas gesagt, der Unbekannte, der Forscher, der sie gewarnt hatte, indem er an den Stuhl stieß . . .? Was hatte er zu sagen? Er hatte gar nichts zu sagen. Es war ja nichts geschehen! . . . Ach, es war doch genug, genug! Es war genug für Bunth! Das war ein schöner Anfang! Aber wer war er? wer war er? Ach, dies war nicht zum Aushalten. Da war Einer, der sie in der Hand hielt . . . und sie mußte nicht, wer es war! Sie rang ihre Hände . . . könnte sie nur erfahren, wer es war! Aber so! sein eigenes böses Gewissen um sich herum-schleichen haben in eines anderen Menschen Gestalt, täglich vielleicht, stündlich vielleicht! Das war nicht mehr zum Aushalten, das war nicht zum Ertragen . . . Und sie stand mit unbeweglichen Gesichtszügen und starrten blanken Augen und blickte hinaus, ohne was zu sehen . . .

Drinnen bei Bunth saß Alexson. Er war gerade gekommen, als der Director seine Morgencigarre anzündete und in die Zuckersiederei hinüber wollte. Er beachtete das nicht, sondern ließ sich auf einen Stuhl im Arbeitszimmer nieder.

„Vielleicht störe ich Dich?“ fragte er, da Bunth sich stumm verhielt und eine unterstrichen abwartende Haltung beobachtete.

„Z bewahre,“ antwortete Bunth erstaunt und spitzig, als wollte er eigentllich sagen, das könne er doch den Teufel wohl selbst merken.

Alexson schien indessen seine üble Laune gar nicht wahrzunehmen; für alle Fälle kummerte er sich nicht im Geringsten darum.

„Mußt Du auf die Station?“ fragte Bunth, da der Andere keine Miene machte, was zu sagen.

„Ne—in,“ kam es zögernd und kopfschüttelnd. Und da Bunth sich nervös-ungebulbig bewegte, fügte er hinzu: „Ich gehe nur eben, um zu gehen. Später habe ich Versammlung zu Hause.“

Er bekam eine Cigarre, sie sprachen über Gleichgiltiges, und die Zeit verging. Bunth sah unablässig auf seine Uhr, um dem Freund in dieser Form mitzuthellen, daß die Zeit heute für ihn einen gewissen Werth hätte; aber der Andere merkte nichts oder wollte nichts merken. Er saß nur und saß.

Es entstand eine besonders lange Pause.

„Höre Du, Bunth,“ fing er endlich mit abgleitenden Augen und einer Stimme an, der er vergebens Ungezwungenheit zu geben suchte, „sag mir,

kannst Du eigentlich verstehen, wie es mit Frau Bruce und ihrem Mann zusammenhängt?“

Das rüttelte Bunth auf, er hielt mitten in einem Zug, den er aus der Cigarre thun wollte, inne, er scharrte mit dem Fuß ein paar Mal auf dem Teppich hin und her und sah vor sich auf den Boden.

„Nein,“ sagte er leise, aber mürrisch.

Darauf hob er den Kopf, führte die Cigarre zum Munde, dampfte und sah durch den Rauch auf seinen Freund. Dieser verrieth nichts; aber Bunths Aufmerksamkeit ging ihm durch Mark und Bein. Er fühlte sich beschämt und ertappt; doch das Bewußtsein, daß es sich so verhielt, wie der Freund ihm mit seinem indiscreten Blick zu verstehen gegeben, durchschloß ihn wie ein plötzlicher Sonnenstrahl einen Grauwettertag. Bunth verrieth auch nichts weiter; aber inwendig war er voll von mit Erstaunen gemischtem Aerger darüber, daß es sich doch so zu verhalten schien, wie Emilie gesagt. Er begriff es nicht; ganz und gar nicht. Hingehen und sich in Frau Bruce verlieben, — in Frau Bruce, das begriff er nicht. Und dann wurde sie vielleicht seine lebenslängliche Nachbarin, — er wußte nicht, warum, aber gegen diese Aussicht lehnte er sich instinctiv auf.

Die beiden Freunde hatten vor der Pforte Abschied genommen. Na ja, fuhr der Director inwendig fort, während er nach der Zuckersiederei ging. Es war doch vielleicht Alles bloß eine Einbildung. Es war eine lose Vermuthung. Verdächtig war es ja auf alle Fälle; was, Teufel, hatte sonst Lars für eine Interesse zu wissen, wie es zwischen ihr und ihrem geschiedenen Mann zusammenhing! Es war ihm ja nichts anzusehen gewesen, nicht das Geringste; na, das sagte nun gar nichts! Er kannte seinen Mann: der würde sich in solch einem Augenblick nicht mit einer Miene verrathen, wenn auch der Blick gerade vor seiner Nase niederschlug. Die Steifigkeit, allerdings! ein Zeichen war das unbestreitbar; aber einen sicheren Schluß konnte man doch nicht daraus ziehen. Ueberhaupt verließ er sich heute gar nicht auf sein Urtheil; er war in zu gereizter Stimmung; das kam von diesem verfluchten Magen; warum Teufel, mußte man auch soviel auf diesen Festabenden essen, wenn man einen solchen Magen hatte! Hatte er nicht auch seine Galle an Emilie ausgelassen, bloß weil der Saufigel von Apotheker, halbbetrunken wie er war, ihn mit ihr und Ephraim aufgezogen hatte . . .!

An diese letztere Angelegenheit dachte Akeffon dagegen gar nicht, während er zwischen den Garben über die Roggenstoppeln nach Hause wanderte. Und doch war er eigentlich heute deswegen zu Bunths hinübergewandert; — oder hatte sich's doch wenigstens eingebildet. Er wollte das Terrain recognosciren, nachhören, ob der Freund Bitterung, oder ob Emilie irgend einen Verdacht hatte, daß er es gewesen, der sie belauscht. Aber das Alles zusammen hatte er darauf complett vergessen; jetzt war ihm nichts mehr gegenwärtig, als seine Frage und des Andern Antwort. Warum hatte er gefragt? ja, das wußte er selbst nicht; das war so gekommen! Er hatte

auch jetzt noch keinen bewußten Beweggrund; die Antwort auf die Frage war ihm auch jetzt vollkommen gleichgiltig; es war vielleicht auch nur eine alte Gewohnheit von ihm, immer zu Bunth zu gehen und ihn um Rath zu fragen. Er sah immervährend Bunth's Blick durch den Cigarrenrauch vor sich, stellte ihn vor sich hin, rief ihn sich mit all den Nüancen, die er ausgedrückt, wieder zurück, und kam doch immer nur zu demselben Resultate, daß er ahnte, daß er Verdacht schöpfte . . . Und das war es gerade, was er sich selbst nicht hatte sagen können; die Gewißheit war in ihm aufgesprungen, wie ein sonnenfunkelnder Springquell, es hämmerte in ihm von heimlichem Glück, es hämmerte und drängte. Er wußte nicht, was er anfassen sollte mit dem überquellenden Gefühl, das er in sich trug; ein nervöser froher Schwindel machte seine Schritte überrasch. Er ging auf einem Fußpfad zwischen Graben und Kornfeld; mechanisch brach er dann und wann eine Aehre ab und rieb die Saatkörner zwischen den flachen Händen heraus, um zu sehen, ob das Feld reif sei und gemäht werden konnte. Es war ein stiller, schwermüthiger Grauwettertag; die Luft ganz kühl; während der Nacht war soviel Thau gefallen, daß man nicht daran denken konnte, den Roggen vor dem Nachmittag einzufahren. Ueberall ruhte die Arbeit; die Felder waren leer, wohin man sah. Etwas Gedämpftes stieg in ihm auf, und ihm wurde ganz weich um's Herz, ohne daß er es wußte, warum.

Als er über den Hügel gestiegen und bei seinem Hof war, kehrte er sich um und blickte zurück über das Land. Es kam ihm so neu, so unbekannt vor, als hätte er es nie früher gesehen, — außer vielleicht in seinen Kindheitserinnerungen. Weit weg, auf dem Wege zwischen der Station und der Zuckersiederei ging eine Frau mit einem kleinen Mädchen neben sich . . . Es ging ihm durch und durch, und er blieb stehen und heftete den Blick auf diese beiden kleinen, undeutlichen Gestalten, die sich fast unmerklich auf dem Wege vorwärts bewegten. Zu denken — sie, die da ging, sie liebte er, ihrer bedurfte er, sie wollte er haben, sie mußte sein werden! Er sah ganz plötzlich ihr Gesicht vor sich, ihn durchdrang das Gefühl, wie sie ihren elastischen biegsamen Körper bewegte, zwei Arme legten sich fest um seinen Hals, ein gequälter, fragender, hingebender Blick sah in den seinen, es kam ihm plötzlich zu Sinn, wie sie mit ihrer Stimme lieblosen können müsse . . . und es zog ihn mit tausend geheimen Wesensfibern hin zu der fernern undeutlichen Gestalt auf dem Wege, und ein sehnsuchtsranker Schmerz, daß er nicht gleich zu ihr kommen, nicht gleich erhalten könne, was ihm vorkam, ergriff ihn.

XI.

Zur Mittagszeit an einem schönen Augusttage gingen drei Herren auf Langelinie in Kopenhagen dem Strandpavillon zu. Zuweilen blieb einer der ihnen begegnenden Spaziergänger stehen, wandte sich um, sah ihnen nach und lächelte; es war auch etwas an der Gruppe, was dem scharfen

Sinne der Kopenhagener für das Römische nicht entging. In der Mitte schritt ein hochgewachsener Herr in elegantem, englischem Sommeranzug, den Cylinder schief auf dem Kopf, grellrothe Handschuhe an den Händen, eine Cravatte von derselben Farbe, den Stock mit goldenem Knopf wagrecht unter dem Arm. Sein dunkler Vollbart war kurz gehalten und spanisch zugespitzt; der Schnurrbart dagegen starrrte in zwei langen wohlgewichsten Spitzen nach beiden Seiten; und wenn er dann und wann vor einer begegnenden Dame den Hut abnahm, entblökte er eine dichte Bürste schwarzen aufrechtstehenden Haars. Er schritt zwischen seinen beiden Begleitern mit Würde und einem Ausdruck von Selbstgefühl hin, der deutlich sagte, er besitze ein überaus klares Bewußtsein davon, daß er eines Hauptes Länge voraus habe vor dem Volk. Das war auch thatsächlich in Betreff seiner beiden Flügelmäner der Fall. Zu seiner Rechten ging — und ging auf eine besondere Art, denn es sah aus, als seien seine Beine sich gegenseitig im Wege und stolperten beständig über einander — ein schlanker Jüngling mit graubleichem, magerem Gesicht ohne Bart, in gelbem Strohhut und solch einem halbdunklen Anzug, der sich das ganze Jahr rund tragen läßt. Sein Nachbar zur Linken war es aber doch eigentlich, der die Gruppe burlesk machte. Er war mit untadliger Eleganz gekleidet und trug eine Blume im Knopfloch. Er hatte einen kolossalen Kopf und ein dunkelrothes apoplektisches Gesicht, obgleich er noch ganz jung zu sein schien, kolossale rothe Hände und noch kolossalere Füße; aber diese riesenhaften Extremitäten hingen an einem ungewöhnlich untersehten Kumpf, der eine Wölbung, die man wohl einen gelinden Buckel nennen konnte, zwischen den Schultern trug und auf ungewöhnlich kurzen Beinen ruhte, weswegen er sich so klogig seitwärts weiterpaddelte wie ein halbwichziger Hund.

Die drei Herren waren jetzt vor dem Pavillon, beschritten die sich über den Fahrweg wölbende Brücke und betraten die Glasveranda zur Linken, wo nur wenige dünn gesäte Gäste an den weißgedeckten Tischen saßen, Mittag speisten und das Leben draußen auf Langelinie, sowie die schöne Aussicht über den Sund genossen. Der Große ging an der Spitze, darauf kam der kleine Magere und hinter ihm der kleine Dicke. Sie durchwanderten die Veranda in ihrer ganzen Länge, — stumm, wie sie auf Langelinie spaziert hatten. Schließlich blieb der Große stehen und ermaß mit kritischem Ueberblick die Situation, woran sich eine Musterung des Terrains und des Publicums schloß. Die beiden Kleinen waren gleichfalls stehen geblieben und thaten dasselbe. Plötzlich schien der Große seinen Entschluß gefaßt zu haben: er schritt gemessen auf einen der Tische an der Glaswand zu, hing den Cylinder auf, zog einen Stuhl vor, setzte sich darauf, strich mit beiden Händen durch seine Bürste und sah gerade vor sich hin. Die beiden Kleinen folgten stumm seinem Beispiel und setzten sich auch. Darauf verfloßen einige Minuten, während welcher nichts geschah. Dann fing der Große an sich umzusehen, als suche er etwas.

„Was ist das für eine Art,“ sagte er in sehr lautem Hochschwedisch, „hier ist ja kein Garçon! — Keine Zeitungen! „Die Tagesneuigkeiten“ sollten doch wohl wenigstens ausliegen! Sei so gut, Petersz, geh hinein und frag' nach.“

Der kleine Dicke stand respectvoll auf.

„Sofort!“ sagte er und paddelte auf seinen großen Füßen davon.

Im selben Augenblick kamen ein paar Kellner durch die Thür, die Hände voller Teller und Schüsseln.

„Pst, hört!“ rief der Große. „Wachtmeister!“*)

Der also Angerufene lief weiter mit seinen Portionen, ohne Acht zu geben. Der zweite, ein wohlgenährter, alter und erfahrener Kellner mit langem Cotelettenbart und einer Ruhe, die sich durch nichts mehr trüben ließ, blickte, während er sich mit Messern und Gabeln versah, zu den Gästen hinüber mit gutmüthigem Phlegma und nickte besänftigend. Rund herum hatte man sich bei dem lauten Commando umgekehrt, — auch ein junger Mann in einem graumustrigen Sommerrock, der mit dem Rücken gegen die neuen Ankömmlinge ganz in der Ecke nach Langelinie zu saß, wandte sich um. Er blieb ziemlich lange in dieser Stellung und sah den Großen mit einem ironischen Blick über die Achsel an.

Plötzlich erhob sich der kleine magere Begleiter desselben und trat auf den Fremden zu.

„Guten Tag, Herr Åkesson,“ sagte er dänisch, mit sehr leiser Stimme.

Åkesson stand auf, sah den Fremden an, als wolle er sich in dessen Gesicht auf etwas besinnen, und sagte zögernd:

„Entschuldigung, sind Sie Herr Randrup?“

„Jawohl,“ antwortete der Andere mit lebensmüder Stimme, als räume er nur mit Bedauern diesen Umstand ein, und sah ihn dabei mit unbegründeter Herzlichkeit in seinen kleinen, grauen, schlauen Augen an.

Sie schüttelten sich die Hände und setzten sich. Sie hatten einander in den ersten Zeiten des „Studentenvereins“ kennen gelernt, als Randrup den führenden Geistern desselben angehörte und Åkesson eine gewisse Rolle im freisinnigen Bund spielte. Sie waren oft in Lund und Kopenhagen zusammengekommen, auf öffentlichen und privaten Besuchen und hatten eine Zeitlang viel mit einander verkehrt. Dann hatten sie sich mehrere Jahre lang nicht gesehen, und Åkesson wußte nichts von dem Anderen, als daß er sich auf die Journalistik gelegt hatte und für ein „europäisches“ Blatt, so genannt wegen des Gegensatzes zu den nationalen Blättern, schrieb. Er fragte während des Gesprächs den Anderen danach; aber dessen Antwort konnte sowohl Ja, wie Nein bedeuten, jedenfalls war sie in sehr zweideutigen Worten ausgedrückt. Randrup saß die ganze Zeit und strich sein bartloses Kinn, sah Åkesson mit seinen forschenden Augen an und machte das Wenige,

*) Schwedischer Ausdruck für Kellner.

was er sagte, noch undurchsichtiger durch den geheimnißvollen, unterdrückten Ton.

„Wollen Sie sich nicht zu mir setzen?“ fragte er, als er aufstand. „Es sind Landsleute von Ihnen,“ fügte er hinzu, als Jener zögerte.

„Ja, das hörte ich,“ sagte Alexson trocken.

„Es ist eine bekannte Größe,“ fuhr der Andere fort. „Den Namen haben Sie sicher schon gehört. Holmgren, der Maler.“

Alexson fühlte es wie einen Stoß vor die Brust; aber er blieb äußerlich ruhig sitzen. Bloss die Hand griff fester um die Gabel und zitterte leicht. Es war ihr Mann, Frau Bruce's geschiedener Mann, dessen Namen sie nicht führen wollte. Was in dieser einen kurzen Secunde in ihm vorging, das wußte er selbst nicht genau. Es war ein Chaos der stärksten und entgegengesetztesten Gefühle. Zuerst war es nur Widerwille, ein fader Geschmack in der Seele; aber daraus löste sich schon im nächsten Augenblicke etwas, das ihn band, ihn zwang, ihn trieb, zu bleiben, zu verweilen, obgleich er am liebsten gegangen wäre, ganz weggegangen wäre, ohne sich umzusehen, das ihn trieb, hinzugehen, wo er saß, er, der Andere, ihr früherer Mann, der sie gehabt hatte, sie besessen hatte, dessen Kind sie bei sich hatte . . . Aber dieses Etwas, das sich aus seinem ersten instinctiven Gefühl von Widerwille gelöst hatte, war stärker als jenes, stärker als er, stärker als alles Andere. Es nahm ihm die Entscheidung, den Willen, es beherrschte ihn: — eine seltsame, krankhafte, peinigende Neugierde, die er nicht verstand und deren er sich vor sich selber schämte, denn sie kam ihm pervers vor . . .

„Aha,“ antwortete er mit vollständiger Selbstbeherrschung. „Es wäre ja amüsant, seine Bekanntschaft zu machen.“

War es nur die Wirkung seiner Liebe, oder war es wirklich eine instinctive Antipathie, — von dem Augenblick an, wo er dem Maler von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, fühlte er sich gereizt. Er mußte unbewußt mit den Augen den Anderen gemessen haben, denn der fuhr sich nervös mit den Händen durch's Haar und begegnete fragend seinem Blick mit einem Anflug stuzender Gebränktheit. In Alexson kochte ein Verlangen, herauszufordern, zu demüthigen, zu verwunden.

Der Maler gab den Feinschmecker; er untersuchte jede Schüssel genau, kritisirte lärmend, schickte Einiges zurück, stellte sich neue Gerichte zusammen und kramte. Alexson wurde es zu viel.

„Ihnen scheint die hiesige Küche nicht zu schmecken,“ sagte er still ironisch.

„Nä — in! Es hieß, hier würde so gut gegessen. Pütt! Nichts als Localpatriotismus. Das schwimmt ja in deutschem Fett. Wenn man, wie wir Hochschweben, an die französische Küche gewöhnt ist!“ — Achselzucken.

Sein Gegenüber schwieg.

„Und die Bedienung!“ fuhr er fort. „Was Teufel, soll das eine Bedienung sein? So was sollte bei Grand oder Nydberg vorkommen, — nie!“

Er stieß dabei verächtlich an ein Salzfaß und wies auf einen kleinen Sprung im Glase, — mit einer so triumphirend schlauen Miene, als hätte man ihn dazu narren wollen, für ein ganzes Vermögen werthlose Actien zu kaufen, und er hätte mit seinem überlegenen Gehirn den Kniff durchschaut.

Akesson nahm das Salzfaß und zeigte es dem Kellner, der eben mit einem neuen Gericht für den Maler herankam. Der Kellner blieb mitten im Bückling stehen, sah das Salzfaß an und sah Akesson an.

„Verstehen Sie nicht?“ fragte dieser ernsthaft.

Der Kellner lächelte dumm.

„Wa — was beliebt?“

„Sie sollen ein anderes bringen.“

„Ein anderes Salzfaß?“

„Ja!“

Der Kellner machte einen Satz nach dem nächsten Tisch und kam mit einem anderen Salzfaß zurück. Akesson besichtigte es so gründlich, als sei es eine Maschine, über die er als Sachkundiger sein Urtheil abzugeben hätte, ehe sie in Gebrauch genommen ward, kehrte und drehte es und untersuchte es von allen Seiten. Der Kellner stand dabei und gaffte verwundert, bewerkstelligte dann dasselbe Manöver am Nachbartisch mit dem kassirten Salzfaß und kreiste um die Gesellschaft mit einem verblüfft-argwöhnischen Gesicht, als hielte er es nicht für unmöglich, mit entsprungeneu Tollhäuslern zu thun zu haben.

Akesson hatte unterdessen mit beruhigter Miene über den Ausgang seiner Untersuchung den kleinen Glasgegenstand mit dem weißen Inhalt und dem Hornlöffel mitten auf den Tisch gestellt.

„Wir hier dürfen uns doch auch nicht allzu unrettbar mit unseren Idealen blamiren,“ jagte er. „Sie sind wohl auch Stockholmer, Herr Peters?“ fuhr er fort.

„Ja wohl, echter.“

„Ja, da hat man's. Nicht weniger als zwei, vor denen wir halben Kopenhagener uns in Acht zu nehmen haben.“

Es sah eine Zeitlang aus, als würde der Maler losbrechen: er hatte sich steif aufgerichtet, sein Gesicht war finster geworden, und der Mund stand ihm schon voller Worte. Aber plötzlich losch gleichsam Alles aus, die Augen flackerten ein paar Mal hin und her, und es zuckte ihm in den Mundwinkeln. Darauf senkte er den Blick und fing still und schweigsam an zu essen.

Die Mahlzeit verlief ruhig; man sprach nur das Allernothwendigste und Allergleichgiltigste. Darauf zogen Alle in die Stadt. Die beiden Stockholmer voraus; ein ganzes Stück hinterher kamen Akesson und Randrup; Letzterer hatte mit großem innerem Genuß dem Auftritt bei Tisch zugeschaut.

„Wer ist eigentlich Herr Peters?“ fragte Akesson.

„Er ist Holmgrens Peter,“ erwiderte Randrup geheimnißvoll und strich sich den Bart.

„Holmgrens Peter?“

„Ja, Holmgrens Peter,“ wiederholte der Andere und lachte in sich hinein, — es klang wie ein Räuspern. „Mit anderen Worten: Er ist Holmgrens Secretär, Laufbursche, Dienstmann, Geschäftsträger ꝛc. Er packt seine Bilder ein, wenn sie wieder auf eine Ausstellung sollen; er schreibt seine Briefe nach Dictat, — Holmgren unterschreibt nur. Er geht herum und legt seine Visitenkarten in die Briefkasten von Redacturen und Kunsthändlern, — das ist nämlich Holmgrens Art, Visiten zu machen. Er hat in den Blättern gelesen, daß fürstliche Personen auf diese Weise ihrer Höflichkeit Ausdruck geben, wenn sie bei Reisen im Ausland Staatsminister und repräsentative Persönlichkeiten zu berücksichtigen haben. Er läßt sich von ihm die Zeitungskritiken über seine Bilder referiren — Holmgren liest nämlich nie selbst eine Zeitung. Er holt Punsch in's Atelier — und die gefällige Weiblichkeit, wenn Unser Herr in Ansehung fällt.“

„Na, der Mensch muß doch aber etwas für eigene Rechnung thun!“

„O — ja, er schreibt Sportbriefe. Aber das macht er nur so nebenbei ab. Er ist Holmgrens Peter.“

Randrup hatte seine lange Rede in einem so ruhigen, gedämpften Ton gehalten, daß die Ironie kaum merkbar war. Sie stimmte nur in den Augen, wenn er hin und wieder seinen Begleiter mit einem Seitenblick ansah, — eine Ironie voller Ranküne und stillem Galgenhumor. Beim „König von Dänemark“ angelangt, wo Åfesson logirte, wurde beschlossen, Kaffee zu trinken. Holmgren bestellte Punsch dazu. Als das erste Glas geleert war, richtete er plötzlich das Wort an Peters.

„Satan,“ schrie er, „das Telegramm muß da sein, — das Telegramm, daß die Sendung abgegangen ist. Draht von Stockholm . . . Hör', Peter, das wäre schändlich nett von Dir, spring hinüber und sieh nach!“

Peter verbeugte sich gehorsam respectvollst, stand auf der Stelle auf und paddelte davon.

Åfesson spendirte auch eine Halbe Punsch und empfahl sich darauf, um auf sein Zimmer zu gehen: er hatte Geschäfte, die keinen Aufschub duldeten. Aber Randrup ließ ihn nicht los; und er selbst stand unter dem Banne jener dunklen, zähen Empfindung, er und der Maler hätten noch was mit einander abzumachen. Er versprach, sie am Abend in Tivoli aufzusuchen. Sie wollten bei Nimb auf ihn warten.

XII.

Als Åfesson in sein Zimmer gekommen war, setzte er sich in bloßen Hemdärmeln — es war trotz der herabgelassenen Marquisen unerträglich heiß — an den Tisch und nahm seine Papiere vor. Es handelte sich um eine Erbschaftsangelegenheit Göran Lunds; sie hatte ihn nach Kopenhagen geführt — und zu einem Zeitpunkt, wo es sich für ihn selbst daheim um ganz andere Dinge handelte. Aber er hatte ja auch seinen Beruf, Göran

war sein guter Bekannter; die Sache eilte; wie hätte er Nein sagen können? unter welchem Vorwand? Göran war eines Mittags bei ihm angeritten gekommen — es war an jenem merkwürdigen Tag, als ihm durch Bunth zum Bewußtsein gekommen war, wie es mit ihm stand — hatte sein Anliegen vorgebracht und ihn gebeten, gleich am anderen Morgen abzureisen. Er war sich dabei selbst gar nicht ähnlich gewesen; er hatte nicht geschrien wie sonst; und das nichtschielende Auge hatte ihn angesehen mit dem Blick eines kranken Hundes. Er wollte auch nicht bleiben, sondern sobald die Sache durchgesprochen und verabredet war, hatte er gleich sein Pferd bestiegen und war davongejagt, als fürchte er zu spät nach Söreborg zu kommen.

Akesson vertiefte sich in seine Papiere, las und las über, kehrte das Blatt um, las weiter, blätterte zurück . . . er konnte den Gedankengang im Document nicht festhalten, konnte den Kernpunkt nicht finden — und darauf kam es doch an. Die Hitze war unerträglich, eine Fliege summt ihm eigenfönnig um's Gesicht, setzte sich ihm immer wieder auf die Nase und ließ sich nicht verschrecken; und seine Gedanken sagten plötzlich seinen Augen die Gefolgschaft auf und zauberten ein ganzes gleitendes Panorama zwischen sie und das Papier . . .

Gestern Abend, nach dem Essen, war er zu Bunth's hinübergewen. Sie waren ausgefahren auf Besuch. Aber Frau Bruce war zu Hause; saß im Salon, glaubte das Mädchen. Er trat in den Salon; es war finster drinnen wie draußen; und in den Ecken lag das Dunkel dicht und schwarz und undurchdringlich. Aus einer dieser Ecken, der nach dem Garten zu, hörte er das Rascheln eines Kleides und sah er etwas Weißes schimmern.

„Sind Sie es, Herr Rechtsanwalt?“ fragte eine Stimme, ihre Stimme.

Er trat rasch zu ihr hin und nahm Platz auf einem Lehnstuhl ihr gegenüber, mit dem Rücken zum Fenster und dem schwachen Abendlicht. Er sah von ihrem Gesicht nichts als etwas Weißes, das sich im Dunkel bewegte.

„Ich kam, um Lebewohl zu sagen,“ sagte er leise und etwas kurzathmig. „Ich reise nämlich morgen früh weg.“

Nichts rührte sich in der Ecke; Alles ganz still. Er spannte jede Faser seines Wesens an, als könne er aus diesem Schweigen das Geheimniß heraushorchen, nach dem ihn verlangte. War die Pause so lang, daß sich dadurch etwas verrieth? War sie so kurz, daß sie nichts sagte? Er wußte es nicht — er fragte sich vergebens danach, damals und später, unzählige Male.

„Sie reisen weg?“ kam es schließlich aus dem Dunkel, ruhig und laut, als gäbe es keine vertrauliche Dämmerung um sie herum und zwischen ihnen. „Auf längere Zeit?“

„Nein. Nur für einige Tage, höchstens eine Woche. — Ich hoffe, wir . . . Sie sind wohl noch hier, wenn ich zurückkomme?“

Er hatte es hervorgepreßt, seine Stimme zitterte, ihm war es, als öffne sich ein Abgrund von Schweigen hinter diesen Worten, und er wartete

auf die Antwort mit zurückgehaltenem Athem. Sie kam nicht, kam nicht; er fühlte schon seine Hand hingeleiten, um tastend nach der ihren zu fassen. Da stand sie plötzlich aufrecht vor ihm und sagte mit ruhiger und klarer Stimme, in der keine aufgeregten Sinne zitterten:

„Ich bleibe wohl noch ein paar Wochen hier —“

Alesson schob kurz entschlossen die Papiere zusammen, zog die Marquise auf und setzte sich an's Fenster. Die Sonne war im Untergehen, eine bläuliche Dämmerung legte sich über den offenen Platz unter ihm, über Kongens Nytorv und das königliche Theater und das Menschengewimmel . .

Und am Morgen war er zu Fuß zur Eisenbahnstation gegangen, in der Hoffnung, ihr zu begegnen — es waren ja ihre Stunden. Er erwartete sie zu sehen, als er von der Allee in die Landstraße bog, aber da war Niemand. Er erwartete sie an der Biegung des Weges zu sehen, wo er sie an jenem Morgen erblickt hatte; — leer, keine Seele. Er schritt rasch und aufgereggt aus; aber als er sich dem Buntth'schen Hause näherte, bekam er Herzklopfen und verlangsamte mechanisch seinen Gang. Die Gardine war aufgerollt vor ihrem Fenster, und es stand weit offen — wie an jenem Morgen, aber das Gartenpfortchen war verriegelt, als sei es heut noch nicht geöffnet worden, und der Garten selbst sah leer und stumm aus, als hätte noch kein Fuß seine Spur in den knirschenden Riez der thauigen Gänge gedrückt . . .

Er fuhr auf aus seinen wachen Träumen und zog die Uhr aus der Tasche . . . Es war hohe Zeit, sich aufzumachen. Er zog den Rock an mit einem gemischten Gefühl von Unbehagen und froher Bestimmtheit.

XIII.

Er nahm seinen Weg über den „Strich“. Es war ein endloses Gewimmel auf den schmalen Fußsteigen der schmalen krummen Døstergade. Der Abend hüllte Alles wie in ein weiches blaues Dunkel. Es war drückend heiß und trocken; wie er über Amagertorv ging, blickte es über den Hausdächern hinter ihm auf. Er schritt vorwärts in dem Gemüthszustand eines Menschen, der aus einem langen, gesunden, stärkenden Schlaf voll guter Träume aufwacht. Wie man am Tage darauf doppelt nach dem Weibe verlangt, das man in der Nacht in seinen Träumen gesehen — und es kann ja geschehen, daß auf diesem Wege sogar ein Weib, das Einem sonst ziemlich gleichgiltig ist, plötzlich, wenn auch vorübergehend, Macht über einen Mann in jüngeren Jahren gewinnt — so war es auch ihm ergangen. Und als er es jetzt hinter den Hausdächern aufblicken sah, da fiel es ihm plötzlich ein, daß das Gewitter von Osten kam, wo Schonen lag, und daß das Unwetter vielleicht gerade in diesem Augenblick über der heimischen Gegend stand — und im selben Moment wurde der Gedanke zu einem Bild. Er sah das Land in einer gelblichen Dämmerung liegen, in der alle weißen

Wände, der Kirchturm in Skillinge, sein eigener Hof, Bunths Haus, ganz spukhaft ausfahen, und das Grün einen schneidenden, scharfen Farbenton erhielt. Das Vieh brüllte auf den Feldern; die Menschen saßen in den Häusern, zogen sich zusammen und hielten sich still, während die lehmgelben Wolken über der Ebene emporjagten, sich vorwärts wälzten, zusammenfrachten und Feuer an einander schlugen, wie eine Schaar böser Geister. Kein Regentropfen fällt; es ist trockenes Gewitter; es knallt, es züngelt, das Vieh stößt Angstlaute aus in dieser schweigenden Dämmerung, winselt, heult, brüllt, jedes mit dem Ton, der ihm gegeben ist; und dann kommt ein Augenblick äußerster Stille, äußersten Fiebers, wo das Gewitter schweigt, das Vieh schweigt, die Menschen sich winden, wie wenn der Schweiß ausbrechen will und nicht kann, und die ganze Natur wartet und nicht Athem zu schöpfen wagt. Dann kommt ein Säusen von Weitem, es kommt näher und näher; ein einzelner schwerer Tropfen fällt laut auf die Scheibe; es pfeift plötzlich daher; zwei, drei Tropfen klatschen dicht hintereinander; auf einmal kommt es zischend und heulend um die Hausecke gefahren, die Baumkronen im Garten, blauweiß im gelben Licht, neigen und winden und schnurren sich um einander wie Weiberröcke im Sturm; der Regen prasselt und gießt herab, anzusehen wie eine Wasserwand, hinter der alle Gegenstände ausfließen und durch die rothe und blauweiße Blitze schimmern. Das Unwetter zieht vorüber. Die Sommernacht kehrt mit ihrer warmen blauen Dämmerung zurück; der Himmel klärt sich auf über dem Hof; bloß ganz im Westen steht noch eine schwarze Wolkenwand, aus der es zuweilen flammt und rollt. Ueberall rieselt und gluckst es; der Kettenhund auf dem Hof schüttelt sich das Wasser aus dem Pelz. Die Sonne kommt noch einmal zum Vorschein, ehe sie untergeht, spannt einen Regenbogen über die Ebene und flimmert feurig in nahen und fernen Fenstern. Ueberall schlägt man Thüren und Fenster weit auf, um die gereinigte und abgekühlte Luft in die Zimmer zu lassen — und Frau Bruce liegt über das Fensterbrett hinaus gelehnt in ihrem Giebelzimmer . . .

Es ging wie ein Stich durch ihn. Er hätte schreien mögen. Eine wilde Sehnsucht war über ihn gekommen, unbezwinglich. Er machte ein paar unfreiwillige Armbewegungen mit seinem Stock, es löste sich in ihm, und eine innerliche Zärtlichkeit quoll in ihm auf, die von selbst in einen frohen Jubel überging. Er schritt munter Wimmelkastet entlang, leise vor sich hinfingend. Ihm schien, alle Menschen sähen ihn an, und alle Gesichter hellten sich auf dabei, und alle Augen lachten ihm entgegen. Oder war es nur der Widerschein von ihm selbst? Nun, das war ja einerlei . . . ! die Hauptsache war . . . ja, die Hauptsache war, daß er glaubte, schon morgen die Erbschaftsgeschichte klar haben zu können und zurückkehren zu können . . . und morgen schon . . . !

Er hatte ganz vergessen, zu welcher Begegnung er ging und mit wem er zusammentreffen sollte. Erst als er aus Frederiksborgstraße auf den offenen

Platz vor Tivoli kam, tauchte das wieder in seiner Erinnerung auf. Ja, war es bloß Gleichgiltigkeit, was er beim Gedanken an den Maler empfand? Nein, nein, es war mehr als das. Es war ein bitterer Wundschmerz, eine Wunde, die immer wieder aufbrach, und immer wieder aufbrechen würde: — der Mann hatte sie beseffen, jahrelang mit ihr zusammengelebt. Und es lag Haß darin: er fühlte sich selbst von ihm gekränkt in ihr, die er liebte; ein Verlangen, Rache zu nehmen, sich und sie zu rächen, eine unbestimmte Gehässigkeit, die ihn doch dem Anderen zutrieb, um ihn kennen zu lernen, um seine verwundbare Stelle zu finden, um die Hand auf seine Gebrechen legen und sie ihm im Spiegel zeigen zu können. Seine Vormittagsbegegnung mit ihm stieg plötzlich in ihm auf, während er am Ausstellungsgebäude vorbeiging: und die Antipathie, die er gleich empfunden, kam verstärkt wieder. Es wehte ihn an wie ein übler Geruch, und inwendig in sich fühlte er eine Regung von Ekel. Verfeinerte Männer besitzen ihrem eigenen Geschlecht gegenüber etwas von demselben Instinct, durch den die Frauen sich sym- oder antipathisch gegen den einzelnen Mann verhalten, von ihm angezogen oder abgestoßen werden. In diesem Instinct empfand er bei der bloßen Erinnerung an den Maler ein Unlustgefühl: und vermöge dessen wußte er: dieser Mann mußte auf dieselbe Art auf dieses Weib gewirkt haben. Das Bewußtsein davon trieb eine ganze Fluth von Innerlichkeit in seiner Seele empor; und ihm schien, daß er und sie einander durch diese Gemeinschaft so nahe, so natürlich und intim nahe gekommen wären, daß er einen Drang fühlte, sie ganz zärtlich und leise an seine Brust zu nehmen . . .

Er fand die drei Herren auf der Veranda zu Nimbs Divan, gerade wo die große Treppe gegenüber dem Concertgebäude emporführt. Er hatte sich verspätet, und die Anderen aßen schon. Randrup empfing ihn mit einem tiefen Blick geheimnißvollen, ergebenen Verständnisses und schüttelte ihm übertrieben herzlich die Hand, als sei Åkesson sein specieller Freund, und es sei ihm, Randrup, besonders lieb, ihn gerade heute zu treffen. Der Maler verbeugte sich vornehm und abgemessen und legte an den Tag, daß es ihm vollkommen gleichgiltig sei, ob Åkesson kam oder ging, und daß er überhaupt nicht die Absicht habe, von ihm Notiz zu nehmen.

Åkesson studirte gerade den Speisezettell, als ein Herr und eine Dame aus dem Speisesaal kamen und an ihnen vorbeiging. Der Maler grüßte artig und humoristisch vertraulich und sah dem Paar pfflig lächelnd nach, während es die Treppe hinunter ging.

„Der Apis!“ sagte er, und sein ganzes Gesicht leuchtete listig, cynisch.

Herr Peters richtete sprechend seine beiden Glozgaugen auf ihn, aber Holmgren fühlte sich nicht veranlaßt, diese stumme Frage zu beantworten.

„Wer ist das?“ fragte Herr Peters deutlicher.

Der Maler sah noch mit einem schlauen Blick dem Paare nach, das in der Menge nach dem Concertsaal zu verschwand, und schien das Interesse seines Factotums nicht zu beachten. Er saß und genoß inwendig.

„Ich habe ihm den Namen Apis — der Stier — gegeben,“ sagte er halblaut. „Habt Ihr Euch seine Frau angesehen? Niedlich! lecker! und sieht verliebt in ihn aus, was? Na, ich will Euch was erzählen: sie streifte, gleich nach der Hochzeit. Streifte! wurde halb verrückt. Kam in die Nervenheilanstalt . . .

„Warum denn?“ fragte Herr Peters.

„Ja warum?“ der Maler lachte gedämpft in sich hinein.

„Er war vielleicht zu rücksichtslos,“ meinte Herr Peter discret.

„Man kann nicht zu rücksichtslos sein!“ fuhr ihn der Maler gekränkt an und richtete ein paar Augen auf ihn wie zwei Pistolenmündungen . .

„Na und jetzt — Eheleute wie schnäbelnde Tauben, zwei nette Kinderchen,“ fuhr er, wie zu sich selbst sprechend, fort. „Der Apis hat es verstanden.“

Herr Peter saß und wiegte sich verlegen auf dem Stuhl. Er hatte Lust, zu widersprechen, aber er unterstand es sich nicht recht.

„Es giebt doch wohl Unterschiede,“ gab er mit unsicherem, fragenden Lächeln zu bedenken.

Der Maler saß mit dem Messer in der einen und der Gabel in der anderen Hand, beide spitzig aufwärts. Er schob die Brust heraus und sah sein Factotum abermals zerichmetternd an.

„Willst Du mich die — Weiber — ken — nen lehren?“ fragte er streng, mit herausforderndem Pathos.

Randrup gab Akesson einen freundschaftlichen Knuff:

„Paß auf! sieh, sieh mal Peters Augen!“

Peter wollte was erwidern, brachte aber keine Silbe hervor. Sein Gesicht wurde noch röther als gewöhnlich, und seine großen, graublauen, verkneipten Augen schielten, jedes nach seiner Seite — — schielten doppelt, wie Randrup den Fremden auf diese Merkwürdigkeit aufmerksam machte.

„Das geschieht immer,“ fuhr Randrup orientirend fort und lachte sich in den Bart, den er nicht hatte, „wenn er sein Gehirn zu sehr anstrengt, oder in Affect geräth. Wo ein Anderer stammelt, da schielt Peter. Er stammelt mit den Augen.“

Akesson hörte nicht auf ihn. Er saß und betrachtete den Maler mit einem unverschämt langen Blick kalter Wuth.

„Pfu, Teufel,“ sagte er dann und aß ruhig weiter.

Es zuckte im Maler, und ein rascher, schiefher Blick schoß zu Akesson hinüber; da er diesen aber ungestört weiter essen sah, so sagte er nichts, sondern verschluckte, was er auf der Zunge hatte.

Sie tranken Kaffee und Punsch auf der Veranda des Concertsaals, Wein bei Bodega und zogen dann in den ‚Sarg‘. Die beiden Feinde hielten sich in Abstand von einander; aber wenn es dann und wann zu einer Reibung kam, sprühten Funken. Im ‚Sarge‘ sangen dänische Chansonnetten und Localkomiker, und es fand sich nicht viel Gelegenheit zur Unterhaltung. Aber wie es allmählich später wurde und die genossenen Klüssig-

keiten zu wirken anfangen, wurde der Maler gesprächiger. Er bedurfte Ohren, die ihm zuhörten, und kam Alesson in einer desto gemüthlicheren Stimmung entgegen, je unzugänglicher der wurde. Als sie aus dem „Sarg“ weggingen, war das Unwetter zum Ausbruch gekommen; das Gewitter war schon vorbei, aber der Regen strömte. Sie nahmen eine Droschke, fuhren nach der Stadt und stiegen ab in „Nyddbergs Keller“.

Vor der Thür fiel es Holmgren ein, er müsse nach Hause gehen und nachsehen, ob das Geldtelegramm angekommen sei.

„Komm' mit, Peter,“ sagte er.

Peter wand sich; es goß, Holmgren ging voran, machte keine Miene, seinen Regenschirm mit ihm zu theilen, sondern sah sich nur streng nach ihm um; da kam plötzlich Leben in Peters Betne, und er paddelte hinterher.

„Wohnt er weit von hier?“ fragte Alesson.

„Gleicht nebenan in der Hauptwachstraße.“

„Weshalb nimmt er den Anderen mit?“

„Holmgren geht nie allein,“ war die Antwort.

„Nie allein — warum nicht?“

„Nein, Holmgren geht nie allein,“ wiederholte Randrup tiefsinnig und vielbeutig und strich sich den Bart. Mehr war nicht aus ihm herauszukriegen.

Er war schon ziemlich betrunken.

„Er ist ja wohl ein Genie in seiner Kunst? Nicht so?“ hielt Alesson die Unterhaltung im Gang.

„Ein Idiot ist er,“ antwortete Randrup ruhig und gedämpft wie gewöhnlich — Allem, was er sagte, gab er immer den Klang des vollkommen Selbstverständlichen. Er sprach immer unhörbarer, aber die kleinen, gelben Augen schossen Funken.

„Ein Maniak ist er. Holmgren ist ein Maniak! Es giebt kein Ich mehr in ihm. Wo das Ich sein sollte, ist statt dessen ein Complex fixer Ideen.“

„Holmgren ist ein Rückenmarkthier; er hat kein Gehirn, das controlirt; es hat sich in ihm kein Gehirn aus dem verlängerten Rückenmark entwickelt, dasselbe ist der Fall mit Peter.“

„Peter hat einen Kopf, so groß wie unsere beiden zusammen, aber es ist nichts drin. Holmgren hat nur Rückenmark; Rückenmark und das zur Vermehrung Erforderliche. Haben Sie sein neuestes Bild gesehen? Nein! Das große Meer, ein heißer Julitag; das Meer still, blank! die Luft weiß leuchtend. Vorn ein Streifen Strand: der weißgelbe Sand brennt Einem förmlich in die Augen; man fühlt geradezu das Sengen in der Haut. Und dann — ja, sie liegt ganz vorn im Vordergrund, man hat die Empfindung, daß sie jeden Augenblick aus dem Rahmen auf Einen herunterfallen kann . . . ein Weib; nackt, auf dem Rücken liegend, die Arme in Kreuzesstellung ausgestreckt, das rechte Bein in seiner ganzen Länge am Rahmen

hin, das linke scharf im Knie gebogen. Der Kopf fällt über den Arm nach vorn. Sie sieht Einen gerade an, gerade in's Gesicht. Großartig! ja, wer ist sie eigentlich? Blinzelt sie nur so im starken Sonnenlicht? Oder blinzelt sie vor Lüsterheit?

„Es juckt in Einem, es ist, als würde man unter den Fußsohlen gefigelt; aber es ist auch so viel Ekel in der Empfindung. Das kommt vom Gesichtsausdruck; frech, gemein. Und von der Hautfarbe. Man sollte glauben, Holmgren gehe mit Leichenfarben auf seiner Kehhaut herum. Auch eine fixe Idee; eine von seinen fixen Ideen; die fixen Ideen sitzen überall bei ihm: in den Augen, in den Ohren und — anderswo. Holmgren ist ein Maniak. Wissen Sie, wie er das Bild nennt? ‚Madame Pan‘. Die große Natur selbst, üppig, blutreich, lebensvoll, Sommer und Sonne und Meerfrische; der große Pan selbst, leibhaftig, wie er in den Tagen der Antike und der Renaissance noch hier auf Erden herumging — und mitten hinein legt er die Figur! ‚Madame Pan‘.

„Ein Luder mitten in einem Meer-, Sonnen- und Sommerstück! Es ist unglaublich! Es ist nicht zum Beschreiben! Holmgren ist ein Genie; aber man begreift ihn nicht. Wer sollte das begreifen! Es ist nicht zum Begreifen! Die Welt ist dumm! d—u—mm!! Holmgren ist ein Genie! das Rückenmarkthier als Genie! Das heißt: eigentlich ist er ein Idiot, completer Idiot. Holmgren ist maniakalisch!“

Randrup schlüdkerte mit dyspeptischer Miene an seinem Punschglas.

„Jetzt wird er das Stück ausstellen. Damit herumreisen und es ausstellen. In allen skandinavischen und deutschen Löchern. Damit glaubt er Geld zu machen. Damit macht man kein Geld! Holmgren wird nie Geld machen . . .“

„Aber er wartet jetzt eben auf Geld. Er ist ja nach Hause gegangen, um nachzusehen, ob das Geldtelegramm angekommen ist!“

„Telegramm! Er erwartet gar kein Telegramm! Er geht immer zum Telegraphen, aber der Telegraph kommt nie zu ihm. Er correspondirt telegraphisch; das heißt auf seine Rechnung. Manchmal bekommt er auch eine Antwort, wenn Rückantwort bezahlt ist. Er wartet immer auf eine große Geldsendung, das ist auch eine von seinen fixen Ideen. Wer sollte ihm Geld geben? Wer wird mir Geld geben? Geld einnehmen, das ist ein Privilegium der Idioten.“

Randrup hatte seinen Beutel gezogen, grub darin herum, schien aber nichts zwischen die Finger zu bekommen und frempelte ihn ärgerlich nach außen und innen. Einige Nickel rollten auf den Tisch. Er fing sie ein, rechnete sie zusammen und rechnete über, verlor aber jedesmal den Faden, fing wieder von vorn an, addirte und wurde wieder confus.

„Wollen Sie aufbrechen?“ fragte Åkeffon.

Randrup steckte das Geld wieder ein und faßte sich um die Stelle, wo der Bart sein sollte.

„Nein. Wir wollen mehr trinken. Holmgren kann bezahlen. Holmgren bezahlt gern,“ fügte er mit plötzlicher Wärme hinzu. „Er knaufert nie.“

Akesson faßte das als einen Appell an seine Adresse auf.

„Darf ich nicht mit einer Kleinigkeit zu Diensten stehen?“ erbot er sich.

„Mir recht,“ antwortete Randrup gleichgiltig. „Bis morgen. Aber bloß bis morgen.“

Damit nahm er die zwei Zehnkronenzettel, die Akesson ihm reichte, knüllte sie zusammen und stopfte sie mit königlicher Nachlässigkeit in die Westentasche.

„Kellner!“ rief er, „Schwedisch Banco!“

Der Bunsch kam, er tastete wieder suchend nach den Zetteln; es schien ihm aber schwer zu werden, sie zu finden.

„Darf ich nicht bezahlen?“ warf Akesson hin.

„Nein, nein!“

„Aber es ist ja eine Kleinigkeit.“

„Wollen Sie mich kränken?“

Randrups Augen funkelten ihm entgegen; Akesson mußte ihm seinen Willen lassen.

Jetzt erschien auch Holmgren wieder mit seinem Peter. Er sah aus wie ein Mann, der seine Enttäuschung beherrscht, sich der ganzen Tragweite des Schlages bewußt ist, der ihn getroffen, zugleich aber auch zu stolz ist, um sich was anmerken zu lassen. Er setzte sich und sah eine Weile ernst und verschlossen vor sich hin, als hielte er inwendig Abrechnung; darauf streckte er sich, strich sich über die Augen, fuhr sich mit den Händen durch's Haar, und ein gewinnendes Lächeln ging über sein Gesicht.

„Seute saufen wir!“ sagte er, rieb sich die Hände und zog den Stuhl unter sich näher an den Tisch.

Und es wurde scharf getrunken.

Der Maler sprach und sprach; kein Anderer durfte ein Wort einfließen. Er sprach nicht zu Einem besonders; er schien sich auch nichts daraus zu machen, inwieweit ihm Jemand zuhörte; er schien ganz vergessen zu haben, daß einer der Anwesenden ihn im Laufe des Tages gesoppt hatte, und nicht zu merken, daß derselbe noch mit feindlich abwartendem Gesicht darsaß; er schwagte und schwagte desto unzusammenhängender, je später es wurde und je zahlreichere Bunschflaschen sich auf dem Tisch ansammelten.

Das Local leerte sich nach und nach. Sie waren fast allein.

Als auch Randrup und Peter einen Augenblick aufgestanden waren, schob der Maler seinen Stuhl Akesson näher.

„Sagen Sie mir, Herr Rechtsanwalt,“ begann er mit einer Ruhe, die, wenn sie auch nicht natürlich war, doch Routine verrieth, „ließe sich nicht drüben in Ihrer Bekanntschaft ein Tausendkronenzettel aufreiben?“

„Wie meinen Sie das?“

„Sehen Sie, Herr Akeffon, ich habe einen Plan, einen großartigen Plan. Er kann S—u—m—m—e—n abwerfen. Ich will meine Bilder sammeln und auf eine große Ausstellungstourné mit ihnen gehen. Ein verteuftelt famoser Plan, was? Skandal — selbstverständlich. Aber, sehen Sie, die Philister werden angelaufen kommen. — Ich habe Sie doch nicht verletzt? Was, Teufel, Sie sind ja Student, gebildeter Mensch! Wohlsein, Herr Rechtsanwalt! Aber so was muß in Scene gesetzt werden! Großer Apparat! Dazu gehört Geld! Viel Geld! Es sind ja intelligente Leute in Ihrer Gegend. Ich habe es immer gesagt, habe einen verteuftelten Respect vor Ihrer Provinz. Ließe sich nicht so 'ne Lumperei wie tausend Kronen drüber auftreiben? So 'ne Lumperei! Was?“

Akeffon blies langsam den Cigarrenrauch vor sich hin.

„Ja,“ antwortete er, „sünden Sie nicht selbst, daß das 'n bischen sonderbar gedacht ist? Es mumbert mich, daß Ihr da oben nicht selbst die Lumperei auftreiben könnt. Es ist doch eine Art Demüthigung, sich in solch einer Angelegenheit an die Provinz zu wenden, — ja, ich meine natürlicherweise nicht für Sie, sondern für Stockholm. Und wir haben doch relativ ein zu geringes Interesse an der Sache, als daß wir . . .“

„Wißt Ihr, warum?“ fuhr der Maler auf.

„Nein,“ antwortete der Andere langgezogen.

„Weil man es uns in den annectirten Provinzen nicht vergessen kann, daß wir einmal auf schwedisch zu Euch gesprochen haben.“

Akeffon rauchte ganz gelassen weiter.

„Auf schwedisch gesprochen!? Wollen Sie daselbe damit jagen, wie Minister Akerhjelm neulich den Norwegern?“

„Ja, das will ich damit jagen,“ entgegnete der Maler mit drohendem Pathos.

„Herr Holmgren,“ erwiderte Akeffon lächelnd, „wir wissen ja Alle, das bedeutet jetzt nichts weiter, als daß Ihr Stockholmer mit Offenbach singt: ‚Ich bin Achilles, der zorn'ge Achilles, der zorn'ge Achilles . . .‘ das ist ein sehr unschuldiges Vergnügen, weiter kommt Ihr nie!“

Der Maler sah ihn mit einem Wuthblick an; da er aber dabei zwei festen Augen begegnete, glitten die seinen zur Seite. Und als Randrup gerade dazu kam, machte er eine Tugend aus der Nothwendigkeit,kehrte das Ganze in's Romische und hielt eine lange panegyrische Rede auf Randrup.

Aber nach und nach versagte ihm die Sprache, die Zunge glitt ihm im Munde gewissermaßen unaufhörlich aus. Er hörte aber deswegen doch nicht auf, sondern schwagte weiter.

„Ja so; Sie glauben also noch an die alte Fabel vom Weibe, Herr Rechtsanwalt? Ich merkte es heute wohl. „Pfui Teufel!“ sagten Sie! Wie kann man pfui Teufel dazu sagen, wenn man seine guten dreißig Jahre zählt? Das ist ja Romantik, nichts weiter, das sitzt Einem im Körper wie die Erbsünde. Daß Sie solchen alten Plunder nicht ablegen! . . .“

Sehen Sie — ich — weiß — Bescheid! Ich kenne das Weib! — Ausnahmen? Es giebt keine Ausnahme. Warum Ausnahme? darum: Ihr laßt Euch anführen! Anführen laßt Ihr Euch! — Ich habe Erfahrung, ich! Sie sollten bei mir in die Schule gehen. Sie wissen es nicht, aber . . . ich bin verheirathet gewesen . . . ich habe eine Frau gehabt . . . das war eine rechte! . . . Nun sollen Sie hören . . . Warten Sie ein bißchen, ich bin gleich wieder da . . .“

Er nahm seinen Hut und verschwand.

Als er wiederkam, war der Fremde nicht mehr anwesend. Randrup saß und schlief. Peter herrschte allein auf dem Wahlplatz.

„Er ist ausgekrakt,“ rapportirte er.

Der Maler machte ein schlautriumphirendes Gesicht.

„Nein, Satan, ist er ausgekrakt? Er war bange, Du! — vor der Geschichte.“

XIV.

Am Abend des folgenden Tages stieg Akeffon an der Station von Sörebro ab. Er hatte an Skillinge vorbeifahren müssen, hatte seinen eigenen Hof, den Kirchturm, die Zuckersiederei austauschen und verschwinden sehen, und ihm war dabei zu Muthe gewesen, als beginge er damit ein Unrecht gegen sich und eine Andere. Er hatte sich der Heimat in einer so warmen, feierlichen Stimmung genähert, wie als Schulknabe, wenn er aus der Schule in der Stadt zu den Seinen nach Hause kam; er empfand jetzt genau wie damals, und fragte sich froh und verwundert, wie das zusammenhängen könne. Als daher die Thür aufgerissen wurde und der Schaffner Skillinge ausrief und er sitzen bleiben mußte, statt auszustiegen, kam eine so schwere Stimmung über ihn, als hätte er von seinem Glück gerade in dem Augenblick wegreißen müssen, wo es ganz nahe war, und nur wartete, daß er kommen möchte.

Aber er mußte nach Sörebro noch am selben Abend, um mit Öran wegen der Papiere zu sprechen, die er bei sich führte.

Die Uhr war über neun, als der Zug hielt. Eine weitere Verzögerung kam dadurch, daß ihn ein paar Bauern ansprachen, die auf dem Perron standen und die Gelegenheit benutzten, ihren Rechtsanwalt gleich in einer Angelegenheit zu consultiren, die sonst eine Fahrt nach Skillinge nothwendig gemacht hätte. Als er endlich loskam, war es ganz finster. Der Mond war noch nicht aufgegangen, und es war schon tief im August, in jener Jahreszeit, wo die Sonne anfängt früh unterzugehen und die Abende dunkel werden. Es war still und schwül. Das Gewitter hing noch in der Luft; es donnerte noch nicht, aber im Süden blitzte es immerwährend.

Die große Auffahrt nach Sörebro lief in einem Bogen um den Stationsfleden. Aber gleich jenseits der Eisenbahnlinie fing der umfangreiche Park an, und durch diesen führte ein Fußweg gerade zum Herrschaftsgebäude, das man in einer Viertelstunde erreichen konnte. Akeffon, der das

Terrain genau kannte, ging erst neben dem Geleise her und bog dann in den Wald ein. Dieser bestand aus alten mächtigen Buchen mit vereinzelt Lichtungen und viel Gebüsch. Hier war es völlig Nacht; die großen Kronen hielten alles Licht fern; nur dann und wann, wenn der Wald sich vor einem Wiesengrund öffnete, sah man ein Stück Himmel. Das Rollen des Zuges klang weit aus der Ferne, zuweilen knackte ein Zweig oder raschelte dürres Laub unter den Füßen des Wanderers; sonst war Alles still, als schliefe das ganze Waldreich. Diese Stimmung ergriff den jungen Mann. Er war erst rasch gegangen, bloß mit dem einzigen Gedanken, so geschwind wie möglich seine Geschäfte auszurichten und heimzukehren. Jetzt verlangsamte er unfreiwillig seine Schritte und versank in Träumereien, erst düster und still wie die des Waldes selbst, dann immer heller, bis all das Licht zu einer weißen Gestalt wurde, die ganz in der Ferne stand und zu warten schien, daß er kommen möchte; sich darauf in Bewegung setzte und auf ihn zukam, immer näher, immer näher, bis sie mit einmal dicht vor ihm auf dem Fußsteig im Waldesbunkel stand . . .

Es war der Mond, der aufging. Der Wanderer befand sich an einer Ausbuchtung des Söreborg-Sees, und weit hinter demselben glitt der große, gelbe, schiefe Mond über dem Waldestrand empor, sprang über den See bis dicht in seine Nähe und erhellte plötzlich die Nacht, beleuchtete all das schlafende, träumende Leben, zeigte es, ohne es zu wecken. Er stand gedankenvoll-gedankenlos und blickte in die Sommernachtlandschaft hinaus. Eine Strecke vor ihm, auf einer in den See vorspringenden Uferzunge, lag der alte Herrensis im Mondschein, mit den massiven Mauern, der einförmigen kolossalen Fassade und den vier Fensterreihen. In seiner grauen Ruinenfarbe sah er aus wie ein Gespenst aus der Geschichte, das in einer gewitterschwülen Mondscheinnacht keine Ruhe im Grabe gehabt, sich gewunden in der Erinnerung, was in solchen Nächten jahrhundertlang in seinen Mauern geseufzt und gesündigt worden, und schließlich, aus seinem Banne gelöst, noch einmal auf die Erde emporgestiegen war, um mit seinem Todtengesicht und seinen vier Reihen leerer Augenhöhlen hinauszustarren in die gefährliche Augustnacht, wo das Fieber des Gewitters in die Sinne der Menschen fährt und der Mond ihr Blut saugt.

Der einsame Wanderer riß sich aus seinen Gedanken und wollte weiter, hielt aber gleich inne, streckte den Kopf vor und horchte. Und der Wald und die Sommernacht standen mit gespitzten Ohren und lauschten. Ein Augenblick, wo nur der Mondschein lautlos im Waldesbunkel spielte, darauf das deutliche Klirren eines Zaums und das Schnauben eines Pferdes . . .

Akesson stand eine Weile erstaunt und bedachte sich. Dann bog er vom Fußsteig ab und ging zwischen den Baumstämmen in der Richtung, von wo der Laut kam. Seine Füße versanken unaufhörlich in Massen dürrer Laubes, das unter ihnen raschelte, dann und wann verhäfelte er sich an den Büschen. Da bewegte sich etwas Blanckes vor ihm auf und nieder, —

der Mondschein fiel auf den Hals eines Pferdes. Es stand dicht vor ihm an einen Baum gebunden.

Er ging näher und sah das Thier an, das ganz still stand und seinerseits den Menschen mit Ueberraschung zu betrachten schien, der hier im Dunkel und in der Einsamkeit ihm Gesellschaft zu leisten kam. Darauf rührte es sich und kam ihm einen Schritt entgegen, und der Mondschein fiel auf eine weiße Blässe in einem braunen Kopf. Aleson trat rasch an das Thier heran und zog die Schabracke unter dem Sattel hervor: — richtig, die Ebelborgschen Initialen.

Er stand nachdenklich, das Pferd stand auch ganz nachdenklich, und so standen sie Beide lange neben einander, der Mensch und das Thier, zwei Wesen, die stumm überlegten, was zu thun sei. Aleson strich dem Thier über den Hals; er war noch ganz schweißig, es mußte eben erst geritten worden sein. Er hatte zuerst Lust, den Weg zurückzugehen, den er gekommen war, und sich um nichts zu kümmern. Aber als er wieder auf dem Fußpfad stand und das Schloß vor sich sah, das wie ausgestorben, ohne Licht in einem einzigen Fenster, dalag, wurde er unschlüssig. Dann zuckte er die Achseln und ging rasch vorwärts, auf das Gebäude zu.

Er kam auf den großen Weg und trat in den Burghof. Vor ihm lag das Hauptgebäude mit seiner hohen Treppe: Alles dunkel. Im Mondschein vor der Thür des rechten Flügels stand eine unbewegliche Gestalt und schien ihn abwartend zu betrachten.

Aleson ging auf sie zu.

„Guten Abend, Inspector.“

„Guten Abend. Ach, Sie sind es, Herr Rechtsanwalt?“

„Ja, ich kam eben mit dem Zug. Direct von Kopenhagen. Ich bringe einige Papiere für Göran mit, die er sofort haben muß.“

„So? Göran ist nicht zu Hause,“ antwortete der Inspector kurz.

„Nicht? Er konnte doch wissen, daß ich noch heute Abend kommen würde.“

„Ja, er entschloß sich auch ganz plötzlich,“ entgegnete der Andere kurz angebunden in Worten und Tonfall, als wollte er es vermeiden, sich in Einzelheiten einzulassen. „Bei Probstens in Skillinge ist heute Gesellschaft.“

„Dumm! da hätte ich ihn ja treffen können und brauchte nicht herzufahren. — Frau Lund ist natürlich auch mit?“

Die Antwort ließ auf sich warten.

„Nein, die Gnädige ist zu Hause. Sie war nicht ganz wohl. Sie hat sich wohl schon hingelegt.“

Seine Stimme klang etwas unsicher, Aleson konnte aber den Ausdruck seines Gesichts im Mondschein nicht unterscheiden. Inspector Borgmann — das mußte er — war ein altes Inventarstück in der Lund'schen Familie, ein erprobter Diener, der vom alten Lund in allen Stücken als Gleichgestellter und Mitglied der Familie behandelt wurde und im Hinblick auf

Görans Unerfahrenheit als Obergewerkschafter über die Bewirthschaftung des großen Gutes gesetzt war. Er war ein unzugänglicher, grobkörniger Mann, der einen uneingeschränkten Respect bei Allen, nicht zum Wenigsten bei Göran genoss, welcher sich seine Zurechtweisungen gefallen ließ, als kämen sie von seinem eigenen Vater.

Sollte er den Zusammenhang wissen, durchfuhr es Åkesson. Seine Haltung und sein Ton waren so wunderbarlich.

„Ja,“ sagte er laut, „ich kann ja wohl, da ich nun einmal hier bin, Ihnen die Papiere abgeben, Inspector, so brauche ich sie nicht mit mir zurück nach Skillinge zu schleppen. Und dann möchte ich auch um einen Wagen zur Heimfahrt bitten.“

„Sollen Sie haben, Herr Rechtsanwalt. Treten Sie so lange ein, nehmen Sie Platz, und machen Sie sich einen Toddy, wenn's Ihnen schmeckt. Der alte Bartelson sitzt schon drinnen.“

Der Inspector ging nach dem Stallgebäude, um anspannen zu lassen, und der Rechtsanwalt in's Haus. Der allmächtige Borgmann, das zweite Ich des alten Lund, wie er genannt wurde, bewohnte zwei ganz ärmlich eingerichtete Zimmer im Seitenflügel. Man merkte gleich, daß man sich bei einem alten Junggesellen und Rimrod befand; Borgmann hatte seine Laufbahn in der Knechtstube begonnen, und er mußte sich noch wie ein einfacher Aufseher einrichten können, um sich wohl zu befinden.

In dem unbequemen Sopha mit schwarzem Wachstuchbezug saß Vater Bartelson und trocknete seinen sich röthenden Schädel mit einem ungeheuren rothen Schnupftuch, das mit dem Portrait Karls XV. bedruckt war. Sein Angesicht hatte fast dieselbe Farbe wie der dunkelrothe Rumtoddy, der auf dem Tisch vor ihm dampfte. In einem Mundwinkel hing ihm eine Holzpfeife, eine sogenannte Trelleborgspfeife zu fünfzig Pfennig das Stück.

Er glupte nach dem Eintretenden mit seinen rothgesprengten runden Augen, legte das Schnupftuch auf den Tisch, nahm die Pfeife in die Hand und sah so feierlich aus, als sei er aus dienstlichen Gründen anwesend und es handle sich um eine schwere Operation an Görans bestem Wagenpferd. Mit demselben feierlichen Schweigen holte er ein Glas und einen Löffel aus einem Schrank und schob Åkesson die Zuckerdose und die Kanne mit dampfendem Wasser hin.

„Ist der Rechtsanwalt heut Abend aus?“ murmelte er ganz im Allgemeinen in die leere Luft — — „Es ist doch nicht in Söreborg, wo heute Ball gegeben wird.“

Åkesson deutete mit ein paar Worten den Zusammenhang an. Vater Bartelson saß und hielt die Augen hartnäckig auf die Tischplatte geheftet.

„Om, ja, ja,“ sagte er geheimnißvoll. „Wo Was ist, da fliegen die Geier.“

Der Inspector kam herein und setzte sich zu den beiden Andern. Er war ein sechzigjähriger Mann mit wetterhartem Gesicht, buschigen Augen-

brauen und schwarzem, stark angegrautem Vollbart; er hatte die Haltung eines Militärs und hörte stramm und wortfarg den Erläuterungen zu, mit denen Aleson ihm seine Papiere übergab.

„Klar,“ sagte er kurz. „Ich werde Alles an Göran ausrichten, sobald er nach Hause kommt.“

Damit zog er eine riesige Taschenuhr hervor, öffnete die doppelte Kapfel und sah nach, was es an der Zeit war.

„Na,“ sagte Aleson, „es dauert wohl noch eine gute Weile. Bei Probstens wird ja bei solchen Gelegenheiten bis an den Morgen gejubelt.“

„Heute kommt Göran früher,“ entgegnete der Inspector. „Er hat ja die Frau zu Hause.“

„Es ist ja möglich,“ pläzte Vater Bartelson aus, „daß Göran auch einen Tanz zu Hause vorhat, eh' er sich zu Bett legt; dabei wird er aber aufspielen.“

Und er machte dem Inspector Augen voll heimlichen Verständnisses und kindlicher Zufriedenheit über sein eigenes Mitdabeisein in diesem spannenden Geheimniß. Borgman verzog keine Miene.

Der Wagen fuhr vor, Aleson stand auf, und die beiden Andern begleiteten ihn. Es war klarster Mondschein, aber noch schwüler.

„Wir bekommen wohl ein Gewitter zur Nacht,“ sagte Aleson „'s wär gut zu Hause zu sein, ehe es losbricht.“

Damit setzte er den Fuß auf das Rad und wollte sich eben hinaufschwingen, als er plötzlich innehielt, losließ, sich umsah und aufhorchte.

Durch die stille Nacht hörte man ein scharfes Wiehern vom Park her. Die drei Männer sahen einander an, ohne ein Wort zu sagen. Auch der Kutscher kehrte sich um.

„Das scheint von Brönneholm zu kommen,“ bemerkte Vater Bartelson.

Noch ein Wiehern. Das Wagenpferd, das unruhig geworden war und die Ohren spitzte, antwortete plötzlich.

„Hör' mal an,“ sagte Vater Bartelson in stiller Wuth. „Der Brönneholmsche und die Söreborgsche wiehern nach einander.“

Borgmann stand unbeweglich und veränderte keine Miene. Aleson sah bloß, daß er eine Bewegung machte mit der Hand, als balle sie sich.

„Vielleicht ist Göran schon weg, wenn der Rechtsanwalt zum Pastorat kommt,“ sagte er, als Aleson im Wagen saß, mit einer Stimme, die er versuchte, rauh zu machen, um ihr Zittern zu verbergen. „Begegnen Sie ihm, so grüßen Sie ihn von mir, und ich und Bartelson säßen hier mit dem, was er wisse . . . Gute Nacht. Fahr zu!“

Mit einem Peitschenknall schwenkte der Wagen in die breite Auffahrtsallee mit ihren hundertjährigen Bäumen und gefalkten Steinen.

Sie hatten grade den Stationsfleck mit seinen vielen neuen Ziegelstein-Häusern hinter sich und fuhren auf dem baumlosen Wege dem letzten Abhang zu, hinter dem das Plattland sich vor ihnen im Mondschein aus-

breitete mit seinen doppelt dunklen Baumgruppen, und hinter dem Plattland das Meer, die Dittsee, über der es fortwährend blühte, — da sahen sie unter sich auf der Landstraße einen Reiter, der in gestrecktem Trab ihnen entgegen kam.

Es war Göran.

Der Kutscher zog heftig die Zügel an, es war nicht leicht, den Wagen auf der Anhöhe zum Stehen zu bringen. Göran war schon vorbei, ehe er das Fuhrwerk und die Insassen erkannte. Er beschrieb einen großen Bogen zurück und hielt dicht neben dem Wagen. Er bog sein Gesicht vor und sah spähend in das Klessons, ohne ein Wort zu sagen.

Der Rechtsanwält theilte ihm mit, daß Borgmann sowohl den Bescheid wie die Papiere hätte.

Göran saß noch immer stumm und schien auf etwas zu warten.

„Was sonst . . .?“ sagte er, als der Andere schwieg, und machte eine Pause. „sonst nichts?“

Klesson sah ihm bedeutungsvoll grade in's Gesicht und legte den ganzen Sinn in den Tonfall.

„Borgmann hat mich, Dir mitzutheilen: er und Bartelson erwarteten Dich, je eher, je lieber, — — mit dem, was Du weißt.“

Göran ging fast hintenüber und zog die Zügel mit einem Ruck an, daß das Pferd stieg. Darauf jauste die Reitpeitsche dem Thier auf den Kopf, und er jagte den Hügel hinauf.

„Fahr zu!“ sagte Klesson zum Kutscher — — — — —

Die ganze lange, hochfenstrige Pastoratsfacade war hell erleuchtet. Fenster und Thüren standen weit offen. Es war Tanzpause, und die Gäste strömten, um sich abzukühlen, in den Garten hinaus, der weiß im Mondschein dalag. Aber es war eben so heiß draußen wie drinnen, und man ging müde und erschöpft auf und ab. Gewimmel, Stimmengewirr, Gelächter, weit hinaus hörbar in der stillen Sommernacht . . .

Darauf wurde wieder zum Tanz aufgespielt, und wie von einem Wasserwirbel eingefogen, glitt die muntere Schaar aus allen Ecken und Winkeln des Gartens zusammen und durch die Thür. Draußen wurde Alles wieder leer und still; und der mondscheinweiße Garten und die stille Nacht standen athemlos und lauschten der leichtfüßigen, rhythmischen Tanzmusik, die herausklang aus der langen hochfenstrigen Pastoratsfacade, aus der Lichtglanz fiel durch alle Thüren und Fenster.

Eine Weile war vergangen, da kam ein Paar aus einem dunklen Seitengang und auf den offenen Platz zwischen den einen rechten Winkel bildenden Mauern des Wohnhauses und des einen Wirthschaftsgebäudes. Im ersteren standen eine Thür und ein Fenster offen, und der Mond schien hell durch beide. Das Paar, das langsam und schweigend um das Grasrondel mit seinen Georginengruppen gegangen war, blieb wie zufällig vor dem offenen

Fenster stehen. Der Mond erhellte das Zimmer mit seiner Einrichtung: ein einfaches Sopha, ein Tisch davor, eine Photographie der Sirtinischen Madonna, Pfeifen über einem Stehpult, ein weißbedecktes Bett in der einen Ecke.

„Hier wohne ich!“ sagte der Pastor und sah Frau Emilie mit einem Blick von unten herauf lächelnd an.

Frau Emilie stand kerzengrade, die Ellenbogen nach außen; nur ihre Finger arbeiteten unruhig, und ihr Gesicht war blaß mit ein paar schlafwandlerisch klaren Augen.

Aus dem Hause klang Musik bis zu ihnen.

„Wissen Sie, was jetzt gespielt wird, Pastor?“ sagte sie, ziemlich heiser.

„Nein.“

„Il baccio.“

„Il baccio?“

„Wissen Sie nicht, was das heißt? Hat Sie das Niemand gelehrt?“

Sie lächelte ihn an, ein abwesendes Lächeln, das in dem weißen, starren Gesicht zur Verzerrung wurde; ihre Finger arbeiteten und arbeiteten; sie sah ihn an mit ihren unnatürlich großen, blanken Pupillen; er fühlte auf einmal ihre Hand in der seinen . . .

Ephraim hielt an sich, aber er zitterte. Da fiel plötzlich ein Schatten über sie Beide. Er fiel weiter, durch die Thür und über die Diele, blieb eine Weile auf der entgegengesetzten Wand stehen wie ein grotesk vergrößerter menschlicher Kopf und war ebenso plötzlich verschwunden. Ephraim und Frau Emilie standen wie versteinert, noch immer Hand in Hand, und starrten in sprachlosem Schrecken einander an. Auf dem Gang im Hause hörte man sich Mörmerschritte entfernen — —

Akesson begleitete Buntzs und Frau Bruce vom Fest heim, es war für ihn nur ein ganz unbedeutender Umweg, wenn er quer über die Felder ging. Es mochte gegen zwei Uhr sein; eine schwache graue Dämmerung kam schon in die Luft, aber im Süden stieg die Wolkenwand unmerklich auf, und es rollte leise und ununterbrochen.

Sie gingen alle vier den kurzen Weg stumm neben einander. Die Einzige, die was sagte, war Emilie; sie benahm sich sogar ganz ausgelassen, aber es war gemacht und fieberisch und erlosch immer gleich wieder. Buntz sah gerade vor sich hin und schritt, ohne ein Wort zu sagen, so rasch, daß die Andern kaum folgen konnten.

Warum hatte er sich eigentlich angegeschlossen, statt gleich nach Hause zu gehen? Akesson vermochte sich darüber nicht Rechenschaft zu geben. Weil er sie so lange wie möglich neben sich fühlen wollte? Oder weil sich ja immer irgend etwas zwischen ihnen auf so einer Promenade ereignen konnte, etwas von den tausend Nichtsen, worin die noch unerklärte Liebe sich zitternd glücklich verräth und worin ihre Süße besteht. Von dem Ehepaar aber wehte es wie eine Unlustempfindung zu ihnen herüber: er

mußte nicht, was es war, oder wie es kam. Empfund sie vielleicht dasselbe? Sie ging so stumm und verschlossen an seiner Seite. Er hatte sie doch anders gesehen, als er am Abend in den Saal trat, wo sie saß, als er, überwältigt von seinen Gefühlen bei ihrem Anblick, nach dem er sich Tage und Nächte gesehnt hatte, auf der Schwelle stehen blieb, die ganze Umgebung vergaß und sie mit Blicken ansah, die ihr Alles sagten. Da hatte auch sie, im selben Moment wie er, so rasch, als hätte sie schon längst instinctiv gefühlt, daß er sich näherte, und gerade in diesem Augenblick mit Gewißheit erwartet, daß er durch die Thür treten würde — da hatte auch sie seinem Blick mit dem ihren begegnet. Und Alles an ihr, ihr Sichvorbeugen, ihr vor Erwartung bleiches Gesicht, ihre großen, angstvollen Augen, hatten ihm gesagt: siehst Du denn nicht, wie ich auf Dich gewartet habe, wie ich mich nach Dir gesehnt habe, wie ich all diese Tage lang um Dich herumgelebt habe mit meinen Gedanken . . .

Das Gartenspörtchen war verschlossen, und Bunth hatte den Schlüssel mitzunehmen vergessen. Sie gingen nach der großen Auffahrt herum, und Åkeffon begleitete sie bis vor's Haus. Man sagte sich gleichgiltig und eilig Gutenacht, und Åkeffon ging in einer unklaren, unruhigen Verstimmung um den Garten herum nach Hause. Als er am Spörtchen vorbeikam, brannte schon Licht, sowohl in Bunths Schlafzimmer wie im Siebelzimmer, und er sah, während er sich einen Augenblick an's Gitter lehnte, undeutliche Schatten sich hinter den herabgelassenen Rollgardinen bewegen. Er stand und grübelte! Was hatten Bunths? Und wie sah es aus in ihrer Seele, die er liebte: Jetzt hätte er blos nöthig gehabt, ein unsichtbarer Zeuge, hinter jenen Vorhängen gegenwärtig zu sein, und alle Räthsel wären auf einmal gelöst! Aber so ging man durch das ganze Leben; immer stand man draußen und sah blos ein groteskes Schattenspiel hinter herabgelassenen Gardinen

Bunth schloß die Schlafzimmertür hinter sich ab und stellte sich vor seine Frau. Sie zuckte zusammen und fiel auf die Knie, aber er wich nur zur Seite, als merkte er es nicht, und fing an, unter den Sachen auf dem Toilettentisch herumzukramen.

„Emilie!“

„Ja,“ antwortete sie, that geschäftig und wollte eilig an ihm vorbei nach dem anderen Ende des Zimmers.

„Bleib hier. Sieh mich an.“

Er stellte sich wieder vor sie hin.

Sie sah mit schiefem Lächeln und einem scheuen Blick, der gleich wieder abglitt, zu ihm auf.

„Was hast Du denn?“ sagte sie, lachte gemacht und wollte an ihm vorbei. Er faßte sie beim Arm und riß sie wieder vor sich zurück.

„Sieh mich an.“

Sie versuchte sich loszuzerren, warf den Kopf auf, setzte die Ellenbogen nach außen und begegnete seinem Blick — im nächsten Augenblick lag sie

mit dem halben Körper über dem Bett, bohrte das Gesicht in die Decke und schütterte in thränenloser Angst.

Sie fühlte, daß er hinter ihr stand.

„Thu mir nichts!“ schrie sie außer sich. „Schlag' mich nicht! Schlag' mich nicht!“

Und da sie es nicht ertrug, länger so dazuliegen und nicht zu wissen, was er vorhatte, sprang sie keuchend wieder auf und mit einem Satz nach der Thür. Als sie sie verschlossen fand, lehrte sie sich um, kauerte sich dicht an ihr nieder und sah ihn an. Er war ihr nachgegangen und stand vor ihr mit einem solchen Blick, daß der Aufschrei ihr im Halse stecken blieb. Sie schluckte und schluckte, und ihre Finger zupften und zupften.

„Also doch! Wie weit seid Ihr gegangen? Gestehet oder . . .“

„Das hast Du ja selbst heut Abend gesehen.“

„Lüge nicht.“

„So wahr ich an Gott glaube . . .“

„Sieh mir in die Augen!“

„Ja, das kann ich.“ Sie stand auf und sah ihm bedeutend ruhiger in sein rothes, drohendes Gesicht.

„Das war Alles,“ sagte sie kalt und kurz.

Er wandte sich weg, ging an den Tisch und setzte sich, den Rücken zu ihr. Sie stand ein Weilchen, setzte sich dann auch, zog ihr Schnupftuch hervor und fing an zu schluchzen.

Bunth sah sich um.

„Warum hast Du mir das gethan?“

„Ich weiß nicht.“

Er stand auf und ging zu ihr.

„Sei ehrlich, sag' mir Alles.“

Frau Emilie wurde beleidigt.

„Was denkst Du von mir?“

„Aber mein Gott, gefällt Dir denn Ephraim?“

Sie zuckte verächtlich die Schultern:

„Als ob ich mir aus dem was mache!“

„Warum warst Du denn so gegen ihn?“

Frau Emilie fing wieder an zu schluchzen.

„Ich weiß nicht, das kommt manchmal so über mich.“

„Wodurch?“

„Ich weiß nicht. Es ist so eigen. Ich muß dann gleichsam . . . Ach, wenn ich nur ein Kind hätte!“

Und Frau Emilie weinte leise und innerlich, stromweis.

Bunth wurde blaß und stand eine Weile rathlos neben ihr. Dann legte er die Hand leise auf ihr Haar.

„Emilie,“ sagte er still.

Sie antwortete nicht, weinte nur und weinte.

Er faßte sie um und fing an, in sie hineinzustüßern. /

Im Giebelzimmer ging es stiller zu. Frau Ester hatte das Gesellschaftskleid mit einem Peignoir vertauscht, ihr Haar aufgelöst und sich an den Tisch gesetzt. Sie hatte das Alles ganz langsam, ganz mechanisch, wie halb im Schlaf gethan. Sie blieb sitzen, mit der Hand unter dem Kinn und starrte vor sich hinaus — lange, lange. Einmal durchfuhr es sie, etwas Frohes, eine Erinnerung, — ihr ganzes Gesicht hellte sich auf in einem Lächeln, und sie sah neugierig erstaunt vor sich hin, als ob es da vor ihr stände, schüttelte dann den Kopf, schüttelte und schüttelte den Kopf, herzlich, schelmisch wie ein Kind, das sich über etwas Schönes freut. Dann glitt ein Schatten über ihr Gesicht, ein tiefer Schatten und wurde immer tiefer und dunkler. Sie athmete schwer und langsam; und mit einer Bewegung von unendlicher Müdigkeit strich sie sich über die Augen. Und das Gesicht, das darauf zum Vorschein kam, mit eingesunkenen Augen und halboffenem Mund, schien auf einmal zehn Jahre älter geworden zu sein.

Aber da war der Grübler am Pförtchen schon längst seines Weges gegangen. Er arbeitete sich gerade über den Hügel seinem Hof zu. Hinter ihm rollte der Donner immer näher und öfter, — das Gewitter zog mit großer Schnelligkeit herauf und schob eine schwarzgraue Nacht vor in den dämmernden Morgen.

XV.

Es war schon später Vormittag, als Åkeßon erwachte. Aber im Zimmer war es fast halbdunkel; und draußen plätscherte es, floß und sang es mit all den tausend Lauten, über die ein anhaltender Landregen verfügt. Als er die Gardine aufzog, sahen seine Augen nichts als einen grauen Regennebel, der das ganze Plattland einhüllte und in dem der Hain mit der Kirche nur undeutlich zu unterscheiden war.

Die Geschäfte hatten sich auf seinem Arbeitstisch während seiner Abwesenheit gehäuft, und es gab viel zu thun. Er setzte sich und schrieb bis tief in den Nachmittag. Als er zu Mittag gegessen hatte, fing es schon an zu dämmern.

Wie er darauf am Fenster stand und die Gedanken, die den ganzen Tag über draußen stehen mußten, nach und nach Einzug in seine Seele hielten, sah er plötzlich ein wunderliches, altfränkisches Fuhrwerk vor seine Treppe rollen. Aus dem riesigen Kasten entpuppte sich mit viel Beschwerver Vater Bartelsson.

Vater Bartelsson legte seine Vorkehrungen gegen den Regen im Wohnzimmer ab, klopfte an, kam herein, schritt — da er nicht auf Damen Rücksicht zu nehmen hatte — gleich zum Speibecken in der Ofenecke und schnäuzte sich, was solchermaßen vor sich ging, daß er erst den rechten Daumknöchel gegen das rechte Nasenloch, dann den linken gegen das linke setzte und beide Male gründlich losdrückte; darauf zog er das Schnupftuch mit Karl XV. hervor und brachte den Vorgang zu einem befriedigenden Abschluß. Endlich

senzte er tief, setzte sich auf das Sopha hinter dem Tisch, beide Hände flach auf den Lenken und die Ellenbogen ausstehend und sah starr und tief sinnig vor sich hin.

„Der Augiasstall ist gereinigt,“ sagte er.

Akesson schwieg abwartend.

„Das heißt: Keinecke selbst kriegten wir nicht zu packen. Schad't nichts; schad't gar nichts. Siehst Du, Rechtsanwalt, es waren Indicien vorhanden, verteuftelte starke Indicien. Wie ich zu Görän sagte und auf das Weib zeigte: *crimen laesae majestatis*.“

„Nun — und sie?“

„Kaus!“

„Beg?“

„Beg. — ‚Wo willst Du hin?‘ fragte Görän. ‚Hier kannst Du nicht bleiben, aber wo willst Du hin?‘ — ‚Nuh,‘ sagte sie, ‚mach' Dich nicht wichtig, Göränchen, das steht Dir gar nicht. Ich helfe mir schon selbst.‘ Und sie zog sich an, das . . . Stück; sie hatte, in Parenthese gesagt, unanständig wenig an, ging selbst in den Stall, sattelte ihr Pferd, sagte ‚Guten Abend, meine Herren, wohl bekommt's!‘ und ritt davon, daß die Funken stoben.“

„Wohin?“

„Nu natürlich zu ihm, ihrem Seladon.“

„Und behielt er sie?“

„Er? Meinst Du, er hat nie vorher schwarzer Peter gespielt! Er ließ die schlechte Karte weitergehen.“

„Zu wem?“

„Zu ihrem Vater.“

„Pfui, Teufel!“

„Hei, sagt der Böse!“ sang Vater Bartelson frei nach Bellmanns Susanne. „Ebelborg ist ein Böser! Uebrigens, weißt Du was, Rechtsanwalt: Wie das Leder, so die Schmiere. Weißt Du noch, Rechtsanwalt, was ich immer über das Weib gesagt habe? Race muß das Weib haben, hab' ich gesagt, sonst taugt sie nichts. Sieh Dir mal Frau Bruce an: Race, reine Race. Aber die . . . Wer war ihr Vater? Ein eingewandter dänischer Pferdehändler und Zuchthauscandidat, oder so was, der hier Geschäfte machte, und den Leuten das Fell über die Ohren und sich ein adliges Femininum — dritter-Klasse-Adel — von ihrem verschuldeten Vater kaufte. Kann da eine ordentliche Nachkommenschaft herauskommen? Stell Dir vor, Rechtsanwalt: ein Füllen von einem jütland'schen Brauerpferd und 'ner alten nervösen Steeple — chafe — Stute! — Du spendirft wohl einen Lobdy, Rechtsanwalt? . . .“

XVI.

Der Abend kam — es regnete. Der Abend ging und die Nacht kam — es regnete. Man löschte das Licht aus und ging zu Bett, der letzte

Laut, den man hörte, ehe man einschlief, war der Regen, der trommelte und rieselte, plätscherte und sang. Aber während die Menschen in ihren Betten einschliefen, lichteteten sich die Wolken, wurde der Regen feiner und feiner, und als die Sonne am nächsten Morgen aufging und das Werk der Nacht beleuchtete, da bekam sie selbst eine Anwandlung der Veränderung, die vorgegangen, und wurde ganz bleich. Denn der Sommer war weggeregnet an einem Tag und einer Nacht, und über der Ebene lag der erste Herbstmorgen.

Am Himmel war nicht eine Wolke zu sehen. Die Luft hatte ihre erste blasse Färbung erhalten. Es war nicht mehr die Kühle des Sommermorgens in ihr, die einen heißen Tag verspricht, sondern eine sanfte, schöne Frische, die den ganzen Tag dauert und am nächsten Morgen wieder beginnt und ganz allmählich immer frischer wird, bis an einem Octobermorgen der Reiffrost an den Bäumen hängt und die Wege gefroren sind. Und auf dem Lande ruhte jene Stille, die über die Natur kommt, wenn sie für dies Jahr ausgerast hat, und über den Menschen, wenn sein Sommer weggeregnet ist und der erste Herbstmorgen anbricht.

Auf den verregneten Feldern, wo die aufgestellten Garben sich kaum wieder zu strecken wagten, obgleich die Sonne schon da war, sah man keine Seele. Im Dorf standen die Hähne vor allen Pforten und krächten, und der Rauch stieg gerade aus den Schornsteinen hinauf in die Luft; aber auch hier war noch kein Mensch draußen. Nur durch die Allee, in der, wie überall, die Wagengeleise voller Wasser standen, kam ein einsamer Mann, bog nach links ab und ging nach der Zuckersiederei. Es war Åkeffon, der mit der Sonne aufgestanden war, da er an diesem schönen Morgen hoffen konnte, Frau Bruce zu ihrer eigenen Stunde zu treffen.

Es war schon den ganzen Weg gegangen und stand vor Buntzs Garten, ohne ihrer ansichtig geworden zu sein. Aber gerade wie er den Arm nach dem Pfortchen ausstreckte, stand sie auf der anderen Seite, mit der Hand auf der Klinke, und wollte gerade öffnen. Er grüßte, sie blieb stehen, und es kam ein kleiner, kleiner Augenblick, während dessen sie Beide einander ansahen, ohne sich von der Verlegenheit der Ueberraschung erholen zu können, die sie empfanden, trotzdem, daß sie Beide auf diesen Augenblick gewartet hatten und wußten, daß er doch einmal kommen müsse.

„Gehen Sie wieder auf Reisen?“ fragte sie in der ersten Unsicherheit.

„Nein,“ antwortete er leise, „diesmal geht meine Reise bloß zu Ihnen.“

Sie ließ die Klinke los, schlug die Augen nieder und stand unbeweglich und stumm.

„Haben Sie es nicht selbst erwartet, daß ich kommen würde?“ fragte er bebend.

Sie schlug die Augen wieder auf und richtete sie ruhig auf ihn.

„Ja,“ sagte sie gerade. „Vielleicht ist es auch das Beste so.“

Damit öffnete sie das Pfortchen, reichte ihm die Hand und zog ihn in den Garten.

„Kommen Sie herein,“ sagte sie, „und lassen Sie uns mit einander reden. Hier stört uns Keiner, denn noch schläft das ganze Haus wenigstens eine halbe Stunde lang. Und es ist am Besten für uns Beide, wenn wir uns aussprechen.“

Sie gingen schweigend den Hauptgang zusammen hinauf. Vor ihnen lag das Haus mit geschlossenen Fenstern und herabgelassenen Gardinen. Frau Bruce bog in einen Seitengang ein. Dort stand hinter der hohen Ligustrumhecke, die sie vor allen Blicken aus dem Hause verbarg, eine grün-angestrichene, geschweifte Lattenbank, die die Sonne schon getrocknet hatte. Auf die setzten sie sich. Regentropfen lagen und drückten noch auf allen Blättern; dann und wann löste sich ein Tropfen und fiel schwer aufschlagend zur Erde. Frau Bruce saß etwas müde und abgESPANNT zurückgelehnt, ihre eine Hand lag flach auf der Bank zwischen ihnen. Er hatte die Hände um's Knie geschlungen und saß gegen sie gekehrt. Es war ganz still um sie herum; nur dann und wann fiel ein Tropfen. Auf ihrem Gesicht lag ein so leidender Ausdruck, daß es ihm in die Seele schnitt.

„Frau Ester . . .“ sagte er leise, „Sie wissen, daß ich Sie lieb habe, daß ich Sie so grenzenlos liebe, wie ich nie Jemand anders geliebt, wie ich nie geglaubt habe, daß man lieben könne.“

Sie legte den Kopf zurück auf's Geländer, und die Hand auf dem Sitz krümmte sich ein wenig.

„Ja, das weiß ich,“ antwortete sie. „Das haben Sie mir manches Mal früher gesagt, ohne daß Sie selbst davon wußten. Das sagten Sie mir am Abend, ehe Sie reisten, und das sagten Sie mir am Abend, als Sie wiederkamen. Das wußte ich schon an dem Abend, als wir bei Ihnen waren und zusammen im Garten auf- und abgingen. Das wußte ich vielleicht schon früher — vielleicht ehe es überhaupt was zu wissen gab.“

Sie machte eine kurze Pause, schien zusammenzuzusinken und blieb müde und unbeweglich liegen.

„Aber es kann nichts daraus werden,“ fügte sie hart hinzu.

Er hatte keinen Muskel bewegt und keine Miene verzogen; aber sein Körper wurde steifer, und sein Gesicht wurde bleich. Er saß in seiner früheren Stellung mit gesenktem Blick und konnte nichts sagen.

„Daß ich Ihnen das anthue,“ fuhr sie fort, „ich weiß nicht, wie ich mir das verzeihen soll, — aber es kann nichts daraus werden.“

Es entstand wieder eine Pause. Ein schwacher Windstoß fuhr leise durch die Bäume, und es raschelte plötzlich in der Stille.

„Sie lieben mich nicht; — ich glaubte es; ich habe mich getrrt,“ sagte er.

Wieder eine Pause; sie lag und sah vor sich hinaus mit großen dunklen Augen. Dann schüttelte sie schwach den Kopf, und ein trauriges Lächeln glitt über ihr Gesicht.

„Ach nein,“ sagte sie innig und fast schelmisch, „so verhält es sich doch nicht.“

Er machte eine plötzliche Bewegung, beugte sich vor und nahm ihre Hand, die auf der Bank ruhte, zwischen seine beiden.

„Ester, Ester!“

Sie ließ ihn die Hand behalten, blieb aber wie vorher liegen und blickte vor sich hin mit einem schmerzlich glücklichen Lächeln.

„Am Abend, als wir bei . . . Dir waren, — am Morgen darauf, als ich mein Fenster aufmachte, da kam mir die Gewißheit zum ersten Mal, daß ich geliebt sei. Und da hatte ich keine anderen Gedanken, kein Wenn und Aber, nur das Eine: daß ich geliebt sei. Alles Andere war vergessen; und ich war so glücklich, wie nie in meinem ganzen Leben. Es war, als hätte ich nie früher gelebt und als sollte mein Leben erst jetzt beginnen.“

Er zog ihre Hand an sich und küßte sie, und sie ließ sie ihm, lag wie vorher und sah vor sich hinaus mit einem Gesicht, in dem ganz allmählich das Lächeln erlosch und die Bewegung verschwand, bis es so weiß und starr ausah wie ein Niobeantlitz in Stein gehauen.

„Aber es hilft doch nichts. Es hilft Alles nichts. Es kann nichts daraus werden.“

Er ließ plötzlich ihre Hand los, die wie ein kranker, verflogener Vogel auf die Bank zurückglitt und dort liegen blieb. Er saß stumm.

„Aber warum? warum?“ sagte er endlich mit heiserer Stimme.

Eine Weile verging; es war so still, als stünde der ganze schöne Herbstmorgen da und warte auf die Antwort.

„Ja, warum?“ antwortete sie — und fügte nach einer Pause hinzu: „Erinnern Sie sich, daß Sie mich einmal fragten, warum ich immer in Schwarz ginge? da antwortete ich nichts darauf; aber jetzt will ich es thun. Man trägt ja Trauer um Andere, nicht bloß um Vater und Mutter, sondern auch um Krethi und Plethi, die uns gar nichts angegangen sind; — warum sollte man da nicht Trauer nach dem tragen, was uns am aller-nächsten gestanden hat, nach unserem eigenen Ich, wenn das Innerste und Feinste in uns gestorben ist, das, was die eigentliche, reine unerlöschliche Lebensquelle war. Ich trage Trauer nach Dem in mir, was mißhandelt und beschmutzt wurde, was nie wieder werden kann, wie es einmal war, und was darum auch todt sein und bleiben soll, wenn es auch nicht todt ist, — was todt sein und bleiben soll, weil ich es will.“

Sie richtete sich elastisch auf, strich sich mit der Hand über die Augen und machte eine entschiedene Bewegung.

„Aber — die Zeit geht,“ sagte sie; „es ist am besten, zum Schluß zu kommen, ehe Jemand uns stört.“

Sie kehrte sich ihm zu:

„Dies Alles sage ich Ihnen so ruhig und umständlich; und Sie müssen es nicht verkehrt auffassen, daß ich das in einem solchen Augenblick kann. Es ist ja nur, was ich mir in all diesen Wochen für mich selbst zurechtgelegt hatte, um danach zu handeln.“

Sie hielt noch einen Augenblick inne, als dächte sie nach, wie sie anfangen sollte; dann fuhr sie fort:

„Sie kennen durch Bunth's die äußeren Umstände meines Lebens, das heißt, was ungefähr alle Menschen kennen und ungleich beurtheilen. Aber was Keiner kennt und was Sie wissen sollen, das ist, was hinter den äußeren Ereignissen liegt, meine innere Geschichte. Sie haben gehört, daß ich verheirathet war und von meinem Manne getrennt lebe, und Sie haben wohl auch sagen hören: ich hätte es zur Scheidung gebracht. Das ist auch Alles richtig. Aber auch Sie haben — und mit mehr Grund als die Anderen — sich wohl gefragt: warum? Und hinter Ihr Warum will ich mein Darum setzen, — vielleicht das einzige Mal in meinem Leben.“

Sie saßen einander zugekehrt, Antlitz gegen Antlitz, ihre Blicke glitten ruhig über die Gegenstände im Garten, während sie sprach, und er saß mit gesenktem Kopf und hörte.

„Es ist wohl nicht wahrscheinlich,“ fing sie wieder an, „aber es thut auch nichts, daß Sie meinen Mann nicht gekannt haben . . .“

„Ich kenne ihn,“ fiel er leise ein, ohne aufzusehen; „jetzt . . . in Kopenhagen —“ fügte er hinzu, da er ihren fragenden Blick auf sich gerichtet fühlte.

Sie saß ganz stumm und antwortete nichts; und als er ausblickte und sie ansah, gewahrte er, daß sie verwundert nachdenklich in den Morgen hinausstarrte. Es übermannte ihn, und er faßte heftig ihre Hand.

„Und ich habe Sie nie so geliebt und uns einander nie so nahe gefühlt, wie gerade darauf.“ Seine Stimme zitterte.

Sie ließ ihre Hand eine Weile zwischen seinen; darauf zog sie sie sacht zurück und fuhr in ihrem abgebrochenen Bekenntniß fort, ruhig, wie sie angefangen hatte.

„Dann müssen Sie sich wundern, wie ich ihn nehmen konnte. Und das werden Sie wohl für alle Fälle thun, wenn Sie meine Geschichte gehört haben. Denn, werden Sie sagen, wie kann es möglich sein, daß das, was man nachher so unbezwinglich stark fühlt, nicht gleich Anfangs von Einem wenigstens in einer dunklen Vorahnung empfunden worden ist? Ach, wissen Sie, wir sind als junge Mädchen nicht so, wie die Männer sich uns vorstellen. Ihr könnt es nicht begreifen, und Ihr glaubt es nicht, aber es ist doch so: das Allermeiste in uns schlummert, und bis es geweckt wird, leben wir im Halbschlaf und handeln blind. Wir sind ja zu wohl-erzogen, um uns ganz auf unseren Instinct zu verlassen; aber wir sind auch zu wohl-erzogen, um wirklich Bescheid zu wissen. Das ist eben die Sache: wir wagen nicht, auf eigenen Füßen zu stehen, weder im Handeln, noch im Verstehen.“

„Ich will nicht von all den Eigenschaften an ihm reden, die sozusagen nach außen hingen und allein dem jungen Mädchen in die Augen fielen und auf die ich hineinsiel. Das ist nicht so wichtig und thut nichts zur

Sache; so was geschieht alle Tage, und Neun von Zehn unter uns erleben es. Ich will auch nicht all die andern Eigenschaften aufzählen, die später, als wir zusammengekommen waren und ich ihm nun ein- für allemal gehörte, die ersteren verdrängten und die einzigen wurden, die ich nunmehr sehen konnte. Denn — auch das thut nicht so viel zur Sache. Ja, ja. Das ist es eben. Es war nicht all das Einzelne in seinem Charakter, seine Rohheit und das Andere, was Jedes einzeln und Alles zusammen mich zur Empörung gegen ihn trieb; — wäre er der Mann gewesen, den ich liebte, so hätte ich, und das thun alle rechten Frauen — es Alles mit in meine Liebe aufgenommen. Sondern das war es, das war der erste und geheime Grund, der von Anfang an da lag und unsichtbar wuchs, bis er eines Tages sichtbar in meinem Bewußtsein da stand, und ich wußte, wußte, was ich bisher nur empfunden hatte: er, als Mann, war mir zuwider. Der Mann, der er war, den hatte ich nicht bloß nie im Leben geliebt, sondern ich fühlte von diesem Augenblick an auch Antipathie gegen ihn.

„All das Viele, was dann kam, all die Demüthigungen, Widrigkeiten und Mißverständnisse, — darüber wollen wir hinweggehen. Ich habe einmal in einem Buch gelesen, daß es Thiergattungen giebt, die's nicht in der Nähe von einander aushalten können, sondern zu Grunde gehen. Wenn man sie in einem zoologischen Garten in einen Raum sperrt, schwinden sie hin und sterben. Was kann das sein? Was war es mit mir? Denn wie diesen Thieren ging es mir. — Da nahm ich mich eines Tages zusammen und sagte meinem Mann Alles, Alles, gerade heraus, ganz ehrlich. Er fühlte sich erst gekränkt, dann lachte er; aber die Kränkung ging doch am tiefsten, die Kränkung seiner Eitelkeit als Mann. Und es wurde nun sein Genuß und seine Rache, zu zeigen, daß er der Mann sei, dem es nicht einfallen konnte, Rücksicht auf meine lächerlichen Grillen zu nehmen und auf seine heiligen Rechte zu verzichten.

„Aber als ich sah, daß er es auf den Kampf ankommen ließ und daß mit Gutem nichts auszurichten war, und daß es sich für mich darum handelte: frei zu werden oder unterzugehen, — da wußte ich, was ich zu thun hatte. Wenn auch die ganze Welt Nein sagen sollte zu meinem Anspruch und meinem Kampf, so sagte ich doch Ja dazu, — mein eigenes Ja! und diesem Ja dessen, was in mir gekränkt und was in mir lebenskräftig war, hielt nichts die Waage. Und ich nahm den Streit auf und kämpfte mit denselben Waffen wie er, und ich setzte meinen Willen endlich durch und wurde von ihm frei.

„Endlich — ja, endlich! aber als dies Endlich da war, war ich nicht mehr dieselbe. Aus so viel Enttäuschung, so viel Niedrigkeit, einem so herabwürdigenden Kampf, aus fünf Jahren eines solchen Lebens geht kein Weib ungeschädigt hervor. Auch ich nicht. Es giebt Frauen, die ihre Sache zur Sache Aller machen, den Kampf verallgemeinern und ihn so fortsetzen. Andere werden geknickt. Ich that nicht das Eine und wurde

nicht das Andere. Ich rettete mein Selbst zu mir heraus; und ich hatte gerade noch so viel Ueberbleibsel übrig, daß ich wußte, damit konnte ich mir noch ein Leben aufbauen, — wenn nur keine zu großen Forderungen daran erhoben würden; denn dazu reicht, was mir übrig blieb, nicht mehr hin. Und ich richtete mich darnach ein. Ich reiste viel. Ich genoß die Welt auf meine Weise, und ich hatte mein Kind. Und die Jahre gingen, und ich war recht glücklich auf meine Weise, — ich war ja zufrieden mit mir selbst. Liebe suchte ich weder, noch fand ich sie; ich dachte nicht daran und hielt es für eine selbstverständliche Sache, daß es damit vorbei sei und grämte mich nicht darüber.

„Da kam ich hierher . . .“

Sie athmete schwer und ließ sich wieder an die Lehne zurücksinken.

„Und ich lernte Sie kennen. Und als ich sah, daß ich geliebt war und etwas in mir selber erwachen fühlte, das ich niemals früher gekannt, — denn so hatte ich nicht für ihn gefühlt als junges Mädchen — da schlug es in mir auf: hast Du Dich doch vielleicht geirrt, hast Du doch vielleicht die Grenzen Deines Lebens nicht zu eng abgesteckt, hast Du nicht doch vielleicht noch genug von dem in Dir, woraus das Höchste im Leben sich erbauen läßt! Und es antwortete Ja und Ja und Ja in meiner Seele. Und ich ließ mich verleiten, zu willig zu glauben, denn der Glaube war doch so schön. Aber es dauerte nur einen Morgen lang, dann war es vorbei. Es war vorbei im selben Augenblick, als ich wieder klar in mich selbst sah. Ich hielt Abrechnung mit mir selbst, wohl zum letzten Mal in meinem Leben. Und als ich damit zu Ende war, wußte ich, wie ich zu handeln hatte. Und ich handelte danach in meinem Benehmen gegen Sie, bei jeder Gelegenheit, bis auf den heutigen Tag . . .“

„Sehen Sie, das Recht, das ich mir einmal nahm, das ist meines Lebens Stolz, und darauf lebe ich. Aber wie ich damals ehrlich gegen mich selbst war, wo es sich um mich und mein Glück handelte, so möchte ich es auch jetzt sein, wo es sich wieder darum handelt. Wie ich mir damals meine Selbstachtung bewahrte durch Nehmen, so möchte ich sie mir jetzt bewahren durch Entfagen. Dies soll der zweite große Stolz meines Lebens werden, und wenn ich auch daran verbluten sollte . . . und das wäre doch zuviel geopfert für einen gleichgiltigen Mann; und das ist doch nur allzuwenig zu geben für den, dem man nie genug geben möchte . . .“

Er konnte nicht länger und warf sich an sie:

„Und meine Liebe, könnte die nicht ausreichen für uns Beide?“

Sie blieb blaß und unbeweglich zurückgelehnt. Dann strich sie ihm langsam und innig über die Hand, Mal auf Mal, Mal auf Mal, ganz langsam.

„Du, Du,“ sagte sie mit unendlicher Zärtlichkeit und schüttelte fast schelmisch den Kopf gegen ihn wie gegen ein Kind, das seine Leichtgläubigkeit verrathen hat, „man glaubt sich so stark, wenn man so jung ist: aber

die Jahre kommen und gehen, und eines Tages sieht man doch ein, daß die Jahre über Alles Macht haben. Und das ist es ja eben, was ich nie mit ansehen könnte: daß der Borrath nicht zureichte. Denn da würde ich zu mir selbst sagen: Du warst es, die zu wenig zu geben hatte.“

Sie schwieg, und es kam eine kleine Pause. Sie zog ihre Hand aus der seinen, und es glitt wie ein Schatten über sein Gesicht.

„Und wenn wir nun einmal,“ sagte er schwer und bitter, „nach Jahren uns wieder begegnen, Beide einsam, und das Leben für uns Beide vorbei ist, — haben wir es dann besser gehabt?“

Sie lag eine Weile und schien nachzudenken, und der Schatten von seinem Gesicht fiel auch auf das ihre. Dann stand sie auf, stellte sich vor ihn und sagte lächelnd, während ihre Augen roth wurden von aufsteigenden Thränen:

„Du bleibst doch nicht allein.“

Er wollte antworten, — im selben Augenblick wurde eine Jalousie geräuschvoll im Hause aufgezogen.

Sie fuhr zusammen, stand eine Weile, kehrte sich rasch um, blickte hinaus und nahm gewissermaßen Abschied von der Landschaft. Dann wandte sie sich ihm wieder zu, beugte sich zu ihm herab und sagte mit einer Stimme, die halb erstickt war von Thränen:

„Das wünsche ich Dir ja eben.“ —

Sie küßte ihn rasch einige Male auf die Stirn.

„Und nun hab' Dank für das, was Du mir gabst. Es ist das Beste in meinem Leben. Und vergieb mir. Und leb wohl.“

Sie ging rasch und ohne sich umzusehen den Gang entlang und war verschwunden, ehe er sich besinnen konnte.

XVII.

Frau Bruce reiste am andern Tag mit dem Morgenzug. Bunth's und der Rechtsanwalt waren auf der Station, sie zu begleiten und ihr Lebewohl zu sagen.

Es läutete. Sie küßte Frau Emilie, reichte Bunth die Hand und wandte sich zu Alesson. Ein kleiner Augenblick, Aug' in Aug', Hand in Hand, — dann war sie drinnen, und der Schaffner schlug die Thür hinter ihr zu. Der Stationsinspector gab das Signal, die Locomotive piff, und der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

Drinnen, hinter dem Fenster, saß Frau Bruce, den Kopf ihrer Tochter an dem ihren. Sie nickte lächelnd Emilie und Bunth zu, bog den Kopf zurück und hing an dem Dritten mit einem langen, langen Blick — und zog dann rasch die Gardine vor.

Sie saß auf der Sonnenseite, und auch dieser bleiche Herbstsonnenschein war ihr zu stark.



Friedrich Smetana.

Eine biographische Skizze.

Von

Friedrich Hlaváček.

— Prag. —

Haft zur selben Zeit, als der kluge Edoardo Sonzogno aus Mailand auszog, um mit der Partitur des „Amico Fritz“, Mascagnis zweiter Oper, den Ruhm des glücklichen Italieners von Neuem in der Welt jenseits der Alpen zu verkünden, erschien auch eine andere zweite Oper auf dem Horizont! Doch welch ein Unterschied in der Componisten Schicksalen! Welche Verschiedenheit in den Geschicken ihrer Opern! Auf der „Internationalen Theater- und Musikausstellung zu Wien 1892“ erschien vor einem deutschen Publicum zum ersten Male die zweite Oper des böhmischen Componisten Friedrich Smetana „Die verkaufte Braut“. Und während man Mascagnis Ankunft mit seiner noch nicht getrockneten Partitur des „Amico Fritz“ ungeduldig entgegen sah, fand Smetanas Premiere zu einer Zeit statt, da der unglückliche Componist bereits den zehnten Frühling in der Erde lag! Und darin liegt eben der tragische Unterschied in den Geschicken der beiden Musiker: Smetana schied von dieser Welt, sechszig Jahre alt geworden, ohne daß außer seinen Landsleuten die übrige Kunstwelt recht Notiz von ihm genommen hätte, und hier empfängt die Welt den fünfundzwanzigjährigen schönen Pietro mit geradezu italienischem Enthusiasmus! Nicht Neid gegen den Glücklichen, nicht Vorwurf für die begeisterten Mascagni-Berehrer dictirt diese Zeilen: doch Bewunderung soll gefordert werden für das Schaffen Friedrich Smetanas, und fürwahr, diese Forderung tritt nicht ohne innere Berechtigung vor die Welt!

Friedrich Smetanas Dasein und Schaffen ist die seltene Leidensgeschichte eines Künstlers, der mit flammender Begeisterung seiner Kunst diene in dem selbstlosen Bewußtsein, daß er nur in dieser Kunst seine Belohnung und Anerkennung finden wird. Sein Leben ist voll von Mühsal und Unbill; wie Wellen einer hochwogenden See sehen wir Hindernisse und Schicksalsschläge aller Art an ihn hinanschlagen, und wie ein Fels steht er da unbeweglich und trotzend dem schrecklichen Gewitter!

In der That, die moderne Kunstgeschichte hat nur wenige Erscheinungen anzuführen, die mit Allem, was an und mit ihnen ist, so abnormal sich geben wie Smetana. Es hat wohl Kenner der Verhältnisse gar nicht überrascht, daß im Juni 1892, als Director Schubert mit seinem böhmischen Nationaltheater in Wien erschien und zwei Werke Smetanas vorführte, von allen Seiten die Vermunderung laut wurde, „wie es denn eigentlich möglich sei, daß man ein solches Genie nie gekannt hat!“ Denn auch für Oesterreich ist Smetana erst im Juni 1892 in Wien entdeckt worden, auch in Wien hat man von seinem Schaffen und seiner Bedeutung keine Idee gehabt, und man kommt früher in Prag an, als bei Herrn Sonzogno. Aber — das sind die Verhältnisse. Und unter diesen Verhältnissen hat ein Mann gelitten und gerungen, diesen Verhältnissen mußte ein Mann der Kunst weichen, der für sie mit den schönsten Waffen kämpfte. Als man Smetana 1883 begrub, wußten nur wenige Leute außerhalb der böhmischen Hauptstadt, wer hier gestorben, und für die Welt sank eine „böhmische Localgröße“ in die Gruft.

Jetzt, da das verschleierte Bild durch einen kühnen Riß der Fürstin Metternich der Welt gezeigt wurde, jetzt, wo Smetanas Opernpremièren von allen Seiten gemeldet werden, liest und hört man allseits das alte „wie ist es denn möglich“, daß man von diesem Manne nichts gewußt! Und — man verzeihe schon den Rückfall auf den glücklichen Mascagni — überragt seine Kunst wirklich so weit die des böhmischen Componisten, daß man sie noch warm zu uns herüberführte? Gewiß nicht. Die alte Leier: Mode, Verhältnisse.

Und das macht ja die große Erscheinung Smetanas in der Geschichte der Kunst aus, daß er wie ein wahrer Held ausharrte auf seinem Posten ohne Rücksicht auf Mode und Verhältnisse. Für ihn waren eben nur die Fragen und Forderungen seiner Kunst maßgebend, und er ließ diese auch dann nicht außer Betracht, als er sah, daß sein Weg nicht zur Anerkennung der großen Welt führt, daß er bescheiden und unerkannt wirken müsse, sich mit dem Jubel und Dank seiner Landsleute zufrieden gebend.

Nun, da sein Name hell und weithin vernehmbar in der Kunstwelt klingt, wo man aufgehört hat oder doch bald aufhören wird, den Namen des böhmischen Componisten in der „vervollständigten, neuen Auflage der Speciallexika aufzusuchen, wird natürlich die Anerkennung Smetanas immer allgemeiner. Zehn Jahre ist Smetana bereits todt, seine zu Hause

populär, in der Fremde beliebt gewordene zweite Oper „Die verkaufte Braut“ ist heute bereits 28 Jahre alt, aber als ob sie die Jahre gut verwahrt gewesen wäre für die Kunstwelt, sie hüpfet und springt mit jugendlichem Feuer, zündende Funken überallhin sprühend, wo sie erscheint. Man war eben auch in Deutschland nicht gewöhnt, seit Görzinger, Weber, Boieldieu eine musikalisch vornehme Spieloper zu hören. Und merkwürdig, „Die verkaufte Braut“ hat Jedem etwas gebracht und Alle befriedigt. Der Wagnerianer kann keine Einwendung erheben, der Melodienliebhaber ist über und über glücklich, und auch Anhänger und Freunde des gesunden, künstlerischen Realismus klatschen Beifall. Nicht als ob Smetana als das langersehnte musikalische Universalgenie gepriesen werden sollte, das die Vereinigung und vollendete Versöhnung aller verschiedenen musikalischen Richtungen durchgeführt hätte. Smetana hat in seinem hohen Kunstverständnis alle diese Richtungen klar und gerecht abgeschätzt und in sich aufgenommen. Auf seine Invention jedoch hatte dies keinen Einfluß, nur auf die Wiedergabe seiner Gedanken war es von Wirkung, denn er blieb trotz aller Einflüsse doch sein eigener Herr, das geben alle „Anklänge“-Forscher und „Ähnlichkeitsjäger“ zu. Es ist dies der Zauber Smetanas auch außerhalb seiner Heimat, deren Wesen doch die Urquelle seiner Gedanken ist, daß er böhmisch nationale Musik in moderne und hohe Formen zu kleiden wußte; dabei immer originell blieb, ganz er selbst, ganz Smetana. Und so ist seine „verkaufte Braut“ eine komische nationale Oper geworden, die in Handlung und Musik immer treu im Rahmen einer dramatischen Schilderung böhmischen Dorflebens bleibt, ohne daß die realistische Seite in den Verismus einer „Mala vita“ oder „Santa Lucia“ umschlägt: in diesem echt künstlerischen Maßhalten zeigt Smetana, daß es nicht nothwendig ist, roh und banal zu werden, wenn man das „gewöhnliche“ Volk schildern will in der Musik, und die meisten Opern Smetanas spielen im Dorfe so wie „Pagliacci“, wenn er sich auch nicht der Tragik zugewendet hat wie Mascagni und Leoncavallo.

Das große Publicum kennt heute bloß die „Verkaufte“, die, wie gesagt, Jubel erweckte, wo sie erschien. Und doch ist natürlich Smetanas Schaffen und Bedeutung hierin nicht erschöpft, und der Meister hat bei ihrer Composition nicht einmal so ernste Pläne gehabt. „Die verkaufte Braut“ ist eigentlich eine bloße Spielerei. „Ich componirte sie nicht aus Ehrgeiz, sondern eigentlich aus Troß, weil man mir nach meiner ersten Oper „Die Brandenburger in Böhmen“ vorgeworfen hat, ich sei ein Wagnerianer und würde in leichtem, nationalem Styl gar nichts treffen! Da lief ich zu Sabina (dem Librettisten der „verkauften Braut“) und bat ihn, er solle mir ein Textbuch geben, und componirte die „Verkaufte“ nach meinem damaligen Dafürhalten so, daß sich selbst Offenbach nicht mit ihr messen konnte!“ sagte Smetana, als man ihn nach der hundertsten Aufführung der „Verkauften Braut“ (Mai 1882) feierte. Eine Spielerei nach Offenbach! Dieses Para-

boron findet eben in jenen „Verhältnissen“ seine Erklärung. Smetana hat sich als denkender und fühlender Musiker sofort zu den Wagnerischen Reformprincipien bekant, als der Kampf um sie entfacht wurde, und wenn er auch in jenen ersten Werken die geschlossenen Nummern aufnahm, so ver-rathen doch gleich Charakterisirung, Declamation und Orchester richtiges Ver-ständniß und beifällige Auffassung Bayreuther Theorien. Die böhmischen Opern, soweit von solchen vor Smetana mit Recht gesprochen werden darf, bewegten sich natürlich damals in den bis zum Ueberdruße auszgetretenen Pfaden der italienischen, französischen und deutschen Opernschule, und jede Neuerung wurde von beschränkten „Kritikern“ und „Fort-schrittsfreunden“ perhorrescirt. So auch natürlich der Wagnerianismus, der bei einem böhmischen Componisten, welcher noch dazu Capellmeister des einzigen böhmischen Theaters war, doppelt verbrecherisch gefunden wurde. Diesen feindlichen Bestrebungen zu trozen, componirte Smetana etwas „Leichtes“.

Es ist daher Smetanas größtes und ernstestes Werk nicht, das dem deutschen Publicum allseitig jetzt geboten wird. Smetana schrieb im Ganzen acht Opern. Seine Erstlingsoper „Die Brandenburger in Böhmen“, die wohl schon großes Talent verräth, doch auf dauernde Wirkung außerhalb Böhmens nicht rechnen kann, componirte Smetana 1863. In den ungemein bescheidenen böhmischen Theaterverhältnissen bedeutete nichtsdestoweniger ihr Erscheinen eine Thatfache von hervorragender Bedeutung, die noch wuchs, als man bald heraus hatte, daß nebst einem formgewandten, geschmackvollen Componisten ein Musiker in Smetana steckte, der berufen schien, die böhmische, eigentlich böhmisch-nationale Oper zu begründen. Der Jubel, der den Aufführungen dieser ersten Oper folgte und der auch (1866) den Vorstellungen der „Verkauften Braut“ treu blieb, bestärkte das kunstsinrige Publicum in der Ueberzeugung, daß trotz allen Anfeindungen kleinlicher Mäkler ein seltenes Genie in Smetana der böhmischen Musik erschienen sei. Als jedoch 1868 Smetana seine erste romanische Oper „Dalibor“ aufführen ließ, wo bereits das Böhmischnationale in bestimmten und bewußten musikalischen Formen erschien, die dem genauen, begeisterten und wohlverstandenen Studium des Bayreuther Meisters ihre Existenz verdankten, waren Smetanas Feinde nicht mehr zu halten; die Größe des Werkes und der Reformarbeit Smetanas, die ihnen aus diesem Werke des Meisters entgegenwehte, entfachte ihren Neid und ihre Wuth von Neuem, und rücksichtslos zogen sie gegen den armen, bescheidenen, zu keinem Kampfe gewillten und fähigen Mann los; die nationale Kunst sei von ihm verlassen worden, er wolle die böhmische Musik germanisiren und Alles dem bösen Geist Richard Wagner hinwerfen.

Neben dem völligen Todtschweigen und der absoluten Nichtbeachtung seiner Arbeiten seitens der nichtböhmischen Kreise, das ihn als Künstler schwer fränkte und plagte, bleibt dieser häßliche Kampf niedriger und unfähiger Elemente eine der bittersten Erfahrungen in Smetanas Leben. Er, der in

seiner unendlich aufrichtigen, herzlichen und gutmüthigen Weise Jedermann wohlwollend, freundschaftlich und dienend entgegentrat, er hatte plötzlich viele Feinde, die zu besiegen ihm nicht gegeben war. Seine ideale Natur konnte zu keinen schlechten Waffen greifen, nur die Kunst allein konnte ihm helfen. Sie half, aber — spät.

In diese Zeit fällt Smetanas größtes Unglück. Von jeher keine besonders starke Natur, war Smetanas Gesundheit von den endlosen Aufregungen, denen er auch nach der Aufführung seiner vierten Oper „Die zwei Wittwen“ ausgesetzt war, hart mitgenommen worden, und am 21. October 1874 ereilte Smetana das größte Unglück, das einen Musiker wohl treffen konnte: an diesem Tage wurde der Unglückliche taub!

Wer vermag den Schmerz zu schildern, wer kann nur annähernd den Verlust, den der Meister da erlitten, in Worte kleiden — nur er selbst hat es getroffen, und zwar in seiner Sprache, in der er alle seine Gefühle, Wünsche und Gedanken am klarsten auszudrücken gewohnt war: in der Musik. In seinem 1876 componirten Streichquartett, dem er den Titel gab „Aus meinem Leben“ und das bereits in zahlreichen deutschen Concertsälen aufgeführt wurde, erzählt uns Smetana seine Leidensgeschichte selbst am wahrsten und ergreifendsten. Jeder, der dieses wunderbare Stück gehört, würde ein „Nacherzählen und Nachschildern“ als thöricht belächeln, und es ist ja auch gar nicht nöthig, zu sagen, was der Verlust des Gehörs für einen Musiker bedeutet. Für Smetana war überdies der Verlust des Gehörs doppelt verhängnißvoll, da er nur ein Symptom des großen Nervenleidens war, das Smetana zu jahrelangem schweren Leiden verurtheilte.

Als Smetana taub wurde, waren drei seiner Opern bereits aufgeführt, „Die Brandenburger in Böhmen“, „Die verkaufte Braut“, „Zwei Wittwen“, und eine bereits fertig gestellt. Das war „Libuška“, eine Festoper, die Smetana als Weihegeschenk für die Eröffnung des neuerbauten großen böhmischen Nationaltheaters vorbereitet hatte und welche 1881 bei diesem Anlasse auch zum ersten Male aufgeführt wurde. In diesem Werke präsentirt sich Smetana bereits als souveräner Beherrscher des musikdramatischen Stils nach Richard Wagners Wünschen. Keine „Spielerei“ mehr, tiefster Ernst. Smetana huldigte diesen Wagnerischen Principien auch bei seinen späteren Werken, sie auf dem Gebiete der komischen Oper speciell in seiner Oper „Ein Geheimniß“ auf's Peinlichste durchführend.

Die Katastrophe, die Smetana durch seine Ohrenkrankheit ereilt, hat ihn selbstverständlich auch psychisch sehr gedrückt. Aber sein starker Geist nahm den Kampf auf, und er arbeitete weiter, mit Empfindungen, die wahrlich nicht darnach waren, um einen ohnedies schwächlichen Menschen zu neuen Großthaten anzueifern: „Mir ist stets,“ schreibt er an einen Freund, „als stünde ich unter einem Wasserfall, ein wildes Rauschen und Stürmen erfüllt meinen Kopf bei Tag und Nacht, unaufhörlich. Ich höre gar nichts, nicht einmal meine Stimme, und mein Clavierpiel höre ich nur ideell.

Einen Zweiten spielen zu hören, selbst auch ein Orchester, ist für mich eine Unmöglichkeit. Meine Collegen, in ihrem gesunden und glücklichen Leben, kennen dies nicht und ahnen nicht den Kampf gegen das böse Schicksal bei der Arbeit!“ Doch Friedrich Smetana beugt sich diesen Hammerschlägen der Natur nicht, und kurz nachdem er den Schrecken über die eingetretene Katastrophe verwunden, finden wir ihn wieder mit ganzer Anspannung geistiger Kräfte, die fortan die Arbeit forderte, an seinem Schreibtische.

Und merkwürdig: der Zeit seiner Taubheit verdanken wir seine reifsten Werke, die nicht bloß die einfache Begabung und Talentfülle eines guten Componisten erfordern. Und es ist eigenthümlich, daß Smetana in diesem Zustand ein Werk geschaffen, das nur entstehen konnte aus geradezu fiebrhafter dauernder idealer Begeisterung: den *Cyclus symphonischer Dichtungen „Mein Vaterland“*. Unter diesem Gesamttitel schildert er in fünf Nummern theils landschaftliche Schönheiten, theils markante Geschehnisse aus der Geschichte seines Vaterlands.

Trotzdem außerhalb der örtlichen Grenzen der Handlung dieser in Piktischem Geiste gehaltenen symphonischen Dichtungen vielfach das richtige und nöthige Verständniß fehlen muß, errangen diese Compositionen ob ihrer faszinirenden, absolut musikalischen Schönheit überall größten Erfolg und drängten auch Fernstehenden die Ueberzeugung auf, nur ein großer Geist könne hier gewaltet haben.

Auch die volksthümliche Oper „Der Ruf“ schrieb bereits der taube Smetana, und doch gilt diese Oper mit Recht als Muster einer Volksoper, wogegen man „Das Geheimniß“ von vielen Seiten als Smetanas bestes Werk ansieht, welches nur unter großen Mängeln des Textes leidet. Doch Smetana war es ja in erster Reihe darum zu thun, sein Werk fortzusetzen, das heißt die böhmische nationale Musik in moderne Formen zu kleiden, resp. mit seinem Genie und eminenten Kunst darzuthun, daß das nationale Motiv der modernen Opernform in keiner Weise schadet, im Gegentheil, daß letztere sich belebt und erfrischt, ohne am musikalisch Schönen Einbuße zu erleiden.

Auch Smetanas letzte Oper „Die Teufelsmauer“ zeigt dieses Bestreben, wenn auch nicht geleugnet werden kann, daß die Composition dieser Oper mehr als ein Wagniß war. Smetana war bereits, als ihm das böhmische Volk gelegentlich der 100. Aufführung seiner „Verkauften Braut“ begeisterte Ovationen darbrachte, im Mai 1881, nicht mehr geistig ganz gesund. Das durch Smetanas unaufhörliche Arbeit mehr und mehr gereizte Nervensystem rächte sich bitter. Smetana aber componirte ruhig weiter, ohne Rücksicht auf seine Gesundheit, bis er — mit einer neuen Oper „Viola“ beschäftigt — denn doch die Feder aus der Hand legen mußte. Gegen Ende 1883 versagten die Gehirnrorgane die richtige Function, der unglückliche Componist litt an Hallucinationen und Wahnanfällen, bis er im April 1884 in's Irrenhaus in Prag gebracht wurde.

Smetana im Irrenhaus! Der hohe Geist zerstört! Damit hat das Schicksal sein vernichtendes Werk an Smetana gekrönt und beendet, daß es ihm nach Glück und Gehör auch noch den Verstand raubte! Der unglückliche Componist erholte sich von diesen Schicksalsschlägen nicht mehr, und am 12. Mai 1884 kam aus der Kanzlei des Irrenhauses die schreckliche Kunde vom Tode des genialen Componisten.

Den Rang, der Smetana unter den zeitgenössischen Componisten gebührt, wird ihm die Musikgeschichte gewiß gern einräumen, den Platz, zu dem er zeitlebens nicht gelangen konnte. Er wird gewiß ein hervorragender sein.

Die allgemeine Musikgeschichte kann jedoch kaum die Bedeutung Friedrich Smetanas herausfühlen, die er und seine Werke für die Entwicklung der nationalen Musikkunst in Böhmen haben, und wenn er heute thatächlich als Schöpfer der nationalen Musik in Böhmen hochgeschätzt und gefeiert wird, so geschieht damit nicht mehr als die volle Gerechtigkeit und Wahrheit. Als Smetana kam, fand er, der Schöpfer, in der Musik ein völliges Chaos. Erst er brachte Licht und Leben in die Kunst, und seine Schöpfungen bleiben für immer die Grundpfeiler für das prächtige Gebäude böhmischer Musik. Sein Wirken, den fruchtbaren Boden zu bearbeiten, den er in dem eminent musikalischen böhmischen Volke vorfand, war das einzige Glück seines Lebens und fand Segen. Denn schon zu Lebzeiten fand er Schüler, die, glücklicher als er, bald die Grenzen ihres Vaterlandes mit ihrer Kunst überschritten und als Kinder einer besseren Zeit rascher als ihr bescheidener Lehrer bekannt, ja berühmt wurden: unter ihnen obenan steht — Anton Dvořák.

Smetanas Bedeutung wird heute allseitig anerkannt, und selbst in Deutschland fanden sich stets Männer, die auch thätig waren für seine Kunst: selbstverständlich ist es beinahe, daß Bizet, der scharfsinnige Beurtheiler wirklicher Talente, in Smetana, der sein Schüler war, bald das Genie erkannte und ihm einen Rath gab in einem Briefe, den Smetana thatächlich als sein Lebens- und Schaffensziel aufnahm: „Die Hauptaufgabe des Künstlers,“ schrieb er ihm, „zu jeder Zeit ist das Beharren in seiner inneren Ueberzeugung des Guten und des Besten und die consequente Ausbildung und Durchführung derselben.“ Smetanas ganzes Leben bedeutet das Beharren in Ueberzeugungen und die consequente Durchführung derselben um jeden Preis, auch um den seines Glückes und Lebens. Heute ist natürlich eine Propaganda für Smetana nicht mehr nöthig, wie sie thatächlich Jahre lang von Ludwig Hartmann und dem Hamburger Capellmeister und Musikschriftsteller Dr. W. Kiendl in Schrift und That betrieben wurde, leider vergebens. Denn Smetana mußte den bitteren Kelch bis an die Reige leeren, man wollte ihn nicht, — er war ja ein „Czeche“! Und wäre der Erfolg in Wien 1892 nicht ein so kolossaler gewesen, Smetana wäre heute noch ein „Geheimniß“!

Doch wir glauben, die Zeit ist um, Smetana ist entdeckt und der Welt übergeben. Man kann aus diesem „Fall Smetana“ recht lehrreiche Erfahrungen schöpfen, auch wenn man — so wie wir hier — keine Politik treiben will. So betäubend die politischen und nationalen Verhältnisse auch sind, so hoch werden wohl ihre stürmischen Wogen nicht mehr hinaufreichen. Es wäre eine Sünde an der Kunst, wollte man der häßlichen Politik zu Liebe fortfahren in ähnlichem Treiben. Sie darf nicht dazu führen, daß die Männer, welche die böhmische Kunst unserer Tage beherrschen, übersehen werden: Dichter wie Jaroslav Vrchlický, Svatopluk Cech, die Musiker Dvořák und Fibich, die Maler Brožík und Jeníšek, der Bildhauer Myslbek. Friedrich Smetanas unglückliches Leben wird sich hoffentlich in zweiter „Ausgabe“ in der Kunstgeschichte nicht wiederholen!





Max Müller und die vergleichende Religionswissenschaft.

Von

Ch. Arjeltz.

— Bremen. —

So fruchtbar das vorige Jahrhundert war in der Anregung der verschiedenartigsten Ideen, so weltumstürzend sein Einfluß war, sei es durch die Entfaltung eines unvergleichlichen metaphysischen Tiefsinns, sei es durch die Aufstellung bis dahin unerhörter socialer Theorien und Forderungen, darin blieb die Aufklärung doch der landläufigen Perspective getreu, daß sie — von einigen genialen Pfadfindern abgesehen — ihren Blick auf den bekannten Rahmen der „Weltgeschichte“ beschränkte und ihm eine wirkliche, inductiv angelegte Geschichte des Menschengeschlechtes noch fern lag. Es wäre sehr thöricht, diesen Umstand unseren Voreltern irgendwie zur Last legen zu wollen, aber nicht minder verfehlt wäre es, sich dieser Thatsache zu ent schlagen, um so mehr, weil bei einigem Nachdenken sich auch ganz ungezwungen der maßgebende Grund jener Einseitigkeit herausstellt. Wahrlich nicht an Scharfsinn und titanenhaftem Wagemuth hat es damals gefehlt (die gigantischen Systeme der himmelstürmenden Philosophen sind dafür ein beredtes Zeugniß), aber es war das erforderliche Material für den abschließenden Ueberblick sowohl über den Globus, wie über die verschiedenen Phasen der socialen Entwicklung der Menschheit noch nicht vorhanden. Diese geographische und geschichtliche Abänderung unseres Weltbildes haben uns erst die Reisen und Entdeckungen unserer Tage gebracht, so daß wir jetzt erst einigermaßen auf unserer Erde heimisch zu werden beginnen und sich die dunklen, unbekanntes Flecke auf den Landkarten immer mehr verringern. Dies massenhafte Detail aber, das ja schier beängstigend in den einzelnen Disciplinen anschwillt, konnte erst unserer Forschung diejenige methodische Handhabe ermöglichen, vermöge deren sie es

auf allen Gebieten menschlicher Erkenntniß zu solchen staunenswerthen Ergebnissen gebracht hat. Dies ganz specifisch moderne Instrument nennt die Naturwissenschaft das Experiment, die übrigen historischen, oder, wie man sich auch wohl auszudrücken pflegt, die Geisteswissenschaften, die möglichst ausgedehnte Vergleichung. Wer hat uns den Blick in die nebelumspunnenen, völlig jeder geschichtlichen und monumentalen Ueberlieferung entrückten Epochen menschlichen Daseins eröffnet, in Zeiträume, die bis dahin höchstens der Tummelplatz einer geschäftigen Phantasie waren? Die vergleichende Sprachforschung, die der Paläontologie und Prähistorie überhaupt erst die Bahnen erschlossen hat. Und wenn wir von unserer eigenen indogermanischen Race absehen, ja überhaupt von bestimmten ethnographischen Gruppen, und seien sie noch so umfassend gedacht, wäre nicht nach Analogie einer allgemeinen Culturgeschichte auch eine die ganze Menschheit in sich schließende Entwicklung der einzelnen Stadien denkbar, die erst zu einer gewissen Höhe der Gesittung geführt haben? In der That ist dies das Ideal, das auf ihrem besonderen Felde die heutige vergleichende Rechtswissenschaft verfolgt, indem sie den ununterbrochenen organischen Zusammenhang irgend einer rechtlichen Anschauung und Sitte in all ihren Nüancirungen und Modulationen von den Urzeiten einer fast noch bestial gesinnten Menschheit bis zu den complicirten Gebieten des modernen Staatslebens schildert. Hier ist jede ethnographische und topographische und damit auch jede chronologische Schranke gefallen, die Menschheit erscheint als ein integrirendes Ganzes, wie es zwar auch schon die Aufklärung auffassen wollte (bemerkenswerthe Aufsätze dazu finden sich z. B. bei Voltaire, Klemm, noch mehr bei Schiller und Herder), aber es fehlte eben, wie bemerkt, die inductive Basis, welche erst der ganzen Construction die erforderliche Solidität zu verleihen im Stande war.

Eine Schwester der vergleichenden Sprachwissenschaft, die ja ganz besonders auf deutschem Boden zu solcher Blüthe sich entfalten sollte, ist die vergleichende Mythologie und Religionswissenschaft, die unmittelbar in die Fußstapfen ihrer Vorgängerin trat. Hatte sie bis dahin aber in der Stille ein bescheidenes Dasein gefristet und konnte sie sich (wie leicht begreiflich) öfters noch nicht aus dem übermächtigen Banne der älteren und schon längst zu hohem Ansehen gelangten Disciplin befreien, so erreichte sie das Alter ihrer Mündigkeit mit dem internationalen Orientalistencongreß im Jahre 1874 zu London. Hier war es, wo unser berühmter Landsmann in England, Professor Max Müller in Orford, den Plan vorlegte zu einer kritischen Sammlung der bedeutendsten heiligen Bücher des Ostens und für dies in seiner Art einzig dastehende Unternehmen die namhaftesten abend- und morgenländischen Gelehrten gewann*). Es handelte sich hier jetzt nicht

*) Diese Sammlung (in zwei Abtheilungen zerfallend) wird im Ganzen 48 Bände umfassen und enthält, wie schon angedeutet, sämmtliche irgend wie kanonische Schriften

mehr um einen theoretisch-speculativen Aufbau der religiösen Ideen, wie ihn etwa Kant in seiner bekannten Schrift versucht oder Schelling später unter gelegentlicher Beziehung auf Indien zu ergänzen bestrebt war, sondern hier war vielmehr lediglich und allein der historische Gesichtspunkt maßgebend. Nicht die blinde Willkür einer phantastischen, wenn auch noch so glänzenden und bestechenden Speculation, wie man sie etwa noch bei Creuzer gelegentlich bewundern mag, begründete die Methode und das Princip der Forschung, sondern ganz unausweichliche, für Jedermann gültige Grundsätze der anderweitigen sprachlichen und geschichtlichen Kritik, kurz der inductiven Untersuchung. Ihre nächste Aufgabe ist also, und um deswillen erließ der gefeierte Sanskritist und Bedäuberseher auch seinen Aufruf, das zuständige Material in möglichster Vollständigkeit zu sammeln und von allen späteren Zusätzen und Entstellungen zu säubern, eine sehr mühselige, aber nicht zu umgehende formale Vorarbeit. Dann erst tritt die Wirksamkeit jener Vergleichung ein, von der wir oben sprachen, so daß zunächst innerhalb derselben ethnographisch und culturgeschichtlich gleichartigen oder wenigstens verwandten Schichten und Arealen diese psychologische Zergliederung der betreffenden Ideen auf ihren gleichen oder doch ähnlichen Gehalt erfolgt, bis dann etwa auch ohne Rücksicht auf diese Besonderung nach einzelnen Völkern das religiöse und mythologische Bewußtsein der ganzen Menschheit auf seine ersten und einfachsten Elemente hin, wie in einer rein naturwissenschaftlichen Atomistik, geprüft werden, um so im ununterbrochenen genetischen Zusammenhange die Entfaltung irgend eines religiösen oder mythologischen Problems von den unscheinbarsten Ansätzen bis zu den complicirtesten Bildungen an thatächlichem Material studiren zu können. In diesem Sinne ist es ganz begreiflich, wenn Müller gegenüber den übereilten Schlußfolgerungen mancher eifriger Darwinisten aus der Aehnlichkeit der körperlichen Organisation auf die gleiche geistige Veranlagung mit den Thieren ausruft: „Wie ein Sprachforscher etwas Anderes sein kann, als ein Anhänger der Entwicklungstheorie, ist mir völlig unbegreiflich. Er hat es von Anfang bis zu Ende mit nichts als mit Entwicklung zu thun. Lateinisch wird vor seinen Augen zu Französisch, Sächsisch zu Englisch, Sanskrit zu Bengal. Von den arabischen Sprachen wie von den semitischen weist jede auf ihre Typen zurück, die wir in zahllose Dialekte und Mundarten geschieden sehen. Dasselbe finden wir, wo immer wir dem Studium einer einzelnen Sprache näher treten. Wir finden sie immer in Veränderung begriffen oder verändert und zu anderen Sprachen in Beziehung stehend, mit anderen Worten mit ihnen aus

der verschiedenen menschlichen Religionsgesellschaften — Müller zählt deren acht — in der sorgfältigsten (englischen) Uebersetzung; dazu kommen noch einzelne werthvolle philosophische Commentare, wie z. B. die Upanishaden, von denen ja seiner Zeit Schopenhauer bekannte: In der ganzen Welt giebt es nichts so Tröstliches und zugleich so Erhebendes, wie das Studium der Upanishaden. Es ist der Trost meines Lebens gewesen und wird auch der Trost meines Sterbens sein.

einem gemeinsamen Typus entwickelt. Lange bevor Darwin die Entwicklungstheorie weit und breit populär gemacht hat, hat diese Idee die Sprachwissenschaft vollständig beherrscht, und nirgends hätte Darwin und seine Freunde eine stärkere Stütze für ihre Theorien finden können, als in den Werken der vergleichenden Philologen“. (Das Denken im Lichte der Sprache S. 81.) Wenigstens ist soviel unzweifelhaft, daß das eigentlich ausschlaggebende Verdienst des großen britischen Naturforschers in der vorsichtigen Methodik zu suchen ist, durch welche er in der Veränderung der bekannnten Principien der natürlichen Auslese, der Anpassung u. s. w. die schon längst vor ihm bekannnte Idee der Entwicklung empirisch zu stützen mußte.

Eine Vorfrage freilich bedarf, ehe wir in unserer Betrachtung fortfahren, dringend der Erlebigung, nämlich der besonders wieder gegenwärtig in einseitig darwinistischen Kreisen auftauchende Einwand, Religion und Mythologie in ihrem ganzen Umfang als einen einzigen folgenschweren Fehltritt des menschlichen Geistes hinzustellen, wobei dann natürlich Priesterlug und -Trug nicht gefehlt hätten. So wenig über diesen letztberührten Umstand ein Zweifel aufkommen kann, so falsch ist doch die daraus gezogene Schlußfolgerung, der man gelegentlich schon in der Aufklärungsphilosophie begegnen kann. Man mag über den positiven Inhalt der einzelnen Religionen und bestimmten Anschauungen denken, wie man will, so viel ist für eine unbefangene culturhistorische und zugleich philosophische Auffassung klar, daß der religiöse Trieb gerade so gut den Tiefen der menschlichen Seele entstammt, wie irgend eine andere Bethätigung unseres Geistes, wie z. B. das Erkennen, die Phantasie, oder, um etwas ganz Anderes zu nennen, das praktische Handeln. Die Religion und Mythologie kann sich völlig ebenthüchtig den übrigen großen Schöpfungen des menschlichen Geistes, wie Sitte, Recht, Staat, Kunst u. s. w. an die Seite stellen, sie ist, wie unser Gewährsmann mit Recht betont, eine psychologische Nothwendigkeit, und nicht bloß Hallucination und Priesterchwindel. Leider haben vorgefasste Meinungen und ererbte Vorurtheile auch die unmittelbare praktische Beobachtung bei den Naturvölkern unserer Tage mannigfach nicht unerheblich beeinflusst, und wie dieser Gesichtswinkel der Beurtheilung, wobei auch noch rein persönliche Momente (Stimmung und Temperament) verhängnißvoll werden können, selbst bei sonst erprobten Forschern mit in Anschlag gebracht werden muß, hat Müller ganz treffend an Darwin selbst erläutert. Bei seiner Weltumsegelung glaubte er bei den unglücklichen Feuerländern an der Spitze Südamerikas die Menschen in einem fast thierähnlichen Zustande zu entdecken. Demgemäß beschrieb er sie, wie die Teufel im Freischütz. „Beim Anblick solcher Menschen kann man sich schwerlich einreden, daß sie Mitmenschen, Mitbewohner derselben Erde seien. Ihre Sprache verdient kaum den Namen articulirt. Capitän Cook verglich sie mit den beim Räuspern entstehenden Geräuschen. Aber sicherlich würde nie ein Europäer sich unter so vielen heiseren und glucksenden Kehltönen räuspern.“ (Natürl. Religion,

S. 74.) Nachträglich stellte sich heraus, daß diese freilich nicht von der Natur verzogenen Menschen über einen Wortschatz von über 30 000 Wörtern verfügten, eine sehr beachtenswerthe Thatsache, wenn man bedenkt, daß ein Shakespeare für alle die Farben und Töne seines Weltbildes nur etwa die Hälfte brauchte. Es mag aber noch beiläufig bemerkt werden, daß Darwin später freimüthig seinen Irrthum zurücknahm und berichtigte.

Pflichtschuldigst müßten wir nunmehr nach gründlicher deutscher Sitte uns um eine regelrechte Definition unseres wissenschaftlichen Objectes bemühen; wir ziehen es aber vor, allem langwierigen Streit darüber, der ja von den Tagen des Lucretius bis auf Nietzsche nicht verstummen will, dadurch aus dem Wege zu gehen, daß wir die Erklärung unseres Gewährsmannes ohne weitere Kritik hierhersetzen: Religion besteht in dem Gewahrwerden des Unendlichen unter solchen Manifestationen, die auf den sittlichen Charakter des Menschen bestimmend einzuwirken im Stande sind (Natürl. Religion, S. 181.) Durch diesen Zusatz soll offenbar die sonst flüchtige Grenze zwischen der Mythologie näher bestimmt werden, obgleich unseres Bedünkens nicht zu verkennen ist, daß unaufhörlich aus dem großen Schatz mythologischer Ideen bestimmte dem engeren, religiösen Fond zugewiesen werden, und daß andererseits auch in der Mythologie als solcher sich der specifisch-ethische Charakter eines Volkes sehr unzweideutig ausprägt — man denke nur an die beiden uns naheliegenden Beispiele, an die hellenische und germanische!

Giebt es nun in der That kein religionsloses Volk*) und beruhen alle gegentheiligen Behauptungen entweder auf mangelhaften Beobachtungen oder auf Fehlschlüssen, resp. auf unzureichenden Voraussetzungen, so muß es auch nothwendigerweise bestimmte Quellen für das inductive Studium der verschiedenen Religionen der Menschheit geben. Solcher Fundgruben sind vier vorhanden: 1) Die Sprache, 2) der Mythos, 3) Sitten und Gebräuche und 4) heilige Bücher. Was die rein sprachliche Forschung anlangt und ihre Bedeutung für die Aufstellung culturhistorischer Probleme, so dürfen wir wohl diese Ergebnisse als bekannt voraussetzen und uns mit dem einfachen Hinweis begnügen, daß es ihr gelungen ist, einen gemeinsamen Stammbaum für die ganze indogermanische Familie herzustellen, welche dieselben Götter anbetete zu einer Zeit, als sie noch in einer Gegend des alten Festlandes zusammenwohnte, die jetzt anscheinend für immer vergessen ist — wenigstens ist ja bis in unsere Tage hinein der Ursitz des arischen Volkes selbst so zweifelhaft geblieben, daß nicht einmal unter den Fachgelehrten eine Einigung über den Continent erzielt ist, wo derselbe zu suchen sei. Dagegen müssen wir die Grundsätze der vergleichenden Mythologie, die, wie oben bemerkt,

*) In dieser Beziehung möge der Hinweis auf das tüchtige Werk von G. Roskoff, Das Religionswesen der rohesten Naturvölker, 1880 gestattet sein, in welchem ein sehr umfangreiches Material zusammengebracht ist.

sich unmittelbar der comparativen Linguistik angeschlossen hat, einer eingehenden Prüfung unterziehen.

Daß die hellenische Götterlehre, wie sie in classischer Schönheit und dramatischer Lebendigkeit nach Tausenden von Jahren noch jetzt unsere Bewunderung erzwingt, kein völlig nationales, originales Werk ist, weiß Jeder, der sich nur oberflächlich mit ihr vertraut gemacht hat; ägyptische, phöniciſche, babylonische und assyrische Einflüsse haben unverkennbar diese Entwicklung mitbeeinflusst, wie auch die Griechen selbst, z. B. der alte Herodot, bereitwillig zugestanden. Aber über diesen verhältnißmäßig engbegrenzten Rahmen, der in den meisten Fällen durch genaue etymologische Untersuchungen festgestellt war, wurde die Untersuchung allmählich in eine umfassendere Perspektive übergeleitet, wo bei der Voraussetzung eines gemeinsamen historischen Ursprungs der Völker bestimmte gleichartige Züge bei den verschiedenen Helden und Gottheiten hervortraten, mochten die einzelnen Namen zunächst auch sehr von einander abweichen. Solche bedeutsame Parallelen waren z. B., wie Müller schreibt, die häufig wiederkehrenden Erscheinungen, daß die Heroen oft illegitime Kinder waren, der Vater ein Gott oder ein Fremder, die Mutter eine einheimische Fürstin, daß von vielen dieser Heroen dem Stiefvater angeblich Verderben drohte, daß sie deshalb ausgeſetzt, von Thieren oder kinderlosen Hirten aufgezogen wurden, in ihrer Jugend sich unter ihren Gespielen auszeichneten, Knechtsdienste verrichten mußten, aber meist siegreich von ihren Kämpfen und Arbeiten heimkehrten, ihre Feinde tödteten, ihre Mütter befreien, als Nachfolger den Thron bestiegen, eine neue Stadt erbauten und meist eines ungewöhnlichen Todes starben. Dies ist, wie sich leicht zeigen läßt, der gemeinsame Rahmen, in welchem die Mythen von Perſeus, Herakles, Oedipus, Amphion und Zethos — Theseus in Griechenland, Romulus und Remus in Italien, Siegfried, Wittich und Wolfdietrich in Deutschland, Kyros in Persien, Karna und Krishna in Indien sich einfügen lassen. (Natürliche Rel. S. 467.) Dasselbe Princip gilt selbstverständlich für die eigentlichen Götter, so daß z. B. Dyaus, Zeus und Jupiter trotz aller Nüancirungen als dasselbe Wesen im indogermanischen Pantheon gefaßt werden konnte. Aber diese psychologische Vergleichung mußte nothgedrungen, wie schon früher angedeutet, auch jene sprachlichen und historischen Schranken durchbrechen und die Mythologie als einen Proceß betrachten, den die ganze Menschheit in bestimmten Entwicklungsperioden durchzumachen hatte. In der That ein weitausschauendes, Kühnes Programm, dessen Reiz, wie Müller ganz richtig bemerkt, in der Entdeckung der überraschendsten Uebereinstimmungen in Mythen, Sitten und Ueberlieferungen bei räumlich und zeitlich einander ganz fernstehenden Völkerschaften liegt, die kein verwandtschaftliches, kein genealogisches oder sprachliches Band zusammenhält, die civilisirt und uncivilisirt, alt oder modern sein können. Und dieses Studium wird noch lanziehender, wenn es uns zur Entdeckung der allgemeinen Motive führt, die allein solche Aehnlichkeiten

erklären können. Es wird in der That zur Völkerpsychologie, zur historischen Psychologie des menschlichen Geschlechts und verspricht mit der Zeit nicht nur für den Historiker, sondern auch für den Philosophen Resultate von höchstem Werthe. (M. a. D. S. 411.) Gerade durch die weitgreifenden Ergebnisse der modernen Völkerkunde ist es in unserer Zeit möglich geworden, für diese großartige Perspective, die manchem classischen Philologen vielleicht nur ein ungläubiges Lächeln abnöthigt, die handgreiflichsten, zwingenden Belege zu Tage zu fördern. Wir beschränken uns auf ein Beispiel. Es dürfte bekannt sein (und auch unser Autor nimmt darauf Bezug), wie die polynesische Sagen und Kosmogonien in auffälliger Weise mit der entsprechenden Fassung in der hellenischen Mythologie übereinstimmen, so sehr, daß man zuerst auf eine unmittelbare Entlehnung verfiel. Da diese aber für jede nüchterne Prüfung des Sachverhaltes ausgeschlossen ist (trotzdem ein so trefflicher Forscher wie M. Fornander in seinem ausgezeichneten Werk über die Wanderungen der Polynesier an diesem unglücklichen Gedanken festhält*), so bleibt in der That nur das socialpsychologische Moment als Erklärung übrig, daß also in einer bestimmten Stufe geistigen Wachsthum dieselben mythologischen Ideen als ein naturnothwendiges Product der überall gleichen menschlichen Phantasie entquillen. Hier erst, nachdem eben alle trennenden Schranken des Ortes, der Zeit, der Rasse und der culturhistorischen Beziehung gefallen sind, gelangt die Untersuchung zu dem Bestand des wahrhaft allgemein Menschlichen, das wir meist höchst unüberlegt, bloß nach dem besondern Ausschnitt der Weltgeschichte, den wir überblicken, und in der Hauptsache durch gewisse unklare, aber deshalb um so mächtiger wirkende ästhetische Impulse angetrieben, nach völlig subjectivem Ermessen zu entwerfen lieben. Wenn sich auch Müller im Ganzen noch dieser umfassenden psychologischen Vergleichung der mythologischen Ideen etwas skeptisch gegenüberstellt — obwohl er offen die Bedeutung der dahin zielenden Ermittlungen bei den Naturvölkern, wie sie überall entweder durch die betreffenden Regierungen oder durch einzelne Reisende und Beobachter vorgenommen werden, anerkennt — so ist ihm selbstverständlich gerade für die zutreffende Deutung und Erklärung der mythologischen Entwicklung ein großes Verdienst zuzuerkennen. Man kann ihm nur aus vollem Herzen beistimmen, wenn er sagt: „Die Mythologie, welche zuerst gleichsam Wahnsinn zu sein schien, der über das Menschengeschlecht in einer bestimmten Periode seiner Entwicklung gekommen war, ist jetzt als unvermeidliche Entwicklungsstufe in dem Wachsthum der Sprache und des Denkens — denn die beiden sind immer untrennbar — erkannt worden. Sie repräsentirt, was wir in der Geologie eine metamorphische Schicht nennen würden, eine

*) Vgl. dazu Bastian, dem durch Benutzung sonst unzugänglicher Manuscripte auf der königlichen Bibliothek in Honolulu besonders tiefe Einblicke in die verschlungenen Irrgänge der Hawaii'schen Mythologie ermöglicht waren: Heilige Sage der Polynesier, Leipzig 1881.

durch vulcanische Ausbrüche der darunter liegenden Felsmassen herbeigeführte Erschütterung der vernünftigen, verständlichen und gehörig geschichteten Sprache. Es ist metamorphische Sprache und Denken, und es ist die Pflicht des Geologen der Sprache, in den weithin zerstreuten Fragmenten dieser mythologischen Schichte die Reste von organischem Leben, vernünftigem Denken und dem ältesten religiösen Sehnen des menschlichen Herzens zu entdecken.“ (A. a. D. S. 499.)

Für das Studium der eigentlichen religiösen Systeme, welche irgendwie weltgeschichtliche Bedeutung erlangt haben, bilden jedoch bei Weitem die wichtigste Quelle die heiligen Bücher, die für irgend welche und sei es auch augenblicklich sehr kleine Religionsgemeinschaft eine verpflichtende Kraft, ein dogmatisches Ansehen erlangt haben. Europa ist hier wieder, wie in so vielen Beziehungen, ganz und gar auf den älteren Erdtheil, wenigstens culturhistorisch betrachtet, auf Asien angewiesen, und von den fünf Ländern, die solche anerkannte heilige Schriften hervorgebracht haben, nämlich Indien, Persien, China, Palästina und Arabien, nimmt das erst genannte Land mit seinen vier großen Religionen (dem Veda und dem Buddhismus mit seinen drei verschiedenen Unterabtheilungen) unzweifelhaft die erste Stelle ein. Im Ganzen giebt es nach unserem Gewährsmann acht Religionen: die vedische, den Buddhismus, das Zoroasterthum des Avesta, die Lehre des Confucius, den Taoismus, das Judenthum, das Christenthum und den Islam.

Wir können uns an dieser Stelle nicht in das Detail der kritischen Forschung über die Persönlichkeit der verschiedenen Religionsstifter einlassen, über den reichen Kranz von Wundern und Sagen, den die Nachwelt mit merkwürdiger Uebereinstimmung selbst in anscheinend minder wichtigen Zügen um ihr Leben geflochten hat (auch darin scheint ein gewisser gemeinsamer, socialpsychologischer Factor sich geltend zu machen), nur so viel sei bemerkt, daß es gerathen ist, so erhaben man sich immer den Charakter jener gottbegeisterten Propheten vorstellen mag, sich doch vor übertriebenen Vorstellungen und Voraussetzungen zu hüten. Eine Religion wird nicht so aus dem Nichts geboren oder geschaffen, selbst nicht durch eine geniale, phantasievolle und sittlich großartige Persönlichkeit; vielmehr ist ihre Wirksamkeit nur dann erklärlich und psychologisch begreiflich, wenn diese von ihrer Mission ganz und gar durchdrungenen Seher den Boden schon vorbereitet fanden, auf den sie ihre Saat ausstreuten. Mit Recht sagt Müller deshalb von den heiligen Büchern des Ostens im Allgemeinen: „Sie alle sind Sammlungen religiöser Gedanken, die im Laufe von Jahrhunderten unter den betreffenden Völkern aufkamen und ausgebildet wurden. Sie sind nicht die Schöpfungen der Stifter der großen Weltreligionen, sondern vielmehr ein überkommenes Erbe, das sie in den meisten Fällen zusammenfaßten, sichten und reinigten und so für eine neue Generation annehmbar machten. Es giebt keine individuellen Religionen im eigentlichen Sinne des Wortes, obgleich wir die Religion Zoroasters, Buddha's, Christus' und Mohamed's

individuelle Reformen nennen können. Sodann bedarf es ja nur der Erwähnung, daß überall die sogenannten Religionsstifter nicht ihre heiligen Schriften selbst abgefaßt haben, ja daß nur selten überhaupt die Autorschaft für dieselben beansprucht wird; auch daraus geht zur Genüge hervor, wie wenig sie selbst schon daran gedacht haben, ihren Aussprüchen irgendwie ein unfehlbares, kanonisches Ansehen zu verleihen. Die Verkörperung zum Dogma war erst eine That späterer Generationen, die meistens sehr nüchterne, praktische Zwecke verfolgten, ohne von der flammenden Gluth einer Alles verachtenden, todesmuthigen Begeisterung noch viel in sich zu verspüren. Daß mit dieser Erwägung selbstverständlich auch die Wunder fallen, der Wahn einer übernatürlichen Offenbarung und alle weiteren Consequenzen, die eine herrschlustige Hierarchie aller Zeiten und Völker (der buddhistischen sowohl, wie der orthodox-christlichen) daraus zu ziehen beliebt haben, versteht sich für einen Mann, der kritisch und historisch zu urtheilen und philosophisch zu denken gewohnt ist, wie Max Müller, von selbst.

Gerade im Hinblick auf das unendliche Leid, welches der todt Buchstabenglauben über die Welt gebracht hat (schon der alte Lucrez ergrimmete bei dem Gedanken, und Voltaires Seele füllte sich ebenfalls mit giftgetränktem Haß, wenn er auf die berüchtigte l'infâme zu sprechen kam), möchte uns ein tiefer Widerwille gegen alle schriftlich fixirten religiösen Anschauungen erfassen, — diesem Moloch ist in der That, das lehrt die Weltgeschichte unwiderleglich, die Freiheit ganzer Geschlechter und Völker erbarmungslos hingeopfert, — hat nicht wenigstens dieser starren harten Norm gegenüber das unmittelbare religiöse Gefühl, auf das doch letzten Endes auch jedes überlieferte Bekenntniß zurückgreifen muß als auf die treibende Kraft, auch eine hohe, nicht zu unterschätzende ethische Bedeutung? Diese natürliche Religion, wie sie hier bezeichnet wird, die spontane Empfindung des Unendlichen, die in jedes Menschen Brust schlummert, die schon durch den bloßen Anblick der elementaren Naturkräfte geweckt und in weiterer Vervollkommnung sich zu den höchsten sittlichen Idealen emporringen kann, bedarf eben ihrer völligen Unbestimmtheit wegen keiner Codificirung, sie würde daran ersticken, keiner Symbole und Formeln, um lebenskräftig zu sein. Unser Gewährsmann, der die Vertheidigung dieser ungeschriebenen Religion einem Indianer in den Mund legt gegenüber einem enragirten Verfechter des christlichen Dogmas, nimmt gerade diese ursprüngliche Sprache des menschlichen Herzens in den Schutz, um dadurch den künstlich gesteigerten Gegensatz des Natürlichen und des Uebernatürlichen zu beseitigen, der, ja für die Geschichte auch unserer Confession so verhängnißvoll gewirkt hat: „Was unserer Zeit mehr als alles Andere Noth thut, ist die natürliche Religion. Was immer die verschiedenen Theologen unter übernatürlicher Religion verstehen mögen, die Geschichte lehrt uns, daß Nichts so natürlich ist, als das Uebernatürliche. Allein das Uebernatürliche muß sich stets über dem Natürlichen aufbauen. Uebernatürliche Religion ohne natürliche, wäre ein Haus, das man auf Sand gebaut hat.“

Fallen dann, wie in unseren Tagen, die Regenschauer des Zweifels darauf herab, umbrausen es die Bogen der Kritik und die Stürme des Unglaubens und der Verzweiflung, so stürzt es zusammen, weil es nicht auf den Felsen-Grund der buchlosen, der natürlichen, der ewigen Religion gegründet ist.“ (N. a. D. S. 551.)

Nachdem auf diese Weise die einzelnen Fundgruben für das inductive Studium der mythologischen und religiösen Ideen der Menschheit erschlossen sind, handelt es sich in zweiter Linie um die verschiedenen Formen, in welchen das religiöse Bewußtsein der Menschheit sich offenbart. Diese Sphäre hat Müller darnach bestimmt, je nachdem das Unendliche in der Natur, im Menschen oder im Selbst erscheint und als solches wahrgenommen wird, so daß es für ihn die drei Gruppen der physikalischen, anthropologischen und psychologischen Religion giebt. Die erste Bezeichnung, die ja unmittelbar aus der überall geläufigen Naturbetrachtung und Beseelung entlehnt ist und uns aus allen poetischen Schöpfungen der naiven Empfindung selbst bei den Naturvölkern vertraut ist, wird dann genauer so geschildert: „Bei der Erörterung der physischen Religion werden wir die zahlreichen von den Naturerscheinungen hergenommenen Namen zu prüfen haben, mit deren Hilfe die alten Bewohner dieses unseres kleinen Planeten dasjenige zu verstehen suchten, was hinter dem Schleier der Natur, jenseits des Horizontes unserer sinnlichen Wahrnehmung liegt. Wir werden da die sogenannten Götter des Himmels, der Erde, der Luft, des Feuers, des Sturmes und Blitzes, der Flüsse und Berge finden, und wir werden sehen, wie der Gott des Himmels, oder in einigen Ländern der Gott des Feuers und des Sturmwindes allmählich den Charakter eines Höchsten annimmt und dann weiter im Geiste seiner erleuchteteren Verehrer langsam dessen entkleidet wird, was wir seine ursprünglichen, rein physischen oder mythologischen Attribute nennen können. Wenn einmal die Idee im Menschengenosse erwacht war, daß von den Göttern oder wenigstens vom Vater der Götter und Menschen niemals etwas Unwürdiges geglaubt werden dürfte, so schritt dieser Proceß der Entkleidung sehr geschwind vorwärts, und am Ende blieb der Begriff eines höchsten Wesens übrig, das vielleicht noch mit einem alten und oft nicht mehr verständlichen Namen benannt wurde, aber in Wahrheit das höchste Ideal des Unendlichen als des Vaters, Schöpfers und weisen und liebevollen Regierers des Alls darstellte. Was wir selbst unseren Glauben an Gott, den Vater, nennen, ist das letzte Resultat dieser unwiderstehlichen Entwicklung des menschlichen Denkens.“ (Phyf. Religion S. 1.) Auch hier kann wieder nicht irgend eine speculative Träumerei, sondern nur eine nüchterne, praktische Untersuchung der tatsächlichen Entwicklung bei irgend einem Volk in Frage kommen, und daß sich unser Gewährsmann deshalb Indien zuwendet, ist nur zu naheliegend, selbstverständlich nicht dem märchenhaften Wunderlande der Epen Mahabharata und Ramayana, auch nicht dem Indien des Buddhismus, sondern

seiner uralten vedischen Periode. Hier und hier allein, ruft Müller aus, können wir die physische Religion in ihrer ganzen Fülle, in all ihrer Einfachheit, ja ich sollte sagen, in all ihrer Nothwendigkeit erblicken. Angenommen wir hätten das Christenthum nur gekannt, wie es nach dem Concil von Nicäa erscheint, nachdem es eine Staatsreligion geworden war und ein für alle Mal seine Dogmen und sein Ceremoniell geregelt hatte, und hätten dann plötzlich eine Handschrift der Evangelien entdeckt — der neue Einblick in die wahre Natur des Christenthums würde nicht überraschender und staunenerregender gewesen sein, als es das neue Licht war, das die Entdeckung des Weda auf den Ursprung und das Wachsthum der Religion, nicht nur in Indien, sondern in jedem Theil der Welt, geworfen hat. Daß die Götter der Griechen und der Römer, der teutonischen, slavischen und keltischen Nationen, daß die Götter der Babylonier und Aegyptier und anderer semitischen Nationen, die Juden nicht ausgenommen, daß die Götter Aegyptens und von ganz Asien, daß die Götter von Finnland und Lappland, der Mongolei und Chinas, der polynesischen Inseln und sowohl von Nord- als von Südamerika, daß alle diese Götter im Anfang etwas mit den auffälligsten Zügen der Natur zu thun hatten, hätte schwerlich selbst dem oberflächlichsten Alterthumsforscher entgehen können. Aber dies glich nur der Vermuthung über die frühere Existenz einer geologischen Schicht, die nicht an die Oberfläche kommt außer in verstreuten Bruchstücken. Daß Helios ursprünglich die Sonne war, Selênê der Mond, hätte Niemand bezweifeln können, außer Einem, der auf seine Unkenntniß des Griechischen stolz ist; aber daß auch Apollo einen solaren und Lucina einen lunarischen Ursprung hatte, wurde von manch einem klassischen Gelehrten wenigstens in England mit demselben Eifer bestritten, mit dem manch ein Theologe selbst heutzutage noch gegen die Zulassung von Naturelementen in dem ursprünglichen Charakter Jehovas ankämpfen würde. So ist der Weda, dessen Herausgabe seiner Zeit Max Müller auf Kosten der Ostindischen Gesellschaft unternahm (im Jahre 1849 erschien der erste Band und erst 1875 der letzte),*) für alle sprachlichen, mythologischen und religionswissenschaftlichen Forschungen die natürliche Grundlage geworden, und aus der Benutzung dieses ältesten Denkmals des arischen Geistes ist immerfort ein helles Licht auf die räthselhaften Göttergestalten gefallen, die bis dahin hartnäckig jeder weiteren psychologischen Deutung widerstanden, obwohl dies Denkmal nicht in die nebelgraue Periode vor der Trennung des arischen Stammes hineinreicht.

*) Um sich von den enormen Schwierigkeiten dieser Aufgabe eine einigermaßen zutreffende Vorstellung zu machen, möge man sich vergegenwärtigen, daß allein der Commentar desselben etwa vier Quartbände einnahm von je tausend Seiten, und daß die Manuscripte erst der sorgfältigsten kritischen Revision bedurften, ehe sie wissenschaftlich nutzbar gemacht werden konnten. Es soll übrigens nicht vergessen werden, daß es unter Anderen der berühmte Professor am Collège de France, Eugène Burnouf, war, der Müller in seiner Arbeit mit Rath und That nachdrücklich unterstützte.

Eben so wenig läßt sich die Chronologie desselben mit unzweideutiger Gewißheit auf ein bestimmtes Jahrhundert, ja ein Jahrtausend feststellen; ob jene Gefänge, wie einige Gelehrte wollen, schon dreitausend Jahre vor unserer Zeitrechnung vorhanden gewesen sind, oder erst viel später, läßt sich jetzt nicht mehr bestimmen: Nur so viel steht nach unserem Gewährsmann fest, daß der Rigveda (der älteste Theil) mit jedem Vers und jeder Zeile, so wie er jetzt vorliegt, bereits im Jahre 1000 v. Chr. existirt hat.

Auf Grund nun dieses weitschichtigen Materials hat Müller in völlig organischer Entwicklung eine zusammenhängende Geschichte der hauptsächlichsten arischen Gottheiten entworfen, zunächst eine Biographie, wie er es selbst nennt, des Agni, den wir von dem einfachen Licht der Sonne, dem Feuer des Herdes, dem Funken des Blizes in wachsender concreter Fassung schließlich als Freund und Helfer des Menschen, als Vertreter jeder höheren Gesittung und endlich als obersten aller Götter, wo er dann seine Rolle noch mit anderen weisensverwandten Gottheiten theilt, verfolgen können, fürwahr ein höchst anziehendes Bild des psychischen Processes und der treibenden Ideen, die in dieser religiösen Schöpfung zum Ausdruck gelangen. Aber es wäre ein völlig falscher Schluß, nun auch noch zu behaupten, daß diese psychologische Deduction nur für Indien zuträfe, wenigstens was ihr letztes positives Ergebniß anlangt — das Einzige, was beansprucht wird, ist der Umstand, daß sich dieser Vorgang nirgends mit so anschaulicher Genauigkeit studiren läßt, wie gerade in den Veden —, vielmehr tritt hier die socialpsychologische Perspective in ihr Recht. Ist die menschliche Natur trotz aller ethnographischen Abweichungen in bestimmten Grundformen überall die nämliche, und führt die ganze bunt schillernde mythologische Welt schließlich auf diese Werkstätte zurück, so muß auch mit unausweichlicher Nothwendigkeit unter ähnlichen äußeren Verhältnissen anderwärts daselbe oder doch wenigstens ein ähnliches Abbild des Göttlichen zu Stande gekommen sein. Auch hier, an den Endpunkten der psychologischen Zergliederung, führt die gewöhnliche Ansicht von einer gegenseitigen Uebertragung und Entlehnung, wie sie immer noch mit Vorliebe in speciell historischen Kreisen gepflegt wird, zu Nichts, und wir freuen uns, auch hierin dem berühmten Sprachforscher uns durchaus anschließen zu können, wenn er erklärt: Wenn wir Aehnlichkeiten zwischen irgend einer der arischen und irgend einer der semitischen Religionen finden, so liegt da keine gemeinsame historische Quelle für diese veralteten Idiome vor. Die einzig gemeinsame Quelle dafür ist, soweit wir bisher wissen, unsere gemeinsame innere Natur und die gemeinsame äußere Natur, die uns umgiebt. In alle dem, was der Menscheng Geist in dieser gemeinsamen Schulfstube der Welt gelernt hat, haben wir Antheil an derselben Wahrheit und sind denselben Irrthümern ausgesetzt, mögen wir in Sprache und Denken arisch, semitisch oder ägyptisch sein. Und weil wir es hier mit einem ganz univervellen, psychologischen Proceß zu thun haben, der sich mit eben derselben Nothwendigkeit in uns vollzieht, wie irgend ein beliebiger Vorgang in unserer

äußeren Umgebung, deshalb muß von diesem vergleichenden Standpunkte aus auch jeder hochmüthige Anspruch auf eine besondere Offenbarung des Göttlichen von selbst wegfallen; das Uebernatürliche ist selbst ein integrierender Bestandtheil unserer Auffassung, keine Welt für sich, sondern ein Ergebnis unserer eigenen psychophysischen Organisation, wenn man so will, ein Reflex unserer Persönlichkeit. Entwicklung und Offenbarung (in dem richtigen Sinne des Wortes verstanden) schließen sich nicht aus, wie eine erfahrungsfeindselige Theologie uns einzureden sucht, sondern ein, denn sie sind beide Erscheinungen und Zustände unseres Geistes; für eine nüchterne und doch wieder vom idealen Streben erfüllte Wissenschaft gilt es für uns, sie psychologisch zu erfassen und als Consequenzen aus der Structur unseres Geistes abzuleiten.

Die zweite und dritte Gruppe der religiösen Ideen, deren genauere Behandlung übrigens auch noch erst von unserem Gewährsmann zu erwarten ist, können wir nur mit einigen flüchtigen Strichen kennzeichnen. Die anthropologische Religion besteht in der Hauptsache aus dem ja durch die moderne Völkerkunde bei allen Völkern der Erde nachgewiesenen, überaus wirksamen Ahnencult, dessen zähe animistische Kraft bis in unsere aufgeklärten Tage hinein nicht erloschen ist. Das Allerjeelenfest, das alljährlich selbst das leichtfertige Paris auf dem Père Lachaise begeht, legt davon ein bereedtes Zeugniß ab. Die ganze unübersehbare Schaar guter und böser Geister, die nur in irgend einen Zusammenhang mit der Familie und der socialen Ordnung des Daseins überhaupt sich bringen ließen, der göttliche verehrte Sohn der Sonne in Cuzco oder irgend ein unter die divi manes aufgenommener römischer Kaiser, oder auf der anderen Seite ein armjeliger Fetischkloß, den sich ein centralafrikanischer Neger zurecht geschminkt hat, sie entspringen sämmtlich derselben maßgebenden Anschauung, einen Fürsprecher und Berather für alle Nöthe des Lebens in dem Bilde desjenigen zu besitzen, dessen Macht man sich durch ausschweifende Ehrenbezeugungen geneigt zu machen hofft. Die letzte Stufe dieses theogonischen Processes nimmt die psychologische Religion ein, wo eine verhältnißmäßig sehr gesteigerte Speculation in allen Erscheinungen das eigentliche Bleibende, die ewige Substanz, das Selbst zu ergründen sucht. Lassen wir zum Schluß Müller diese Phase des religiösen Bewußtseins, in welcher sich metaphysischer Tiefsinn mit mystischer Schwärmerei seltsam paart, erklären: Dieses Selbst, dessen sich der Mensch bewußt wurde als verschieden von seinem bloß körperlichen oder sogar persönlichen Wesen, ist in den verschiedenen Sprachen der Welt mit mancherlei Namen benannt worden. Es wurde genannt Odem, Geist, Seele, Gemüth, Genius und mit vielen sonstigen Namen, die eine Art psychologischer Mythologie bilden, voller Interesse für den Religionsforscher sowohl, als für den Erforscher der Sprache und des Denkens. Es wurde nachher das Ego oder die Person genannt, aber selbst diese Namen genügten dem Menschen nicht, als er mehr und mehr sich seines höheren Strebens bewußt wurde. In der Person entdeckte man nur eine persona, d. h. eine Maske, und selbst das Ego war nur ein Pronomen,

noch nicht das wahre Nomen, das wahre Wort, nach dem der selbstbewusste Mensch eifrig suchte. Schließlich erhob sich das Bewußtsein vom Selbst aus den Nebeln der psychologischen Mythologie und wurde zum Bewußtsein von dem Unendlichen oder dem Göttlichen in uns. Das individuelle Selbst fand sich wieder im göttlichen Selbst, nicht in demselben untergegangen, sondern in ihm verborgen und mit ihm verbunden durch eine halb-menschliche und halb-göttliche Verwandtschaft. Wir finden den ältesten Namen für das Unendliche, als durch den Menschen in sich selbst entdeckt, in den alten Upanishaden. Da heißt es Atman, das Selbst oder Pratyagâtman das Selbst, das dahinter liegt, ausschauend und verlangend nach dem Paramâtman, dem höchsten Selbst — und doch ist es nicht fern von einem Jeglichen unter uns. Sokrates kannte dasselbe Selbst, aber er nannte es Daimonion, den inne wohnenden Gott. Die alten christlichen Philosophen nannten es den heiligen Geist, ein Name, der viele Deutungen und Mißdeutungen in verschiedenen theologischen Schulen empfangen hat, der aber wieder das werden sollte, wozu er im Anfange bestimmt war, der Geist, der Alles, was im Menschen heilig ist, vereint mit dem Allerheiligsten oder dem Unendlichen hinter dem Schleier des Ego oder des bloß persönlichen und äußeren Selbst*).

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß manche Ansichten Müllers hin und wieder auf Widerspruch stoßen, namentlich gilt das von seiner unseres Erachtens unrichtigen Beurtheilung des Fetischismus, der für ihn nur ein Zerlegungsproduct ist, während er nach seiner ganzen psychologischen Entfaltung einen univervellen Durchgangspunkt des religiösen Empfindens bildet (vgl. darüber eine ausführliche Auseinandersetzung des Verfassers im Ausland 1891 S. 521 ff), — aber so viel wird auch jeder Gegner ihm bereitwillig einräumen, daß er mit umfassendem Wissen, tief quellender Begeisterung und doch mit nüchternen Klarheit seine Sache geführt und den Beweis der wissenschaftlichen Legitimität mythologischer und religiöser Probleme vollauf erbracht hat.

*) Vgl. dazu E. v. Hartmann. Das religiöse Bewußtsein der Menschheit S. 620 ff.





General Dragomiroff und seine Ansichten über Kriegführung.

Von

Geßhard Zernin.

— Darmstadt. —

Einleitung.



U den bedeutendsten Persönlichkeiten der kaiserlich = russischen Generalität der Gegenwart gehört unstreitig der General Dragomiroff. Es wird allgemein angenommen, daß in einem etwaigen großen Kriege, den die Russischen Heere mit der k. und k. Oesterreichisch-Ungarischen Armee und dem mit ihr verbündeten, aber getrennt von jener kämpfenden deutschen Reichsheere zu bestehen haben sollten, das russische Nordheer von dem General Gurko und das russische Südheer von dem General Dragomiroff befehligt werden wird. Wir haben hier weder die Frage zu erörtern, ob ein solcher Krieg überhaupt demnächst entbrennen kann, noch die andere, wann dieser Fall einzutreten hat; wohl aber müssen wir mit der Thatsache rechnen, daß man jenseits des Niemens die Annahme festhält, beide genannte Generale seien die für einen solchen Kriegsfall ausserordentlichen Oberbefehlshaber der russischen Heere. Wenn dies aber richtig steht, so darf man mit vollem Recht eine solche Persönlichkeit, der eine Führerrolle an der Spitze des Südheeres gegenüber Oesterreich-Ungarn zugedacht ist, scharf in's Auge fassen und deren Charakter-Eigenschaften kennen zu lernen suchen. Und einen solchen Zweck haben wir uns hier zu erfüllen vorgenommen: wir wollen den Versuch machen, aus den uns bekannt gewordenen und nicht ohne manche Mühe erschlossenen Materialien den militärischen Charakterkopf des Generals Dragomiroff festzustellen.

Unsere Studienarbeit gedenken wir in drei Abschnitten durchzuführen, deren erster behandeln soll:

Persönlichkeit und bisherigen Lebensabriß des Generalz
 Dragomiroff,
 während der zweite Abschnitt den General als
 Militärschriftsteller über den Feldzug 1866
 und der dritte und letzte
 Dragomiroffs Ansichten über die Kriegführung
 darlegen wird.

I.

Persönlichkeit und Lebensabriß des Generalz Dragomiroff.

Michael Zwanomitsch Dragomirow ist von Geburt Nationalrusse. Er ist 1831 geboren, gegenwärtig 62 Jahre und etwa 3 Jahre jünger als sein Kamerad Gurko, jedoch körperlich nicht besonders kräftig. Zwei Ursachen haben hierzu vornehmlich mitgewirkt: einmal hat eine während des türkischen Feldzuges 1877 (im Schipka-Passe) erhaltene schwere Verwundung des rechten Beines eine große körperliche Unbehülfslichkeit zur Folge gehabt, so daß der General heute nur mit großer Mühe ein Pferd besteigen kann, und weiter haben die übermäßigen Anstrengungen, welchen General Dragomiroff wie so mancher seiner russischen Waffengefährten in dem genannten Kriege sich unterzog, schädliche Wirkungen auf seinen Körper geäußert, die jedoch nicht überschätzt werden dürfen. Er ist im Ganzen eine gesunde und sehr abgehärtete Natur, obwohl er nicht eigentlich bei der Truppe groß geworden ist, sondern vornehmlich am grünen Tisch und im Unterrichtsfach den größten Theil seiner bisherigen Dienstzeit zugebracht hat.

Dragomiroff erhielt eine vorzügliche militärische Ausbildung und kam sehr früh in den Generalstabsdienst. In diesem hat er mehrere Jahre zugebracht, wobei er von Stufe zu Stufe gestiegen und in stets einflußreichere, bedeutendere Stellungen gelangt ist. Nach Beendigung seines Besuchs der Generalstabs-Akademie wurde er durch Verleihung der großen goldenen Medaille ausgezeichnet, die so selten ist, daß sie außer ihm vielleicht nur noch 2—3 Offiziere der ganzen russischen Armee besitzen. Er verbindet einen scharfen Verstand mit festem Charakter; sein Fleiß war geradezu bewundernswerth, so daß er sich frühzeitig ein sehr reiches Wissen aneignete. Bald gelangte er zu dem Ruf eines der kenntnißreichsten Offiziere, so daß er schon als Capitän mit der Aufgabe betraut wurde, an der Nikolaus-Akademie Vorlesungen über Taktik zu halten.

Im Truppendienst bekleidete Dragomiroff mehrere Stellen im Generalstab; so wurde er frühzeitig Chef des Generalstabes des Militärbezirkes Kiew, dessen Oberbefehlshaber er heute als commandirender General ist. Im Jahre 1866 — also in seinem 35. Lebensjahre — war er bereits zum Oberst vorgerückt und damals als Lehrer an der Nikolaus-Militär-Akademie in Petersburg thätig. Während des Sommers des genannten

Jahres wurde ihm der Vorzug zu Theil, daß er für die Dauer des gerade ausgebrochenen preussisch-österreichischen Krieges in das preussische Hauptquartier als Vertreter der russischen Militärbehörde, bezw. als Beobachter abgeordnet wurde. Was er in dieser Eigenschaft zu erfahren Gelegenheit fand, bildet den Gegenstand des zweiten Abschnitts unserer Arbeit. Sehr bald nach seiner Rückkehr in die Heimat gab er eine Darstellung des Feldzuges, bezw. seiner Wahrnehmungen während desselben heraus, die im In- und Auslande große Aufmerksamkeit erregt und zwei deutsche Uebersetzungen gefunden hat.

Eine eigenthümliche Folge dieser seiner persönlichen Theilnahme am preussisch-österreichischen Kriege von 1866 bestand darin, daß Dragomiroff nicht bloß eine stark ausgeprägte Unterschätzung der kaiserlichen Armee unter der schwarz-gelben Fahne, sondern auch eine nicht immer zutreffende Würdigung des preussischen und späteren deutschen Heeres sich angeeignet hat. Es scheint hierbei sein Urtheil von der Eigenschaft des National-Russen ebenso stark beeinflusst worden zu sein, wie dies bei anderen hervorragenden russischen Generalen wie z. B. Gurko und besonders Skobelev der Fall gewesen ist. Gleichwohl ist es von Interesse und selbst von Werth, einmal zu prüfen, welche Charakter-Eigenthümlichkeiten Dragomiroff an beiden Heeren als tadelnswerth herauszufinden geglaubt hat.

Einen Hauptmangel findet der russische General sowohl beim österreichisch-ungarischen als auch im preussisch-deutschen Heere darin, daß beide von einer zu straffen Form beherrscht werden, so daß der freie kriegerische Geist des Einzelnen ihm darunter zu leiden scheint. Er hält dies für eine Folge des in Wien und Berlin ausgeklügelten militärischen Ausbildungs- und Erziehungssystems, welches mit der Zeit nicht fortgeschritten sei. Nach seiner Ansicht hängt der Erfolg eines Feldzuges, einer Schlacht, eines Gefechts fast ausschließlich vom Selbstgefühl der kämpfenden Truppe — des Einzelnen wie der Gesamtheit — ab, und dieses Selbstgefühl scheint ihm bei den bezeichneten zwei Armeen in nicht hinreichender Art ausgebildet zu sein. Wohl aber findet er dasselbe zur Genüge in dem eigenen, dem russischen Heere ausgeprägt, höchstens will er es noch der *nouvelle armée de la France*, der heutigen republikanischen französischen Armee, zuerkennen.

Es erscheint unzweckmäßig, auf eine nähere Beleuchtung dieser Behauptungen hier einzugehen. Dieselben einstweilen festzustellen, möge zunächst genügen; offenbar sind dabei Voreingenommenheiten mit im Spiel, welche kaum beseitigt werden dürften. Bei aller Achtung vor der Bedeutung eines Dragomiroff'schen Urtheils wird es doch erlaubt sein, anzuführen, daß andere kaum minder zuständige Beurtheiler — wie z. B. erst neuerdings der militärische Correspondent der „Times“ — an den deutschen Truppen während der Kaiser-Manöver von 1893 die freie Bewegung des einzelnen Mannes sehr anerkannt haben.

Kehren wir zum Oberst Dragomiroff zurück, der sich nach dem Schluß

des Feldzuges 1866 wieder in seine Heimat begab. In den folgenden elf Jahren erklimmte er die weiteren Stufen, welche zum Range eines Generalleutenants führten, und zog bei Ausbruch des russisch-türkischen Feldzuges im Frühjahr 1877 an der Spitze der 14. Division in's Feld. Er genoß das besondere Vertrauen des russischen Oberbefehlshabers, des Großfürsten Nikolaus Nikolajewitsch, welcher ihm allein seine Absicht, bei Zimnitza die Donau zu überschreiten, mitgetheilt haben soll. Am 26. Juni 1877, Abends $\frac{1}{2}$ 10 Uhr, begann General Dragomiroff dort den Uebergang. Mit sechzehn Bataillonen, 6 Escadrons, 16 Geschützen und 4 Halbbataillonen Pioniere, welche 408 Pontontheile mit sich führten, setzte er über den breiten Donauspiegel, nahm sofort den Kampf mit den Türken auf dem rechten Ufer auf, welcher sich eine Zeitlang — am Morgen des 27. Juni — sehr bedenklich für ihn gestaltete, und setzte sich um 2 Uhr in den Besitz der Höhe von Siftova, so daß der Uebergang der russischen Armee gesichert war. Das gewaltigste Stromhinderniß in Europa hatte Dragomiroff 1877 zuerst überschritten!

Man darf wohl behaupten, daß der General, wenn er länger in der Nähe und im Vertrauen des russischen Oberbefehlshabers geblieben wäre, einen nicht unbedeutenden und wohl auch recht günstigen Einfluß auf die Entwicklung der russischen Kriegsoperationen geübt haben würde. Allein seiner Thätigkeit wurde bald ein Ziel gesteckt: gleich beim Beginn der Kämpfe im Schipka-Passe erhielt er eine schwere Verwundung am rechten Beine, mußte in Folge dessen den Kriegsschauplatz verlassen und kehrte in die Heimat zurück. Von den wenigen Wochen, in denen er seine Division im Felde befehligte, läßt sich nur sagen, daß er sich persönlich tapfer benommen und große Umsicht in der Kriegsführung bewiesen habe; eine ausgedehnte Kriegserfahrung wird man ihm jedoch mit Rücksicht auf die kurze Zeit, die er im Felde gestanden, nicht zuerkennen vermögen, womit aber keineswegs eine solche ihm abgesprochen werden darf.

In der Folgezeit ist General Dragomiroff im russischen Heere vielfach hervorgetreten. Sein Name war derjenige, welcher neben denen eines Gurko und Skobeleff am meisten genannt wurde, namentlich wenn es sich um einzuführende Neuerungen des russischen Heerwesens handelte. Bei fast allen größeren Truppenübungen im Lager von Krasnoe Selo wurde er zum Schiedsrichter gewählt, und hierbei hat er es dahin gebracht, daß seine Ansichten als Ausschlag gebend betrachtet wurden und Niemand seinem Urtheil zu widersprechen wagte. Diese Erscheinung findet auch in einer sehr bemerkenswerthen Thatsache ihre natürliche Erklärung. General Dragomiroff gilt in ähnlicher Art für den „russischen Moltke“ wie General Miribel für den „französischen Moltke“ galt. Die langjährige Wirksamkeit Dragomiroffs als Director der Petersburger Kriegs-Akademie hat dahin geführt, daß das gesammte russische Generalstabscorps — bis etwa zu dem Grade des Obersten hinauf — bei ihm in die Schule, bezw. durch seine Hände gegangen

ist. Daß hierdurch der Einfluß des Generals auf die Offiziere des Elitencorps ein sehr mächtiger, daß seine eigenen militärischen Ansichten außerordentlich verbreitet worden sind, wird Jedermann klar werden, der den Ausspruch jurare ad verba magistri mit Recht für keine bloße Phrase hält. So ist es gekommen, daß gegenwärtig bei vielen russischen Truppenführern und wohl fast allen Generalstabs-Offizieren — welche doch als die berufenen Organe zur Ausführung der von jenen erlassenen Befehle zu betrachten sind — eine hohe Uebereinstimmung in den militärischen Anschauungen und Grundsätzen herrscht, welche offenbar einen großen Vortheil gewähren muß.

Noch ein Punkt und eine damit im Zusammenhang stehende Erscheinung muß hier hervorgehoben werden: nämlich die politische Gesinnung des Generals Dragomiroff und deren Einfluß auf seine Untergebenen. Der General hat eine ausgeprägt nationale Gesinnung, er ist von tiefem Deutshenhaß erfüllt, gehört zu den treuesten Anhängern der Panlawisten und fördert aus innerster Neigung die Zwecke der Kriegspartei. Mit dem General Dbruttscheff gehört er zu jener mächtigen und einflussreichen panlawistischen Gruppe, die in erster Linie und ausschließlich nur ihrem Vaterlande dient, und bei der erst in zweiter Linie der Zar in Betracht kommt. Die Behauptung ist sicher nicht gewagt, daß General Dragomiroff nach den ersten unglücklichen Schlachten, welche von dem Kaiser Alexander III. einem Landesfeinde geliefert werden sollten, mit vielen anderen Generalen und deren zahlreichen Gesinnungsgenossen sich von dem Zaren lossagen würde. Darum kann man auch ohne Uebertreibung den Satz aufstellen, daß der von Dragomiroff nicht bloß ausgebildete, sondern auch herangezogene russische Generalstab eine Gefahr für das Haus Romanoff in den Tagen eines Unglückes bildet. In dieser Hinsicht ähnelt der Geist der russischen Offiziere sehr dem der französischen, welche bereits in der Geschichte — besonders zur Zeit des ersten und zweiten Kaiserreichs — ihren Wankelmuth bethätigt haben.

Man hat bereits offen ausgesprochen, daß Kaiser Alexander III. — vielleicht ganz unbewußt — eine starke Abneigung gegen hochstehende Persönlichkeiten seines eigenen Heeres mit derartiger politischer Gesinnung in sich trägt. Es soll nämlich bemerkt werden sein, — ohne daß jedoch die Richtigkeit dieser Behauptung verbürgt worden ist, — daß er den General Dbruttscheff, so oft und so lange auch dieser den Kriegsminister Wannowzki zu vertreten hat, niemals zu einem persönlichen Vortrag zuläßt, wie er ebenso auch den General Dragomiroff von sich fernzuhalten bemüht ist. Andererseits achtet der Monarch die große Bedeutung und die Verdienste beider Generale viel zu sehr, als daß er sie nicht thatsächlich anerkennen sollte; vielleicht fürchtet er auch ihren Einfluß und Anhang, so daß er ihnen nicht gern zu nahe treten möchte. Eine genaue Beurtheilung dieser Verhältnisse entzieht sich jedoch unserer Kenntniß.

Noch eine besondere Seite ist im Charakter des General Dragomiroff sehr bemerkenswerth und darf hier nicht übergangen werden: das ist seine Beliebtheit bei den jungen russischen Offizieren. Der General ist ein sehr lebendiger Erzähler und ein Freund der Jugend, dabei liebt er sehr eine frohe Geselligkeit im Kreise seiner Kameraden. Schon als Divisions-Commandeur soll er mit den jüngsten Lieutenants seiner Division außer-dienstlich viel verkehrt haben; er machte mit vielen Brüderschaft und soll sogar so weit gegangen sein, in Gemeinschaft mit ihnen über die Vorgesetzten tadelnde und selbst stark herabsetzende Aeußerungen auszutauschen. Der Zug nach Einzelfreiheit, welcher in General Dragomiroff stark ausgebildet ist, wie wir bereits oben andeuteten, hat es auch mit sich gebracht, daß der General außer Dienst überhaupt kein Verhältniß von Unterordnung der jüngeren unter die älteren Offiziere gelten lassen will. In dieser Weise ist er auch als Director der Kriegs-Akademie in Petersburg aufgetreten.

Daß es bei derartigen geselligen Zusammenkünften nicht gerade trocken herzugehen pflegt, ist bekannt. Ueberall wo Offiziere mehrere Stunden bei einander weilen, bedarf es auch bei ihnen — wie in allen bürgerlichen Kreisen — der Anfeuchtung der Kehlen, die leicht überschritten wird. Wenn dies auch in Rußland weit weniger zu bedeuten hat, als anderwärts*), so muß doch diese Eigenschaft als eine große Schattenseite seiner Offiziere bezeichnet werden, zumal da durch dieselbe das Leistungsvermögen der Einzelnen auf die Dauer gewiß recht ungünstig beeinflusst werden muß. Wir wiederholen aber auch hier, daß man diese Schwäche nicht überschätzen darf.

So ist also der General beschaffen, welcher dereinst, wenn wirklich die Kriegstrompete die Truppen in's Feld ruft, dazu bestimmt ist, seine Schaaren in das feindliche Feuer zu führen; sicher wird er einer solchen Aufgabe zielbewußt, entschlossen, muth- und kraftvoll zu entsprechen suchen.

II.

General Dragomiroff als Militärschriftsteller des Feldzugs 1866.

Die genaue Veranlassung, welche im Frühjahr 1866 die Sendung des damaligen Oberst Dragomiroff zum preussischen Heere zur Folge hatte,

*) Hierüber hat uns schon vor fast 40 Jahren kein Geringerer als der Feldmarschall Graf Moltke aufgeklärt. In seinen 1856 verfaßten Briefen aus Rußland (Berlin, 1877) schreibt er S. 143 folgendes:

„Wenn der europäische Soldat seinen Unteroffizier in betrunkenem Zustand sähe, so wäre es mit der Disciplin aus. Der russische legt ihn zu Bette, wischt ihn ab und gehorcht ihm morgen, wenn er ausgeschlafen, mit derselben Treue wie zuvor. . .“

Er glaubt vielleicht von ihm, daß er ihm das Seinige vorenthält, er wird im Jähzorn von ihm mißhandelt, aber er liebt ihn darum doch mehr als den Deutschen, der gerecht und mit Ueberlegung züchtigt. . .“

damit derselbe an dem beginnenden Feldzug gegen die österreichische Armee theilnahme, ist uns nicht bekannt. Man wird aber wohl kaum irren in der Annahme, daß zunächst die russische Militärleitung selbst es gewesen sei, welche directe Berichte einiger höheren Offiziere der eigenen Armee über den Verlauf der Operationen und die Einzelheiten der Erscheinungen des damaligen Krieges gewünscht habe, wie sie für einen jeden Militärstaat ja höchst wünschenswerth sein müssen. Daß ihre Wahl nun auf den Oberst Dragomiroff fiel, möchte sich durch dessen Eigenschaft als Lehrer der Strategie und Taktik an der Nikolaus-Militär-Akademie, in welcher er über die Kriegsgeschichte aller Zeiten Vorträge an der genannten Unterrichtsanstalt zu halten hatte, erklären. Er verließ Petersburg, als der Ausbruch des Krieges immer wahrscheinlicher wurde, und stellte sich im Juni 1866 in Berlin persönlich vor, worauf er, wenn wir recht berichtet sind, sofort dem Hauptquartier der II. in Schlesien ihren Aufmarsch vollziehenden und dem Oberbefehl des damaligen Kronprinzen von Preußen unterstellten Armee beigegeben wurde. Ein zweiter höherer russischer Offizier, der Generalmajor Graf Kutusoff, machte dagegen den Feldzug 1866 im großen Hauptquartier des Königs Wilhelm mit.

Oberst Dragomiroff hat nun dem 7wöchentlichen Feldzug in Böhmen und Mähren als einer der aufmerksamsten Beobachter und Zuschauer beigewohnt. Er sammelte sorgfältig alle Notizen, welche er über die Beschaffenheit der beiden kämpfenden Heere erlangen konnte, und hatte vornehmlich Gelegenheit, die Ansichten und Urtheile genau kennen zu lernen, welche zwei schon damals hervorragende preussische Generalstabs-Offiziere über den jeweiligen Stand der Operationen gewiß sehr offen ausgesprochen haben, nämlich die des Generalmajors von Blumenthal, des Chefs des Generalstabs der kronprinzlichen Armee, und des Majors Verdy du Vernois, des ersten Generalstabs-Offiziers in dem genannten Stabe. Außerdem hatte er mehrfach Anlaß, mit dem Chef des Generalstabs des von General von Steinmetz befehligten 5. Armeecorps, Oberst von Wittich, Meinungen auszutauschen, und da gerade dieses Armeecorps bekanntlich das besondere Glück hatte, den Feldzug der II. Armee durch die drei unmittelbar auf einander folgenden Kämpfe von Nachod, Skalitz und Schweinschädel am 27., 28 und 29. Juni so glückverheißend zu eröffnen, so mußte ein solcher persönlicher Verkehr für den ebenso unterrichteten wie strebsamen und lernbegierigen russischen Stabs-offizier höchst lehrreich werden. Wir werden auch sogleich sehen, in welcher Art derselbe die ihm dargebotenen günstigen Gelegenheiten sich zu nute zu machen verstanden hat.

Sehr bald nach der Beendigung des Feldzuges und seiner Rückkehr in die Heimat hat Oberst Dragomiroff das Ergebnis seiner Beobachtungen und Erfahrungen in einer besonderen Schrift zusammenfaßt, welche im Jahre 1867 vollendet wurde und sodann im Druck erschien. Sie erregte eine solche Aufmerksamkeit, daß sogar zwei deutsche Uebersetzungen derselben

zu Berlin veranstaltet und herausgegeben wurden, die eine vom Verfasser autorisirt, die andere — etwas gekürzte — nicht*). Da diese Schriften nun die Frucht der Dragomiroff'schen Studien auf dem Kriegsschauplatz von 1866 bilden, so wollen wir ihren Inhalt hier etwas näher betrachten.

Das Buch zerfällt in 10 Abschnitte. Den Gegenstand derselben bilden: die beiderseitigen Heere, ihre Stärke und Einrichtungen; die beiderseitigen Kriegspläne und Operationen, sowie endlich die Zusammenstöße selbst. Der Verfasser hat keine eigentliche Darstellung der Einzelkämpfe gegeben, sondern nur eine allgemeine Beschreibung, die in der scharfen und klaren Beurtheilung gipfelt, so daß also vornehmlich die Kritik zu ihrem Rechte gelangt. Hierbei tritt nun eine Thatsache in sehr bestimmter Art zum Vorschein: eine oft geradezu schonungslose Schärfe in der Beurtheilung des kaiserlichen Heeres, moegen die Verhältnisse auf der preußischen Seite zeitweise eine sehr bedeutende Anerkennung finden und hier nur manche Einzelheiten gerügt werden.

So viel im Allgemeinen, treten wir jetzt den Einzelheiten näher.

In seinem ersten Abschnitt erläutert Oberst Dragomiroff die politischen Ursachen des Krieges und greift in der Darlegung des diplomatischen Feldzuges bis auf den Ausbruch des deutsch-dänischen Krieges von 1864 zurück. Sodann geht er zu einem Vergleiche der beiden Heere über, sowohl nach ihrer Stärke an Zahl der Kämpfer, wie auch nach ihren inneren Eigenschaften. Folgendes, ganz gewiß ehrlich verdiente Lob kann er dem preußischen Heere zollen:

„Pflichtgefühl und Bereitwilligkeit zur Erfüllung der dienstlichen Obliegenheiten bis auf die letzten Kleinigkeiten bilden die unterscheidenden Züge der preußischen Armee, und zwar von den niedrigsten bis zu den höchsten Stufen der militärischen Hierarchie.“ (Heute würde wohl der General die Ansicht aussprechen, daß gerade diese „letzten Kleinigkeiten“ es seien, deren Bestehen und Beachtung ihm keineswegs als Nothwendigkeit, sondern eher als ein Nachtheil erscheinen müssen.)

Ueber die österreichische Armee lesen wir dagegen folgende scharfe Urtheile:

„. . . Ist es unter solchen Umständen möglich, daß das Bewußtsein der Pflicht Wurzel schlage? Nein, es ist da unmöglich, wo Alles auf Willkür, nicht auf Gesetze gegründet ist.

Ist Liebe zu seinem Verufe möglich? Nein, sie ist da unmöglich, wo man für seine Hingebung an denselben verlacht wird.

*) Der genaue Titel beider ist folgender:

1. Abriss des Oesterreichisch-Preußischen Krieges im Jahre 1866 von M. Dragomiroff, Oberst, zc. vom Verfasser autorisirte Uebersetzung. Berlin 1868, A. Bath, S. 274 S.

2. Skizze des Oesterreichisch-Preußischen Krieges im Jahre 1866, zusammengestellt von Dragomiroff, Oberst in Berlin, 1868 Heinicke. 8, IV u. 168 S.

Die letztgenannte Ausgabe scheint ganz ohne Wissen des russischen Verfassers veranstaltet worden zu sein.

Ist eine Entwicklung des Scharfblicks, des Unternehmungsgeistes möglich? Beide sind da undenkbar, wo es bisweilen weit vortheilhafter ist, bei der Ausführung eines Befehls geschlagen zu werden, als im Widerspruch gegen denselben zu siegen.“

Man darf heute wohl sagen, daß der Verfasser hier einen bitteren und ungerechten Tadel ausspricht, der nur durch Scheingründe oder in nicht hinreichender Art erklärt wird. Der russische Stabsoffizier beweist durch solche Rundgebungen eine Voreingenommenheit gegen das österreichisch-ungarische Heer, von welcher man nur schwer ein freies, unparteiisches Urtheil erwarten kann, und die vielleicht noch auf jene politische Stimmung zurückgeführt werden darf, welche den National-Russen in der Erinnerung an die Haltung des österreichischen Kaiserstaates während des Krim-Krieges gegenüber dem Zarenreich übermannt.

In einem weiteren Abschnitt des Dragomiroff'schen Buchs finden wir eine sehr interessante Charakteristik der die Operationen auf beiden Seiten leitenden Persönlichkeiten. Es wird darin dem Felbherrtalent und der militärischen Begabung des Oberbefehlshabers der I. Armee, des Prinzen Friedrich Karl, die höchste Anerkennung gezollt; auch wird die letztere auf die von demselben erlassenen taktischen Vorschriften übertragen, die sodann einer ausführlichen Würdigung unterzogen werden.

Wir gehen hier nicht näher auf dieselben ein, möchten aber einen noch heute recht wichtigen Punkt daraus hervorheben, nämlich den, ob ein in den Kampf geführter, bezw. bis zur Schlacht ausgebrannter Truppentheil gleich darauf — noch an demselben Gefechtsstage — wieder kampffähig ist. Oberst Dragomiroff erlaubte sich nämlich während einer Unterhaltung, die er mit dem General von Steinmetz pflog, demselben auch folgende Frage vorzulegen: „Sollten Sie niemals in dem Fall gewesen sein, einzelne Abtheilungen ablösen zu müssen?“

„Wie ablösen?“ lautete die Antwort des Generals und in einem Tone, als hätte ich mich in einer unbekanntem Sprache ausgedrückt.

„Sie durch neue zu ersetzen, falls sie in Unordnung gerathen waren!“

„Nein, — lautete die Antwort —, jede einmal in's Feuer gekommene Abtheilung muß daselbst bleiben bis zum Schluß der Affaire.“

Auch die Vorschriften des Prinzen Friedrich Karl sprechen sich in gleichem Sinne aus und können es wohl nicht anders.

Der Führer der österreichischen Nord-Armee, Feldzeugmeister Benedek, erfährt bei Oberst Dragomiroff folgendes Urtheil:

„Seine persönliche Energie unterliegt keinem Zweifel. Er ist unersetzlich, wo es sich darum handelt, die Truppen zur Erreichung eines bestimmten Zieles in den Kampf zu führen, aber er ist kaum befähigt, sich selbst ein solches Ziel zu stecken. Mit einem Worte: Benedek ist ein ausgezeichnete Taktiker, aber durchaus kein Stratege. Widerwillig ging er nach Böhmen, denn er kannte, wie er sagte, weder den Kriegsschauplatz,

noch den Feind, mit welchem er sich schlagen sollte. Dies führt zu der Vermuthung, daß es Benedek an theoretischer Vorbildung für das Kriegshandwerk fehlte; seine Stärke beruhte in der praktischen Routine, welche er sich auf dem italienischen Kriegstheater erworben hat. Dort würde er sich wahrscheinlich auch in diesem Feldzug glänzend bewährt haben.“

Feldzeugmeister Benedek sowohl wie der Erzherzog Albrecht haben für den Feldzug 1866 taktische Vorschriften erlassen. Ueber dieselben giebt Oberst Dragomiroff das Urtheil ab, daß die des erstgenannten Feldherrn zu weitläufig sei, Wichtiges von Unwichtigem nicht unterscheide und zu viel Theorie und Bedanterie enthalte; dagegen wird die Vorschrift des Erzherzogs Albrecht derjenigen des Prinzen Friedrich Karl als ebenbürtig an die Seite gestellt.

Was nun den Kern des Werkes, die kritisch-historischen Betrachtungen über den ganzen Feldzug 1866 betrifft, so mögen auch hier einige Einzelheiten herausgegriffen werden. Der 1. preussischen Armee wird der Vorwurf nicht erspart, daß sie bei dem Einmarsch in Böhmen für die nur etwa 12 Stunden lange Strecke von Reichenberg nach Gitschin volle fünf Tage Zeit bedurft habe. „Dieser Zeitverlust“ — so lesen wir — „führte dahin, daß Clam Gallas den Preußen bei Gitschin zuvorkam und dadurch seine directe Verbindung mit Benedek herstellte; die Preußen mußten deshalb am 29. Juni Gitschin kämpfend erobern, während sie es am Abend vorher fast ohne Schuß besetzen konnten. Wenn eingewendet wird, man habe sich mit Herwarth (der Elb-Armee) vereinigen müssen, so hätte Clam Gallas wohl nicht daran gedacht, bei Münchengrätz stehen zu bleiben, wenn er das in seinem Rücken liegende Gitschin von überlegenen Streitkräften besetzt gewußt hätte.“

Die Schlacht von Königgrätz erfährt eine vielseitige Beleuchtung. Am Schlusse derselben sagt der Verfasser Folgendes:

„Nach der Verheerung der Napoleonischen Epoche war diese die gewaltigste, sowohl rücksichtlich der guten Combination, als der Resultate. Ihrer Form nach erinnert sie an Dauten und Waterloo, in den Resultaten aber an letzteres, denn den Unterschied in anderen Eigenschaften abgerechnet, war die Neigung zur raschen Demoralisation bei den österreichischen Truppen von 1866 dieselbe (?) wie bei den französischen von 1815, obgleich sie nicht aus den gleichen Ursachen hervorging.“

„Wenn man auch den Preußen volle Gerechtigkeit widerfahren läßt in Rücksicht ihrer Befähigung, sich glückliche Zufälligkeiten zu Nuße zu machen, nicht etwa in Folge der Gabe des Hellsiehens, sondern namentlich vermöge ihrer Kühnheit, so kann man nicht umhin, anzuerkennen, daß in dem Kampfe und im Verlaufe des ganzen Feldzuges ihnen ein Glück zu Theil geworden ist, wie es die siegreichsten und selbst von genialen Feldherrn befehligten Heere nur selten begleitet. Auf dem Wege von Königshof nicht nur auf kein bewaffnetes Hinderniß für die Bewegung, sondern nicht einmal auf

feindliche Patrouillen zu stoßen, — den Hauptpunkt der feindlichen Position gerade in dem Augenblick entblößt zu finden, wenn man sich ihm nähert, nicht früher und nicht später, — in Folge dessen ungehindert hinter die Kampflinie des Feindes dringen und fast bis zu seinen Reserven gelangen zu können: dergleichen verleiht keine Kunst, wenn nicht glückliche Zufälligkeiten in Gestalt gegnerischer Anordnungen zu Hilfe kommen.“

Man kann ja dem Verfasser darin völlig beipflichten, daß den Preußen besonders bei dem Vorgehen der II. Armee gegen den Schlüsselpunkt der österreichischen Schlachtstellung — Ehlum — verschiedene sehr glückliche Umstände zu Hilfe gekommen sind, welche das Ergebnis des ganzen Tages entscheiden halfen. Dennoch wird man aus der Ausführung seines Schlusurtheils über die Schlacht von Königgrätz recht wohl herausfühlen müssen, daß er den glücklichen Ausgang dieses Entscheidungskampfes für einen unverdienten hält und daß er dem preussischen Heere jenen großen Sieg durchaus nicht gönnt. Er bestreitet ja den Preußen die Gabe des Hellsehens und erkennt ihnen nur die Eigenschaft der Kühnheit zu, wie wir gesehen haben. Dafür ist nun aber auch der Verfasser ein Nationalrusse, und darum ist mit seiner Anschauung selbst nicht zu rechten.

Wohl aber dürfen wir ihm in einem Punkte kräftig widersprechen, nämlich darin, daß er annimmt, daß es ausschließlich „glückliche Zufälligkeiten“ gewesen sein sollen, welche den für die Preußen günstigen Ausgang der Schlacht vom 3. Juli 1866 herbeigeführt haben. Dieser Annahme steht entgegen der fest und entschlossen in der Nacht auf den 3. Juli gefaßte Plan zur Einfädelung des Kampfes und ferner das unerschütterliche Vertrauen, welches der erste militärische Rathgeber des Königs Wilhelm, der damalige General der Infanterie, Freih. von Moltke, auf den Erfolg seiner in der Ausführung begriffenen Maßregeln setzte. Zum Belege unserer Anschauung lassen wir hier noch jene einfach-natürliche Darstellung des kritischen Moments der Schlacht um die Mittagsstunde folgen, welche unlängst aus dem literarischen Nachlasse des verewigten Chefs des Generalstabes der Armee auf uns gekommen ist.

Dort lesen wir das Folgende:

„. . . Die Schlacht war zum Stehen gekommen. Im Centrum kämpfte die I. Armee noch um die Dörfer an der Bistritz, die Cavallerie konnte nicht vorwärts kommen, und die Artillerie fand keine günstigen Stellungen zum Auffahren. Die Truppen standen seit 5 Stunden im lebhaften Feuer des Feindes, ohne Verpflegung, da zum Kochen keine Zeit.

Einiger Zweifel über den Ausfall der Schlacht mochte sich bei Manchem regen; vielleicht auch bei Graf Bismarck, als er mir seine Cigarrentasche anbot. (Wie ich später erfahren, hat er es für ein gutes Zeichen gehalten, daß ich ihm von 2 Cigarren kaltblütig die beste wegnahm.)

Der König fragte mich um diese Zeit, was ich von dem Verlauf des

Gefechtes halte. Ich erwiderte: „Eure Majestät gewinnen heut nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug*.“

Den noch weiter hinzugesetzten Moltke'schen bestimmten Worten: „Es konnte nicht anders kommen,“ wird heute Jeder beipflichten müssen, welcher unparteiisch die für die Schlacht von Königgrätz getroffenen Anordnungen prüft und mit dem Verlauf der Ereignisse vergleicht, denn — so sagt noch Moltke: „wir hatten die im Kriege durchaus nicht zu unterschätzende Ueberlegenheit der Zahl, und endlich mußte unsere II. Armee in Flanke und Rücken der Oesterreicher erscheinen.“

Hiermit sind wir am Schlusse des Abschnittes angelangt, den wir uns vorgezeichnet hatten, um den russischen General als Militärschriftsteller über den Feldzug 1866 zu würdigen.

III.

Ansichten des Generals Dragomiroff über die blanken Waffen.

Der Herausgeber des zu Petersburg erscheinenden „Ratschvieschik“**) hatte es unternommen, den General Dragomiroff um seine Ansichten über die Bedeutung der blanken Waffen zu befragen. Derselbe hat hierauf eine Antwort erhalten, welche er in seinem Blatte veröffentlicht hat und die hier — nach einer französischen Uebersetzung in Nr. 49 der Revue du cercle militaire von 1890 — wiedergegeben werden soll.

„Obwohl er damit beginnt — so sagt der französische Uebersetzer — seinen Fragesteller zu versichern, daß er über einen schon so oft besprochenen Gegenstand nichts Neues zu sagen habe und daß er nur schon früher gemachte, aber wieder vergessene Bemerkungen zu wiederholen gedenke, so behandelt der ausgezeichnete russische General in seiner gewohnten Art die Frage in einer so eigenartigen und neuen Form, daß sie ein thatsächlich hohes Interesse gewährt. Der Leser möge selbst darüber urtheilen.

I. Die Zahl der so verschiedenartigen Typen der blanken Waffen läßt sich in zwei Gruppen eintheilen, welche jener der Feuerwaffen vollkommen gleichartig ist. Einerseits sind es die Stoßwaffen, welche den Feuerwaffen mit gerader Flugbahn, andererseits die Hiebwaffen, welche den Feuerwaffen mit gekrümmter Flugbahn entsprechen.

Es giebt keine dritte Gruppe hierbei, und es könnte auch eine solche nicht geben. Der Grund davon ist einfach.

*) Man vergleiche: „Geschichte des deutsch-französischen Krieges von 1870 bis 1871 von Graf Helmuth von Moltke, Generalfeldmarschall. Mit 1 Uebersichtskarte, Berlin 1891, E. S. Mittler u. Sohn. Anhang: „Ueber den angeblichen Kriegsrath in den Kriegen König Wilhelms I. (S. 423).“

**) Auf Deutsch „Der Aufklärer,“ eine russische Militärzeitung von ziemlich neuer Gründung, welche anfangs nur ein Buchhändlerblatt war, die jedoch täglich an Verbreitung und Interesse gewinnt, so daß sie allgemeiner gefamnt zu sein verdient.

Der Mensch schafft nichts Anderes, als was nach seinem Muster oder ihm ähnlich ist. Nun ist seine natürliche Waffe die Faust, mit welcher er entweder ziemlich gerade von oben nach unten schlagen oder wagerecht vor sich herstoßen kann.

Alle Typen der blanken Waffen lassen ausschließlich diesen doppelten Charakter der als Kampfmaschine betrachteten Faust wieder hervortreten, jedoch mit weit größerer Wirksamkeit. Um seinen Gegner mit einem Faustschlag niederzustrecken, muß man sehr kräftig sein und von einem guten Platz zu schlagen, während beispielsweise mit einem Dolch schon ein Kind den stärksten Menschen tödten kann.

II. Die Vervollkommnungen, welche mit der „Faust“ als Kampfmaschine vorgenommen worden, sind Jedermann bekannt.

Die ersteren, zu denen zunächst die Keule oder die von einem Riemen gehaltene Kugel und in weiterer Entwicklung die Schaschka*), der Datagan, das Beil gehören, entsprechen den Verbesserungen der Faustmaschine, welche bei dem von oben nach unten geführten Streiche angewandt wird.

Die letzteren, welche durch die Pike, die Lanze, den Pallasch**), das Bajonnet, den Dolch vertreten sind, bilden die Vervollkommnungen der in wagerechter Richtung angewandten Faustmaschine.

Man hat nun die Formen und Maße der blanken Waffen — ganz so wie bei den Feuerwaffen — außerordentlich vervielfacht, um verschiedene Wirkungen damit zu erzielen. Und gerade dort, wo diese blanken Waffen häufig und wirkungsvoll angewandt wurden — wie z. B. im Kaukasus bei den Kämpfen zwischen den Gebirgsbewohnern und den Kosaken — ist man zu einer bemerkenswerthen Einfachheit gelangt: zur Schaschka als dem einen und zum Dolch als dem zweiten Typus, und das ist Alles.

Zahlreich waren die Discussionen, welche die Ueberlegenheit der Stoßwaffen über die Hiebmaschinen behandelten und umgekehrt, dann über die Maßverhältnisse und die vortheilhaftesten Formen der Klingen, der Gefäße u. s. w. Es waren vergebliche Bemühungen, denn sie fanden zwischen Personen statt, welche ihr ganzes Leben hindurch nur solche Klingen an ihren Seiten gehabt hatten, welche ungebraucht geblieben und niemals geschärft waren, oft nicht einmal aus Stahl bestanden, und die nicht nur niemals ihre Scheide verlassen hatten, sondern auch bisweilen in derselben festgehalten blieben.

III. Wie lassen sich derartige Streitigkeiten erklären? Stets nur aus der alleinigen und sich gleich bleibenden Ursache, daß man die Phantasieen seiner Einbildung dem reinen und einfachen Studium einer Frage vorzieht, einem solchen Studium, welches ohne Klügelei und ohne die Annahme, etwas Neues, von uns noch nicht Aufgefundenes entdecken zu wollen, aus-

*) Die Schaschka ist der Kosakenjäbel mit ziemlich starker Krümmung, welcher gegenwärtig in der russischen Armee allgemein geführt wird.

**) Der Pallasch ist der gerade Degen der Kürassiere, bei den Franzosen la latte.

geführt wird. Der Wunsch, eigenartig zu erscheinen und — frei heraus gesagt — sich bewundern zu lassen, erklärt das Innumlauffetzen mancher Dummheiten. Es mag noch hingehen, wenn diese Dummheiten nicht als Angriffe erscheinen, wenn man, um sich ein Ansehen zu geben, nur ein Sprengstück verschießt, welches nach dem Springen ganz verschwindet. Allein in solchen Fällen geschieht damit zu viel; man rührt dabei fort und fort die große Trommel.

Prüfen wir nun einmal die Grundlage eines solchen Streites.

IV. Welche Waffe ist besser: die Hieb- oder die Stichwaffe?

Wenn wir uns wieder den Charakter der Faustwaffe vergegenwärtigen, so erkennen wir, daß ein Studium dieser Frage darauf hinausgeht, die folgende zu ergründen: welches ist die beste Art zur Abgabe eines Dolchstichs: von unten nach oben oder gerade vor sich her?

Offenbar hängt das von den Umständen und der Persönlichkeit, mit der man kämpft, sowie auch von der Art ab, in welcher man am meisten gewohnt ist zu kämpfen. Von dem Augenblicke an, in welchem ich beide Kampfsarten wählen kann, muß ich sie als gleichwerthig erachten in jenen Grenzen, die in Bezug auf die Gewohnheit der Anwendung der einen oder der anderen gezogen sind. Diese Gewohnheit wird meine persönliche Gewohnheit sein, wenn es sich für mich um einen Einzelkampf handelt; sie wird jedoch die der Truppe sein, der ich angehöre, wenn es darauf ankommt, eine Truppe einen Kampf ausfechten zu lassen.

Die Anhänger der Stoßwaffe rufen sich den Napoleon'schen Ausspruch zu: „Stoßt, stoßt zu, und haut nicht!“ Er empfahl das den Franzosen, bei denen die Kenntniß der Fechtkunst dank der gestatteten Anwendung des Duells mit blanter Waffe*) sehr verbreitet ist und, wenngleich keine nationale, so doch eine militärische Gewohnheit bildet.

Wenn Napoleon sich an uns Russen gewendet hätte, so ist es sehr wahrscheinlich, daß er uns im Gegentheil zugerufen hätte: „Haut, haut zu und stoßt nicht!“ mit Rücksicht darauf, daß die Fechtkunst bei uns nur wenig verbreitet ist, wogegen alle unsere jungen Leute zu hauen und gut zu hauen verstehen, vielleicht mit Ausnahme einiger Arbeiter und Bürger, die mehr oder weniger zur besitzenden Klasse gehören.

Wenn man diesen Gesichtspunkt wählt, so wird man mir ohne Zweifel zugestehen, daß alle Ausführungen über diesen Gegenstand, wonach der Stoß mehr Kunst und der Hieb mehr Kraft verlangt, und derartige ähnliche keinen anderen Werth haben wie ein „leeres Ei“. Das ist wenigstens meine unmaßgebliche Meinung, welche übrigens Niemand zu theilen gehalten ist.

*) Dies gilt nur von den Mannschaften, nicht Offizieren. Pistolen-Duelle waren verboten, denn mit der Pistole kann selbst noch ein Hakenfuß sich schlagen, während er auf Länge eines Degens sich kaum aus der Sache ziehen kann. In dieser Art gestalteten sich die Duelle in Frankreich zu einem Element der Erziehung.

„Aber — so wird man sagen — wenn die Sache sich so verhält, so müßte man also auch der Infanterie eine Hiebwaaffe geben. Gleichwohl ist dieselbe mit einer solchen bei keinem europäischen Heere versehen.“ Von der Infanterie werde ich später sprechen. Gegenwärtig behandeln wir hier nur die Frage der blanken Waaffe in Bezug auf die Cavallerie, da diese der bedeutendste Vertreter bei der Anwendung dieser Waaffe ist und sozusagen die ausschließliche Eigenthümlichkeit besitzt, den Gegner direct zu bekämpfen, nämlich vor Allen durch ihre eigene Masse, sodann um ihm den Rest zu geben und im Handgemenge mit der blanken Waaffe ihm zu Leibe zu gehen.

Es wird also die Frage, ob bei der Cavallerie der Stoß- oder der Hiebwaaffe der Vorzug zu geben sei, in erster Linie durch die nationalen Gewohnheiten entschieden, in zweiter durch das Beispiel der Fachleute, die sie thatsächlich gebrauchen, und nicht von denjenigen, welche sie ausschließlich als Parade-Instrumente behandeln. Als Fachleute der ersteren Gattung betrachte ich unsere früheren kaukasiatischen Gebirgsbewohner und die Kosaken des Kaukasus, ihre vorzüglichen Zöglinge. Die Bewaffung jener und dieser Leute kennzeichnet sich, wie ich bereits sagte, durch eine bemerkenswerthe Einfachheit: die Schaschka, den leichten und für die Hand außerordentlich bequemen Säbel und den Kinjal (Dolch). Der letztere wird nur zu Fuß und bei dem häuslichen Gebrauch verwendet.

V. Form und Maßverhältnisse der Waaffe. Die Frage der Form betrifft natürlich nur die Hiebwaaffe. Sie ist sogar bis zu einem gewissen Grade müßig oder wenigstens von keiner Bedeutung. Um sich davon zu überzeugen, genügt es, die Krümmung des Yatagan mit der weniger ausgeprägten Krümmung der Schaschka zu vergleichen*). Gleichwohl würde kein Kosak seine Schaschka gegen den Yatagan vertauschen und würde kein Türke seinen Yatagan für eine Schaschka hergeben, denn das ist eine Gewohnheitsache.

Weit wichtiger ist die Frage der Maßverhältnisse der Waaffe, wenn gleich nicht an sich, so doch deshalb, weil sie öfter und in höherem Grade als irgend eine andere Frage viele Leute zum Zäseln veranlaßt. Natürlich ist der Gegenstand vornehmlich für die Stoßwaaffen von Bedeutung.

Es scheint auf den ersten Anblick, daß eine Waaffe desto besser sei, je länger sie ist**). Allein diese Ansicht gründet sich nur auf den ersten, unüberlegten Eindruck, der dem Menschen aus Instinct der Erhaltung eingeflößt wird.

*) Nach diesem Satze scheint es, daß General Dragomiroff unter dem Worte Yatagan nicht jene Waaffe verstehen wollte, welcher wir gewöhnlich diesen Namen geben, sondern die weit mehr gekrümmte, die wir Türken säbel nennen. Nur von dieser letzteren kann man thatsächlich behaupten, daß sie eine ausgeprägtere Krümmung hat als die Schaschka.

***) Wohlverstanden in den Grenzen, welche mit der bequemen Handhabung und der Kraft des Führers vereinbar sind.

So wenig man nun auch hierüber nachdenken mag, so gelangt man thatsächlich doch dahin, daß man sich Folgendes sagt: „Ja aber, wenn ich meinen Gegner aus größerer Entfernung mit einer langen Lanze erreichen kann, so wird er nicht so thöricht sein, daß er sich nicht auch denselben Vortheil verschaffen wird; folglich wird selbst unter den günstigsten Verhältnissen, da die Bedingungen auf beiden Seiten gleich sind, eine Ausgleichung eintreten.“

Aber das Wichtigste ist, daß hierbei keine Ausgleichung stattfindet, denn die Erfahrung von Jahrhunderten beweist, daß derjenige, welcher sich mit einer derartigen Gewichtsmasse beschwert, zuletzt dahin gelangt, daß er beständig und unbarmherzig geschlagen wird.

Der Beweis hierfür findet sich schon in der Geschichte der Römer, die mit verhältnißmäßig kurzen Schwertern bewaffnet waren und in allen Kämpfen die Griechen schlugen, deren acht erste Glieder mit so langen Speeren ausgerüstet waren, daß diejenigen des achten Gliedes nicht weniger als acht Arschinen (6,46 Meter) lang sein mußten, um über die Männer des ersten Gliedes hinauszuragen. Was schien drohender und schwieriger zu überwinden zu sein, als wenn man vor seiner Front einen ganzen Wald von Spießern in acht Gliedern besaß! Und dennoch hielt ein solcher die Römer nicht auf, und die Griechen nahmen vor ihnen Reißaus.

Wie ist dies Ergebnis zu erklären? Sehr einfach durch die Thatfache, daß die Griechen durch ihre Waffen behelligt waren und es nicht wagten, im Vorrücken anzugreifen, wogegen die Römer nicht auf's Wort glaubten, daß ihre Feinde so furchtbar wären. Sie stellten sie auf die Probe, d. h. sie warfen sich mit Ungeßüm auf eine solche Mauer, machten Einschnitte in dieselbe, näherten sich den Speerträgern auf Schwerteslänge und verarbeiteten sie dann sehr gründlich.

Was blieb den unglücklichen Griechen einer so barbarischen Kampfweise gegenüber anders zu thun übrig, als den Rücken zu wenden? Das thaten sie denn auch, verwickelten sich wahrscheinlich dabei sehr stark in ihre massiven Waffen und warfen dieselben schließlich fort, um ihren „strategischen Rückzug“ zu erleichtern.

Solchen Thatfachen gegenüber, die geschichtlich festgestellt sind, muß nothwendigerweise jeder Mensch, dessen Geist nicht durch persönliche Theorien oder Vorurtheile eingenommen ist, dahin gelangen, folgende Schlüsse zu ziehen:

1) Bei der Anwendung der blanken Waffen hängt der Erfolg nicht von deren Länge, sondern von der Entschlossenheit ab, die der Kämpfer hat, und womit er sich dem Gegner bis zur Wirksamkeit seiner Waffe nähert.

2) Die Gewißheit des Erfolges eines Angriffs liegt in dem Ungeßüm der Vorbewegung. Selbst Cäsar hat gesagt, daß ein schnelles Vorwärtsschreiten das Blut erhitzt und bei dem Manne die Vorstellung der Gefahr in Vergessenheit bringt. Wenn also die Bewegung bei einem solchen Kampfe so große Wichtigkeit hat, so muß man Alles entfernen, was sie verzögern kann.

3) Je länger eine Waffe ist, desto schwieriger ist sie zu handhaben. Eine lange Waffe verlangsamte die Bewegung und bringt sie zuweilen völlig zum Stillstande. Folglich ist sie, selbst bei einem Angriff zu Fuß, nicht vortheilhaft, sondern schädlich. Noch weit mehr ist dies bei einem Angriff zu Pferde der Fall.

Allein wir schweifen hier zu weit. Die hier ausgesprochenen Grundsätze sind weit kürzer und in viel klarerer Form von Friedrich dem Großen kundgegeben worden in seiner so bekannten Antwort auf den ihm über die Nothwendigkeit der Abänderung der preussischen Cavallerieäbel vorgelegten Bericht (die um zwei Zoll kürzer als die feindlichen waren): „Nun, dann werden unsere Reiter um zwei Zoll näher herankommen!“

Der Amerikaner Holens hat in ähnlich treffender Art nach dieser Richtung bemerkt, daß „gewöhnlich diejenige Nation, welche ihre Waffen verkürzt, ihre Grenzen erweitert“.

Wenn diese Bemerkungen glaubwürdig sind, so kann man sowohl die Wiedereinführung der Lanzen bei manchen Reitereien in Europa, wie auch den Grad der Bedeutung, der einer solchen Thatsache beizulegen ist, nach ihrem richtigen Werth abschätzen.

VI. Wie dem nun auch sein möge, so wird man sagen, die Lanze hat einmal viele militärische Gewährsmänner für sich, und noch unlängst, in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts, hat Marschall Marmont die Ansicht ausgesprochen, daß „die Lanze die Königin der Waffen“ sei.

Hierauf antworte ich: die Gewährsmänner sind hierüber gar nicht mit sich einig. Zunächst hatte Marschall Marmont vornehmlich im Generalstab gedient. Sodann war er ein Freund von Phrasen. Endlich hat er die hier wiedergegebene Aeußerung nicht selbst gesprochen, sondern ein fremder Mund hat das gethan. Folglich kann man unmöglich das, was er gesagt hat, als ein Evangelium betrachten, ganz besonders bei einer Bewaffnungssache. In solchen Dingen kann der erste beste verständige Kosak oder Unteroffizier manchmal besser und praktischer reden als ein Marschall, wenn er auch nicht aus dem Generalstab hervorgegangen ist.

Dieselbe Phrase ist schon im 17. Jahrhundert von dem österreichischen General Montecuculi ausgesprochen worden. Man muß jedoch den Umständen Rechnung tragen, unter welchen sie fiel. Das war zu einer Zeit, in welcher das Bajonnet noch nicht erfunden war und die Infanterie aus Speerträgern und Musketieren bestand, also aus Mannschaften, die ausschließlich mit einer blanken oder Feuerwaffe bewaffnet waren. Jener Ausspruch war wie eine Art Formel, welche ausdrückte, was für eine Waffe den Ausgang eines Kampfes entschied.

Nichts Anderes war folglich auch der Suwarow'sche Grundsatz: „Die Kugel ist eine Thörin, das Bajonnet allein ist tapfer.“ Nur weil es zu seiner Zeit noch kein Bajonnet gab, hatte Montecuculi gesagt:

„Die Kugel ist eine Thörin, die Lanze ist tapfer.“ Und das sagte er in feiner Weise und nicht mit denselben Worten wie Sumarow.

Man muß sich demnach in's Gedächtniß rufen, daß, wenn die Lanze jemals in irgend einer Form eine Königin gewesen ist, dies nur in Beziehung zur Feuerwaffe, nicht aber zu einer anderen blanken Waffe der Fall war. Als jedoch das Bajonnet das Gewehr gekrönt hatte, verschwand der Speer oder die Pike bei der Infanterie, wo sie doch stets wirksamer als bei der Cavallerie gewesen war, denn der Fußsoldat trug sie und handhabte sie nicht mit einer, sondern mit zwei Händen.

Bei den Bewaffnungsfragen ist es aber wichtig, nicht bloß jede Waffe an sich zu betrachten, sondern man muß auch Rücksicht nehmen auf ihre Verwendung, den Einfluß, welchen sie auf die Moral des Mannes äußert, und von diesem Standpunkt aus auch auf die Wechselwirkungen zwischen den Feuer- und blanken Waffen. Habe ich Sie nicht zu sehr ermüdet, so werde ich hierüber in einem späteren Briefe sprechen.“

* * *

In Bezug auf das Bajonnet, von dem oben die Rede ist, macht General Dragomiroff, nachdem er kurz die Geschichte seiner Erfindung und die nach und nach mit dieser verhältnißmäßig jungen Waffe vorgenommenen Verbesserungen berührt hat, in Gestalt einer Anmerkung folgende Bemerkungen, die wir hier gleichfalls noch folgen lassen:

„Zur Steuer der Wahrheit muß ich sagen, daß die Lanze noch zu ihren Anhängern den Marschall von Sachsen im 18. Jahrhundert und in der Gegenwart — in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts — Jomini und de Bracé zählte. Der Erstere hielt an der Lanze, wie ich annehme, wegen der Ueberlieferung fest. Der Zweitgenannte urtheilte über sie durchaus nur theoretisch. Es genügt, daran zu erinnern, daß er sie für die beste Angriffswaffe ansah, während sie in der ganzen Gattung der blanken Waffen genau genommen die geeignetste Vertheidigungswaffe ist, weil sie darauf berechnet ist, den Gegner nicht an sich herankommen zu lassen.

Jomini schreibt nämlich: „Die Lanze ist die beste Angriffswaffe für eine Reitertruppe, welche in Linie angreift, denn sie trifft den Gegner, der nicht herankommen kann. Sie ist daher eine Angriffswaffe, die jedoch den Feind, wer es auch sei, am Herankommen hindert; hiernach hat sie den Zweck, ein reines Vertheidigungs-Ergebniß zu erzielen.“ Man sieht also, wie manchmal die besten Theoretiker sich verwickeln, indem sie sich selbst in 2 oder 3 Zeilen widersprechen. Ich betone übrigens hier nicht die angebliche Unmöglichkeit der Annäherung einer mit Lanzen bewaffneten Truppe, welche Schwierigkeit ja bereits, wie oben bemerkt, zur Zeit der Römer überwunden wurde.

Und gleichwohl kannte Jomini die Kämpfe der römischen Schwerter mit den griechischen Lanzen. Gewiß hat er sie richtig verstanden, allein er

vergaß sie, — und da sieht man genau einen jener Fälle, daß eine „allgemein bekannte“ Thatsache leicht wieder vergessen wird.

Was nun de Brack betrifft, so war das ein Offizier aus der Truppe, seine Ansicht verdient daher weit größere Beachtung. Allein er hält die Lanze mit gewissermaßen aufgebauschten Beweisgründen aufrecht, deren Schlußsatz — vorzüglich oder nicht — übertrieben worden zu sein scheint. Er sagt zum Beispiel: „Die Lanze ist diejenige blanke Waffe, deren moralische Wirkung sehr mächtig ist und deren Stiche sehr mörderisch sind.“ Wenn diese Beweisführung bis zum Schluß durchgeführt wird, so ergibt sich aus ihr, daß die Lanze die blanke Waffe ist, deren moralische Wirkung auf Feiglinge sehr bedeutend ist, die jedoch niemals die Tapferen aufhalten wird; die Stiche der Waffe sind allerdings sehr mörderisch, wenn sie genau treffen, aber diese Genauigkeit ist wegen der Länge wenig sicher.

Außerdem belastet die Lanze das Pferd mit einem sehr starken Gewicht, sie hindert die Bewegungen des Reiters, und es ist ganz unmöglich, ihre Handhabung in einigermaßen genügender Art während der kurzen Dauer der gegenwärtigen Militärdienstzeit zu lernen. Folglich lassen ihre Anhänger nur eine einzige Thatsache für sie sprechen: nämlich die Möglichkeit, den Gegner so weit wie möglich von sich fern zu halten; sie verlieren dann — gern oder ungern, jedoch in unbeschränkter Art — alle anderen Seiten der Frage aus dem Auge*).

VII. Ich hatte bisher vergessen, die Frage zu beantworten, weshalb bei der Infanterie die Hieb Waffen nicht im Gebrauch seien. Die Antwort ist einfach die: dies geschieht, weil es nicht bequem sein würde, Waffen von solcher Art aus dem Gewehr anzubringen, während die Vereinfachung mit dem Bajonnet bequem ist. Und da das Gewehr auf diese Weise einem doppelten Zweck dient: zunächst als Schußwaffe, sodann als Schaft für das Bajonnet, als Ersatz für die Lanze, so ist kein Platz mehr für eine Hieb waffe vorhanden.

In demselben Maße wie die Technik fortschreitet, wird das Gewehr niemals als Pistole geladen werden und stets so lang bleiben, daß eine andere Behandlung als die zweihändige zur Unmöglichkeit wird. Dazu kommt noch das Bajonnet, zu dessen Handhabung die beiden Hände ebenso

*) Neuerdings hat General Dragomiroff noch folgende Verfügung erlassen, welche hier ihrem Wesen nach mitgetheilt zu werden verdient. Er verlangt, daß die Pferde der russischen Cavallerie schon in Friedenszeit an den Anblick der Lanzenfähndchen („Flieger“ in der russischen Sprache) gewöhnt werden. Es sollen fortan bei der Einübung der „durchbringenden Attaken“ der (nur mit dem Säbel als Hauptwaffe ausgerüsteten) regulären Cavallerie womöglich stets Kosaken gegenüber auftreten (deren erstes Glied bei den Don-Kosaken noch Pitken führt), auch sollen zu diesem Zweck die Pitken mit „Fliegern“ versehen werden. Am Schlusse seines Befehls sagt der General Folgendes: „Der Mann braucht sich vor der Lanze nicht zu fürchten, wenn er einen Säbel führt; man muß aber die Pferde an den Anblick der Lanzen und der Flieger gewöhnen.“

nothwendig sind, sowie endlich die Wahrnehmung, daß es völlig unnütz ist, den Feind mit einer Hiebwaſſe zu bekämpfen, wenn man ihn mit einer Stichwaſſe erreichen kann.

Somit iſt es klar, daß, da man für eine Stichwaſſe einen Schaft wie das Gewehr hat, welches zwei Zwecken dienen kann, es ganz unnöthig iſt, ſich auf die Suche nach einer Hiebwaſſe zu begeben.*)

„Ja — ſo werdet Ihr ſagen — aber wie iſt es mit den nationalen Gewohnheiten?“ Die nationalen Gewohnheiten ſind dann in Betracht zu ziehen, wenn es ſich um die Verwendung einer Waſſe unter ſchwierigen

*) Früher hatte man es für nothwendig gehalten, dem mit ſeinem Bajonnet verſehenen Gewehr eine ſolche Länge zu geben, daß der Reiter von der Höhe ſeines Pferdes den Infanteriſt mit ſeinem Säbel nicht erreichen konnte. Dies iſt gerade einer jenen Fälle, auf welche in dem vorigen Abſchnitt Bezug genommen iſt und in denen Rückſichten, die nicht in der Waſſe ſelbſt liegen, deren Länge beeinflussen können.

Dieſes Vorurtheil hat ſich ſeit der Zeit, in der man die Länge der Lanze beſtimmte, erhalten. Es iſt weder dem von den römischen Waſſen abgeleiteten Beweiſe, noch der Antwort des Königs Friedrich II., die er aus Anlaß der 2 Zoll kürzeren Säbel gab, gewichen. Und beſhalb iſt das Rohr unſeres Verban-Gewehres 4 Zoll länger, als die balliſtiſchen Verhältniſſe der Waſſe erforderten, ebenſo wie die Bajonnet-Klinge 7 Zoll mehr hat, als zur Durchſtechung eines Mannes nöthig ſind. Das Ergebniß davon iſt: Abſchwächung der Anfangsgeſchwindigkeit (?) und eine unnöthige Mehrbelastung des Infanteriſten.

Das ſind im Ganzen nur Cabinetſ-Kriſen, welche ſo zu ſagen den Gegner abhalten ſollen, Euch zu erreichen und welche die ewige Wahrheit in Vergessenheit bringen, daß der Erfolg bei der Anwendung der blanken Waſſen nicht von deren Länge abhängig iſt.

Auch bemerkt man nicht, daß ähnliche Combinationen durch den Inſtinct der Selbſterhaltung eingegeben werden, der ſich niemals mit jenem militäriſchen Lehrſatz in Einklang bringen läßt, daß im Kriege nur Derjenige ſeinen Feind tödtet, der ſich nicht davor fürchtet, von dieſem getödtet zu werden.

Aber — ſo werdet Ihr ſagen — kann man Euch auf 3000 Schritte tödten? Zweifellos, auch ich allein kam Euch auf 3000 Schritte tödten. Folglich findet hierbei eine Ausgleichung ſtatt, ebenſo wie im Allgemeinen alle jene techniſche Vervollkommnungen, die mit der menſchlichen „Faust“ vorgenommen werden, ſich in demſelben Augenblick in ein Nichts auflöſen, in welchem beide Gegner ſie gleichmäßig bei ſich eingeführt haben. Ein Vergleich von ungleichen Waſſen iſt eine unnöthige Sache, denn dadurch kann durchaus nicht eine Frage aufgeklärt werden, welche in der Theorie ſtets ſo geprüft werden ſoll daß im Uebrigen alle Verhältniſſe gleichartig ſind, wenn man poſitive Ergebniſſe und eine Phantaſien erlangen will.

Allerdings können in der Praxis und in Uebergangs-Epochen wie der gegenwärtigen ſich Gegner bekämpfen, die ungleichmäßig bewaffnet ſind. Aber ſelbſt dieſe Fälle beweifen, daß die Ueberlegenheit in der Bewaſſung bei Weitem nicht eine ſolche Wichtigkeit hat, wie ſie ſich die Liebhaber von Vergleichen der Tragweiten, Procente, in Friedenszeiten einbilden. Als Beweis dient der Krieg von 1870, in welchem die Franzoſen beſſere Waſſen als die Deutſchen führten. (Infanterie- nicht Artillerie-Waſſen), ebenſo der Krieg von 1877, in welchem dieſe bei den Türken und den Ruſſen — gegenüber der Fall war.

Die Wahrheit iſt die, daß man zum Ende der Rechnung mit gleichen Waſſen kämpfen muß, und daß dann Derjenige ſiegt, welcher am kühnſten ſich dem Tode ausſetzt, d. h. am wenigſten für ſein koſtbares Leben fürchtet.

Verhältnissen handelt, z. B. bei deren Führung mit einer einzigen Hand, welcher Fall bei der Cavallerie eintritt. Sobald man jedoch seine beiden Hände bei der Handhabung einer Waffe gebrauchen kann, so genügt es, daß man im Stande ist, sie als Stoßwaffe zu verwenden.

Und dennoch bewähren sich noch in ähnlichen Fällen die nationalen Gewohnheiten. So kommt es vor, daß bei uns Russen bisweilen im Handgemenge verschiedene Gegenstände im Spiele sind, die stets beim Schlagen von oben nach unten gebraucht werden. Und jedesmal, wenn aus irgend einem Grunde die russische Infanterie sich nicht in der Lage befand, über ein Gewehr zu verfügen, so wurde eine Hieb- oder Stoßwaffe zur Stelle gebracht. So nahmen im Krimkriege zwei Marine-Equipagen an der Schlacht an der Alma Theil, indem sie sich nur der Waffen zum Entern bedienten. *) Und bei Sebastopol sah man die Milizen von Kurla mit Beilen kämpfen. **)

Bei der Cavallerie, die nur über eine Hand zum Kämpfen verfügt, wird die Hieb- oder Stoßwaffe in allen jenen Ländern, in denen sie gebraucht wird, vorgezogen. Im ganzen Orient kenne ich nicht ein einziges Volk, bei dem man etwas den „Stangen“ (Pallaschen) unserer Cavallerie Ähnliches finden könnte. Allerdings führen einige derselben Lanzen, aber ich erlaube mir die Annahme, daß dies keine Erklärung im Charakter der von diesen Völkern zu bekämpfenden Feinde findet, und daß die Letzteren ohne Zweifel nicht sehr geneigt zur Annahme des Kampfes waren. Ueberall dort, wo der Feind den Kampf nicht allein nicht ausschlägt, sondern lieber aufsucht, ist die Hieb- oder Stoßwaffe bei dem Kampf zu Pferde stets der Stich- oder Stochwaffe vorgezogen worden.

VIII. Anwendung der Waffe. In seinem Werke erkennt man den Arbeiter. Jedermann weiß, daß ein geschickter Arbeiter im Stande ist, mit nichts Anderem als seinem Beil solche Gegenstände herzustellen, welche ein ungeschickter nicht anzufertigen vermöchte, auch wenn er sich dazu des vorzüglichsten Handwerkszeugs bediente.

Dieselbe Frage wirft sich allen Militärs auf: wozu soll man den Soldaten mit einem ganzen Waffen-Arjenal belasten, wenn man ihn nicht darin unterweist, wie er sich desselben zu bedienen hat?

Nichts ist augenscheinlicher als diese Wahrheit. Dennoch hat man bei den stehenden Heeren recht lange Zeit gebraucht, ohne sie zu verstehen, während man sich doch bei den Völkern asiatischer Civilisation stets hierüber Rechenschaft abgelegt hat.

Mit einem Wort: die Anwendung der Waffe setzt als nothwendige Bedingung die zu diesem Geschäft erforderliche Ausbildung voraus, wenn man wohlverstanden nicht zugiebt, daß es genüge, einen beliebigen Soldaten

*) Nach der Mittheilung eines Augenzeugen.

**) In allen hier angezogenen Fällen handelt es sich natürlich nur um bewaffnete Streitkräfte, die mehr oder weniger regelmäßig organisiert sind. Bei Volkskämpfen macht man Waffen aus jedem Holz: Gabeln, Sensen, Messer — das Alles spielt dann mit.

mit Waffen zu überladen, und daß dieser schon von selbst wissen werde, nicht allein zu hauen und zu zielen, sondern auch in jedem Augenblick aus dem erwähnten Arsenal genau diejenige Waffe auszuwählen, welche für den besondern Fall am besten paßt.

Somit ergibt sich die Nothwendigkeit:

- 1) den Mann in der Handhabung jeder Art von Waffen, die ihm übergeben ist, zu unterweisen;
- 2) diesem Manne die instinctive Gewohnheit einzuprägen, sofort, ohne Nachdenken herauszufinden, in welcher Reihenfolge diese verschiedenen Waffen nacheinander zu gebrauchen sind.

Das macht sich von selbst, werden ohne Zweifel viele Leute sagen. Wie könnte das anders sein? Es scheint wirklich so, daß sich das von selbst machen muß, aber thatsächlich verhält sich die Sache ganz anders.

Erinnern wir uns doch allein nur daran: seit wann hat man damit begonnen, den Leuten das Stechen und Hauen zu lehren? Und besteht man selbst heute noch darauf so sehr, wie das die Wichtigkeit dieser Unterweisung erfordert?

Ich kenne im Voraus die Antwort, welche alle Diejenigen auf eine solche Frage geben würden, welche wissen, woran sie sich zu halten haben, und welche sich keinen Täuschungen hinzugeben oder Andere durch ihre gefaßten Entschlüsse zu blenden suchen.

Gleichwohl darf man nicht übersehen, daß es sich darum handelt, seine Waffen nicht in einem Zustande ruhiger Geistesverfassung, sondern selbst mitten in der Gefahr zu verwenden. Nun thut aber in solchen Lagen der Mensch wohl nur das, was während des Friedens für ihn instinctiv zur Gewohnheit geworden ist*).

*) Unwillkürlich fällt mir hierbei ein Ereigniß aus dem Kriege von 1854 ein, das mir von einem Augenzeugen berichtet worden ist.

Eine Batterie ging in Stellung und eröffnete ihr Feuer. Sofort begannen Geschosse auf sie herabzuregen. Plötzlich sehe ich — so erzählte mein Augenzeuge, der selbst erst neu befördert worden war und zum ersten Mal in's Feuer kam — daß ein Mann meiner Bedienungsmannschaft sich umdreht, auf den Rücken seiner geballten Hand schlägt und im beschleunigten Schritt zur Proke sich begiebt; dort streckt er die Hände wie zum Empfange eines Geschosses aus, kehrt zurück, schlägt nochmals auf die bezeichnete Stelle und begiebt sich dann wieder zum Geschütz. Dort angekommen, macht er eine Bewegung, als liefere er das angebliche Geschos ab, das er trug, drehte sich nochmals um und begab sich dann wiederum zur Proke.

Ich weiß nicht, wie lange er diese Bewegung in's Meer fortgesetzt hätte, aber er stellte dieselbe erst auf das Dazwischentreten eines Unteroffiziers ein, der den Mann durch die damals eingeführten Vorchriftsbewegungen in die Wirklichkeit zurückbrachte. Diese Anekdote erklärt in wunderbarer Art, wie stark die Gewohnheit wirkt, und wie vortheilhaft die mechanische Ausführung der Bewegungen ist. Dieser Mann der Bedienungsmannschaft, welcher im feindlichen Feuer völlig den Kopf verloren hatte, führte mit vollkommener Genauigkeit nicht nur aus, was erforderlich war, sondern auch was man ihn gelehrt hatte. Es war damals reglementsmäßig, daß man sich beim Umdrehen auf die Schenkel schlug, was sicher allen jenen nicht bekannt ist, die erst nach dem Krimkrieg in

IX. Was vornehmlich dazu beigetragen hat, die Praxis in der Waffenverwendung zu vernachlässigen, das ist die Organisation der gegenwärtigen Heere und die stets zunehmende Stärke ihres Bestandes. Das Studium der Massenbewegungen hat alle Aufmerksamkeit in dem Grade in Anspruch genommen, daß es fast gänzlich jene übersehen läßt, welche der Soldat persönlich ausführen muß. Den Lesern, die das bezweifeln, möchte ich nur kurz die Geschichte der Schießausbildung in's Gedächtniß zurückerufen, welche den Militärs, die erst nach dem Krimkriege in den Dienst eingetreten sind, wenig bekannt ist.

Im vorigen Jahrhundert und noch in der ersten Hälfte des gegenwärtigen lehrte man nur zu laden und das Gewehr an die Wacke zu setzen, niemals zu zielen. Denn man ließ nur gerade aus und nicht auf ein bestimmtes Ziel schießen und zwar mit Plazpatronen, jedoch niemals mit scharfen.

Ich habe noch jene Zeitepoche gekannt, in welcher das Marschiren und die Handhabung der Waffen die ganze Uebungszeit in Anspruch nahmen, ohne daß man sich jemals um die Art, wie der Mann zielte, Sorgen machte, — eine Epoche, in welcher (nur einmal während der ganzen Dauer der Lager-Periode und durchaus nicht alljährlich) zum Scheibenschießen gewöhnlich am Sonntage nur einige Compagnieen des Regiments befohlen wurden, wobei die Mannschaften höchstens drei Patronen verfeuerten.

Das Regiment, von dem hier die Rede ist, galt für eines der bestausgebildeten, und darauf beschränkte sich die ganze Schießausbildung! Von Bajonnetfechten war durchaus keine Rede, man lernte nur dasselbe zu kreuzen.

Eine solche Vernachlässigung in Betreff des Schießens ist ein Beweis für die scheinbar unglaubliche, völlig feststehende Thatsache, daß man von der Unzweckmäßigkeit einer Unterweisung der Mannschaften im Waffengebrauch überzeugt war. Man glaubte, daß, wenn der Soldat die Handhabung der Waffen kannte und auf das Commando „An! Feuer!“ anlegen und eine Plazpatrone abfeuern konnte, alles Nöthige erreicht sei.*)

Nur erst zur Zeit der Einführung der gezogenen Feuerwaffen begriff man sowohl die Nothwendigkeit, nicht mehr blind zu laden, sondern scharf zu schießen, als auch die Unmöglichkeit, das Schießen ohne Kugeln und Scheiben zu erlernen. Nun endlich gab man sich Rechenschaft darüber, daß die Massen recht wohl in den Colonnen-Uebungen ausgebildet und doch nicht kampfs-

den Dienst getreten sind. Diese Bewegung hatte den Zweck, die Ausführung gegen den hinteren Theil des Dolchmessers zu sichern, bezw. letzteren zu hindern, während der Bewegung hin- und herzuschwanken.

*) Die Carabiniere schossen allerdings nach der Scheibe, allein das war ein wirklicher Tropfen Wasser in das Meer, denn sie zählten nur 6 Mann in der Compagnie.

In dieser Hinsicht kann ich nicht umhin, daran zu erinnern, daß während des Krimkrieges ein Unteroffizier, der als Ausbildungs-Organ der Dopoltschenin befehligt wurde, das Laden des Gewehres zu lehren, und der von einem Offizier dieser Miliz aufgefordert war, das Laden mit der Patrone selbst auszuführen, sehr respectvoll, aber recht bestimmt entgegnete, er kenne wohl die verschiedenen Chargirungen „mit 12, 8, 4 Tempos und nach Belieben,“ aber die Ladung „mit Patronen“ sei ihm unbekannt.

bereit sein könnten, außer wenn jeder Soldat es einzeln erlernt hätte, nicht bloß zu marschiren, sondern auch zu schießen und zu zielen.

Und hier allein war es, wo der Paradebrill sich in die militärische Ausbildung und Erziehung umwandelte.

Bei den blanken Waffen war der Hergang genau derselbe. Die Leute im Hauen zu unterweisen, erschien so überflüssig, daß man selbst bis auf die jüngsten Zeiten nicht einmal die Klängen schärfte. Und wenn man ganz neuerdings sich hierzu entschlossen hat, so geschah das, wenn ich mich nicht irre, wegen der Unmöglichkeit, im Augenblick einer Mobilmachung solche Operation mit einer so großen Anzahl von Waffen vorzunehmen. Natürlich hat man erst, nachdem die Säbel geschliffen worden, den Anfang mit dem eigentlichen Fechten gemacht.

X. Ebenso hat man erst neuerdings begriffen, daß die praktische Uebung mit der blanken Waffe ebenso gut wie die mit der Feuerwaffe eine Zielscheibe verlangt.

Ich behaupte sogar, daß hierbei ein Ziel noch nöthiger ist, denn bei der Anwendung der blanken Waffe tritt noch der gegebene Zeitraum hinzu, welcher beim Schießen nur eine untergeordnete Rolle spielt.

Die blanke Waffe gebraucht man im Gefecht thatsächlich im Handgemenge; es ist also klar, daß, wenn man mit dem Abgeben eines Hiebes zögert, selbst wenn es sich nur um einen nicht zu berechnenden Bruchtheil einer Secunde handelt, der Gegner uns treffen kann; der Kampf wird dann oft in endgiltiger Art zu Ende geführt sein. Wenn unser Hieb nicht sitzt, d. h. wenn wir die Luft treffen, oder wenn wir nur einen unwirksamen Streich führen, so werden wir einen Augenblick später in die Unmöglichkeit versetzt, unsere Ungeschicklichkeit wieder gut zu machen.

Es ist also augenscheinlich, daß es bei der Anwendung der blanken Waffe außerordentlich wichtig ist, und zwar in einer Art, von der man sich beim Schießen keinen Begriff machen kann, daß man in einem Augenblick Zeit und Raum richtig zu bemessen vermag.

Das ist aber noch nichts im Vergleich mit der Wichtigkeit des doppelten Zeitmessers, den man im Kopfe haben muß. Auch alle Wahrnehmungen dieses Instruments müssen sich augenblicklich dem Auge und der Hand übertragen, und der Kämpfer muß sie verwerthen ohne Urtheil und gleichsam durch einfaches reflectirendes Handeln. Ein Zögern ist nicht zulässig, denn das geringste Zuwarten kann uns das Leben kosten.

Und das ist nicht Alles. Wir können den Augenblick recht gut ergriffen und die Entfernung richtig geschätzt haben, nur hatten wir die Klinge, als wir sie gegen die Linie des Zusammenstoßes zückten, nicht parallel, sondern schräg mit der Richtung, in welcher der Zusammenstoß erfolgt, gehalten, und dann erzielten wir an Stelle einer tüchtigen Schnittwunde nur eine Schramme. Auch darf man im Augenblick des Einhauens nicht vergessen die Klinge schwirren zu lassen und nicht einfach wie mit einem Beile zuhauen.

Alles dieses beweist, daß das Abgeben eines guten Säbelhiebes durchaus kein einfaches und leichtes Ding ist und ohne oft wiederholte Uebung eine fast unausführbare Handlung bleibt.

Deshalb haben denn auch jene Leute, welche in einer Waffe etwas Anderes als das Abzeichen des militärischen Standes, etwas Anderes als eine Grußstange (*barreau à salut**) erblicken, stets außerordentlichen Werth auf das praktische Studium ihrer Verwendung gelegt. Sie haben sogar hierfür sehr eigenartige, aber recht bedeutungsvolle Regeln aufgestellt, wie das übrigens alle jene sind, die unter dem Kaiserreich als dauernd nöthigersonnen wurden.

Bei den Bergbewohnern des Kaukasus z. B. begann man unter dem Titel eines Kinderspieles mit der Uebung, den Lauf eines fließenden Gewässers abzuschneiden; ist das nicht wirklich merkwürdig?

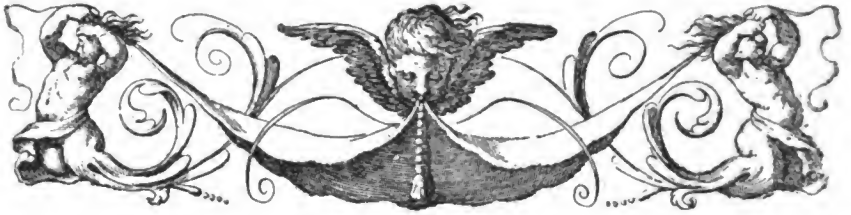
Alein bei solchen Menschen im Urzustande wirkt die Beobachtung anders als bei uns. Der wilde Mensch kann allein Wahrnehmungen machen, die Jahrhunderte lang sich dem civilisirten Menschen entziehen, wie z. B. diese, daß ein Schlag, der auch nur ganz wenig von der Seite gegen das Wasser gethan wird, den Roth herauspritzen läßt. Und das war erst der Anfang einer Ausbildung, welche sodann durch die Praxis des ganzen Lebens und durch Hiebübungen gegen verschiedene Gegenstände fortgesetzt wird.

* * *

Schlussbemerkung.

Wir müssen befürchten, bei der Wiedergabe der Dragomiroff'schen Ansichten über die blanken Waffen manchem Leser zu ausführlich gewesen zu sein. Und doch vermochten wir uns nicht zu einer Kürzung der Aussprüche des erfahrenen russischen Generals zu entschließen, da dieselben in der That viele goldene Lehren und Nachweise enthalten. Jedenfalls wird der Leser aus dem Mitgetheilten die Ueberzeugung gewonnen haben, daß wir es hier mit einem außerordentlich klar denkenden Kopfe zu thun haben, welcher mit sich über Ursache und Wirkung der im Kriege thätigen Factoren in's Reine zu kommen sucht und hiernach vorsichtig seine Anordnungen trifft. General Dragomiroff gilt nicht bloß in seinem Vaterlande für einen tüchtigen Truppenführer, sondern auch in Berlin, Wien und Paris weiß man sehr wohl seine Bedeutung zu würdigen. Es ist darum wichtig, daß man genau kennen zu lernen sucht, welchen Anschauungen man in den leitenden militärischen Kreisen Rußlands huldigt, um sie rechtzeitig auf ihren Werth prüfen zu können.

*) Die freisinnigen Menschen sind in ihrer unbewußten Ironie unerbittlich und zaudern nicht, die Gegenstände nach ihrem wesentlichen Charakter zu bezeichnen. Es ist noch nicht lange her, als die Cavalleristen ihren Säbel niemals anders als Stangen nannten (*barreau*), und was ist denn eine ungeschliffene Klinge thatächlich anders als eine Stange, möge sie nun von Stahl oder von Eisen sein?



Gedichte.

Von

Bertha Diener.

— Wien. —

Heinrich IV.

Auf kaltem Stein in kalter Nacht
Steht die Kaisergestalt in Büßertracht.
Die Glieder erstarren, die Wange glüht heiß
Vor Freude oder vor Scham? wer weiß!

Zu Canossa in dem prunkenden Saal
Da harret der Auserwählten Zahl,
Mit bangem Stolz und frommem Gran'n
Der Kirche schwindelndsten Sieg zu schau'n,
Denn der Kaiser, der stolze gekrönte Feind
Ist's, der als flehender heut erscheint,
Nachdem er dreimal Tag und Nacht
Um Thore büßend zugebracht.
Still und stiller wird's in den Reih'n,
Der hohe Bettler tritt herein.
Um Gregors Lippen zuckt es schon,
Wohl Freude um den verlorenen Sohn,
Um die Seele, gerettet dem Himmel und Gott?
O, dies Lächeln ist Fluch, der Segen ist Spott!
Doch unbewegt bleibt des Kaisers Gesicht,
Fühlt er die Schmach dieser Stunde nicht?
Er schreitet so schwebend zum Papste hinan,
Als eilte ihm der Sieg voran.
Nun beugt er das Knie, ihm ist's bewußt,
Als kniet' er auf seines Feindes Brust,
Er faßt das Kreuz! Ihm ist's dabei,

Als ob es das Kreuz seines Schwertgriffs sei,
 Und durch den stolzen Kaiserfinn
 Sucht der Gedanke leuchtend hin:
 Ho Prieſter, ſo mächtig, ſo ſchlan und ſo fein,
 In dieſer Stunde wardſt Du mein!
 Ich ſeh' meine Fürſten ſchon rauchentbrannt
 Und waffenblihend im weſſchen Land,
 Des Kaiſers Macht bekämpfen ſie,
 Doch des Kaiſers Schmach, die dulden ſie nie!
 Ich hör' die Empörung, die murmelnd ſchwillt
 Und wallt, bis ſie brauſend überquillt,
 Und Rom und Papſt und Prieſterwelt
 In ihren wirbelnden Wogen zerſchellt!
 Da plötzlich neigt zu dem Knieenden dort
 Sich der Papſt, wohl zu Flüſtern ein höhnifch Wort.
 Da trifft ihn des Kaiſers goldener Blick,
 Verſtummend prallt der Papſt zurück,
 Denn in dem Blick die Frage lag:
 „Wer war der Sieger an dieſem Tag?“

Chriſtus.

Was zerrt ihr den edlen Leider
 Vom Menſchen zum Gotte herab!
 Ein Name, den nur ein Leider
 Doch nimmer ein Jünger ihm gab.

Ihr glaubt ihn vom Himmel erleſen,
 Weil er Himmel erſchloſſen hat!
 Je menſchlicher er geweſen,
 Um ſo göttlicher war die That.

So trübe.

So trübe ſchleich' ich durch die trüben Tage,
 Nur fahles ſchauend fahlen Angeſichts,
 Wo blieb der ſchöne Kampf von Welt und Seele,
 Jetzt brüderlich vereint in ihrem Nichts!

Zuweilen ſtreift der Fuß die Wunderblumen,
 Für die ich einſt mein ſchwellend Leben bot,
 Sie nur zu treten bin ich ſchon zu müde
 Vom Leben. Leben? nein, gelebten Tod!

Nur ſchau' ich Menſchen in Titanenqualen
 Erwachſend zu Titanen; wunderbar
 Erinnernd zieht's durch die erſtorb'ne Seele,
 Wie ſelig war ich, als ich elend war!

Allein.

Sie halten sich schweigend umfangen,
Die Myrte duftet so fein.
Es rauscht und bauscht sich die Seide,
Sie sind allein.

Sie halten sich schweigend umfangen,
Nach Jahren wohl mag's wieder sein:
Sie sah'n heut ihr Kind am Altare —
Sie sind allein.

Frauenlieder.

Er.

Wenn er so durch die Menge schreitet,
So menschenkühn, so götterhehr,
Dann stuhet's heiß nach meinem Haupte,
Ein Mann zu sein, ein Mann wie er.

Mit kalter Stirn und heißem Athem,
Der steigend, stürzend, stets voran,
Mit Riesenzürnen Welten brechen,
Mit Lächeln Himmel bauen kann.

So männlich siegen, sein und sinken,
Wie götterschön! und doch — nein, nein!
Dann könnt' ich ihn ja nicht mehr lieben,
Nicht mehr so ganz sein Eigen sein.

Geh' nicht so stolz an mir vorüber,
Sieh' mich nicht so verächtlich an,
Wenn ich so elend vor Dir stehe,
Erglücken nur, nicht sprechen kann.

Zuck' nicht so kalt die kühnen Lippen,
Du triffst Dich selbst, verhöhnst Du mich,
Groß schlägt mein Herz in niedrer Hülle,
Groß! denn im Herzen trag' ich Dich!

Ah! wie unendlich muß dies Herze
Doch sein, wie kühn, wie königlich!
Vermag es ahnend Dich zu fassen.
Vor mir auf's Knie, ich liebe Dich!





Elina.

Novelle.

Von

Mite Kremnitz.

— Bukarest. —

(Schluß.)

Siebentes Capitel.

An demselben Nachmittage noch suchte Elina ihren Schwager Schumann auf; sie ging eigentlich gern in das Haus, obgleich sie wußte, daß ihre Schwägerin ihr nicht gewogen war. Aber die Kinder! Es war zu nett, zwischen die drei blonden Kleinen zu treten — das Vierte hatte noch lange Kleider — und sich für ein paar Chocobladenplätzchen ihre Zärtlichkeit zu erkaufen! Tante Elina stand deshalb bei ihnen auch in größter Gunst und galt ihnen als eine Art Fee.

Jedes Mal, wenn sie dort gewesen war und ihrem Manne von den Kindern erzählte, brach er das Thema ab. Sie rührten ungern an das, was ihren sicheren Erwartungen zum Troß nicht eingetreten war. — Arnold hatte es stets für selbstverständlich gehalten, daß man, kaum verheirathet, auch Vater würde. Elina aber ließ nie ein Wort davon über ihre Lippen kommen, ja, sie hatte nicht einmal daran zu denken gewagt, es berührte den wunden Punkt zu nahe.

Diesmal hatte sie den Kleinen einige Spielsachen mitgebracht. Sie hatte dann eine Weile mit ihren Lieblingen gespielt und währenddess von ihrer Schwägerin die üblichen Sticheleien über Verschwendung hingenommen — bei Frau Schumann überwog die Geldfrage alle anderen Rücksichten: nicht ob ein Geschenk passend, sondern wie theuer es sei, interessirte sie, als ob der Kostenpunkt an und für sich wichtig wäre; sie übersah meist, daß Geld nur Mittel zum Zweck ist, ihr schien es Selbstzweck.

Elina fragte nach ihrem Schwager.

„Was haſt Du denn mit Walter zu reden?“ fragte Anna verwundert. Sie hatte nicht vergeſſen, daß ihr Mann Elinas ſchöne Geſtalt und Augen bewundert hatte. — Gerade darin war ſie nicht ausgezeichnet; ſie hatte eine leiſe Anlage zum Schielen und war in den letzten Jahren zu ſtark geworden.

„Ich möchte eine Geſchäftſache mit ihm beſprechen!“

Frau Anna war naiv neugierig und hätte Elina gern in ihres Mannes Zimmer begleitet, wenn der kleine Max ſich nicht gerade die Naſe blutig geſtoßen hätte, ſo daß ſie ihm kalte Umſchläge machen mußte.

„Was verſchafft mir denn die Ehre?“ fragte Herr Schumann, der eigentlich nicht mit Damen zu verkehren mußte, ſchon weil er nicht im Stande war, ſie ernſt zu nehmen, und ſie in die zwei großen Gruppen der Modepuppen und der Hausfrauen zu theilen gewohnt war. Nur der letzteren, deren ausgezeichnetſte Vertreterin ſeine eigene Frau war, geſtand er die Erſtenzberechtigung zu, denn die Männer ſtanden doch zu hoch, um ſich mit Wirthſchaft und Kinderpflege abzugeben, obwohl ſie jedenfalls auch darin das weibliche Geſchlecht weit übertreffen würden! —

Elina ſetzte ihm auseinander, daß Arnold eine für ihre Mittel zu theure und große Wohnung genommen hätte; ſie gedächte deſhalb, zum 1. Januar Penſionäre zu nehmen. Ob er ihnen behülflich ſein wolle, welche zu bekommen?

Schumann konnte ein halb beſriedigtes, halb höhnisches Lächeln nicht unterdrücken: „Das iſt aber gut! Nein, das iſt koſtbar — Sie und Arnold Penſionäre!“

Elina ſchwieg und bereute es, mit ihm darüber geredet zu haben, denn plötzlich ſchlug dieſer Mann einen ganz anderen Ton mit ihr an — ihre Geldſorgen hatten ſie ihres Nimbus entkleidet, und ſie fühlte, daß jezt etwas die Oberhand in ihm gewann, was ſich biſher im Hintergrunde ſeiner Seele gehalten hatte: Die ſchlecht verhehlte Bewunderung, mit der er ſie muſterte, konnte für eine feinfühlende Frau nicht anders als beleidigend ſein; natürlich waren es nur uneingekandene Regungen in ihm, er wußte ſelbſt nicht, daß hinter dem Spott, den die Entdeckung ihrer Vermögenslage bei ihm hervorrief, eine ganz neue, unbekandte Bewunderung lauerte. Elina war eine Schönheit geworden, ſeit ſie liebte; in ihren feucht glänzenden Augen, die immer etwas Wunderbares gehabt hatten, lag jezt ein unwiderſtehlicher Zauber.

Alſo Arnolds ganze Lebensführung, ſein Verkehr mit Offizieren und andern vornehmen Leuten war nichts als Großthuerei geweſen! — „Nein, das iſt köſtlich!“ wiederholte Schumann, deſſen Entzücken kein Ende nehmen wollte. „Aber da mußte mein Herr Schwager erſt ſeine Bequemlichkeit aufgeben, Morgens nicht bis Acht im Bett liegen, ſondern erſt lernen, ſich um Andere zu kümmern, er, der immer nur mit ſich ſelbſt beſchäftigt war! Und Sie“ — er ſah ſie von oben bis unten an — „ja, mit ſolcher Toilette und geſtickten Strümpfen. . .“ Elina zog empört ihren Fuß zurück, deſſen zierlicher Spangenschuh den Strumpf hatte ſehen laſſen.

„Also Sie wollen uns nicht helfen?“ jagte sie kalt und stand auf.

Er hatte wieder sein unangenehmes Lachen. „Gewiß will ich Ihnen helfen, aber die Idee ist zu originell — Sie, die geborene Prinzessin“ . . .

„Ich kann auch dabei Prinzessin bleiben . . .“

„Das ist es eben!“ lachte er. „Sie meinen, fremde Kinder in's Haus nehmen, sei so leicht, wie sich eine neue Toilette verschreiben!“

„So kindisch und albern bin ich nicht!“ fiel sie ungeduldig ein. „Ich stehe an Pflichtbewußtsein Niemandem nach und traue mir zu, mindestens eben so gut rechnen zu können wie Sie, so praktisch Sie sich auch dünken; jedenfalls werde ich mich hüten, wieder auf Ihre Gefälligkeit zu rechnen!“

„Das rathe ich Ihnen auch,“ antwortete er grob — es ärgerte ihn, daß er es so dumm angefangen und sie nur beleidigt hatte; statt anderer Gefühle empfand er plötzlich Haß gegen die schöne Frau, die es wagte, ihm seinen eigenen unfeinen Charakter zum Bewußtsein zu bringen.

„Rechnen Sie lieber auf sich selbst und meinen Narren von Schwager — Sie werden ja sehen, wie weit Sie damit kommen!“

Schweigend verließ Elina das Zimmer, und er ging zu seiner Frau, um ihr die köstliche Nachricht zu bringen, daß Frefens sich um Pensionäre bemühten, — die alte Schweser hätte also Recht gehabt, daß es mit Elinas Vermögen nicht so weit her sei; ein vermögendes Mädchen hätte den Arnold auch nie genommen!

„Das sehe ich nicht ein!“ versetzte Anna, die sich in ihrem Familiengefühl beleidigt sah. „Er ist ein sehr schöner, guter und kluger Mann!“

„Ja, Ihr Frefens bildet Euch Alle ein, etwas Besonderes zu sein!“

Anna war an seine etwas höhrende Art zu sehr gewöhnt, um sich etwas daraus zu machen, und erwiderte nichts.

Elina hatte ihren Aerger schon abgeschüttelt, ehe sie im Hause ihrer Freundin, der Frau Major Krüger, angekommen war, der sie einen Besuch schuldete. Sie sagte ihr, daß sie den größten Theil ihres Vermögens durch die Untreue des Banquiers verloren habe; Frau Krüger wußte von dem Vorfall aus den Zeitungen, eine Cousine von ihr, Gräfin Axel, wäre gleichfalls davon betroffen worden. Sie nahm jedoch Elinas Idee, sich nach Pensionären umzusehen, sehr kühl auf; offenbar schien ihr das zu plebejisch. — Was würde ihr Mann dazu sagen! Sie müßten dann natürlich allmählich den Verkehr mit Frefens einschlafen lassen; der Major war neulich schon entrüstet gewesen über des Professors demokratische Ansichten, der sogar die neue, vom Kaiser selbst protegirte pädagogische Richtung offen als dilettantisch zu bezeichnen wagte! — Nein, man könnte sich nicht genug vorsehen, zumal wenn man selbst nicht von Adel und deshalb doppelt streng controlirt wäre!

All dies überdachte die Offiziersfrau, während sie den Schnitt von Elinas Winterjaquet sich einprägte; sie war nicht reich und ließ die meisten Sachen im Hause arbeiten, wo sie den Schnitt angeben und selbst mit nähen konnte. Natürlich durfte das Niemand wissen. — „Nur nichts merken lassen!“

warnte der Major jedesmal, wenn sie ihm vorrechnete, wie unglaublich billig sie auf diese Weise zu ihrer Toilette käme. —

Frau Major Krüger war selbstverständlich zu weltgewandt, um Elina gleich ihre veränderte Gesinnung zu verrathen; sie forderte sie auf, doch heute noch mit ihr etwas Beethoven zu spielen, und war beim Abschied von solcher Liebenswürdigkeit, daß Elina sich mit der Ueberzeugung nach Hause begab, ihre Freundin würde ihr aus ihrem Bekanntenkreise Pensionäre zu verschaffen suchen.

Arnold war zu ihrem Leidwesen nicht da, als sie heimkam; sie hatte sich so auf ihn gefreut, ihr kam vor, als habe sie ihn noch nie so lieb gehabt und sich noch nie so nach ihm gesehnt! Im Geiste sah sie ihn eintreten in seiner etwas stürmischen Art — ihr war, als müßte er jetzt kommen, mit dem Ausleuchten in seinen hellen Augen, dem kindlichen auf sie Bosen, das er an sich hatte! Er war wirklich unwiderstehlich, und sie fragte sich bang, womit sie es verdient habe, daß er sie liebgewonnen und zu seiner Frau gemacht hatte? Wie gütig vom Schicksal, daß keine Andere ihr zuvor gekommen! Welch wonniger Hafen war die Ehe! Sie fürchtete jetzt nichts und Niemanden; was auch geschehen mochte, sie gehörten zusammen, selbst wenn einmal eine Andere ihm vorübergehend gefallen sollte — daran dachte sie aber nicht gern, und doch, falls es geschähe, sie dürfte es ihm nicht einmal verübeln, denn für ein Gefühl ist man nicht verantwortlich, nur für die Thaten, in die es sich umsetzt! — Man darf Keinen verantwortlich machen, den der Blitz aus heiterem Himmel erschlägt; nur wer aus Fürwitz mit dem elektrischen Funken spielt, den er selbst erzeugte, und kommt dabei um, der hat keine Entschuldigung und verdient kein Mitleid!

Aber wo blieb er so lange? — Elina fragte das Mädchen; der Herr hatte nichts hinterlassen. — Nun nahm sie einen französischen Roman zur Hand, den die Mutter ihr kürzlich geschickt, allein ehe sie ein Capitel beendet hatte, durchzuckte sie die Angst, Jemand habe ihm etwas über sie gesagt, habe ihm Alles enthüllt, und er sei wortlos davon gegangen, auf Nimmerwiederssehen! . . .

Sie fühlte einen heißen Strom durch ihren ganzen Körper fluthen! dann aber warf sie den Kopf zurück: Wenn das geschehen, dann war es zu spät, dann war es eine raffinirte Bosheit des Schicksals, ihr die unendliche Liebe in's Herz zu pflanzen und sie an der abgeschlossenen, nicht mehr gut zu machenden Vergangenheit zu Grunde gehen zu lassen! — Ihr war, als müßte sie sich auf die Knie werfen, und doch richtete sie sich nur straffer auf. — Ja, das war der Fluch der Liebe, dies verzehrende Sehnen, dies Leiden um den Geliebten! Ihr hatte nicht umsonst so davor gebangt, es war nun doch eingetreten! — Hatte sie all die Süßigkeit der Leidenschaft gekostet, so mußte sie auch diese Dualen mit in den Kauf nehmen . . .

Sie ließ sich schließlich das Essen bringen und legte sich dann auf ihr

Bett; soweit aber reichte ihre Selbstbeherrschung nicht, daß sie sich zum Schlafen zwingen konnte.

Arnold war am Nachmittag, gleich nachdem Elina fortgegangen, an seinen Schreibtisch gestürzt und hatte ein anderes Fach als das, welches die Briefe enthielt, aufgerissen; er athmete auf, als er es unberührt fand — es wäre auch zu schrecklich gewesen! Wie hätte er sich vor seiner Frau schämen müssen! Sie, mit ihrer souveränen Verachtung für Verse und Dichterlinge, was würde sie gesagt haben, wenn sie all die Gedichte gefunden, die er gemacht, und daraus geschlossen hätte, daß er heimlich die Ueberzeugung nährte, ein Dichter zu sein! — So viele, ja fast alle seiner Bekannten hatten in ihrer Jugend geglaubt, daß sie zu Poeten geboren seien; das hatte ihn an sich irre gemacht, und nie hatte er Jemandem von seinen Arbeiten mitgetheilt! — Da lag sein „Waldemar!“ — Verse waren es, gute Verse, das wußte er, denn dafür hatte er ein feines Ohr, aber war es auch ein Drama? Hatte es Leben in sich?

Fast fünf Jahre hatte er daran gearbeitet und geübt; — ehe er Elina kennen gelernt, war das seine einzige Freude und Erholung gewesen. — Wenn er es jetzt, nachdem es mehr als sechs Monate vergessen dagelegen, noch einmal und mit geklärterem Auge durchlas? — Oder sollte er es einmal in seinen Literatenclub mitnehmen, den er auch seit seiner Verheirathung ganz vernachlässigt hatte? — Vielleicht stak in seinem „Waldemar“ die Kraft, ihn unabhängig zu machen und seiner Elina alle verlorenen äußeren Schätze zu ersetzen? — Er dachte an Perette, das Milchmädchen, und lächelte — doch warum sollte er nicht hoffen? Es war so süß, zu hoffen, und wenn er sich nur immer die Wahrscheinlichkeit einer Enttäuschung vor Augen hielt, war es auch nicht gefährlich! . . .

Jedenfalls wollte er heute einmal in den Literatenclub gehen, heute war ja Freitag, der Sitzungstag, und ihn überkam die Sehnsucht nach der lustigen, ungebundenen Gesellschaft, die sich dort zusammen zu finden pflegte: Journalisten, Literaten, Künstler, einige Schauspieler. Vor neun Uhr würde er ja zurück sein, denn um sieben Uhr begannen diese Zusammenkünfte; er wollte heute nur gerade hineinschauen, um zu sehen, ob er Fischer dort trafe. — Fischer war Regisseur am Theater und ein Mann, zu dessen literarischem Urtheil er großes Vertrauen hatte; dem wollte er seinen „Waldemar“ geben. —

Fresen wurde von dem Kreise mit lautem Jubel begrüßt, wie ein verlorener Sohn, und als er um neun Uhr aufbrechen wollte, neckte man ihn so sehr mit der Hörigkeit, in welche die Ehe ihn gebracht, daß an Fortgehen gar nicht zu denken war. Fischer machte gleich ein Spottgedicht auf den jungen Ehemann, aber in so harmloser und tactvoller Weise, daß selbst der empfindliche Arnold sich nicht darüber ärgern konnte. Es wurde überhaupt mehr Scherz als Literatur betrieben, mehr parodirt als producirt, vor Allem aber sehr viel getrunken, so daß Arnold beinahe angeheitert war,

als er endlich um ein Uhr nach Hause kam. Erst vor seiner Thüre, während er den Haus Schlüssel hervorsuchte, fiel es ihm schwer auf's Herz: Was wohl Elina sagen würde? — Es war auch rücksichtslos von ihm gewesen, sie von seinem Ausbleiben gar nicht zu benachrichtigen; er wunderte sich, wie er das hatte unterlassen können, und wie es nur möglich gewesen, daß er wieder in seine Junggesellengewohnheiten zurückgefallen war! — Dies war gewiß ein Fall, welcher verheiratheten Männern eine jener berühmten Gardinenpredigten einzutragen pflegt! — Er freute sich fast darauf, denn die Kneiperei hatte ihn sehr muthig gemacht — es war doch einmal etwas Neues, was er jetzt kennen lernen würde! . . .

So trat er mit lächelndem Gesicht in's Schlafzimmer. Elina warf ihm schnell einen Blick zu und wandte sich dann wieder um. Da er gesehen, daß sie hellwach war, stellte er das Licht auf ihr Nachttischchen und setzte sich neben ihr Bett; er erwartete, daß sie fragte, wo er gewesen sei, sie sagte aber nichts; so begann er zu lachen: „Bist Du böse?“

Sie richtete sich auf. „Ich böse? Worüber denn?“ — Dabei sah sie ihn ruhig in's Gesicht. Er war fast enttäuscht. „Weil ich so lange gekneipt habe!“

„O, es ist ja noch nicht spät, und Du weißt, ich selbst habe Dich schon so lange darum gebeten, einmal Abends auszugehen. — Du hast aber den ganzen Wirthshausduft mitgebracht — bitte, lege Deine Kleider im Toilettenzimmer an's Fenster, damit der starke Cigarrenduft verfliegt . . . Gute Nacht, Arne!“

Er war wirklich enttäuscht! Es wäre so hübsch gewesen, wenn sie ein bißchen gescholten hätte! Aber schon nach fünf Minuten schlief sie fest, während er wach erhalten ward von dem ungewohnten Genuß geistiger Getränke und von der Frage, was Fischer wohl zum ‚Waldemar‘ sagen würde.

Achtes Capitel.

Am nächsten Freitag ging Arnold wieder in den Literatenclub. Elina wunderte sich, daß er nicht lieber mit seinen Collegen verkehrte, aber er erklärte, er sei es müde, immer dieselben Klagen zu hören über die miserablen Gehälter, die unmäßige Zahl der Unterrichtsstunden, den Nepotismus und das entsetzlich langsame Aufsteigen. — Als sie dann fragte, ob er nicht einige seiner Clubbekannten in's Haus bringen und ihr vorstellen wolle, besonders Herrn Fischer, von dem er so oft spräche, antwortete er ablehnend, denn das wären Leute, die nur im Wirthshaus genießbar seien und im Salon sich unbehaglich fühlen würden: „Wilden Wein rankt außen am Haus, nicht innen!“

„Wie Du willst,“ erwiderte Elina und brach das Gespräch ab; aber recht war es ihr nicht, sie spürte etwas Fremdes in Arnold, das sie nicht aufkommen lassen durfte — Nur wie sollte sie es anstellen? . . .

Die Mutter hatte angefragt, ob sie zum Weihnachtsfest zu ihr kämen? — Arnold überließ die Entscheidung ihr. Vielleicht that eine Veränderung

ihm wohl; aber würde er sich mit dem Onkel, bei dem ihre Mutter lebte, stellen können? — Das war ein etwas steifer, hochconservativer Oberst a. D. . . . In dieser Ungewißheit schob sie den Brief noch auf, bis sie mit sich selbst im Reinen sein würde.

Was fehlte ihr nur? Sie war so furchtbar verstimmt! Alles schien ihr grau und öde, fast wie zu der Zeit, ehe sie Arnold gekannt! Sollte ihre starke, große Liebe darin untergehen, und schon nach so kurzen Monaten?

Langeweile war es nicht, sie hatte sich von jeher zu beschäftigen gemußt, und nach leerer, landläufiger Geselligkeit hatte ihr Sinn niemals gestanden — nein, nein, es lag an Arnold! Sie mußte es jetzt: sie war seelisch müde, es schien ihr so schwer, daß sie nicht ablassen durfte, ihn ängstlich zu beobachten . . . Er lebte so harmlos hin, ihm kam es nie in den Sinn, ihre wechselvolle Seele zu erfassen, ihre geistige Stimmung so zu erlauschen, wie sie die seine! . . . O nein, das Ende ihrer Liebe war das nicht, nur ein Schatten, der sie aber jetzt ganz verdüsterte! — — Dabei hatte sie das Gefühl, ihm Unrecht zu thun. Das machte sie jedoch nicht muthiger, sondern mehrte nur ihre Verstimtheit. Er verlangte ja nicht, daß sie so ängstlich nach ihm ausschäue, er lebte in dem Wahne, sie sei ebenso einfach froh und glücklich wie er! — Ach, sie war eine zu complicirte Natur, mit dieser Fülle geistiger Bedürfnisse, von denen er nichts ahnte; sie hatte Fühlfäden, die ihm nicht gewachsen waren oder nicht wachsen konnten! . . .

Ihr ganzes Leben zog in diesem Augenblick durch ihren Geist. Sollte die Verzagtheit, der öde Pessimismus ihrer Mädchenjahre doch Recht behalten? — Sentimental war sie ja nie gewesen, hatte die Dinge immer angeschaut, wie sie waren, kahl und nackt. — Wer nicht in unfruchtbaren Weltkummer verfallen wollte, hatte nur zwei Wege, um das Dasein erträglich zu finden: in größter geistiger Beschränktheit verharren oder sich anklammern an die Illusion und im Rausche der Leidenschaft Vergessenheit suchen! — Warum stürzte sie sich nicht hinein in den Wirbel? War das Pflichtbewußtsein nicht auch nur ein Vorurtheil, ebenso spießbürgerlich wie alle übrigen?

Sie konnte nicht anders, sie mußte immer wieder an Marko denken! Das war Leben gewesen! Er hatte sie verstanden und sie beherrscht durch den Rausch der Leidenschaft und der Kunst! . . . Ob es wahrscheinlich war, daß sie ihm noch einmal begegnete? — Nein, wahrscheinlich nicht. Und wenn auch, er hatte sie vergessen. . . Sie wollte ja auch nichts, als ihn ein einziges Mal sehen und hören, sich von seiner Kunst hinreißen lassen, er war ja der erste Tragöde der Welt, dem Alles zu Füßen lag! Und er verdiente seinen Ruhm, sein Geist umfaßte alle Weiten menschlichen Denkens, sein künstlerisches Schauen stieg hinab in die geheimnißvollsten Tiefen menschlichen Wollens und Leidens! . . . Man schalt ihn herzlos — weil er Weib und Kinder verlassen? — Aber was heißt herzlos! — Gewiß, er würde nicht am Bette seiner kranken Frau wachen: die Bande der Familie waren ihm nicht heilig; aber durchschauerte er dafür nicht Tausende von

Menschenherzen mit der Ahnung des Ewigen, Unausprechlichen? Einer engen Philisternmoral, die Alles in ihr eines Schema hineinzwängen möchte, war er natürlich ein Böjewicht! Es gab auch keinen Eid, den er nicht leichten Sinnes gebrochen hätte, aber Eide sind Postulate der Condenienz, und über die erhebt ihn sein Genie! Man verlangt ja auch nicht, daß jeder Baum, jede Blume dem platten Alltagsnutzen diene! All die Millionen Blüten, die verwelken und abfallen, ohne uns Früchte zu erzeugen, sind nicht gerade sie die Lieblingskinder der Natur? Nur wer organisiert war wie Arnold oder ihre Mutter mochte dies Gleichniß anfechten; sie aber dachte höher und freier und ließ ihre Seele nicht herabsinken auf das Niveau der Nützlichkeitsphilister, sie war tolerant im edlen Sinne des Wortes! — War man vielleicht es deshalb nicht gegen sie? . . .

Sie sann und grübelte, ohne Ruhe zu finden; in solchem Aufruhr war ihr Inneres noch nie gewesen, Alles schien ihr in Schwanken zu gerathen! Am liebsten hätte sie laut weinen und sich verkriechen mögen vor sich selbst! Mitternacht war schon vorüber, aber sie dachte nicht an Schlafen.

„Mama würde sagen, es sei rein physisch, und mir ein Beruhigungsmittel eingeben; jeder innere Vorgang wird ja heutzutage durchaus auf eine äußere Veranlassung zurückgeführt! — Mir ist zum Ersticken! . . . Wenn nur Arnold jetzt nicht käme!“ . . . Sie ging im Zimmer auf und ab — es war keine Täuschung, er kam: sie hörte seinen Schritt auf der Straße, unter ihren Fenstern, seinen lieben Schritt. — Was mochte er denken, wenn er so allein für sich dahin ging? — Sie erschraf, sie ängstigte sich vor sich selber, daß sie es ihm jetzt in's Gesicht schleudern würde, wie sie sich nach dem Anderen zurückgeseht, wie unglücklich sie an seiner Seite sei — und doch würde das eine Lüge sein — Alles ist ja Lüge, dem Gefühl entspricht nie das Wort, dem Gefühl entsprechen allein die Töne! . . . Da schloß er die Thür auf —

„Du bist noch nicht zur Ruhe?“ fragte er freundlich.

Sie antwortete nicht.

„Denke Dir, ich bekam eben vom Doctor Braun, der noch so spät im Club vorsprach, die Nachricht, daß Walter plötzlich eine heftige Lungenentzündung bekommen hat! Gleich ging ich noch zu Anna und erkundigte mich — ich fürchte, es steht schlimm!“ —

Elina hatte seit jenem Besuche nichts mehr von den Schumanns gehört. „Wie lange ist er schon krank?“ fragte sie.

„Erst seit gestern, aber Doctor Braun hält es für bedenklich. — Es wäre schrecklich!“

„Soll ich nicht morgen die Kinder zu uns holen, Arnold, damit Anna sich ganz ihrem Manne widmen kann? Oder soll ich vielleicht jetzt gleich hingehen und bei ihm wachen, sie hat dann diese Nacht wenigstens Ruhe!“

Arnold protestirte, aber Elina holte sich schon ihren Pelz, und als er sah, daß sie entschlossen war, begleitete er sie bis zur Thür seines Schwagers,

dem weiter erlaubte sie ihm nicht zu gehen. Sie trat ein und fand Anna weinend im Wohnzimmer. Wenn sie einander auch fremd geblieben waren, so wirkte doch Elinas bestimmte Art wohlthwend auf die fassunglose Frau, die sich schließlich sogar bewegen ließ, zu Bette zu gehen: sie bedurfte der Ruhe, weil sie das jüngste Kind noch nährte. Vom Arzt, der noch einmal in der Nacht kam, erhielt Elina die Verhaltensmaßregeln; dann setzte sie sich an das Bett des Kranken, welcher sie nicht zu erkennen schien. Sie hatte so vielerlei zu thun, bald nach dem Ofen zu sehen — ein kleiner, eiserner, unpraktischer Ofen —, bald die Eisbeutel zu wechseln und die Medicin zu geben, daß es ganz unvermerkt sieben Uhr geworden war; der Tag graute, und der Arzt trat wieder ein. — Es ging sehr schlecht! Die Entzündung hatte jetzt beide Seiten erfaßt, das Fieber war sehr hoch. Als Anna aufgestanden war, kleidete Elina die drei ältesten Kinder an und fuhr in des Doctors Wagen mit ihnen nach ihrem Hause.

Arnold schlief noch, und da sie gar nicht müde war, kehrte sie gleich zu ihrem Schwager zurück. Ihr war zu Muthe, als hätte sie Kraft für Alle: „Ich bin entschieden nur für die dramatischen Augenblicke des Lebens zu gebrauchen!“ dachte sie in bitterer Selbstironie. „Ich hätte Talent haben sollen, um wie ein Schauspieler mich von einer Erregung in die andere zu stürzen — Gleichmäßigkeit und Ruhe sind mein Tod!“

Und doch, wie ruhig stand sie da am Bette des Kranken, wo Anna, die praktische, überlegte Frau, alle Vernunft verloren zu haben schien! Freilich, Elinas Herz fühlte hier nicht mit, aber der Kampf des Lebens mit dem Tode ist ergreifend für jegliches Gebild aus Fleisch und Blut, und es war das erste Mal, daß sie ihm zuschaute! —

Drei Tage nur dauerte der Kampf, dann war es vorüber; Frau Schumann war Wittwe, die vier kleinen Kinder vaterlos. — „Und was das Schlimmste ist,“ setzte Jeder hinzu, „kein Vermögen!“ . . .

Neuntes Capitel.

Elina hatte doch nicht recht gewußt, was sie that, als sie ihre Schwägerin und die vier Kinder gleich zu sich nahm; aber da sie es gethan, wollte sie es durchführen. Erschwert, wenn auch pecuniär erleichtert, ward es dadurch, daß man Arnold zu Weihnachten zwei Primaner als Pensionäre angetragen hatte. Das Haus war groß genug, um auch noch die beiden jungen Herren aufzunehmen, aber Elina wunderte sich, welchen Mehraufwand von Kraft es erfordert, plötzlich statt zwei Personen deren neun zufriednen zu stellen, umso mehr, als sie nicht darauf verzichten mochte, Alles wie bisher in peinlichster Ordnung und Zierlichkeit zu halten. Für eine Jungfer war natürlich unter diesen Umständen kein Platz mehr; Sophie ward entlassen zu ihrer großen Empörung, Elina bediente jetzt nicht nur sich, sondern auch die Anderen und ertheilte doch den Pensionären noch Unterricht in der Musik und im Französischen.

Aber sie sah, daß Arnold unter dieser Veränderung litt. Ihm war immer so wohl gewesen zu Hause, bei den Mahlzeiten mit ihr allein — Jetzt war ihm Alles verleidet! Und der Grund lag nicht in den fremden Knaben, sondern in seiner Schwester!

Es war ein unaufhörliches Gestickele zwischen den Geschwistern, und meistens hatte Arnold Unrecht, immer wenigstens in der Form. Umsonst setzte Elina ihm auseinander, daß er nicht zartfühlend genug sein könne gegen eine Frau, die ganz von ihm abhängt. — Er konnte sich nicht so weit beherrschen, und Elinas Vorwürfen pflegte er hinterdrein damit zu begegnen, daß er sie umarmte und ihr klagte, er könne es nicht aushalten, daß er nie mehr mit ihr allein sei! . . .“

Eine andere Schwierigkeit waren die Kinder. Arnold machte es nervös, wenn ihr lärmendes Spiel und ihr gelegentliches Weinen ihn beim Arbeiten störte, und schob es auf die verkehrten Erziehungsgrundsätze der Frauen. Die Letzteren waren jedoch absolut nicht dazu zu bewegen, daß sie die feintigen annahmen, da dieselben meist darauf hinausliefen, den Ausbrüchen kindlichen Muthwillens gleich Strenge und körperliche Züchtigung entgegenzustellen.

Fest schlossen sich die beiden Frauen aneinander; es sprach für Annas Herz, daß sie jetzt neidlos zu Elina aufzublicken vermochte, wie zu einem Wesen aus einer anderen Welt, und nicht verbittert wurde durch das drückende Bewußtsein, ihrer selbstlosen Güte Alles zu verdanken; das stärkste Bindemittel aber war die gemeinsame Liebe zu den Kindern, die Elina auch Manches tragen half, was ihr sonst unleidlich gewesen wäre. Ueberhaupt war sie ängstlich auf ihrer Hut, sich ihre Seele nicht ernüchtern und erniedrigen zu lassen durch all die kleine und große Mühsal der Alltäglichkeit! deshalb richtete sie auch, sowie nur die ersten Wochen der tiefen Trauer vorüber waren, ihr Augenmerk darauf, sich geselligen Verkehr zu schaffen. Unter Anderen zog sie Arnolds Freund Fischer in's Haus. Freilich, der Schumann'sche Bekanntenkreis hatte sich nicht mit ihr ausöhnen mögen; es schien sogar, als könne man ihr vor Allem das nicht vergeben, daß sie sich anders entpuppt hatte, als man von ihr erwartet hatte: gerade ihre Selbstlosigkeit und Hilfsbereitschaft verstärkte die Animosität dieser Leute gegen sie, die gehofft hatten, sie durch den Verlust ihres Vermögens gründlich herabgestimmt und gedemüthigt zu sehen.

„Was mag Frau Professor Schwefel nur gegen Dich haben, Elina?“ fragte Anna, als sie eines Sonntags von der Kirche heimkehrte. „Nicht genug! daß sie fortwährend auf Dich stichelt, sie wagte heute auch Andeutungen, die Dein Vorleben verdächtigen sollen“ . . .

Arnold sprang erregt auf. „Thu' mir den einzigen Gefallen, Anna, und wiederhole kein Wort von diesem Klatsch!“

Elina sah ihn befremdet an. „Weißt Du denn schon, was es ist? Hat man auch Dir davon gesprochen?“

Er wurde roth, da er sich so verrathen hatte, und schwieg.

Anna aber konnte nicht an sich halten: „Sie will es von der entlassenen Sophie haben. Du hättest mit einem Schauspieler ein Verhältniß gehabt — Du wärest sogar mit ihm durchgegangen! . . .“

Elina erwiderte kein Wort; Arnold jedoch fuhr seine Schwester mit so rasender Festigkeit an, daß diese gekränkt das Zimmer verließ; dann zog er Elina neben sich auf's Sopha. „Meine arme, kleine Frau! Nimm es Dir nur nicht zu Herzen! — Wenn man auf all die Bosheiten hören wollte, mit denen ein neidisches Weib Jeden verfolgt, der über ihr steht . . .“

Elina war bleich geworden und kämpfte mit ihrer Erregung — Sollte sie Alles ableugnen? — Sollte sie einfach schweigen? — Aber ehe sie wußte, daß sie einen Entschluß gefaßt hatte, sagte sie, ohne aufzuschauen, mit tonloser Stimme. „Und würdest Du schlechter von mir denken, wenn es Alles Wahrheit wäre?“

Er zog den Arm zurück, den er um sie geschlungen hatte, er sah sie nicht an, sondern gerade vor sich auf's Fenster, aber er brachte kein Wort heraus, nicht einmal einen Laut des Entsetzens . . .

Auch Elina schwieg. — Von der Straße her hörte man deutlich die Stimmen und Schritte der Vorübergehenden.

Aus seiner einen, rein instinctiven Bewegung und aus seinem Schweigen hatte sie ihre hoffnungslose Verurtheilung gelesen; ja, sie fühlte jeden der Gedanken, die ihm jetzt hastig von allen Seiten durch den Kopf fuhren Erinnerungen an viele ihrer Andeutungen, an das Gespräch mit der Mutter vor der Verlobung . . .

Der Schlag hatte ihr Herz fast gelähmt, so daß sie kein Pochen nicht mehr fühlte, ihre Lippen bildeten noch einmal die Frage: „Würdest Du schlechter von mir denken?“ — aber kein Laut ward hörbar.

Jetzt sah sie ihn an. Sein Gesicht war regungslos, sein Blick noch immer in die Weite gerichtet, seine blauen Augen schienen ihr leuchtend schwarz geworden. Sie sah zum tausendsten Male, daß er ein regelmäßig schönes Gesicht hatte, ihr Herz empfand mit eigenthümlichem Weh, welch edles Menschengebilde er war, wie rein und glatt seine Stirn, wie kindlich und klug, — aber sie fühlte zugleich zum ersten Mal, seit sie seine Frau war, daß er ein Anderer als sie, daß etwas Unvereinbares bleibt zwischen Mensch und Mensch! — Ja, sie fühlte Alles, Scham und Schmerz und Empörung, nur Eines nicht: keine Reue, daß sie es gesagt, kein Bedauern, daß dieser Augenblick gekommen war! . . .

„Arne, willst Du wissen, wie es geschah?“ begann sie plötzlich mit einer süßen Stimme, die aus dem tiefsten Herzen hervorzudringen schien; er aber unterbrach sie, den Kopf leise schüttelnd, immer noch den Blick in die Ferne gerichtet: „Ich will nichts wissen, gar nichts, ich kann es nicht hören! . . .“

Sie schwieg eine Weile, dann fuhr sie fort: „Aber ich muß es Dir sagen! . . .“

Er erhob sich. „Nein, Elina, nie! Ich ertrage es nicht!“

„Du darfst aber nicht feige sein! Du sollst mich nicht ungehört verurtheilen! . . .“

„O, verurtheilen . . .“ wiederholte er. „Ich verurtheile Dich nicht, aber — Ach, ich wünschte, ich wäre todt! — — So war es Alles Lug und Trug! . . .“ Und er warf sich auf seinen Schreibstuhl und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

„Was war Lug und Trug? — Du kennst mich doch — bin ich denn nicht dieselbe? —“

„Nein, Du warst nie, was Du schienst!“

„Dann warst auch Du nicht der Mann, für den ich Dich hielt! Und wenn Du Dich meiner schämst, wie viel mehr Grund hab' ich, mich Deiner zu schämen, denn Du bist grausam und vorurtheilsvoll! . . .“

„Ich schäme mich Deiner nicht, ich weiß nur, daß ich nicht mehr leben mag . . .“

„Arnold!“ rief sie verzweifelnd aus. „Ist denn nicht Alles, wie es vorher gewesen?“

„Nichts ist mehr, wie es war!“

„So werde ich noch heute Dein Haus verlassen. . . .“

„Nicht auch das noch! Nein, das darfst Du nicht, thu' mir nicht auch das noch an, daß alle Welt das Schreckliche erfährt!“

„Wie?“

„Bring' uns nicht auch noch in den Mund der Leute!“

Empört sprang sie auf. „Das erschreckt Dich?“ Sie lachte krampfhaft auf. „Wie klein Du bist, wie jämmerlich klein! Du hast immer gewußt, daß ich vor Dir einen Anderen geliebt, daß ich ihm mein Heiligstes gegeben, daß ich Herz und Seele ihm geopfert habe — das konntest Du ertragen! Aber jetzt, wo Du erfährst, daß ich nicht so erbärmlich war, ihm da noch diesen werthlosen Leib, diese irdische Hülle vorzuenthalten — jetzt willst Du nicht mehr leben! . . . O, statt schlechter, solltest Du besser von mir denken, weil ich nicht wie die Krämerseelen getheilt und gemogen habe!“

Heftiges Schluchzen brach ihre Stimme.

Bewegungslos hatte er den Ausbruch ihres Schmerzes angehört; jetzt hob er den Blick und sah sie mit erloschenen Augen an.

„Du magst Recht haben, Elina, aber ich kann nicht anders!“

Da öffnete sich die Thüre; der kleine fünfjährige Paul trat ein und rief sie zu Tisch.

„Ihr müßt ohne mich essen,“ sagte Arnold mit abgewandtem Gesicht, „ich kann nicht, ich habe Kopfweg.“

Elina aber nahm des Knaben Hand und ging tapfer in das Eßzimmer.

„Hat Arnold sich so über den Klatsch geärgert?“ fragte Anna.

Elina warf einen Blick auf die Pensionäre, ehe sie antwortete, daß ihr Mann nicht ganz wohl sei; dann fragte sie, ob die jungen Herren

irgend welche Sonntagspläne hätten? — Ein Stein fiel ihr vom Herzen, als sie hörte, daß Beide zu Freunden ausgebeten waren.

Wie lange das Mittagessen dauerte! — Nach Tisch mußte sie noch Wäsche herausgeben, weil sie in der Frühe keine Zeit dazu gefunden hatte; ferner selbst Alles für den Kaffee zurechtsetzen, da eine der Mägde ihren Ausgehtag hatte, und schließlich bestürmten die Kinder sie noch mit der Bitte, ihnen Chocolate zu kochen — sie habe ihnen das versprochen! — Ihren Mann währte sie unterdeß in seiner Stube; was mochte er jetzt denken? Sie sehnte sich so nach ihm und nach dem Alleinsein! Auf ihrer Brust lag es wie eine Last zurückgedrängten Schluchzens, die ihr das Athemholen erschwerte. — Erst wenn sie sich ausgeweint, würde ihr wieder leichter, würde sie wieder sie selbst werden! Jetzt dachte sie nichts, sondern erfüllte mechanisch ihre kleinen Pflichten.

Als sie endlich in sein Zimmer trat, fand sie es leer. Eine unbeschreibliche Angst schnürte ihr die Kehle zu, denn es überfiel sie sein Wort: „O, ich wünschte, ich wäre todt!“ . . . Bald aber ward sie ruhiger, — Ein Mann, dessen erste Furcht gewesen war: „Was werden die Leute dazu sagen?“ begeht keinen Selbstmord: Arnold waren Welt und Menschen noch nicht gleichgültig wie ihr, deren einziges Sinnen und Trachten seine Liebe war! . . .

Sie setzte sich in eine Ecke seines Sophas und schaute um sich — ihr war, als erfüllte sein Duft, seine Wärme den Raum, und nun, wo sie hätte ungestört weinen können, kam ihr keine Thräne. — O, wie viel mehr liebte sie ihn, als er sie! . . . Doch dies Bewußtsein allein war nicht genug, sie aufzurichten und zu trösten; sie erinnerte sich, daß ihre Mutter einst warnend gesagt hatte: „Er ist ein Mann, dem die Vorurtheile ihre Wurzeln bis in's Herz gesenkt haben!“ — Aber konnte sie ihn denn nicht ohne Vorurtheile sich denken? War er nicht er selbst, auch ohne sie? . . .

Elina sann nach — Nein, das schien ihr unmöglich! — Allein dann hatte Arnold ja recht, dann waren es ja keine Vorurtheile! Dann gab es wirklich untilgbare Schuld! Dann war sie unrettbar verloren, ein unseliges, schuldiges Menschenkind! . . .

Es fröstelte sie bei diesem Gedanken vor Angst und Entsetzen. — Wenn er nun doch nicht wieder kam? — O, nein, er kam gewiß, denn morgen früh hatte er seinen Unterricht zu erteilen, und dazu brauchte er seine Bücher! — Wie gut war diese eiserne Disciplin der Pflicht, die ihn beherrschte, und gegen die sie einst so geeifert! . . . Und wenn er nun kam, was dann? Ach, ihr armer Kopf wollte nicht mehr, sie war müde von all dem Hinundher ihrer Gedanken.

Einsam und trübe verbrachte sie den ganzen stillen Vormittag — So ruhig war das Haus noch nie gewesen! — Gewiß wanderte er nun draußen umher, weit in die kalte, starre Märznatur hinein, aber von dem, was in ihm vorging, hatte sie kein Bild. — Würde er heimkehren und ausrufen: „Komm in meine Arme, Du bist mein Weib, ich liebe Dich mehr, als da

wir einander angetraut wurden, und die Vergangenheit will ich mit Dir tragen, denn sie ist auch ein Theil von Dir! . . . Ach nein, das war nicht seine Art; sagen würde er überhaupt nicht viel: ein einziges Wort, eine Bewegung, und sie würde wissen, daß Alles gut sei. — Aber sie sah zu klar: heute kam es noch nicht, — vielleicht nie! Er würde wieder freundlich und gut gegen sie sein, aber die Flamme seiner Leidenschaft, Alles, was lebend gewesen war an seiner Liebe, würde ausgetreten sein und todt! Und das war nicht seine Schuld, denn seine Natur lehnte sich ja dagegen auf, aus dem Krüge zu trinken, den andere Lippen berührt, und wenn er es unwissentlich gethan, verkehrte sich noch nachträglich der Labetrant in Gift!

Sie sprang auf. Nein, nein, dann wäre es ja kein Vorurtheil, unter dem sie litt! — Es war aber eins! Sie konnte nicht zurück in die enge Denkungsart, sie wußte, daß sie nicht schlechter war als die Durchschnittsmenschen alle, sie konnte und durfte sich nicht verurtheilen! — Wer von ihnen Beiden war denn im Unrecht? Es gab ja nur Eine Wahrheit, so konnte auch Einer nur im Recht sein! . . . O Gott, auch das war ein Trugschluß, denn giebt es nicht Tausend Wahrheiten? — Ihr schwindelte vor Angst und Verwirrung . . .

Längst war es dunkel geworden im Zimmer, die unglückliche Frau mußte geraume Zeit in schlafartiger Betäubung dageessen haben: sie schraf auf und sah nach der Uhr — Sie hatte ja für das Abendbrot der Kinder zu sorgen! Eine gebundene Frau wie sie durfte nicht müßig hinträumen, das ganze Hauswesen ruhte auf ihr!

Vielleicht würde auch Arnold kommen. — Sie fühlte zwar, daß es eine trügerische Hoffnung sei, aber welche andere blieb ihr, wenn sie sich an die nicht klammerte? . . .

Arnold kam nicht, und es war ein trübseliges Bei-Tische-Sitzen.

Kurz vor zehn Uhr hörte sie, wie er die Thüre aufschloß — Das Blut stieg ihr jäh in den Kopf, so daß Anna, die neben ihr saß, spöttisch meinte: „Seid Ihr immer noch wie ein Liebespaar? Du wirst ja schon roth, wenn Du nur seinen Schritt hörst!“

Arnold begrüßte aber die Frauen nicht erst, sondern ging direct in sein Arbeitszimmer. „Geh nur,“ sagte Anna, „geh Deinem Brummbar entgegen, Du verwöhnst ihn ja doch so, daß Keiner mehr mit ihm auskommen kann!“

Elina stand auf — sie ging sehr aufrecht, und ihre hohe, edle Gestalt verrieth noch nichts von der Veränderung, die sie selbst bereits an sich beobachtete; sie hatte auch noch Niemanden ahnen lassen, mit welchen Hoffnungen sie sich trug . . .

Langsam und mit schwerem Herzen öffnete sie die Thür. Arnold saß vor seinem Schreibtisch. — „Hast Du gegessen?“ fragte sie, ohne ihn anzusehen. „Oder darf ich Dir etwas bringen?“

„Ich habe nicht gegessen und habe auch keinen Appetit,“ entgegnete er müde; sie ließ sich aber nicht abhalten, sondern holte ihm sein zurückgestelltes

Abendbrot; dann setzte sie eine Lampe auf den Tisch, statt der Kerze, die er sich angezündet hatte, und blieb schweigend neben ihm stehen, ihn scheu betrachtend. Sein Antlitz war verzerrt und entstellt, ein bleich-grüner Schein lag darauf, und seine Augen starrten ausdruckslos vor sich hin. Schweigend verließ sie abermals das Zimmer, um ihm Wein zu holen; er trank auch, als sie das gefüllte Glas vor ihn hinstellte.

„Ich glaube, ich könnte es verwinden, wenn es nicht so weit hinter uns läge — — wenn ich hingehen könnte, ihn zu erwürgen! — Aber er hat eines natürlichen Todes sterben dürfen!“ rief er plötzlich aus und knirschte mit den Zähnen.

Sie schwieg und zuckte leise die Achseln; sie begriff ihn nicht — er war wie ein ungeberdig Kind! — Aber nein, es war ja eigentlich nichts Wunderbares daran: er hatte Seelenqualen noch nie gehabt, in seinem Leben war Alles normal verlaufen, kaum hatte es ihm die Haut geritzt. Was wunderte sie sich? Jeder ist ja das Product seiner Vergangenheit! Sie hatte schon vom ersten Denken an seelisch gelitten; in dem traurigen Unfrieden zwischen ihren Eltern war ihr Kinderherz hin- und hergezerrt worden; als kleines Mädchen schon hatte sie sich quälen müssen, gerecht zu entscheiden, für wen sie Partei ergreifen sollte! Dinge hatte sie sehen und ertragen müssen, von denen er, der große, starke Mann, nichts ahnte! Und sie hatte sich durchzungen, sie hatte sich vom Leben nicht besiegen und zertreten lassen: mit den furchtbarsten Seelenkämpfen war es ihr gelungen, sich die Liebe zu bewahren zu einem Vater, der nach den Geboten von Sitte und Sittlichkeit zu verdammen war, der seine Frau seelisch mißhandelt und namenlos unglücklich gemacht hatte! — Durfte sie von Arnold verlangen, daß er dieselbe Weite des Herzens, dieselbe Angst vor Lieblosigkeit und Intoleranz besäße, er, dessen Leben einen so vollständig entgegengesetzten Gang gehabt hatte, daß er nicht im Stande war, nur nachzuempfinden, was sie fühlte?

Arnold sträubte sich gegen geistige Conflict, wie ein Kind gegen bittere Arznei. Sie, die den Jahren nach Jüngere, war sich deshalb stets als die Aeltere erschienen; ja, gerade das war ihren altklugen, erbarmungslosen Augen von der ersten Stunde an so unsäglich anziehend gewesen. Hatte sie jetzt das Recht, wegen dieser selben Eigenschaft enttäuscht zu sein? Es war nichts Unehles, nichts Alltägliches in ihm, sonst wäre es hier zum Vorschein gekommen; was ihrer Weider Seelen trennte, war aber nichtsdestoweniger eine unüberbrückbare Kluft! Er quälte sich lediglich mit dem Aeußeren, Accidentellen ab; sie mit dem Inneren, Wesentlichen: sie pochte an der Thüre des ewigen Zweifels, des unlösbaren Zwiespalts, der tief verborgen unter allem Thatächlichen ruht. Durch Worte konnten sie sich gar nicht mehr verständigen.

„Du bist so elend und müde, Arnold — leg' Dich schlafen!“ sagte sie sanft.

„Wie soll ich je wieder schlafen?“

„Versuche es!“

Aber er fand keinen Schlaf, und Elina lag regungslos in demselben Zimmer und beobachtete ihn voll Angst und Qual, die lange, lange Nacht . . .

Zehntes Capitel.

Wann sollte dieser Zustand enden? Würde sich der Krampf seiner Seele nie legen?

Elinas energischer Charakter verzehrte sich in dem unfruchtbaren Abwarten. Als aber eine Woche verstrichen war, und er immer noch wortlos und theilnahmlos blieb, nur mit seiner Berufsarbeit beschäftigt, da empörte sich etwas in ihr, und sie faßte den Entschluß, diesem unerträglichem Nebeneinanderleben ein Ende zu machen.

Arnold war zur gewöhnlichen Stunde in seine Schule gegangen; Elina hatte auf diesen Augenblick gewartet, um ihrer Schwägerin mitzutheilen, daß die Mutter sie plötzlich telegraphisch zu sich gerufen habe. Erschrocken und elend genug sah Elina aus, so glaubte Anna es gern und half ihr packen, damit sie noch mit dem Efsuhrzuge fortkäme.

„Ich frage Arnold nicht erst, er ließe mich am Ende nicht reisen, und ich muß doch zu ihr! Dir darf ich einstweilen die Wirthschaft übertragen, nicht wahr?“

Anna fand ihre hastige Abreise vollkommen gerechtfertigt; wenn ihre Mutter erkrankt sei, würde es unverantwortlich sein, noch auf Arnold zu warten und damit vielleicht vierundzwanzig Stunden zu verlieren; sie werde ihm Alles erklären, Elina dürfe sich auf sie verlassen.

Elina war während der letzten Tage zu der Ueberzeugung gekommen, daß es das Beste für Arnold sei, wenn er von ihrer Gegenwart befreit werde. Wie hatte sie ihn angefleht und beschworen in diesen unseligen Tagen, daß er das Vergangene begraben sein lasse — umsonst! Er war blind für die Gegenwart, er verzweifelte an einer Zukunft für sie Beide! Alles war in ihm erstorben, außer dem dumpfen Schmerz, der ihm jede Einsicht, jede Ueberlegung nahm!

Vielleicht, daß er wieder zu sich selber kam, wenn Elina ihn verließ. Auch konnte sie es nicht länger ertragen, seine Dualen mitanzusehen. Sie fühlte jetzt die bitterste Reue, daß sie ihm die Wahrheit bekannt hatte, aber in dies Gefühl mischte sich eine Art Verachtung für ihn: er war ja wie ein Kind, das sich vom Choc eines Falles nicht wieder zu erholen vermag! Er war kein Mann!

Auf der Reise begegnete Elina nichts, was sie von ihren schweren Gedanken hätte ablenken können; sie spann an dem einen Faden unablässig fort. Was sollte sie ihrer Mutter sagen? Womit ihre unvermuthete Abreise erklären? Wahr sein wollte sie gegen Niemanden mehr, denn Niemand schien die Wahrheit ertragen zu können, nur sie selbst! Wie hatte sie blos

so thöricht sein können, sich zu zermartern mit der Frage, ob ihre Schuld untilgbar sei, ob der Mensch sich mit dem Fluch seiner unfühbaren Vergangenheit schleppen müsse sein ganzes, langes Leben hindurch? — Jetzt machte sie sich nur den Vorwurf, daß sie aufrichtig gewesen war gegen ihren Mann! . . .

Der Abend brach herein, und noch immer war sie nicht in Berlin. In endlosen Variationen zeigte sich ewig dieselbe Sache in ihrem müden, abgequälten Geist — das neueste dieser Wandelbilder flüsterte ihr zu: nicht was sie als halbes Kind einst verbrochen, auch nicht ihre unkluge Aufrichtigkeit sei die Schuld, deren Fluch sie jetzt in die Welt hinausjage, sondern die Sehnsucht, mit der sie so oft, selbst in ihrer Ehe, an Marko zurückgedacht! — Der geistigen Treulosigkeit, der einzigen, die auch sie verurtheilte, hatte sie sich schuldig gemacht. — Das rächte sich jetzt, dafür kam dies Leid über sie und ihren Mann!

In Berlin unterbrach sie ihre Reise und stieg im Kaiserhof ab. Sie mußte ihrer Mutter doch schreiben, sie durfte sie unmöglich durch ein kurzes Telegramm, das ihre Ankunft meldete, erschrecken; aber kein Vorwand wollte ihr einfallen; für den Augenblick kannte sie nichts als das Verlangen, einmal ganz allein zu sein und sich selbst zu leben; ein animalischer Wunsch nach Ruhe und Behaglichkeit beherrschte sie: Sie konnte nicht mehr denken, grübeln oder weinen — sie wollte einmal ruhig schlafen, essen und trinken.

So blieb sie am nächsten Tage bis gegen Mittag liegen und ließ sich von dem Zimmermädchen das Frühstück und ihre Schreibmaterialien an's Bett bringen; sie freute sich ihrer Ruhe, ihr war jetzt so wohl, und sie beeilte sich nicht, den Brief an ihre Mutter zu beginnen, nachdem sie „Kaiserhof Berlin, den 23. März,“ hingekritzelt hatte — das wohnliche Zimmer, das zierliche Gedeck, ja, auch die einzelnen Schneeflocken, die an ihrem Fenster vorbei durch die graue Luft sanken, Alles steigerte das wonnige Gefühl ihrer Behaglichkeit. Ihre stürmische Natur hatte zuweilen solche Windstillen, während deren sie vom Leben überhaupt nichts zu verlangen schien als Ruhe und Bequemlichkeit: so war sie jetzt beinahe überzeugt, daß es kindisch sei, durch Seelenschmerzen und Collisionen des Pflichtbewußtseins sich erschüttern zu lassen, wenn man die Möglichkeit habe, wie eine Kuh hienieden zu grasen, auf fetter Weide, und gesättigt hinüberzuträumen in's ewige Nichts! . . . Dabei schlummerte sie wirklich wieder ein, erquickend und traumlos.

Aber das Bewußtsein des erkaltenden Frühstücks schreckte sie bald auf. Sie hatte sich ja ihre Lieblingsgerichte bestellt. Ach, Alles war so viel besser als in Danzig, sogar die Brötchen, sie mußte zwei davon essen, und der Burgunder, den sie sich hatte kommen lassen, schmeckte ihr so gut, obgleich sie sich sonst aus Wein gar nichts machte. Beim Burgunder dachte sie plötzlich an Arnold: ihm hätte sie so viel lieber eingesehen! Der arme Junge, er hatte guten Wein so gern, und sie durften sich jetzt keinen mehr

kommen lassen! . . . Aber das waren störende Gedanken, und sie wollte noch nicht gestört werden!

Warum hatte sie sich eigentlich so viel aufgebürdet? Dieser unheimlich große Haushalt daheim! Es war nichts Anderes gewesen als die Sucht der Novizen, die immer mehr thun, als nöthig ist, damit ja Niemand sie für Neulinge halte. — Arnold hatte sich sein Weib aus einer Klasse gewählt, in welcher die Frauen reine Luxusthiere sind; da aber hatte sie zeigen wollen, daß eine Angorafäze, wenn sie will, doppelt so viel Mäuse fangen kann, als eine gewöhnliche Hausfäze!

Also aus Eitelkeit und Selbstzufriedenheit hatte sie es gethan, immer in dem Bewußtsein, wie gut es ihr stände . . . Sie war doch eine entseßlich raffinierte Frau, und Arne ahnte nicht, aus was für widerstrebenden Elementen sich der Grund ihrer Seele aufbaute!

Aber ahnte sie denn, was in jenem Innern lag? — Vielleicht war das auch gut so, denn sowie sie etwas ganz kannte, langweilte es sie. Und doch wäre es manchmal bequem, im Voraus immer Alles zu wissen, was der Andere sagen und fühlen würde! Das hatte sie bei ihrer Mutter stets gewußt, und deshalb freute sie sich auf das Wiedersehen mit ihr! Ja, und sie freute sich auch auf den Duft aller ihrer Möbel, auf all das zierliche, soignirte Detail ihres Lebens, von dem silbernen Brett, auf dem ihr der Morgenkaffee mit der guten Sahne an's Bett gebracht wurde, bis zu der feinen Wäsche, der rothheidenen Schlafbede mit dem Spitzenüberzug und dem molligen, langhaarigen Teppich, auf dem es sich so gut barfuß gehen ließ! Hoffentlich hatte die Mutter alle, alle Sachen aus der alten Wohnung mitgenommen, Elina würde das Geringste vermissen! —

Nun griff sie rasch zur Feder, und ungesucht und natürlich kamen ihr die Worte: „Ich sehne mich so nach Dir, meine liebe Mama, daß ich es nicht länger aushalten kann; ich muß zu Dir! Morgen oder übermorgen bin ich bei Dir — die Stunde telegraphire ich Dir! Deine Elina.“

Als sie „morgen“ schrieb, war ihr durch den Kopf gegangen, daß vielleicht eine Wagner'sche Oper gegeben wurde, und die wollte sie doch hören.

Sie klingelte und ließ sich die Zeitung bringen. —

War es möglich! Hatte sie so lange kein anderes als das Danziger Localblatt gelesen, daß ihr das unbekannt geblieben war? — Das Erste, was ihre Augen fesselte, war sein Name: Marko . . . Marko im Victoriatheater, und heute Abend als Romeo! . . . Sie wußte nicht mehr, wo sie war, alles Blut war ihr in den Kopf geströmt. — Marko hier! — Ob sie wohl noch ein Billet bekommen würde?

Es war schon zwei Uhr, und um sieben begann die Vorstellung!

Hätte Elina nur zwei Zeilen weiter gelesen, dann würde es sie vielleicht frappirt haben, auf den Rosenamen zu stoßen, den sie ihrem Manne zu geben liebte — das deutsche Theater hatte heute eine Premiere: „Waldemar, historisches Trauerspiel von F. Arne“! —

Elftes Capitel.

Als Arnold Mittags aus dem Gymnasium zurückkehrte, erwartete Anna ihn schon vor der Thür seines Arbeitszimmers; sie war in fast freudiger Aufregung, wie immer, wenn sie etwas Neues mitzuthellen hatte, gleichviel, ob es angenehmer oder unangenehmer Natur war. Sie sagte, Elina habe auf ein Telegramm ihrer Mutter gleich zu ihr reisen müssen. Er stutzte, beherrschte sich aber und antwortete nichts; er setzte sich ruhig an den Esstisch und sprach mit den Kindern über gleichgültige Dinge. Nach Tisch aber, in seinem Zimmer, vergaß er, sich seine Cigarre anzuzünden, und warf sich heftig in die Sophaede: Was war das? Was sollte das bedeuten? Wie konnte sie wagen, hinter seinem Rücken davon zu laufen? Das war ja unerhört! An eine Krankheit der Mutter glaubte er keinen Augenblick. Diese Skunkerei schon war ihm zuwider, mehr noch kränkte ihn aber Elinas Eigenmächtigkeit. Wofür hielt sie ihn denn? Meinte sie, er lasse sich Alles gefallen? Sie vergaß, daß er ihr Herr war und es sie fühlen lassen würde,

Ein Zorn packte ihn, daß ihm schwindlig wurde, und das Bewußtsein, ohnmächtig dazusitzen, ließ diesen Zorn immer noch heftiger werden. Wie konnte sie das wagen? fragte er sich wiederum. — Weil er bisher ihr gegenüber geschwiegen und ihr noch nicht gezeigt hatte, daß er einen sehr starken eigenen Willen besaß und sich nur so lange beherrschen ließ, wie es ihm gefiel? — In seiner Familie hatte man ihn immer einen Tyrannen genannt, seine Frau aber hielt ihn zum Narren, weil er blind und fassungslos in sie verliebt gewesen war! Natürlich war es seine Schuld: warum hatte er sie bisher in Allem bestimmen, sich von ihr leiten lassen? Fremde hatte er in's Haus genommen, weil sie es für gut befunden hatte, seine berechnigte Gemüthlichkeit hatte er sich stören lassen — das sollte anders werden, so ging es nicht weiter! — Der Mensch hat ja die gemeine Sucht, wilde Wucherungen und Wasserhülle zu treiben, man muß ihn deshalb unter Messer und Scheere halten — aber daß auch Elina eine so gewöhnliche Natur war!

Und nun erwachte plötzlich in ihm ein furchtbarer Argwohn — o, es mußte ihn zum Wahnsinn treiben! — Wohin war sie gereist? — Etwa zu jenem Manne, den sie einst geliebt? . . . Aus einer Lüge hatte sie sich nie ein Gewissen gemacht — so konnte es ja auch gelogen sein, daß Jener gestorben war! . . . Solche Schurken sterben ja nie zur richtigen Zeit! — Aber hatte sie überhaupt je von seinem Tode gesprochen? Oder war ihre Mutter es gewesen, die es ihm eingeredet? — Er mußte es nicht, und einerlei, ihm sollte es recht sein, wenn sein Nebenbuhler noch lebte! Der war kein Schreckbild für ihn: mit welcher Wonne wollte er den Glenden erdroffeln! — Nicht etwa ihn tödten im Duell, nach der feigen Ordnung der Sitte, nein, das genügte nicht! Mit seinen Fäusten mußte er den Schutz umbringen und ihn dabei in's Ohr schreien: „Du bekommst sie nicht! Mein ist sie! Mein Recht lasse ich mir nicht stehlen!“

Doch wenn man es ihm jetzt stahl, während er ohnmächtig hier saß? Er konnte ihr doch nicht auf's Geradewohl nachreisen! — — — Aber sie mit Hilfe der Polizei auffpüren? Das ging vielleicht . . .

Er stand auf und überlegte. — Allein, wenn sie nun doch zur Mutter gereist war, wie lächerlich machte er sich dann! . . . Darüber mußte er sich zuerst Sicherheit verschaffen. — Noch war sie ja nicht in Berlin, und bis morgen früh mußte er sich gedulden! — Nein, das konnte er nicht, irgend etwas mußte er thun, jetzt gleich! Am besten war es, er telegraphirte seiner Schwiegermutter, ihm augenblicklich Elinas Ankunft zu melden.

Rasch ging er auf's Telegraphen-Amt und schrieb Frau von Küstner auch noch eine Karte, in der er seine Besorgtheit um seine Frau mit dem eben wieder einsetzenden Schneewetter erklärte.

Als er wieder die Stufen vor seinem Hause hinaufstieg, kam ihm sein Freund Fischer entgegen, der eben vergebens bei ihm gewesen war. Seit ein paar Wochen suchte er Fresen zu überreden, daß er der morgen stattfindenden ersten Aufführung des Waldemar in Berlin beimohnen solle, denn durch seine Vermittelung war das Stück vom Deutschen Theater angenommen worden.

„Seien Sie doch kein Kauz, kommen Sie mit, ich fahre heut mit dem Nachtzuge fort; übermorgen können Sie zurück sein, Urlaub bekommen Sie selbstverständlich, wenn Ihre Frau Ihnen welchen giebt! Ich bleib' noch ein paar Tage länger aus, denn ich muß Marko sehen, habe ihn vor 2 Jahren in Paris gesehen — wunderbar, sag' ich Ihnen; für mich der erste Schauspieler der Welt, ein ganzer Künstler!“

„Ist der in Berlin?“ fragte Arnold, und plöglch war ihm, als preßte etwas seine Brust so zusammen, daß ihm das Athmen schwer wurde.

„Nur noch für zwei Gastspiele, darunter Hamlet; gerade darin ist er unübertrefflich!“

Arnold hörte nicht mehr zu. „Ich fahre heute Abend mit!“ stieß er hervor. Durch seinen Kopf zog das Wort, das seine Schwester an jenem schrecklichen Sonntage zu Elina gesagt hatte: „Es heißt sogar, Du feiest mit einem Schauspieler durchgegangen!“ — War es seine irre Phantasie oder eine plöglche Intuition, wie sie wohl dem erregten Menschen unvermittelt zu Theil wird? — Marko war jener Schauspieler, den sie geliebt hatte, und seinetwegen war sie hingefahren! . . .

Ohne Verzug ging er zum Director, um sich Urlaub für die zwei und folgenden Tage zu erbitten.

„Unmöglich, lieber Fresen! Sie wissen ja selbst: kurz vor'm Examen — dazu Müller seit vorgestern krank! — Nach Berlin? — Warum denn? Wegen Markos? — Wer ist denn das? — Ach, dieser Schauspieler! Aber, verehrter Freund, wer kann sich das erlauben! Hätte ich es wenigstens früher gewußt . . . Und gerade am Freitag, dem besetztsten Tage — Ich thäte Ihnen ja gern den Gefallen . . . Sonnabend kann ich Ihnen

die letzte Stunde abnehmen, dann können Sie mit dem Expresszug fort — falls Sonnabend noch eine Vorstellung ist; aber morgen geht es wirklich nicht!“

Arnold knirschte fast mit den Zähnen, doch empfahl er sich höflich und dankte noch für die zugesagte Vertretung am Sonnabend. Zum ersten Mal erschien es ihm eine Strafe, daß er gebunden war und ein Amt hatte. Zum Berliner Zuge ging er Abends auf den Bahnhof, um Fischer zu sagen, daß er ihn nicht begleiten könne.

„Vielleicht treffen Sie noch meine Frau in Berlin,“ sagte Arnold, als der Zug sich in Bewegung setzte.

„Ihre Frau?“ — Arnold theilte ihm mit, daß sie zu ihrer Mutter gereist sei und vielleicht in Berlin Station mache.

„Das sollte ich meinen, wegen des Waldemar! Wo logirt sie?“

Arnold konnte ihm keine Antwort mehr geben, weil der Zug schon abfuhr.

Am folgenden Vormittage bekam er vom Rhein die Nachricht, daß Elina noch nicht eingetroffen sei.

So war es doch richtig gewesen, was seine Ahnung ihm zugeflüstert hatte! Und er mußte noch vierundzwanzig Stunden hier ausharren, er war ja ein gebundener Mann! — Aber dann ging er! . . . Sie in Berlin aufzufinden, schien ihm keine Schwierigkeit, er konnte ja von Hôtel zu Hôtel sie suchen! . . .

Kurz vor seiner Abreise aber bekam er von seiner rücksichtsvollen Schwiegermutter wieder ein Telegramm: Elina habe ihr aus Berlin, Hôtel Kaiserhof, geschrieben, daß sie spätestens morgen bei ihr einträfe.

Allein er glaubte nun einmal nicht an Elinas Absicht, zur Mutter zu reisen, er hatte das bestimmte Vorgefühl, sie noch in Berlin zu treffen; dachte er aber weiter an das, was dort geschehen würde, dann zog ein Schleier vor sein inneres Auge . . . Nur Eins wußte er klar: Sein war sie und sollte sie bleiben — sein Eigenthum sollte ihm Niemand rauben! —

Zwölftes Capitel.

Nachdem Elina den Auftrag gegeben hatte, daß man ihr ein Billet für Romeo und Julia besorge, wußte sie nicht, was sie mit sich und ihrer Zeit bis gegen sieben Uhr beginnen sollte. Draußen war es unfreundlich und kalt, der Schnee thaute, sowie er zur Erde fiel, deshalb gab sie den Gedanken an Spazierengehen oder Fahren gleich wieder auf. Besuche mochte sie auch nicht machen, denn ihr war nicht mehr zu Muth, als lebte sie überhaupt noch in menschlicher Gemeinschaft. Sie sollte ja Marko als Romeo sehen, sie war also eigentlich nicht mehr auf dieser Welt! — Wenn Arne ihn doch auch genießen könnte! . . .

Weshalb bekam sie bei diesem Gedanken solches Herzklopfen, daß sie sich setzen mußte? — Im Zimmer herrschte schon die frühe Dämmerung

des winterlichen Märztages; kaum daß sie in dem Spiegel, der ihr gegenüber zwischen zwei Eckfenstern hing, ihre Gestalt noch erkennen konnte — Jetzt erst fiel ihr auf, daß sie das blaue Sammetkleid trug und die Trauer ganz abgelegt hatte: Wie war sie nur darauf gekommen, sich gerade dieses anzuziehen? Arne hatte es immer so gern gehabt, denn es stand ihr gut, und in dem breiten Ausschnitt kam ihr schlanker, stolzer Hals herrlich zur Geltung. Wollte sie darin von Marko gesehen werden? — Der Platz, den sie sich gewählt und auch bekommen hatte, war in der Fremdenloge, und sie wußte, daß Markos scharfes Auge die Personen erkannte, vor denen er spielte! . . .

Sie wunderte sich über sich selber — Markos Blicke hatte sie auf sich lenken und an ihnen sich freuen wollen — sein Spiel, seine Kunst waren ihr nur Vorwand gewesen! . . .

Nein, so schlecht war sie nicht, bis zu bewußtem Willen waren diese Instincte in ihr nicht gereift! Vor ihrem geistigen Auge stand aber ein schneidender Contrast: Ihr Mann, den sie verlassen hatte, trug einsam die furchtbare Seelenpein und haberte wie ein Irreter mit dem Geschick, daß es ihm verwehrt war, den Schurken zu erschlagen, der ihm vor langen Jahren sein Weib geraubt — und sie, seine geliebte Frau, hatte sich schön gemacht und im Theater den Platz gewählt, auf welchem sie sicher war, von Jenem gesehen zu werden! . . .

Nein, nein, sie übertrieb! Das Sehnen nach Kunstgenuß kann kein unedles sein, und ihres Mannes Leid wurde nicht leichter noch schwerer, weil sie in den Romeo ging! Es war ja nur der berühmte Schauspieler, den sie wiedersehen wollte, nicht der Mann, welchem vor zehn Jahren ihr ganzes Sein gehört hatte! . . . Ob er sich wohl verändert hatte? . . .

Sie war entschlossen, hinzugehen, trotz der Skrupel, die ihr so plötzlich gekommen waren. Es war sechs Uhr; sie ließ den Wagen vorfahren, stieg aber schon, ehe er gemeldet wurde, die Treppe hinab. Im Flur des Hofes standen mehrere Herren, welche Elinas elegante Erscheinung jubringlich musterten, — das erinnerte sie an Petersburg, an die lang vergangene Zeit, und mißfiel ihr nicht einmal; nachdem sie die Herren hochmüthigen Blicks gestreift, trat sie an die Fremdentafel. — Es überraschte sie nicht, Markos Namen darauf zu finden: wo hätte er auch sonst absteigen sollen? — Es war wie im Traum, wo Alles gleich den Ringen einer Kette sich so natürlich in einander fügt — doch am Ende dieser Kette war — was? Die Kugel, die der Sträfling am Fuße durch's Leben schleift! — Unsinn! Ein übertriebenes Bild! . . . Aber während sie fuhr, zog sie die einzelnen Ringe dieser Kette prüfend durch die Finger: es fehlte kein einziger, das Schicksal selbst hatte sie ja an einander gereiht, das Schicksal, dem Niemand entgeht! — Arne bildete auch ein Glied dieser Kette, aber lag er nicht schon hinter ihr, eine schemenhafte Gestalt, in weiter Ferne? . . . Im Vordergrund stand ihr jetzt der Mann, dem sie nach dem Rechte der Natur gehörte, der ihre

Seele erweckt, ihren Geist erschlossen hatte! Ihre Ehe war der Treubruch gewesen, entweiht hatte sie sich und die Liebe dadurch, daß sie Jenen verließ und eines Anderen Frau wurde! Ehrlich hatte sie geglaubt — und die hergebrachte Sitte hatte es ihr eingeküstert, — daß sie frei sei, ja, und daß sie in die kleine Alltäglichkeit sich jetzt fügen wollte und könnte! — In diesem Augenblick aber fühlte sie, daß sie es weder gekonnt noch geburst hätte! — Ihre Ehe war eine Selbsttäuschung gewesen, ein Verbrechen an Marko! — Da hielt der Wagen an, sie war da! — Sie ging in die Garderobe, sie ließ sich die Loge öffnen, sie stellte sich sogar vor den Spiegel, zupfte an ihrer Coiffure und fand sich sehr blaß — aber es war vielleicht nur die Beleuchtung . . . Sie rückte sich ihren Stuhl zurecht . . . Ob er nach dem Theater sie wohl im Hotel auffuchen würde? . . . Und was würde wohl sein erstes Wort zu ihr sein? Oder würden sie überhaupt nicht sprechen? — Nein, sie würden einander in die Arme fallen und nur stottern: „Du, Du!“ —

Das Theater war noch leer, sie war zu früh gekommen; gedankenlos blickte sie über den großen Raum — die Zeit würde ja vergehen!

Sie blieb allein in der Fremdenloge, denn Romeo war schon einmal vor wenigen Tagen gegeben worden, und des Italienischen waren doch nur recht beschränkte Kreise mächtig; so füllte sich zwar das Parquet, aber die Logen zeigten starke Lücken.

Endlich ging der Vorhang in die Höhe . . . jetzt trat Romeo auf! . . .

O, wie viel stärker war er geworden! Die Tracht paßte nicht mehr für seine Jahre . . . Doch nein, nun er gesprochen, nun der Ton jenes wunderbaren Organs wieder an ihr Ohr gedrungen, nahm sie das erste Urtheil zurück: Er war es, er selbst, ganz der Alte! . . . Ihr Herz klopfte, und ein Schwindel erfaßte sie, daß sie fürchtete, mit dem Kopfe, der ihr so dumpf und schwer geworden war, auf die Logenbrüstung aufzuschlagen: nur eiliges Aufstehen und Fortgehen konnte sie noch vor der Ohnmacht retten . . . Da streifte plötzlich sein Blick sie: er hatte sie erkannt! . . . Nun mußte sie bleiben! Sein Blick — war er höhnisch oder rückerinnernd und bewundernd? — hielt sie aufrecht, und wenn ihr sein Auge einmal verloren ging, mußte sie es gleich wieder einzufangen. Die Stunden schienen ihr Secunden, und auch während der Zwischenacte saß sie wie gebannt da — ihre Augen hatten mit den seinen gesprochen, und jedes von Romeo's Liebesworten galt ihr: er sagte ihr, daß sie noch schöner geworden sei, und daß er sein altes Recht geltend mache! . . . Ihre Augen aber tranken seine Liebe und sagten Ja zu allen seinen Fragen! — Für sie gab es kein Bewußtsein mehr, keine Erinnerung an das jüngst Vergangene, es war der Taumel des gebieterischen Augenblicks, des Lebens nur für sich und ihn, für Keinen sonst! . . . Was würde er nach dem letzten Acte thun? Zu ihr in ihre Loge kommen? — Oder sollte sie zu ihm auf die Bühne gehen?

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn, und plötzlich, es war vor der letzten Scene, fuhr sie, als habe man sie gebrannt, empor und verließ rücksichtslos und laut, ohne das Murren des Publicums zu hören, das Theater.

Als sie im Wagen saß — wie sie hineingekommen, wußte sie selbst nicht —, schluchzte sie auf, als sollte das Herz ihr brechen, als müßte sie jede Empfindung aus sich herausweinen, bis sie nichts mehr wäre als eine leblose Maschine. Sie wußte nicht klar, warum sie weinte, kein Gedanke war mehr in ihrem Hirn, nur ein Gefühl, als sei Alles vorüber, als habe sie sich selbst lebendig begraben und sei schlimmer als todt! Manchmal war ihr, als möchte sie beten: „Lieber Gott, hilf mir!“ Aber worin sollte die Hülfe bestehen? Und sie glaubte ja gar nicht an den Gott, dessen Name ihr jetzt auf die Zunge kam! . . .

In ihrem Zimmer angekommen, warf sie sich vor das Bett auf die Kniee und vergrub den Kopf in die Kissen. Nie hatte sie sich in so fassungsloser Erregung befunden. Ein Wendepunkt ihres Lebens war da, aber ihr Bewußtsein konnte ihr keine Rechenschaft geben, ob zum Guten, ob zum Bösen, sie ahnte nicht, wohin ihre instinctive Natur sie führen wollte — Sie lag da wie ein Medium, das auf die Stimme des Schwärzers wartet . . .

Dreizehntes Capitel.

Erst um sechs Uhr war sie zu Bette gegangen, hatte sogar geschlafen; jetzt aber war es schon Mittag, und sie lag noch immer da. Hatte die furchtbare Erschütterung ihre Denkfähigkeit gelähmt? — Das mochte sein, ihr war, als habe sie Aehnliches schon gelesen. Aber sie war ja gar nicht gelähmt, sondern hatte das völlig klare Bewußtsein, daß sie jetzt einen Entschluß fassen müsse — nur welchen? Liebte sie Marco? Liebte sie ihn so, daß sie um seinetwillen Ehebruch und Entehrung nicht scheute? . . . Weshalb aber dann gestern ihre entsetzte Flucht aus dem Theater? Und er — wahrscheinlich war er nicht einmal allein hier? . . . Doch mit der Anderen wollte sie es schon aufnehmen, wer sie auch sei — gewiß die erste Liebhaberin seiner Truppe, die Julia von gestern, die bleiche, dumme Person mit den schwarzen, unnatürlich großen Augen und dem ebenso unnatürlich großen Munde! Sie wußte ja, sie selbst war schöner und klüger als die Meisten, und auch pikanter, denn sie war ja in der sogenannten großen Welt zu Hause, die sie doch so cynisch verachtete. Sie hatte alle Eigenschaften, einen Mann wie ihn zu fesseln! Außerdem würde sie eine so bequeme Genossin sein; was machte ihr seine Treue oder Untreue? Nichts, sie war nicht kleinlich, sie würde ihm gestatten, sein wildes Leben weiterzuführen, und das würde er sich auch nicht nehmen lassen, sein rücksichtsloser Egoismus würde sich wenig darum kümmern, ob es ihr recht wäre oder nicht! — Es blieb trotzdem ein lebenswerthes Leben an seiner Seite, die Nerven

anspannend, nie alltäglich, nie längweilig, jeder Augenblick ein Kampf, um ihn zu gewinnen und zu behaupten, ein heißes, leidenschaftliches Genießen, ein steter Wechsel, nach jeder seiner Launen! — Von langer Dauer würde es auch nicht sein, das wußte sie wohl, das sagte sie sich voraus. Aber ein paar Jahre würde seine Leidenschaft, und auch die ihre, wohl anhalten, genährt durch den raschen Wechsel der Scenerie. Dann freilich, auch wenn er ihrer nicht überdrüssig geworden, würde ihr dies Leben auf einem Vulkane widerwärtig werden — sie kannte sich selbst sehr genau! Wenn die eine Natur in ihr sich ausgetobt — der wilde Genußmensch —, dann würde die andere, das Erbtheil der Mutter, die Oberhand gewinnen, dann würde sie sich umbringen! — Ein Ende hat ja jedes Leben, und ein freiwilliger Tod war ihr von jeher edler und sympathischer erschienen als so ein hinterrücks heranschleichender, natürlicher! . . . Aber war diese Zukunft, wie sie jetzt sie sich ausmalte, den Preis werth, den sie dafür zu zahlen hatte? Sollte sie um die paar Jahre des Genießens ihrer Mutter und ihrem Manne das Herz brechen? . . .

„Ich thu' es ja doch nicht!“ flüsterte sie vor sich hin. „Ich bin schon zu fest eingefangen in die feige Spießbürgerlichkeit — wer sich so etwas überlegt, ist schon gefeit dagegen!“ . . . Dann aber fiel ihr ein, daß sie doch auch in's Theater gegangen war, obgleich sie es sich vorher überlegt hatte, daß es ein Treubruch sei! — „Die Leidenschaft ist doch das Stärkste in mir, und alle Instincte meiner Natur treiben mich in die Arme dieses Mannes, raffinirter Wüstling, der er ist — ich werde ihnen folgen müssen! . . . Der Wille ist ja nicht frei, — woher habe ich die Illusion einer Wahl, wo längst schon Alles feststeht und mein Schicksal mir bestimmt ist? Ich bin neugierig auf mich selbst, was mein Wille eigentlich will! . . .“

Es durchschauerte sie. Sie wußte zu gut, was in diesem Augenblicke am stärksten in ihr war: sie sehnte sich nach Romeo! — Wenn er jetzt käme, würde sie seinen starken Hals umklammern, seinen Mund an ihre Lippen drücken und in seine schönen falschen Augen schauen mit der Glückseligkeit errungenen Besizes . . .

Sie richtete sich auf, um den Bann abzuschütteln, sie wollte ja kühl überlegen, auf ihren Willen lauschen! . . . War es denn ein Wunder, daß all das in ihr tobte? Nein, die Ehe hatte alle Fähigkeiten in ihr geweckt, aber ihnen nicht genügende Nahrung gegeben: sie konnte nicht zurück in dies enge Leben, zu dem Manne, vor dessen begrenztem Gefühlshorizont sie ihr eigenes Sein immer scheu hatte verbergen müssen, der noch nie geahnt, was sie eigentlich war, der neben ihr gelebt hatte wie ein Kind neben einer Löwin! . . . Sie paßten ja nicht zusammen, er mit seiner einfachen Harmlosigkeit, sie mit ihrer krankhaft raffinirten Leidenschaft. — „Krankhaft? Nein! Weshalb soll ich krankhaft sein? Ich habe alle Pflichten der Durchschnittsfrau in der Ehe völlig erfüllt, aber ich habe ein Mehr, das nach Ergänzung schreit! Mir genügt nicht Euer enges Leben; wenn Ihr satt

seid, bin ich noch hungrig, wenn Ihr müde seid, hellwach! Und dafür werdet Ihr mich steinigen! Aber mir macht's nichts, packt nur die Steinblöcke an und rollt sie über mich, ich bin gefühlloser als Euer Stein! Mir liegt ja auch am Leben nichts, nur an Freiheit und Liebe — das ist der einzige Ausblick in die Ewigkeit, der uns hier blieb! Eure Schranken händigen mich nicht, denn mein Auge sieht über sie fort, Eure Ketten halten mich nicht, denn sie gleiten von meinen körperlosen Händen ab! Aus Eurer engen Kleinbürgerlichkeit habt Ihr die Poesie noch herausprotestirt, welche die Religion hineingebracht hat, und nichts an ihre Stelle gesetzt! — Ich kann in Eurer praktischen Nüchternheit nicht leben!" . . .

„Aber gegen wen eifere ich eigentlich? Wer hat mir denn was zu Leide gethan? Doch Niemand als Arne! . . . Aber kann er dafür, daß ich ihn für einen Mann hielt, in dem der Quell des Lebens, die Leidenschaft, sprudelt, während er nichts ist als ein Philister? — Mama hat noch Poesie und Unvernunft, sie ist religiös — O die göttliche Unvernunft! — Arne kann nichts verstehen, was nicht Zweck hat!" . . .

„Eine unverständene Frau ist die, welche ihren Mann nicht verstanden hat!" fiel ihr plötzlich ein. — Sie sprang aus dem Bette. „Gott weiß, was ich thun werde! . . . So lange ich grüble und überlege, kann ich meinen Willen nicht erlauschen! — Ich bin abgespannt und hungrig, hab' seit gestern Nachmittag nichts genossen — statt dessen geweint —, und da will ich noch wissen, was ich will? . . . Ich werde es schon merken, wenn ich den entscheidenden Schritt gethan habe! . . .

„Ich thue ja doch nichts, gar nichts!" schloß sie in leidenschaftlicher Selbstverachtung. „Ich bin ja ein Weib, das immer nur geschehen läßt!"

Sie kleidete sich an und klingelte, um sich das Frühstück heraufbringen zu lassen; als aber das Mädchen erschien, war ihr das Zimmer mit all seinen Erinnerungen an ihre Nachtgedanken so zuwider, daß sie Hut und Mantel nahm, sich von dem Mädchen den Schleier umbinden ließ und in den Speisesaal ging.

Die übliche Frühstücksstunde war schon vorbei — es war beinahe vier Uhr. Der Saal war gewiß leer, aber wenn auch nicht, gerade der Eine würde doch nicht zufällig da sein!

Als sie vom dunkleren Corridor in den schönen großen Raum treten wollte, der zu beiden Seiten durch mannshohe seidene Vorhänge in viele kleine Nischen getheilt war, stutzte sie einen Augenblick. Die der Thüre gegenüberliegende Nische unter dem ersten Fenster war leer, und sie gedachte dort Platz zu nehmen, aber unmittelbar daneben saß ein halbes Duzend Herren in lebhaftester Unterhaltung — ihre gerötheten Gesichter und die geleerten Flaschen vor ihnen ließen vermuthen, daß sie am Ende eines langen Frühstücks waren. Elina konnte nicht alle Gesichter sehen — Wenn er nun unter ihnen war, nur durch den Seidenvorhang von ihr getrennt!

Sie wollte umkehren, aber ein Kellner trat herzu und öffnete ihr die Thür mit einem: „Bitte, gnädige Frau!“ Da jetzt das Tageslicht voll auf sie fiel, beeilte sie sich, hinter den Vorhang zu gelangen, ehe sie die Aufmerksamkeit der Andern erregt hatte. Mit leiser Stimme bestellte sie eins der fertigen Menüs. — Sie hatte noch ihren Mantel nicht aufgeknöpft, als sie schon ihrer Sache gewiß geworden war: sie erkannte Markos Stimme! — Wie gebannt, lauschte sie: Marko war der Mittelpunkt jener Gesellschaft, die Andern, bewundernde jüdische Literaten, schmeichelten dem Helben und interviewten ihn dabei; sie fragten ihn über alle Details der Hamlet-Rolle aus: wie er diesen Effect hervorbrächte, wie jenen; und er hatte solch' fettes Lachen — das richtige Lachen eines opulenten Mahles mit schweren Weinen —, als er alle seine Vorgänger Gesel nannte! — Einer der Frager erwähnte Rossi. — Aber der als Hamlet? Einfach lächerlich! Ebenso Salvini! . . . Und jener Engländer? (Elina konnte den Namen nicht verstehen) — Ach, die Engländer! Gerade die hätten, merkwürdig genug, das geringste Verständniß für Shakespeare! „Geschaffen“ (die Unterhaltung ward französisch geführt) habe eigentlich erst er, Marko, die Rollen, fast vierhundert Jahre nach dem Dichter — welche Ironie!

Aus jedem seiner Worte ging die Ueberzeugung hervor, daß es überhaupt vor ihm keine Schauspielkunst gegeben habe. Von den Deutschen rede er überhaupt nicht, es sei ja bekannt, daß dies ausgezeichnete Volk zwar mit allen kriegerischen Eigenschaften ausgerüstet, aber für die Kunst nur gering begabt sei. — Es wäre ja gestern halb leer gewesen, als er den Romeo gespielt: das sei ein Kriterium für das Kunstverständniß der Hauptstadt! — Nun, eine Nation könne doch auch nicht alle Talente monopolisiren wollen; — als Schauspieler stelle er die Franzosen höher, freilich nicht in der Tragödie — denn für die Tragödie (nun kam wieder derselbe, wenn auch etwas eingekleidete Refrain) sei eben nur Ein Genie, er, geboren . . .

Einer der Herren wollte für den Kunstsinne der Deutschen eine Lanze brechen: So z. B. sei er doch nur des Kunstgenusses halber, um Marko zu sehen, aus Danzig gekommen. — Doch ein Anderer bedeutete ihn in deutscher Sprache, er soll doch schweigen, Marko spreche und lese kein Wort deutsch, habe also keine Ahnung von dem deutschen Geistesleben, und es sei viel amüsanter, ihn so renommiren zu hören, man müsse ihn lieber noch ein bißchen darin bestärken!

Nun wurde die materielle Seite der Schauspielerei, die verfluchten Impresarios, erwähnt — Süd-Amerika zahle am Besten, er werde in zwei Monaten seine letzte Tournee dahin antreten, und wenn er wiederkomme, hänge er das Ganze an den Nagel und kaufe sich eine Besizung bei Paris, die er schon im Auge habe; man könne nur in Paris leben! In der Jetztzeit rentire es sich eigentlich nicht, wirklicher Künstler zu sein, sonst hätte er längst reich sein müssen, das große Publicum interessire sich gerade nur für Gesang; wenn man so ein tönendes Instrument in der Gurgel habe, sonst

aber nichts könne und verstehe als Reclame machen, habe man seine fünf Millionen gleich beisammen, und mehr als fünf brauche ein vernünftiger Mensch nicht zum Leben! — er sei jetzt zweiundvierzig Jahre alt, die Thorheiten habe er überwunden, die ihm Geld und Kraft gekostet hätten, er werde vom nächsten Jahre an als Bourgeois leben, seinen Kohl pflanzen und nie mehr ein Theater besuchen! . . .

Elina hatte ihr Frühstück beendet; daß sie Hunger gehabt, war wohl nur Einbildung gewesen, denn sie hatte nicht viel heruntergebracht. Sie saß da und fühlte sich nicht fähig, ihren Platz zu verlassen; sie fürchtete, gesehen zu werden. Genug gehört hatte sie, sie verlangte nicht mehr zu hören, obgleich es ihr durch den Kopf gefahren war: Alles, was Marko redet, ist Ironie, eine Rolle, die er spielt, um sich einen Spaß mit den Leuten zu erlauben, um sie nach ihrer aufdringlichen Begeisterung recht gründlich zu ernüchtern; zuzutrauen war ihm das ja, er hatte Aehnliches oft gethan. — — Aber während sie noch so dachte, schlug das Wort Petersburg an ihr Ohr: Nein, dahin könne er nicht wieder, obgleich er dort viel verdient und die Russen ein enthusiastisches Publicum und ihm überhaupt sehr sympathisch seien. — Er habe dort einmal eine Dummheit gemacht, eine seiner vielen — es sei so lange her, er könne es ja ruhig sagen, ohne Namen zu nennen: er habe dort ein junges Mädchen aus der besten Gesellschaft verführt. — Wäre es eine Frau gewesen, hätte kein Hahn danach gekräht, aber ein Mädchen . . . Ihm wäre damals von Oben her bedeutet worden, er solle sich lieber nicht wieder blicken lassen, und was das Merkwürdigste sei, gerade diese Dame habe er gestern hier in Berlin, im Theater, wiedergesehen, und er habe die halbe Nacht damit zugebracht, ihre Spur zu finden — leider vergeblich! . . .

Augenscheinlich hatte der Champagner dem Halbbetrunkenen die Zunge gelöst. Elina war zu Muth, als würde ihr die Haut vom Gesicht gezogen; ein Schmerz, eine Scham bemächtigten sich ihrer, die nur noch durch die furchtbare Angst übertäubt wurden: „Wie rette ich mich aus dem Saal? Was thu' ich, damit er beim Fortgehen mich nicht sieht und erkennt? . . .

Sie hatte nicht überhört, daß ein Herr aus Danzig unter der Gesellschaft war, die ihn dort bewirthete, jetzt aber wurde ihr klar, was das bedeutete! Es zuckte ihr wieder durch den Kopf, wie das Schicksal die Ringe der Kette aneinanderfüge, aber am Ende dieser Kette hing nicht mehr sie und ihre Schuld, sondern Arnolds Leben und seine Ehre — die hatte sie willkürlich gefährdet! Und mit den heißen Blutwellen, die in ihrem Kopfe brausten, jagte das Bewußtsein durch sie, daß sie eine Verbrecherin sei, daß sie es verdient hätte, wenn sie ihn nun verlöre, wenn sie, von Gewissensqualen erdrückt zu Grunde ginge. Sie hatte ja gespielt mit dem Heiligsten! Wo war denn ihre Vernunft, wo war ihre Einsicht, wo ihr Herz geblieben in diesen letzten Tagen? War sie im Traum gewesen, daß alle wirklichen Gefühle ihr derart hatten entschwinden können, und nur falsche, eingeübete

sie beherrschten? Aber jetzt galt es nicht mehr, sich zu fragen, jetzt galt es, mit aller Kraft sich zu fassen und mit Ueberlegung die furchtbare Gefahr von ihm abzuwenden! Es handelte sich nicht mehr um sie, sondern um ihren Gatten, der so rein, so edel, so hoch plötzlich vor ihr stand, daß sie nie seiner werth sein konnte. — Sie mußte sich vor der Gefahr des Erkenntwerdens schützen: Wenn sie jetzt aufstand und fortging, selbst wenn es so lautlos wie möglich geschah, zog sie die Aufmerksamkeit der Herren zwar auf sich, allein sie war wenigstens fort, sie hatte sich der Qual durch die Flucht entzogen, und ihre davoneilende Gestalt würde Marfo vielleicht nicht einmal erkennen. — Aber jener Danziger Herr? — Wer war er? — Und oben angekommen, würde sie Alles in ihren Koffer werfen und direct nach Hause zurückfahren! . . . Also sie mußte aufstehen, ja, ohne Zögern, und sie that es — doch im selben Augenblick, wo sie die Thür erreicht hatte, hörte sie einen der Herren mit seinem Stuhl rücken und aufspringen; hastig wandte sie sich zur Treppe, aber ein eiliger Schritt folgte ihr, und da sie nicht wie eine Verfolgte laufen durfte, überholte er sie vor ihrer Zimmerthür: „Aber, verehrteste Frau Fresen . . .“

Sie wandte sich um; ihr Gesicht war so entstellt, daß Fischer zurückprallte. —

Auf ihren Lippen schwebte die Entgegnung, die sie dem Anderen zugebacht hatte: „Sie irren sich in meiner Person, mein Herr!“ — aber diese Begegnung war ja noch schlimmer: was sollte sie dem Intimus ihres Mannes sagen?

„Sehen Sie mich doch nicht so versteinert an, gnädige Frau!“ rief er aus, indem er unwillkürlich in der begonnenen Anrede abbrach.

„Ich bin nur so überrascht, Sie hier zu sehen,“ sagte sie lächelnd und reichte ihm die Hand. — Sie hatte ihre Ueberlegung rasch wiedergefunden.

Er habe sie beim Eintreten zwar bemerkt — eine Gestalt wie die ihre bemerke ein Jeder —, aber sie erst erkannt, als sie den Saal wieder verlassen habe. — Was sie denn zum „Walbemar“ sage? Im Theater habe er sie merkwürdiger Weise gar nicht gesehen! Sie sei doch nicht etwa aus Feigheit zu Hause geblieben oder in den Romeo gegangen?

Elina brauchte ihre ganze Geistesgegenwart, um, ohne sich zu compromittiren — denn im Romeo durfte sie ja nicht gewesen sein —, zu antworten, daß „Walbemar“ ihr vortrefflich gefallen habe . . . Was mochte das für ein Stück sein, und in welchem Theater? —

Fischer erklärte nun, sie nicht im Flur aufhalten zu wollen — Welche Zimmernummer sie habe? Er komme gleich, um eingehend mit ihr über Walbemar zu reden, er müsse sich nur erst von dem „Großen Manne“ verabschieden: — habe ein höchst interessantes Frühstück mitgemacht, das sein Freund Levi dem Helden gegeben — ein unglaublicher Mensch! Solch ein Künstler, aber von sich eingenommen wie ein Pfau, geldgierig und geizig wie ein Jude! — Ob sie es nicht interessiren würde, ihn kennen zu lernen?

„Nein, gar nicht!“ entgegnete sie mit großer Ruhe und ihrem hochmüthigen Kopfdrehen. „Solche Leute sind mir nur interessant, so lange sie auf der Bühne stehen,“ damit wandte sie sich zu ihrer Thür.

„Daß Fresen nicht kommen konnte, ist jammerschade, er hatte es mir fest versprochen,“ rief Fischer hinabsteigend ihr noch zu. — „Ich bin gleich wieder bei Ihnen, gnädige Frau.“

„Schön,“ sagte sie, die Klinke schon in der Hand haltend, und fragte sich, ob es nicht geschickter gewesen wäre, ihn festzuhalten; gedankenvoll trat sie in ihr Zimmer — Noch aber hatte sie die Thür nicht hinter sich zugezogen, als ihr ein erschreckter Ausruf entfuhr: Arnold saß da mit übergeschlagenen Beinen und fixirte sie mit einem unbeschreiblichen Ausdruck! Nun war Alles verloren, er war unter demselben Dache mit Marko; Fischer als nichts ahnende Mittelsperson dazwischen — ihr schwirrte es vor den Augen.

Vierzehntes Capitel.

„Arnold!“ rief sie und trat auf ihn zu. „Wie kommst Du hierher?“

Alle Sicherheit war ihr verloren gegangen, der Mund, das ganze Gesicht zitterten ihr; wie ein Strohalm zur Rettung dächte es ihr, als ihr blitzartig der Gedanke kam: Um Gotteswillen erst die Thür verschließen! . . . So ging sie wieder zurück, drehte — es war eine ganz instinctive Bewegung — zweimal den Schlüssel um und zog ihn ab. —

Arnold saß noch immer da und bewegte das übergeschlagene Bein hin und her; ihm war nichts entgangen, er las in ihrem Thun, in ihrem zitternden Antlitz ein furchtbares Schuldig, und in seinen Zorn mischte sich eine solche Verzweiflung, daß alles Blut ihm aus den Wangen wich. Eine Empfindung, als wäre er gelähmt, kroch über ihn . . . Im ersten Augenblicke, da er sie gesehen, ja, schon bei dem kurzen Aufenthalt in ihrem Zimmer unter ihren ihm vertrauten Sachen, war der Zorn, von dem er die letzten Tage gelebt hatte, fast verschwunden gewesen. Jetzt überwältigte er ihn.

„Was heißt das?“ stieß er endlich heiser hervor.

Sie war nahe an ihn herangetreten, kniete vor ihm nieder und berührte seine Hände mit ihren eiskalten Fingern.

Nie hatte er sie so schön gesehen, in ihren großen Augen lag ein Flehen um Erbarmen, daß ihm das Herz hätte brechen können, aber er schob sie bei Seite und sagte rauh:

„Mit wem sprichst Du eben vor der Thür? War er der Mann, um den Du hergereist bist?“ Er hatte seine Stimme nicht erhoben, aber sie war tonlos, und der kurze Athem zeigte, in wie wilder Erregung sein Herz hämmerte.

Sie mußte sich jetzt zusammennehmen, sie mußte einen Weg zur Rettung für sie Beide finden! Noch war ja nichts verloren, lebend saß er vor ihr!

— Wenn nur jetzt gerade ihr Kopf nicht so benommen gewesen wäre, daß ihre Gedanken alle wirr durcheinander jagten! . . . Er merkte es wohl, er merkte, daß seine sonst stets so gefasste Frau ganz vernichtet schien, und unerklärlicher Weise that ihm das wohl!

„Warum bist Du davon gereist, Elina? Wie konntest Du es wagen? — Aber ich weiß Alles! — Geib mir den Schlüssel!“ Er sprang auf und wollte sich desselben bemächtigen. „Du bist meine Frau, Du gehörst mir, hast meinem Willen zu gehorchen, nach dem Deinen frage ich nicht mehr! — Geib den Schlüssel, oder ich nehme ihn mit Gewalt!“

Sie fuhr sich mit der Hand über die Stirn: „Arnold, um Gottes Willen, höre mich an, — nur fünf Minuten!“ . . . Ach, wenn die Angst und die Gefahr dort unten im Speisesaal nicht gewesen wäre, mit welcher Seligkeit hätte sie seine Worte getrunken! — „Es ist ja nur ein Mißverständnis, Arne!“

„Was ist ein Mißverständnis? — Glaube nicht, daß Dir jetzt Deine Diplomatie durchhilft,“ versetzte er heftig.

„— Dieser Schwäger von Fischer . . .“

„Ist der auch hier im Hötel?“ unterbrach er sie.

. . . „kommt gleich,“ fuhr sie fort, „ich will Dir nur Eins sagen wenn Du Alles wüßtest, wüßtest Du, daß ich ahnungslos, auf der Durchreise zu Mama, hergekommen bin, daß mein einziges Verbrechen darin besteht, zu ihm in's Theater gegangen zu sein — das war von mir ein Verbrechen, und ich beschönige es nicht —“

„Also war es kein Traum, es ist crasse Wahrheit!“ . . .

Nein, er hatte es doch bisher geglaubt! Er hatte es wirklich nicht glauben können, obgleich sie es damals zugegeben, und er so qualvoll unter ihren Worten hatte leiden müssen. — Jetzt gestand sie es wiederum ein und vernichtete damit die letzte, leise Hoffnung, die immer noch im Grunde seiner Seele geschlummert hatte! . . . Es war etwas zu Furchtbares, Zermalmendes, dieses Bewußtsein, daß sein Weib, seine Heilige, einem Anderen angehört hatte — Nein, er konnte mit dieser Erkenntniß nicht weiter leben!

„Wie ich jenen Mann je habe lieben können, Arnold, begreife ich nicht mehr, aber bis vor wenigen Stunden habe ich in einem Wahn gelebt.“ Er hörte es nicht, er hatte wieder das Gesicht, das sie kannte, diesen leeren Blick, der sie davon getrieben.

Sein starres, theilnahmloses Gesicht reizte das verzweifelnde Weib; mit plötzlich veränderter, zorniger Stimme rief sie: „Das halte ich nicht aus! So kann ich Dich nicht sehen! Lieber erschieße uns Beide hier auf der Stelle, tausendmal lieber sterben, als solch feiges Leben!“

„Erst werd' ich ihn erwürgen!“

Sie wurde ruhig. — „Und dann? — Wenn Du Dich dem Gerichte, mich dem Munde der Menschen überantwortet hast, was dann?“ . . .“

„Mir ist Alles gleichgültig, — ich will Rache!“

„Ist das Deiner würdig? — Räche Dich an mir! Ich habe mich schwer versündigt — wie schwer, das weiß nur ich allein! Deiner Liebe bin ich nicht mehr werth, und jede Strafe will ich auf mich nehmen! Verbanne mich aus Deiner Nähe, ich weiß, daß ich das Härteste verdiene — aber, wenn Du je einen Funken von Liebe zu mir fühltest, so hilf mir, gieb mir einen Halt, an dem ich mich wieder aufrichten kann! — Du bist doch mein Mann!“

Es klopfte! . . . Vielleicht war es nicht Fischer, sondern durch eine Verkettung von Zufällen Marko! . . .

Elina wollte nicht öffnen, sondern trat nur näher an ihren Gatten heran.

„Arne, denk' an unser vergangenes Glück und verzeihe mir!“

„Ich fluche meinem vergangenen Glück, denn es war Lüge!“

„So denk' an Deine Pflicht, wenn Du keine Liebe mehr für mich hast! Du kennst ja Pflichten, und darum stelle ich Dich so hoch über mich! — Es ist aber Deine Pflicht, jetzt, wo ich reuig vor Dir stehe, nicht Deine Hand von mir zurückzuziehen, denn ich . . . O, Arnold, es wurde wohl selten einer Frau so schwer, ihr tiefstes Geheimniß zu enthüllen . . . Nie blieb einer Frau ein so furchtbarer Augenblick dafür — doch früher konnte ich's Dir auch nicht sagen: Du schützeest nicht nur mich, sondern auch Dein ungeborenes Kind! . . .“

Er sah sie an, als verstünde er sie nicht, dann stieß er hervor:

„O Gott, auch das noch!“

Er war ein schwerfälliger Mann und vermochte den Uebergang von der Verzweiflung zum Leben zurück nicht schnell zu finden; aber als er das harte Wort gesagt hatte und sie wie vernichtet sich abwandte und in einen Sessel sank, brach der Bann, die Liebe überwältigte Zorn und Haß. — Er fiel vor ihr nieder, und große Thränen stürzten aus seinen Augen.

„Verzeih', Elina, verzeih', ich bin ein roher Mensch! . . . Ich konnte es nicht gleich fassen. Verzeih' mir das grausame Wort!“

Sie strich ihm mit den kalten Händen über Kopf und Antlitz; freuen konnte sie sich nicht mehr, ihre Kraft war dahin. — „Ich habe nichts zu verzeihen, Arne,“ flüsterte sie, „ich war es ja nie werth, Deine Frau zu sein!“ — Da klopfte es wieder und diesmal stärker.

„Es wird Fischer sein,“ sagte Arnold aufstehend und sich die Thränen trocknend. „Er kommt immer zur Unzeit! — Willst Du mir den Schlüssel geben?“

„Und wenn es ein Fremder wäre, Arnold?“ entgegnete sie, sich sammelnd. „Wer er auch sei, willst Du ihm gleichmüthig begegnen?“

Er wechselte die Farbe. „Erwartest Du Jemanden?“

„Nein, Keiner außer Fischer weiß, daß ich hier wohne, aber, wenn der Zufall es fügte? . . . Ich bitte Dich noch um Eins — das Warum

sag' ich Dir später: — Leugne es auch vor Fischer ab, daß ich gestern in Romeo war, sag' ihm, ich sei im „Waldemar“ gewesen!“

Er sah sie überrascht an. — Aber jetzt trommelte man draußen einen Marsch an die Thüre, so nahm er den Schlüssel aus ihren Händen und öffnete.

„Pardon,“ brach Fischer ein, „hätte ich nicht vom Mädchen erfahren, daß der Herr Gemahl auch hier wäre, so hätte ich mir solch Bombardement nicht erlaubt!“ — Wie gut, daß er so ungenirt gesprächig und mit seinen jüngsten Erlebnissen beschäftigt war. Elina fand Zeit, sich zu sammeln; Arnolds unbewegliche Züge verriethen nichts, nur farblos war er geblieben. „Aber vor Allen, Fresen, meine allerherzlichsten Glückwünsche! Es ist ein Meisterwerk — nur Eine Stimme darüber — Sie werden es heut Abend selbst sehen! — Ich gehe auch wieder hin, es ist doch mein Pathenkind, und Marko spielt erst morgen im Hamlet. — Doch Ihre Frau Gemahlin muß Ihnen ja schon die beste Beschreibung gegeben haben! — Nicht wahr, meine Gnädigste, höchst passend? — Nur im zweiten Act muß die Scene zwischen den Brüdern gekürzt werden! . . . Aber jetzt stehen Sie mir bei, verehrte Frau: wir wollen ihn bitten, das Pseudonym abzuschütteln, er kann sich jetzt ja dazu bekennen, er hat die Feuerprobe bestanden!“

Nun hatte Elina natürlich Alles verstanden! — Ihr Mann sah nicht sie, sondern nur seinen Freund an und hatte eine so verlegene, schuldbewußte Miene, während er seine Einwendungen gegen Fischers Vorschlag machte.

Welch Kind war er! mußte Elina denken. Auch er hatte Geheimnisse vor ihr gehabt, doch welch schneidender Contrast zu den ihren! Wie hoch stand er über ihr, seelisch und geistig! Scheu verbarg er ihr die Gabe, mit der die Natur ihn begnadigt hatte, und erschien lieber im Lichte der Alltäglichkeit. — Sie aber, seine eigene Frau, die seinen Herzschlag erlauscht zu haben glaubte, sie hatte Pflichtgefühl und Disciplin für Philistertum gehalten, hatte seiner Seele den höheren Schwung abgesprochen! Hochmüthig hatte sie gemeint, sie verstehe es, wahres Künstlertum zu suchen und zu verehren, — und sie war am Neuesten kleben geblieben! Was hatte sie Alles von ihm zu lernen! Und wodurch verdiente sie es, daß das Schicksal sie vor dem Abgrund, dem sie in blinder Selbstverherrlichung zugeeilt war, bewahrte und in das Paradies solcher Gemeinschaft führte? Verdienen konnte sie es nicht, aber ihr, der Atheistin, fiel das Bibelwort ein: Wer viel geliebt hat, dem wird viel vergeben werden! . . .





In der serbischen Hauptstadt.

Von

A. Holzbock.

— Berlin. —

Belgrad, Ende October 93.

Dies ist heutzutage nicht leicht, nach Belgrad zu kommen. Wer mit einem Paß versehen ist und außerdem über Geduld verfügt, kann allerdings schließlich doch in die serbische Hauptstadt gelangen. Das kleine Serbien ist dem großen Rußland in der Handhabung des Paßzwanges über, und das will viel sagen. Abends 10 $\frac{1}{4}$ Uhr langt der Wien-Bester Schnellzug in Belgrad an, allein bereits um 9 Uhr beginnt während der Fahrt auf ungarischem Boden die Paßvisitation durch einen Gensdarmen, der, das Gewehr vertrauensvoll um die Schulter gehängt, in den Zug kommt und die Passagiere freundlichst zur Vorzeigung der Pässe auffordert. Wer seinen Steckbrief nicht vorweisen kann, muß in Semlin, der ungarisch-serbischen Grenzstation, bleiben und darf nicht nach Belgrad hinüber. Bei der Einfahrt in die serbische Hauptstadt findet in der großen Bahnhofshalle militärischer Empfang statt; die Fahrgäste schreiten durch ein Spalier von Grenzsoldaten, die mit aufgefanztem Bajonett den Fremden begrüßen. Ein Grenzoffizier bemüht sich, die Angekommenen von der Last ihrer Pässe zu erleichtern; er ladet sie ein, auf seinem Bureau ein Viertel-Stündchen zu verweilen. In dem traulichen Raum werden die Ovationen fortgesetzt. Die bereits durch den Empfang sehr bewegten Passagiere können stehen, wo sie wollen. Die Freiheit des Raumes wird durch keinen Stuhl oder Sitz beeinträchtigt. Nur der Grenzoffizier darf von der Vergünstigung des Stehens keinen Gebrauch machen, er muß sitzen. In einer geradezu zärtlichen Weise vertieft sich der Offizier in die Lectüre der Pässe, welche er schließlich mit einer eigenhändigen Widmung verfährt. Noch einmal sieht er den Passagieren tief in die Augen, gleichsam, als könnte er sich von den ihm so lieb gewordenen Gästen nur schweren Herzens trennen, noch einmal ruft er sie laut beim Namen, erkundigt sich theilnahmsvoll, wo sie in Belgrad absteigen, notirt sich freundschaftlich ihre Hoteladresse, dann drückt er ihnen die Pässe, welche durch seine Dedicaton erst den rechten Werth erhalten haben, in die Hand, — die Empfangsceremonien haben ihr Ende erreicht. — Vor dem Stationsgebäude stehen bereits die Fiaker, welche die Fremden mit lauten Zurufen begrüßen und stürmisch umringen. Der Fremde folgt freudig dem, dessen Zuruf „zwei Francs“ lautete. Ueber holprige, ungepflasterte Wege geht es hinein in die Stadt, welche weit weg vom Bahnhof liegt und erst allmählich, erhellt und beleuchtet von elektrischen Strahlen, sichtbar wird. In der „Serbska Kona“ (Serbische Krone), welche mit als das erste Hotel Serbiens gilt, kommt der Fremde

endlich zur Ruhe. Die sogenannten vornehmen Belgrader Hotels sind ziemlich behaglich eingerichtet, entbehren jedoch jeder Eleganz; sie sind nicht sonderlich ansehnliche Gebäude und durchweg mit Petroleum erleuchtet. Die Betten sind gut, die Zimmer billig. Für drei Francs erhält man ein sehr anständiges Zimmer. Das Essen ist genießbar und nicht theuer, allerdings übertrifft die Quantität manchmal die Qualität. Für die Reinhaltung des Zimmers sorgt auch hier das sogenannte Stubenmädchen, ein sehr bescheidenes entgegenkommendes, junges Geschöpf, ein Mädchen für Alles, das unter Umständen auch den Kellner und Hausdiener vertritt.

Belgrad ist eine durchaus moderne Stadt geworden. Der Fremde, der Serbiens Hauptstadt in der Hoffnung besucht, hier eine Vereinigung von abendländischen und orientalischen Eigenarten, Einrichtungen und Stilarten zu finden, wird arg enttäuscht. Die Straßen, in denen noch vor 2 $\frac{1}{2}$ Jahren ausschließlich das Petroleum das Hauptbeleuchtungsmittel war, sind durchweg elektrisch erleuchtet. Auf den Hauptstraßen und Plätzen spenden Bogenlampen ein helles Licht, in den Seitenstraßen hingegen hat man es mit dem Glühlicht versucht. Der Versuch ist als durchaus mißglückt zu betrachten, der Lichtkreis ist ein sehr beschränkter, die durch Glühlicht erleuchteten Straßen liegen in mattem Halbdunkel da. — Man merkt, daß an der Entwicklung Belgrads nach der modernen Seite eifrig und mit Erfolg gearbeitet wird. Es verfügt über eine gut angelegte Wasserleitung, es besitzt eine Pferdebahn, durch welche der Verkehr nach den verschiedensten Seiten hin erleichtert wird, es hat in den Hauptstraßen breite Trottoirs, es kann sich sogar der Anlage von Boulevards rühmen, auf denen in den Nachmittagsstunden Alles, was sehen will und gesehen werden will, promenirt.

Nichts von schlanken Minarets, nichts von orientalisch ausgeschmückten Konaks nichts von morgenländischer Phantasie, ja nicht einmal der berühmte interessante orientalische Schmutz, der in früheren Zeiten hier eine üppige Lagerstätte fand, ist in Belgrad zu entdecken. Die Hauptstraßen, die Fürst Michaelstraße, die Dubrovackstraße, die Ragusastraße, in denen bis zum späten Abend ein reger großstädtischer Verkehr herrscht, sind breit angelegt, rein gehalten und ausschließlich mit modernen Bauten versehen. Die Häuser sind fast sämmtlich zweistöckig, aber auch drei- und vierstöckige Gebäude ragen schon vereinzelt empor. Von Bauten und Straßen orientalischen Charakters ist fast Nichts zu bemerken, und nur in den Vorstädten ziehen sich enge, dumpfe und schmutzige Gassen dahin, welche mit ihrer Unsauberkeit, ihren verfallenen kleinen Häusern und hüttenartigen Wohnungen, sowie ihren primitiven, bunten durchaus nicht sauberen Verkaufsläden an die unangenehmen, weniger malerischen Eigenheiten des Orients erinnern. Charakteristisch an Belgrad und seinen lebhaften Verkehr nach Außen hin noch erhöhend, ist das Treiben in, mehr aber noch vor den Kaffeehäusern. Man denke hierbei nicht an unser Wiener Cafés. Die Belgrader Kaffeehäuser sind einfache, durchaus schmucklose Locale, vor deren Thüren das die Grundige Getränk kredenzet wird; auf dem Trottoir sind Tische und Stühle aufgestellt, die bei halbwegs günstigem Wetter immer besetzt sind. Hier haufen die politischen Kannegießer, hier kann man beobachten, wie gern und eifrig der Belgrader in Politik macht, hier merkt man, daß der Zeitungsverkäufer in der serbischen Hauptstadt eine weit größere Rolle spielt, als in der Hauptstadt des deutschen Reiches. Die Verkäufer der Tageszeitungen wimmeln hier in Massen umher und werden ihre Blätter mit Rußhand los. Der Straßenverkauf von Zeitungen hat in Belgrad einen weit weltstädtischeren Charakter, als in mancher deutschen Großstadt. Im Jahre 1860 gab es in Serbien nur eine Druckeret, die staatliche, nur eine Zeitung, die staatliche. Heute hat Belgrad zehn große Druckereien und, außer zwanzig literarischen und Fachblättern, dreizehn politische Zeitungen, von denen sieben täglich erscheinen. Es giebt wohl keine deutsche Stadt von 65000 Einwohnern, welche über eine derartige Anzahl politischer, resp. täglich herauskommender Blätter verfügt. —

Trotzdem in Belgrad eine französische Zeitung erscheint, trotzdem die Geschäftsfirmen in serbischer und französischer Sprache gehalten sind, trotzdem die vornehmen Belgrader,

auch hier giebt es die sogenannten oberen Zehntausend, sichtbar bemüht sind, ihrer Stadt, ihren Gebräuchen und ihren Sitten ein russisches, mehr aber noch ein französisches Gepräge zu verleihen, macht sich doch an allen Ecken und Enden der deutsche Einfluß geltend. Man kann mit gutem Gewissen behaupten, daß in Serbiens Hauptstadt neben der serbischen die deutsche Sprache als Verkehrssprache gilt. In allen größeren Hotels und Geschäften ist die deutsche neben der serbischen Sprache gleichberechtigt; sogar die Bierbahnconducture verständigen sich mit den Fremden in deutscher Sprache. Verräth schon die Architectur der Bauten, daß Belgrad eine Stadt ohne ausgesprochene nationale Eigenart ist, so zeigt dieses sein öffentlicher Verkehr in noch weit auffallenderem Maße. Die serbische Nationaltracht ist fast ganz verschwunden, sie würde in ihrer wild malerischen Zusammensetzung auch nur schwer in diese moderne Stadt hineinpassen. Der serbische Nationaltanz und Tanz kann in Berliner Specialitäten-Theatern weit öfter bewundert werden, als in Serbiens Hauptstadt. Belgrad besitzt zwar ein Nationaltheater, das in vornehmer Weise hauptsächlich die vaterländische Geschichte behandelnde Dramen in serbischer Sprache aufführt, allein die Cafés Chantants, in denen deutsch, französisch, ungarisch, aber nicht serbisch gesungen wird, machen dem Mufentempel eine empfindliche Concurrrenz. Es soll den Serben gewiß nicht zum Vorwurf gemacht werden daß sie für die Kunst des Tingeltangels keine nationalen Vertreter besitzen, allein Vorliebe und Verständnis bringen sie dieser „Kunst“ entgegen. Die großen Belgrader Caféschantants, wie das „Theater Café“, das „Café Perola“ zc. lassen an Einfachheit der Einrichtung Nichts zu wünschen übrig. Ein großer, schmuckloser Raum mit Tischen und Stühlen, ein kleines Podium und ein verstimmter Flügel voilà tout. Aber das Leben und Treiben, der Verkehr in diesen Singspielhallen macht einen fast weltstädtischen Eindruck. Maccaroniverkäufer, Cigarrenhändler, Zeitungsausrufer, Männer und Weiber, welche warme Kastanien und Zudergebäck feilboten, beleben die Räume. Offiziere in Uniformen, sehnige, kräftige, geschmeidige Gestalten, aber salopp in der Haltung und nonchalant in ihrem Wesen, begegnen sich hier ungezwungen, nehmen mit ihren Damen an Tischen vor dem Podium Platz, ohne sich durch irgend eine zweifelhafte Nachbarschaft in ihren Genüssen stören zu lassen. Interessant geht es in einem Belgrader Tinteltangel zu, ein buntes, fesselndes, aus den verschiedensten Farben zusammengesetztes Schauspiel entwickelt sich hier, nicht auf dem Podium, aber in dem von Cigaretten- und durchschwängerten Zuschauertraum.

Das Belgrad von einst, die Stadt, der türkische Herrschaft ihr Gepräge verliehen, ist verschwunden, und das Belgrad von heute ist noch zu jung, um Sehenswürdigkeiten aufweisen zu können, die das Interesse des Fremden beanspruchen dürfen. Die Hauptstadt Belgrads besitzt sechs größere griechisch-orientalische Kirchen, von denen allein die St. Markuskirche Beachtung verdient. In ihr ruhen fürstliche und kirchliche Würdenträger, auf dem Friedhofe, der das Gotteshaus umgiebt, haben serbische Gelehrte, Künstler und Heerführer ihre letzte Ruhestätte gefunden. Unter dem Friedhofe befindet sich ein interessantes Ueberbleibsel aus türkischer Zeit, ein Steinbruch, in welchem zur Zeit der Kanonade Belgrads die Bewohner vor den sie verfolgenden Türken eine Zufluchtsstätte suchten. Außer einzelnen Kapellen, so u. A. einer katholischen Kapelle im Gebäude der östereichisch-ungarischen Botschaft, hat die serbische Hauptstadt noch eine protestantische Kirche, zwei Synagogen und eine Djamia, ein für die Türken bestimmtes Gotteshaus. Es verdient als ganz besonders bemerkenswerth hervorgehoben zu werden, daß nicht nur der protestantische Geistliche, sondern auch der Rabbiner und der türkische Hodza aus der serbischen Staatskasse bezahlet werden. —

Das geistige und culturelle Leben wird in Belgrad auf fortschrittliche Bahnen gelenkt, ob die Serben diesem Fortschritt werden Stand halten können, ob er sich nicht als ein künstlich gezüchteter erweisen wird, muß die Zukunft lehren. Jedenfalls ist in der serbischen Hauptstadt das Bemühen sichtbar, durch die Förderung und Pflege von wissenschaftlichen und Kunst-Anstalten nach Möglichkeit den modernen Geist wachzurufen und zugleich das Nationalbewußtsein zu stärken. Es fehlt neben dem Nationaltheater weder eine

Nationalbibliothek noch ein Nationalmuseum, das namentlich durch seine Münzsammlung sowie durch reiche und kostbare Funde aus der Römerzeit interessirt. Vereine und Clubs, in denen Politik auf eigene Hand getrieben wird und sämmtliche europäischen Ereignisse durchgehehrt werden, giebt es hier in Hülle und Fülle. Ueberhaupt scheint die Vereinsmeierei in Belgrad einen fruchtbaren Boden zu finden, denn neben zahlreichen wissenschaftlichen, Athleten-, Turn- und sonstigen Sportvereinen giebt es allein ein Duzend Gesangsvereine.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten Belgrads scheint die bestgeleitete und modernem Geiste entsprechende die höhere Frauenschule zu sein, die vom Staate alljährlich einen Zuschuß von 76 000 Francs erhält. Ihr Zweck ist hauptsächlich, den Bildungsgrad der weiblichen Bevölkerung Serbiens zu heben und Lehrerinnen heranzuziehen, welche berufen sind, im Innern des Landes Bildung zu lehren und zu verbreiten. Die Anstalt wird jährlich von 800—1000 Schülerinnen besucht. Die Hörerzahl an der Belgrader Universität beziffert sich auf ungefähr 550—600, von denen — ein bezeichnender Umstand — weit über die Hälfte Jura studirt. Weibliche Studentinnen sind hier nichts Außergewöhnliches, Einzelne von ihnen haben sogar ihre Examina glänzend bestanden.

An Monumentalbauten ist Belgrad vorläufig noch eine Kleinstadt. Das neue, seiner Vollendung entgegen gehende Königsschloß, das nach der Straße zu sich höchst bescheiden giebt, jedoch durch seine nach der Schloßhofsseite zu gelegene Fassade als ein stolzer Prachtbau gelten kann, das Museum und die Universität sind die hervorragendsten öffentlichen Bauten, das alte Königsschloß, das mit dem neuen verbunden werden soll, ist ein einfacher, zweistöckiger Bau von schmucklosem Aussehen.

Die im Innern des Landes zu seinem Segen mit erfolgreichstem Eifer gepflegte Landwirthschaft und Viehzucht findet ihre commercielle Bedeutung erst in der Hauptstadt Serbiens. Hier, wo die Save in die Donau fließt, hier, wo sich der Schienenstrang knüpft, der Mitteleuropa mit dem Orient verbindet, hier konnte eine durch geographische Lage begünstigte Handelsstätte geschaffen werden. Wenn man nach dem Telegraphen- und Postverkehr auf die commercielle Bedeutung eines Ortes schließen darf, dann allerdings hat Belgrad im Verhältniß zu seiner Größe auf diesem Gebiete eine beachtenswerthe Stufe erreicht. Die Belgrader Post hat z. B. im Jahre 1891 gegen 3 Millionen gewöhnliche und Werthbriefe erhalten und befördert, während die Gesamtzahl der Depeschensendungen sich auf viermalhunderttausend belief. Die Einnahmen des Belgrader Zollamtes bezifferten sich in demselben Jahre auf gegen 5 Millionen Francs.

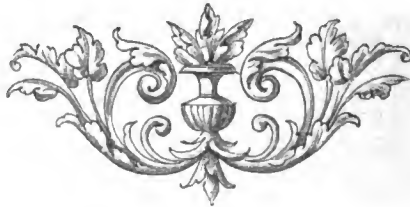
Die Hauptstadt Belgrad besaß im Jahre 1891 ungefähr 56 000 Einwohner; darunter 43 237 Serben und 4341 Deutsche. Die große Anzahl der Letzteren mußte naturgemäß den äußeren Verkehr in Belgrad beeinflussen und, da diese als Förderer des culturellen und geschäftlichen Lebens betrachtet werden können, zum Theil mit bestimmen. Das Streben der Belgrader, sich mit russischen und französischen Ideen und Sitten zu identificiren, entspringt vielleicht einer nationalen Eigenthümlichkeit, mehr aber noch einem empfindlichen Mangel an nationaler Eigenart, ist jedoch keineswegs durch die gegebenen Verhältnisse geboten; denn, wie die Volkszählung des Jahres 1891 ergab, lebten damals in Belgrad 59 Franzosen und 58 Russen.

Die inneren politischen Verhältnisse Serbiens finden nach außen hin in Belgrad stets ein getreues Spiegelbild. Belgrad ist Serbien. Selbst der Fremde fühlt bei nur oberflächlicher Beobachtung heraus, daß hier in verschiedenen Küchen von verschiedenen Köchen ein politischer Hergerei zusammengelocht wird. Bald mauhet den Massen der Brei des einen, bald der des anderen Koches. Die Cafés und sogenannten Clubs sind die Küchen, in denen das politische Menu unter lauten Discussionen entworfen und zubereitet wird. Während meiner Anwesenheit in Belgrad wurde ein für die politischen und Rechtsverhältnisse Serbiens sehr bezeichnender Proceß lebhaft besprochen. Einem serbischen Großkaufmann, Vorstandsmitglied der Belgrader Handelskammer und eifrigem Anhänger der Liberalen, wurde wegen Zolldefraudation der Proceß gemacht. Als die

liberale Partei am Regierungsruder war, wurde der Kaufmann nur zu einer Geldbuße verurtheilt, als hingegen die Radicalen das politische Schiff lenkten, wurde der Proceß gegen den verhaßten Liberalen wieder aufgenommen, und Bekterer außer zu einer schweren Geldbuße noch zu zwei Jahren Kerker verurtheilt. Der Großkaufmann wartet nun ruhig, bis seine liberalen Freunde wieder die Oberhand haben, er weiß, die Richter beurtheilen dann kein Vergehen milder.

Von der jeweiligen Stimmung, die Serbien für oder gegen seinen Nachbarn Ungarn hegt, ist auch der Fremde abhängig. Zur Zeit ist die Stimmung keine besonders freundliche, und in Folge dessen haben die Pakscherereien für die aus Ungarn Ankommenden oder nach dort Reisenden einen bedenklichen Höhepunkt erreicht. Selbstredend schädigen diese Pakschumständlichkeiten in empfindlicher Weise den Fremdenverkehr. Der Abschied von Belgrad wird dem Fremden sehr erschwert und in Folge dessen sehr erleichtert. Wer eines der eigenartigsten Städtebilder bewundern will, der fahre quer durch die Donau von Belgrad hinüber nach der ungarischen Grenzstadt Semlin. Nachdem der Paß im Steueramt mit einem Stempel versehen und an der Landungsbrücke visitirt worden ist, darf man endlich den Dampfer besteigen.

Nach der rechten Seite hin ein buntes, gebrängtes Hafensbild bietend, dem auch die kleinen, schmutzigen Häuser nicht fehlen, nach der linken als eine starke Festung sich zeigend, hinter deren Mauern über dem Donau- und Savespiegel friedlich und idyllisch der mit Serbenblut getränkte Kallimegdan, jetzt der schönste und gepflegteste öffentliche Park Belgrads, aufsteigt, so bietet Serbiens Hauptstadt sich dem Beschauer von der Donau aus dar. Je mehr sich der Dampfer vom Ufer entfernt, desto malerischer erscheint die Stadt, in deren Innern es gährt und kocht und modernes Streben ein entschiedenes Verständniß findet. Als wenn es aus den Wassern herausgewachsen wäre, so liegt Belgrad hart am Ufer da, und breitet und dehnt sich aus, steigt terrassenförmig empor, erscheint immer größer, höher und verschwommener, den Eindruck von etwas rastlos Aufstrebendem, aber doch nicht Klarem und Sicherem zurücklassend.





Illustrierte Bibliographie.



Sandro Botticelli. Von Hermann Ullmann, München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft, vormals Friedrich Bruckmann.

Sandro Botticelli (1446—1510), einer der Hauptmeister der florentinischen Malerei des XV. Jahrhunderts, ist bisher dem Gange seiner künstlerischen Entwicklung nach so gut wie unbekannt gewesen. Die große Zahl der Werke seiner Hand, die uns erhalten geblieben, ist in Folge der Beliebtheit, deren sie sich stets bei den Sammlern und Kennern zu erfreuen gehabt, über ganz Europa zerstreut, so daß es schwer fällt, einen Ueberblick zu gewinnen. Mit einer einzigen Ausnahme ist keines dieser Bilder von

dem Künstler selbst mit seinem Namen oder Monogramm oder der Jahreszahl bezeichnet worden. Die Zahl der urkundlichen Belege über die Thätigkeit Botticellis, die sich aus den florentinischen Archiven gewinnen ließen, ist sehr gering; dieselben beziehen sich sämtlich auf nicht mehr nachweisbare Arbeiten und lassen uns über seine äußeren Lebensverhältnisse völlig im Dunkeln. An literarischen Quellen von Bedeutung existiren außer der Biographie Vasaris die Beschreibung von Florenz des Francesco Albertini aus dem Jahre 1510 und die neuerdings bekannt gewordenen Copien und Auszüge nach dem sogenannten „Libro di Antonio Billi“, einer zwischen 1516 und 1525 entstandenen Sammlung von Nachrichten über die Werke florentinischer Künstler von Cimabue bis Michelangelo.

Es ist klar, daß unter solchen Umständen eine wissenschaftlich zuverlässige Darstellung von Botticellis künstlerischer Thätigkeit nur auf Grund des eingehendsten Studiums seiner Werke selbst gegeben werden kann. Ullmann hat sich dieser Aufgabe mit der größten

Gebung unterzogen. Die Resultate seiner Arbeit liegen uns in dem schönen Quartbande vor, den die Bruckmann'sche Verlagsanstalt mit einem reichen Illustrationschmuck versehen hat. Es ist darin zum ersten Mal ein klares Bild von dem Wachsen und Werden eines Meisters gezeichnet, der durch die schöpferische Kraft seiner Phantasie und die Tiefe seines Empfindungslebens zu den bedeutendsten Erscheinungen seiner Zeit gehört. Den sicheren Grund seiner Darstellung legt der Verfasser durch eine sorgfältige Untersuchung der letzten Arbeitsperiode Fra Filippo Lippis, der uns als Botticellis Lehrer bezeugt



Maria mit Kind und Engeln. (S. Maria Nuovo, Florenz.)

Aus: „Sandro Botticelli.“ Von G. Ullmann. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

ist, wobei zugleich das Verhältnis Fra Diamantes zu seinem Kloster- und Kunstgenossen und sein etwaiger Einfluß auf Botticelli in's Licht gestellt wird. In der späteren Entwicklung des Letzteren tritt dann vor Allem sein Verhältnis zu Andrea Verrocchio hervor, dessen bedeutame Stellung als Lehrer einer neueren Künstlergeneration durch den von Ullmann nachgewiesenen Einfluß auf Botticelli eine weitere Beglaubigung erfährt. Wie natürlich, wird die Jugendentwicklung des Letzteren einer besonders eingehenden Betrachtung unterzogen. Die hauptsächlich der Madonnenmalerei gewidmete

Frühzeit, die mannigfachen Arbeiten der siebziger Jahre, in denen die Portraittkunst des Meisters zuerst sich bewährt, das Fresco des heiligen Augustin in Ognissanti, die berühmte Allegorie des Frühlings in der Akademie zu Florenz bilden hier markante Punkte der Darstellung. Seine Thätigkeit bei der Ausmalung der Sixtinischen Kapelle zeigt



Weibliches Idealbildn. (Etaedel'sches Institut, Frankfurt a. M.)

Aus: „Sandro Botticelli.“ Von G. Usmann. München, Verlagsgesellschaft für Kunst und Wissenschaft.

Botticelli dann auf der Höhe des künstlerischen Könnens. Der nachrömischen Periode gehören seine in Anlehnung an die Antike geschaffenen Bilder, wie die Geburt der Venus und andere Venusbilder, die Wandgemälde aus Villa Lemmi, die Allegorie der Verleumdung nach Apelles, sowie die Dantezeichnungen und die reifsten seiner Madonnen-darstellungen an. Den Abschluß bilden die Arbeiten der neunziger Jahre, welche im

schroffen Gegensatz zu den vorangegangenen, größtentheils unter dem Einfluß der von Savonarola angeführten religiösen Bewegung stehen, welcher sich Botticelli mit der ganzen Inbrunst seines Künstlerherzens hingab. Hierher gehören u. A. die so tief leidenschaftlich erregten Darstellungen der Bekehrung (München) und der Geburt Christi (London). Das letzte Bild mit seiner interessanten Inschrift, die seine Entstehung auf das Jahr 1500



Allegorie der Fruchtbarkeit. Zeichnung. (Sammlung Malcolm, London.)
Aus: „Sandro Botticelli.“ Von G. Ulmann. München, Verlagsanstalt für Kunst
und Wissenschaft.

figürt, bezeichnet zugleich das letzte Werk Botticellis, das sich von dem erst 1500 gestorbenen Künstler nachweisen läßt.

Das Buch Ulmanns, auf dessen Inhalt im Einzelnen hier nicht eingegangen werden kann, ist ebenso ertragreich für die Wissenschaft, wie belehrend für jeden ernstern Kunstfreund, der in das Verständniß dieser eigenartigen Künstlerpersönlichkeit einzubringen verlangt. Höchst rühmendwerth ist die reiche Beigabe von Illustrationen; in 12 Fol-



Kunstdbild aus Casa Caugliani. (Akademie, Wien.)

Aus: „Sandro Botticelli.“ Von G. Umann. München, Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft.

bilbern und 20 Textbildern werden uns die hauptsächlichsten der vom Verfasser besprochenen Werke vorgeführt, darunter manche, die bisher gar nicht oder ungenügend publicirt waren. Auch sonst läßt die Ausstattung des Buches nichts zu wünschen übrig. Dasselbe darf als eine der werthvollsten kunstgeschichtlichen Publicationen aus den letzten Jahren bezeichnet werden.

M. S.

Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik.

Zu Verein mit mehreren Gelehrten vormalig herausgegeben von Dr. J. G. Fichte und Dr. H. Ulrici, redigirt von Dr. Richard Falckenberg, Professor der Philosophie in Erlangen. Neue Folge. Hundertsten Bandes Erstes und Zweites Heft. Hundertsten Bandes Erstes Heft. Mit einer Abbildung. Leipzig, Verlag von C. E. W. Pfeffer. 1892. Dazu: Verzeichniß der Abhandlungen in der Zeitschrift für Philosophie Band 21—100. (Jährlich 2 Bände à 2 Hefte à Band 6 Mark.)

Es ist ein gutes und langes Stück deutschen Geisteslebens, was da bescheiden jubilirend vor uns steht. Anfangs Juli 1837 wurde von der Hand Fichtes des Sohnes das erste Heft der „Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie“ ausgegeben; heute liegen der Schluß des ersten Hunderts Bände der (nach 10 Jahren umgenannten)

„Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik“ und der Beginn ihres zweiten Hunderts vor. Sie ist so das älteste der bestehenden philosophischen Periodica und in weiteren Kreisen wohl das beliebteste: dem außenstehenden Freund der Philosophie, dem Interessenten an den letzten Welträtiseln, zumal soweit sie in's Theologische hinüberspielen, dem Dilettanten, der nicht gern über fachwissenschaftliche Voraussetzungen stolpern möchte, wird auch in der That unter unseren Fachjournalen kein passenderes zu empfehlen sein. Allerdings kann sich unsere Jubilarin an methodischer Strenge nicht mit der — in bedeutendem Gegensatz zu ihr entstandenen — „Vierteljahresschrift für wissenschaftliche Philosophie“, an extensiver Umfassung des Gesamtgebietes nicht mit den „Philosophischen Monatsheften“, an Berücksichtigung der psychologischen Grundlage der Philosophie nicht mit der „Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane“ und mit mehreren ausländischen Zeitschriften messen und trägt schon durch den Mangel an eigentlichen Fortschrittsberichten immer noch mehr das Gepräge eines früheren als des jetzigen Standes unserer Wissenschaft. Aber sie ist sozusagen „philosophischer“ als ihre Schwestern; zu ihr flüchtet sich gern nicht nur der Liebhaber, den die inneren Fachfragen anderer Blätter kalt lassen, sondern auch der Fachmann selbst, der über dem, was zur Philosophie gehört, nicht dieser selbst untreu geworden ist.

Aus den vorliegenden Heften dürften als die werthvollsten Beiträge hervorzuhellen sein: „Ueber die Einseitigkeit der herrschenden Krafttheorie“ von Seeland (womit trotz Nichtzweifels „an der Erhaltung der Kraft im engeren Sinne“ gegen die Folgerung von der Unveränderlichkeit der Menge von Kraft im Weltall „Instanzen aus mannigfachen Gebieten, zumal dem des sittlichen Fortschrittes, angeführt werden; Vb. 100, S. 50—79, 202—225) und die „Psychologischen Aphorismen“ von Liebmann, welche sich nur leider in manchen Trivialitäten ergeben, die so häufige Unbescheidenheit des lobenden Selbstkritikers durch Bemerkungen mitmachen wie „mit voller Klarheit auseinandergerückt in . . . meiner“ (Vb. 101, S. 6), „von mir definitiv widerlegt und entkräftet“ (S. 27; ähnlich andere, z. B. Vb. 100, S. 305 f) und bei der Kritik des Begriffs „Eine Vorstellung“ (S. 36) die Kenntniss der Requivocation von „Theil“ und des Begriffs „Theilvorstellung“ vermiffen lassen. — Außerdem erwähnen wir unter den Originalartikeln die eigentliche kurze Jubiläumssrede von Seydel (Vb. 101, S. 104—110) mit einer Erinnerung an die Geburt der Zeitschrift und einem lebenswürdigen Bild ihres Gründers, und Schaslers „Philosophische Randbemerkungen zu den Verhandlungen über den preussischen Volksschulgesetzentwurf“ (Vb. 100, S. 233—247).

Die Recensionen und recensirenden Aufsätze scheinen uns zumal durch das Vorr herrschen von „Meinungen“ nicht auf jener Höhe zu stehen, die den Titeltzuzug „und (für) philosophische Kritik“ rechtfertigen würde. Das Beste dürfte wohl Deuffens Besprechung von Steins „Leibniz und Spinoza;“ das Unterrichtende die Uebersicht über ausländische Litteratur sein (italienische von Hermann Vb. 100, S. 225—262, anglo-amerikanische von Jobe Vb. 101, S. 87—104), die aber mehr in die referirende Breite, als in die kritische Tiefe geht (man vergleiche den Bericht über James' Psychologie, Vb. 101, S. 97 ff. mit der Kritik darüber in „Zeitschrift für Psychologie“ x. Vb. 3, S. 297—333, oder Lassons Besprechung von Sigwartz „Impersonalien“ V. 100, S. 81—98 mit den Lasson anscheinend entgangenen mehrfachen Erörterungen über diesen Gegenstand in der „Viertelst. f. wiss. Ph.“ und sonst). Ganz nebenbei, wie herein geschneit, überfallen uns Referate über Hypnotisches; da nun die Zeitschrift ihre Leser über diese und andere Dinge der modernen Psychologie bisher unaufgeklärt gelassen hat, schiene es uns gerathen, entweder das Versäumte durch ausdrückliches Aufnehmen der neueren Fortschritte nachzuholen oder das Blatt auf andere Theile der Philosophie einzuschränken. Ein Fortwandeln in diesen unentschiedenen Bahnen kann dem Journal ebenso wie das mehr individuelle als allgemeingültige Gepräge seiner durchschnittlichen Leistungen von Jahr zu Jahr mehr schaden. Wir sind dem derzeitigen Redacteur Prof. Falkenberg (Erlangen) und dem vornehm ausstattenden Verlag Pfeffer (Leipzig) für ihre Hingabe an eine den weitesten Interessen dienende Sache viel zu großen Dank schuldig, als daß wir uns nicht zugleich zu diesen Hinweisen verpflichtet fühlten.

Bibliographische Notizen.

Das Sternenzelt. Von Professor Dr. Carl Titus. Berlin, Verein der Bücherfreunde, 1893.

Das Buch bildet den 7. Band des 2. Jahrganges des „Vereins der Bücherfreunde“, welcher es sich zur Aufgabe gestellt hat, seinen Mitgliedern Werke der zeitgenössischen deutschen Literatur der verschiedensten Gebiete zu billigem Preise zu vermitteln. Das vorliegende Werk behandelt in einer auch für den Laien leicht verständlichen, darum aber nicht minder wissenschaftlichen Weise in 12 Capiteln, welche nahezu von einander unabhängig sind und daher auch getrennt von einander gelesen werden können, verschiedene allgemein interessante Gegenstände aus dem Gebiete der Astronomie. Was dem Werke vor anderen eigenthümlich ist und ihm einen besonderen Werth und Reiz verleiht, ist das, daß der Verfasser uns nicht einfach den Stand der jetzigen Anschauungen übermitteln, sondern daß er soviel als möglich „historisch den Widerstreit der auftauchenden und wieder verfallenden Meinungen“ entwickelt und uns so einen tiefen Einblick thun läßt in die gewaltigen Kämpfe, welche das Emporringen zur heutigen weltumfassenden Kenntniß der Sternennwelt gekostet hat.

Der Text — guter Druck auf gutem Papier — ist durch 73 zumeist gute Abbildungen erläutert; nur 2 Abbildungen möchten wir bemängeln. Die Karte des nördlichen Sternenhimmels könnte etwas vergrößert werden, ohne daß sie über den Rand des Buches hinauszuweisen braucht; der Rand um dieselbe kann noch bedeutend schmaler werden. Sodann ist die Mondkarte durch eine bessere und größere zu ersetzen. In der vorliegenden die Zahlen zu erkennen ist nahezu unmöglich; auch sonst läßt diese Karte viel zu wünschen übrig.

Das wären aber auch die einzigen Aussetzungen, die wir an dem Buche zu machen hätten, dem wir einen recht großen Leserkreis wünschen. Wp.

Nicht geistig, sondern nur sprachlich zurückgebliebene Kinder. Von Moriz Weniger, Lehrer a. d. städt. Abt. für schwachbefähigte Kinder und Leiter der städt. Heilcurie für sprachleidende Schulkinder zu Gera Gera, Karl Baumbach.

Es ist noch gar nicht so lange her, daß man den unfähigsten Kindern durch Unterbringung in besonderen Klassen eine

besondere Berücksichtigung zuwendet. Verfasser nimmt sich in der vorliegenden Schrift nun derjenigen Kinder an, welche nur sprachlich zurückgeblieben sind, aber leicht als schwachbefähigt angesehen werden. Er warnt davor, diese Kinder in die Klassen für geistig zurückgebliebene Kinder zu senden, da sie dort nur verkommen, sondern schlägt vor, dieselben möglichst früh ihres Sprachfehlers wegen in geeignete Behandlung zu geben, da sie nach Behebung dieses Fehlers nicht mehr hinter anderen Kindern zurückstehen. Wp.

Socialliberal. Von Dr. J. Jastrow. Die Aufgaben des Liberalismus in Preußen. 2. vermehrte Auflage. Berlin, Rosenbaum und Hart.

Noch ehe wir die Besprechung der ersten Ausgabe zur Veröffentlichung bringen konnten, ist von der Schrift eine zweite nötig geworden, ein Umstand, der schon allein für den Werth derselben spricht.

Der Verfasser geht die hauptsächlichsten Gebiete der Staatsverfassung durch, um in gedrückter Kürze und doch voller Klarheit die Aufgaben zu skizziren, welche der Liberalismus nach seiner Meinung in's Auge zu fassen hat. Ohne uns mit Allem, was der Verfasser sagt, einverstanden erklären zu wollen, können wir die Schrift auf das Angelegentlichste empfehlen, da sie jedem Leser eine außerordentliche Fülle von Anregungen bieten wird. Besonders dankenswerth ist es, daß der Verfasser am Schluß der 2. Auflage einen Literaturnachweis für die behandelten Fragen giebt. Wp.

Das Programm der Handwerker. Eine gewerbepolitische Studie von Hugo Böttger. Braunschweig, Albert Limbach.

Der Verfasser giebt zunächst einen flott geschriebenen Abriss der Geschichte des Handwerks bis auf unsere Tage, um dann auf den jetzigen Standpunkt der Handwerkerfrage einzugehen und geeignete Mittel zur Hebung des Handwerks anzugeben. Angefügt ist ein dankenswerther Literaturnachweis. Mit großer Sachkenntniß verbindet der Verfasser ernstes Streben nach Subjectivität. Wir können, ohne uns in allen Einzelheiten mit dem Verfasser einverstanden erklären zu wollen, das Buch Allen, welche sich für die Handwerkerfrage

interessiren, auf das Wärmste empfehlen, besonders aber sollte es von den Handwerksmeistern selbst gründlich studirt werden, denn um über die Handwerkerfrage zu reden, genügt es nicht, daß man selbst im Handwerk steht, es gehört dazu auch eine genaue Kenntniß der Entwicklung des Handwerks und der allgemeinen gewerblichen und industriellen Verhältnisse. Vor Allem aber sollte das Buch in keiner Vereinsbibliothek fehlen.

Wp.

Ueber Volkswohlfahrts-Einrichtungen in fremden Staaten, insbesondere in Dänemark. Nach gesammelten Vorträgen von Dr. Richard Betong. Berlin, Verlag des Bibliographischen Vereins.

Was läßt sich zur Pflege einer gediegencn, echt volksthümlichen Bildung in den Arbeiterkreisen thun? Von der königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt gekrönte Preisschrift von Lic. theol. Friedrich Hummel, Stadtpfarrer in Schwaigern. Heilbronn, Eugen Salzer.

Wir haben erst vor Kurzem darauf hingewiesen, wie ungeheuer wichtig die Frage nach einer Erweiterung und Vertiefung der gesammten Volksbildung ist, und wie dringend nothwendig es ist, daß die Lösung dieser Frage kräftiger bei uns in Angriff genommen wird, als es bis jetzt geschieht. Auch die beiden vorliegenden Schriften stellen sich in den Dienst dieser Sache.

Die erste der beiden Schriften geht von dem Grundsatz: „*exempla docent*“ aus und zeigt uns die mannigfaltigen Veranstaltungen, welche besonders das kleine Dänemark getroffen hat, um die intellectuelle und künstlerische Erziehung zu heben, und von welchem Erfolge diese Bestrebungen für das Volkswohl gewesen sind. Gerade der Vergleich des dort Geleisteten mit unseren Zuständen zeigt uns, wie viel noch bei uns zu thun ist, wie weit wir in dieser wichtigen culturellen Frage zurück sind. Wir können die Lectüre der kleinen Schrift auf das Angelegentlichste empfehlen: Demen, welche von der Wichtigkeit der Sache überzeugt sind, wird sie manche Fingerzeige dafür geben, in welcher Richtung vorgegangen werden kann und muß, diejenigen, welche noch immer an der Möglichkeit des Erfolges zweifeln, werden vielleicht durch das in Dänemark schon Erreichte überzeugt und zur Mitarbeiterschaft angeregt werden.

Was die zweite Schrift anbetrißt, so können wir uns mit diesem Buche leider nicht so sehr befreunden. Der Verfasser sucht zunächst der Sache theoretisch möglichst gründlich zu Leibe zu gehen, diese Gründlichkeit hat ihn aber zu einem unseres Erachtens zu gelehrten Lene geführt. Sodann stellt er sich viel zu sehr auf den kirchlichen — wir sagen abstraktlich nicht religiösen — Standpunkt. Gewiß kann die Kirche sehr viel bei dem Werke mitwirken, aber Dauern des und in weite Schichten der Bevölkerung Dringendes wird sie doch nur schaffen können, wenn sie viel mehr, als es jetzt der Fall ist, das Concessionelle hinter dem allgemein Religiösen zurücktreten läßt. Am meisten haben uns der erste und der letzte Abschnitt gefallen. Leider kann der Verfasser es sich nicht vertragen, diesen Abschnitt mit kräftigen Ausfällen gegen die neueren naturwissenschaftlichen Anschauungen, den Darwinismus u. s. w. zu würzen, bei denen einem doch die Frage aufsteht, ob der Verfasser wirklich tief genug in die Naturwissenschaften eingedrungen ist, um hier so von oben herab aburtheilen zu können. So wärmt er unter anderem den alten Stuhl wieder auf, daß die Socialdemokratie sich auf die evolutionistischen und darwinistischen Theorien stützen könnte, welche er mit dem Prädicat „*unermessene Behauptungen*“ abthun zu können glaubt. Wir können hier leider nicht weiter auf Einzelheiten eingehen, möchten dem Herrn Verfasser nur empfehlen, sich mit der auf dem Boden der neueren Naturwissenschaft aufbauenden Ethik zu befassen, welche sich auf den zum Altruismus geläuterten Egoismus gründet, eine Grundlage, die auch Christus mit den schönen Worten giebt: „*Was Du nicht willst, daß Dir die Leute thun sollen, das thue ihnen auch nicht.*“ Er wird dann vielleicht etwas mehr Achtung vor der neueren naturwissenschaftlichen Weltanschauung bekommen und einsehen, daß die wahre Ethik unabhängig ist von dem Mehr oder Weniger an Dogmen, welche der Mensch als Wahrheit annimmt.

Diese Ausstellungen sollen uns jedoch nicht abhalten, anzuerkennen, daß in dem Buche viele gute Gedanken enthalten sind.

Wp.

Niederdeutsche Sprichwörter und volksthümliche Redensarten. Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Eckart, Braunschweig, Appelhaus und Pfenningsdorf.

Die Zahl der von dem Verfasser durch emsigen Fleiß — wenn auch mit Ver-

wertung älterer Vorarbeiten — aus dem gesamten niederdeutschen Gebiete gesammelten Sprichwörter beträgt über 15 000; freilich sind dabei viele abweichende Fassungen desselben Spruches mitgezählt. Besonders auffallende Ausdrücke und Wendungen hat der Verfasser kurz erklärt; für hochdeutsche Leser hätte er nach dieser Richtung vielleicht noch etwas mehr thun dürfen. Sicher aber hat er ein sehr reichhaltiges Material zur Kenntniß der Volkssitte, des Volkswizes und der Volkswaisheit zusammengebracht, das allen denen eine willkommene Gabe sein wird, die vor Verührung mit diesen Ausdrücken keine zimperliche Scheu haben. P.

Der deutsche Minnesang. Eine Darstellung seiner Geschichte, seines Wesens und seiner Formen. Von Franz Lecklechner. Zwei Bände. Wolfenbüttel, J. Zwifler.

Der erste Band giebt eine literarhistorische Uebersicht, der zweite eine nach sachlichen Rubriken geordnete Charakteristik des mittelhochdeutschen Minnesanges; beide Theile sind in schwungvollem Ausdruck und mit Sachkenntniß geschrieben. Eine reichhaltige Auswahl von Minneliedern, die sowohl im mhd. Original als in guter Uebersetzung in die neuere Sprache abgedruckt sind, ist auf beide Bände vertheilt. Das Buch kann weiteren Kreisen empfohlen werden. E.

Blätter aus dem Wertherkreise. Herausgegeben von Eugen Wolff. Breslau, Schlesiſche Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender.

Der Herausgeber veröffentlicht aus dem Nachlasse der Familie Restner Briefe und Tagebuchblätter, welche über das Leben des Kreises, in dem der junge Goethe sich in Wezlar bewegte, sowie namentlich über den Charakter Restners, des Bräutigams von Charlotte Buff, interessante neue Aufschlüsse bringen. E.

Entartung. Von Max Nordau. Zweiter Band. Berlin, Carl Duncker.

Im letzten Decemberheft dieser Zeitschrift haben wir des I. Bandes jenes Nordauschen Werkes gedacht. Nun liegen mit dem II. Bande diese umfangreichen Beiträge zur Geschichte unserer Zeit abgeschlossen vor uns, und abermals müssen wir bebauern, dem jedenfalls eingehende Beachtung verdienenden, groß angelegten Werke Nordaus an dieser

Stelle nicht genügend gerecht werden zu können. Allerdings wollen wir auch nicht in Abrede stellen, daß ein summarisches Verfahren nicht selten dem einseitigen Standpunkte des Autors, seinen direct an Schimpfreien grenzenden Maßlosigkeiten gegenüber, am richtigsten am Plage erscheint. Aber das Werk bringt eben dennoch eine Fülle von Ausführungen, die uns zum Denken anregen, die unser Gesichtsfeld wesentlich erweitern, und denen wir mit lebhafter Anerkennung der geistigen Bedeutung Nordaus zustimmen. So wird auch dieser II. Band unter jedem Gesichtspunkte, sei es durch die Zustimmung, die zu zollen, oder durch den Widerspruch, zu dem wir angeregt werden, eine eminent fesselnde und lehrreiche Lectüre. — Als Einleitung dieses Bandes finden wir eine „Psychologie der Jesucht“, die im Ganzen wohl viel Treffliches enthält, aber nicht durchweg von Seltzheit, sowohl der Behauptungen, als der Beweisführungen, frei bleibt. Dann kommen eine Anzahl sehr lehrreicher Capitel. Vieles, was Nordau über die „Barnassiers“ und „Diaboliker“, über die „Decadenten“ und „Westeten“ sagt, verdient vollste Beachtung, und auf der höchsten Höhe dieses Theiles erscheint uns das Capitel vom „Ibsenismus“ zu stehen. So scharf auch hier Nordau mit dem Vielgefetzerten zu Gerichte geht, er bleibt nirgends die Beweise schuldig; theilweise hat ihm die Zeit schon Recht gegeben (der Ibsen-Cultus ist wohl vorüber), theils wird sie weiter ihm Recht geben in der Feststellung der Ueberschätzung, die Ibsen erfahren; daß dann noch immer viel Rühmenswerthes übrig bleibt, leugnet auch Nordau nicht. — Zwar sehr gründlich, doch von vornherein zu seiner fatalen Eigenthümlichkeit, zum Schimpfen geneigt, verfährt Nordau in dem Capitel „Friedrich Nietzsche“, und wir möchten behaupten, daß er hier seinem Stoffe nicht so völlig gewachsen ist, als dies sonst bei seinen Ausführungen zumeist den Eindruck gewährt. Jedenfalls sind Redewendungen wie: „Wenn man Nietzsches Schriften hintereinander liest, so hat man von der ersten bis zur letzten Seite den Eindruck, einen Lobfüchtigen zu hören, der mit bligenden Augen, wilden Geberden und schäumendem Munde einen betäubenden Wortschwall hervorprudelt und zwischendurch bald in ein irres Gelächter ausbricht, bald unflätihge Schimpfsreden und Flüche ausstößt, bald in einem schwindelig bebenden Tanz herumhüpft, bald mit drohender Miene und geballten Fäusten auf den Besucher oder eingebildete Gegner losfährt.“ — Seine

Jünger glauben ihm diese Prahlerei, und blöten sie ihm unter Augenverdrehungen im Schafsdor nach. Die tiefe Unwissenheit dieser Wiederläuer-Heerde gestattet ihr freilich, an Nietzsche's Originalität zu glauben.“ — „Die Thatsache, daß ein erklärter Tobsüchtiger in Deutschland für einen Philosophen gehalten werden und Schule machen konnte, bleibt immer noch eine schwere Schmach für das deutsche Geistesleben der Gegenwart“ — und diese Blumenlese ließe sich ungesucht fortsetzen — gar zu extrem, um ernst genommen werden zu können.

Das hierauf folgende IV. Buch nennt Nordau „Realismus“ und bespricht in ihm „Zola und die Zolaschulen“. Er beginnt hier mit dem Nachweis der interessanten Thatsache, daß der Naturalismus, (ein von Zola erfundenes Wort) in seinem Ursprungslande (Frankreich) bereits vollkommen überwunden ist, und läßt dem eine, vielfach durchaus objective Richtigmessung der „Größe“ Zolas folgen. Aber bis zum Ende kann Nordau in diesem „trockenen“ Tone nicht aushalten; er, der von sich behauptet, stets kühlen Gleichmuth zu bewahren, verfällt immer und immer wieder in Zorn und Eifer, der ihn ungeheuerliche Bilder und Vergleiche brauchen läßt. So spricht er in demselben Capitel noch von den Schülern des Meisters Zola, als von dem „Gesindel schriftstellerischer Streber und Abschreiber“; von den „Mistkäfern“, die hinter ihm hertriefen, und nennt in einem folgenden Abschnitt: „Die jungdeutschen Nachäffer“ „einen Haufen verächtlicher Abschreiber“. „Die Schwächeren und Fauleren unter ihnen, die sich nicht dazu werden ermannen können, ihren Lebensunterhalt durch eine anständige Beschäftigung zu gewinnen, dürften als Trunkenbolde, Landstreicher, Bettler, vielleicht sogar Zuchthäusler, verkommen!“

In dem letzten Buche, „Das zwanzigste Jahrhundert“, das in die zwei Capitel „Prognose“ und „Therapie“ zerfällt und gewissermaßen das Facit aller bisherigen Behauptungen und Beweisführungen bringt, schlägt Nordau sehr ernste Töne an. Die große Frage: „Was soll weiter werden?“ beantwortet er, nachdem er festgestellt, wohin die (nach seiner Meinung bewiesene) wuchernde Entartung unserer Generation unaufhaltsam führen muß, wenn ihr nicht Einhalt geschieht, nicht pessimistisch, sondern, sich stützend auf die Entwicklungsfähigkeit der Menschheit, entschleden hoffnungsvoll. Allerdings nicht für die „Entarteten“ — die bleiben ihrem Schicksale verfallen —

sondern für die Gesunden, deren die tiefen Massen des Volkes noch ungezählte Millionen in sich schliefen. Was Nordau hierbei über den „Misonieismus“ berichtet, müssen wir ihm und seinem Gewährsmann, Cesare Lombroso, zu vertreten überlassen; jedenfalls versichert er uns am Schlusse seines — wir wollen es wiederholen: unbedingt außerordentlich bemerkenswerthen — Wertes mit tönenden Worten, daß er gekommen sei, nicht um aufzulösen, sondern um zu erfüllen! Nicht um aufzulösen, was wirklich hoch, wirklich schön, wirklich der Fortschritt der Menschheit ist, sondern um vor den Gefahren zu warnen, die diesem entgegenstehen, und nach Kräften beizutragen, daß er sich erfülle! — Zu diesem Vorhaben können wir gewiß Ja und Amen sagen.

A. W.

Auf der Feuerstätte. Roman von Wilhelm Jensen. 3 Bde. Leipzig, Carl Reißner.

Fernab von den Wegen des modernen Naturalismus schreitet seit Jahrzehnten Wilhelm Jensen seine eigene literarische Bahn. Immer reifer in der Erfassung menschlicher Verhältnisse, immer vertiefter in der Beurtheilung seelischer Konflikte, sittlicher Probleme und — der Herrscherkraft des heißen Blutes, ist er geworden; aber in seiner Eigenart ist er der Gleiche geblieben von der „Braunen Erika“ und „Karin von Schweden“, jenen beiden entzückenden Novellen, ab, bis zu seinem neuesten, heut uns vorliegenden Werke. Es ist immer wieder derselbe volle Pulsschlag echter Dichterkraft, der uns in Jensens Wahn bringt; etwas traumhaft Verschwommenes, aber mit vollendeter dichterischer Feinfühligkeit uns begreiflich Gemachtes, das charakterisirt zumest jene Kraft, und das finden wir auch in seinem jüngsten Buche wieder. — Als Gefangene eines hannoverschen Volkzeibüttels haben sich die Helden des Romans, Hans Strasser und Hedda Nebel, auf der Landstraße sammengefunden; der Eine, weil er vergessen hatte, daß im vormärzlichen Deutschland das Wort nicht so frei war als drüben in Amerika, von wo er eben zur Heimath zurückgelehrt; die Andere belastet durch den verleumderisch ihr aufgebürdeten Verdacht eines schmählichen Verbrechens. Auf der Flucht aus den Händen des Büttels rasten sie bei eingebrochener Nacht auf einer verlassenem Feuerstätte mitten im Torfmoor, und todtmüde gleitet der Kopf Hans Strassers schlaftrunken hinunter auf die herabgesunkenen

Hände des schönen Mädchens. Und mit der Berührung der warmen Mädchenhände ist ihm die Liebe zu Hedda in's Herz gezogen; eine ihm selbst nicht verständliche Sehnsucht nach ihr verläßt ihn nicht mehr, bis er endlich zu ihr sich findet, wiederum auf einer Feuerstätte, während des großen Brandes von Hamburg! Was aber zwischen jenen beiden Feuerstätten liegt, das sind krause, bunte Geschehnisse und theils düstere, theils erquickliche Bilder. Eine Menge absonderlicher Menschen kommen und gehen, die eine weltfremde Sprache sprechen und uns doch lebhaft interessieren, als Phantasiegebilde künstlicherer Intuition. Zwischendurch ein paar Typen von Praditmenschen, ganz realistisch mit inniger Wärme erfaßt; köstlich satirische Streiflichter auf die Volkswirtschaft der „guten alten“ Zeit; Natur Schilderungen, sonnig und trübe, in sorgfältig abgetönter Stimmung; crasse romanhafte Situationen und wahre Cabinetstücke feinsten Lebensbeobachtung; ein bewundernswerthes Führen und Lösen des wirr verschlungenen Fadens der Fabel, und am Schluß eine wahrhaft gewaltige Schilderung des Brandes von Hamburg. — Das sind einige der dichterischen Ingrebungen des Buches „Auf der Feuerstätte“; Alles in Allem: ein „echter Jensen“ mit allen Vorzügen und allen Schwächen seines eigenartigen, mit reicher Fülle dichterischen Könnens begabten, weithin gefannten und gerühmten Schöpfers. A. W.

Der Kaplan. Roman von Henning Jensen. Nechtmäßige Uebersetzung aus dem Dänischen. Leipzig, Carl Reißner.

Der Verfasser behandelt in seinem Romane religiöse Strömungen in Dänemark, welche in bestimmten Secten zum Ausdruck gelangen. Obgleich scheinbar von ausschließlich dänischen Interessen ausgehend, enthält die Erzählung doch so viel allgemein Menschliches, daß ihre Uebersetzung in's Deutsche gerechtfertigt ist, und sie auch außerhalb der dänischen Grenzpfähle gelesen zu werden verdient.

Ein patriarchalisches Pfarrhaus, wie dasjenige des Pfarrers Hansen, der seiner Gemeinde ein Vorbild in der Lebensführung und auf allen Gebieten der Humanität ist, in religiöser Beziehung aber ein Freigeist, der vom Dogmenglauben nichts hält und in diesem Sinne sein geistliches Amt verwaltet, ist wohl auch in Deutschland anzutreffen, ebenso ein fanatischer Kaplan, der in dieses friedliche und glückliche Leben zwischen Seelenforger und Gemeinde hinein-

geräth und vermöge seiner Bigotterie, hinter welcher sich zum großen Theil ehrgeizige Eigensucht verbirgt, Unheil über Unheil anrichtet; — in Deutschland müßte er nur mit anderen Schlagworten operiren, als diejenigen, mit denen er die dänische Gemeinde „erweckt“.

Glänzendes Glend. Roman in sechs Büchern von Hans Hoppfen. 3 Bde. Berlin, Gebr. Paetel.

Die Kunst der Homerischen Zeiten mit ihren unmittelbaren Wirkungen auf das Volksgemüth ist leider längst veraltet, und mehr als jemals muß der Dichter unserer Tage die mannigfachen aktuellen Interessen zu Hilfe nehmen, um sich eines Erfolges rühmen zu können. Zu diesen modernen Kunstwerken gehört Hoppfen's neuester Roman „Glänzendes Glend“ auch; ja, wir möchten behaupten, daß hier sogar von einer gegenwärtigen Streitfrage so viel in den Mittelpunkt der Handlung gebracht ist, daß aus der epischen Dichtung da und dort eine polemische geworden. „Glänzendes Glend“ bringt uns Bilder aus der Gesellschaft; einige nur ganz flüchtig episodisch, skizzirt, ein einzelnes aber in sein psychologischer Detailzeichnung mit erschütternder Deutlichkeit durchgeführt. Mit den hierdurch angeregten socialen Fragen und der Schilderung socialer Zustände ist aber eng verknüpft die im Gebiete aller Künste brennendste moderne Frage, ob Idealismus oder Naturalismus die berechtigtere Richtung sei. Den Standpunkt, den Hans Hoppfen selbst in diesem Kampfe der Geister einnimmt, läßt er in seinem Buche durch Berufene und Unberufene in der ausführlichsten Weise vertreten; ob aber in der Radicalheit all' dieser Verkündigungen jene Objectivität gewahrt ist, wie sie das Kunstwerk unbedingt verlangt, ob der Dichter durch seine subjectiven Neigungen und Abneigungen sich nicht hat zu Uebertreibungen hinreißen lassen, die nur Zorn und Eifer, und nicht ein objectiv erwogenes Für und Wider zur Voraussetzung haben, möchten wir dahingestellt sein lassen. Das Hoppfen'sche Buch zeichnet sich in erster Reihe durch seinen technischen Aufbau aus, durch den alle Einzelheiten, selbst die langen Excurse über den Naturalismus in der Dichtkunst, in organischen Zusammenhang mit der Handlung im Ganzen gebracht sind.jene Ausführungen entfallen auch viel Treffendes und viele geistvolle Wendungen; sie sind interessant, selbst wo man ihnen nicht beipflichten kann. Hervorzuheben ist in dem

Buche auch das erfolgreiche Bestreben, geistiges und gesellschaftliches Leben unserer Zeit in Einzelschicksalen zu gestalten; und der feine Humor, der seine Schlaglichter noch in die trübsten Situationen wirft, kennzeichnet gleichfalls einen besonderen Vorzug des Hopfen'schen Talentes. So stehen wir nicht an, „Glänzendes Glend“ zu den bedeutendsten belletristischen Erscheinungen dieser Saison zu zählen; wollen aber nicht leugnen, daß nach unserem Dafürhalten dem Buche eine wohlthuende, erquickliche Wirkung nicht inne wohnt, daß uns bei seiner Lectüre von Anfang bis zu Ende unbehaglich zu Muthse geblieben und wir glauben, daß dies daher kommt, weil in der Handlung nirgends echte Herzenstöne angeschlagen sind, weil man dem Dichter auf Schritt und Tritt nachzuweisen vermag, daß er Etwas zu erjagen aufgiebt, das der Leser doch nur fühlen könnte!

A. W.

Auf Ruinen. Roman von Anny Wothe. Dresden und Leipzig, G. Pierzon.

Mit mehr Romantik als Kunst hat die Verfasserin ihren Roman, den sie „Auf Ruinen“ nennt, abgefaßt, wollten wir uns nach berühmten Mustern für denselben umschauen, dann würden wir der Marfitt mit einem Vergleich zu nahe treten.

Harmlose Leserinnen, die sich gern an rührseligen Geschichten ergötzen, werden dem Buche möglicherweise Geschmack abgewinnen.

Peter Mahr, der Wirth an der Mahr. Eine Geschichte aus deutscher Heldenzzeit von B. R. Rosegger. Wien, A. Hartleben.

Einer der Führer des Tiroler Bauernaufstandes im Jahre 1809 ist die Hauptperson der neuesten Erzählung Rosegger's. Sowohl die geschichtlichen Ereignisse, als die Zustände und Volksitten, die ihren Hintergrund bilden, hat der Erzähler in ergreifender Weise zur Darstellung gebracht.

O.

Neue litauische Geschichten von Ernst Wichert. Leipzig, Carl Reißner.

Zwei neue Geschichten aus dem preussischen Littauen erzählt uns Ernst Wichert, deren Hauptvorzug, wie schon in anderen seiner Dichtungen, abermals die lebendige und vertiefte Kenntniß eines besonderen Landes und besonderer Leute ist. Der litauische

Volkscharakter erscheint uns hier viel anschaulicher geschildert, den Zusammenhang von Luft und Licht, von Wald und Wasser mit dem Volkstypus lernen wir viel besser verstehen, als durch viele Capitel einer theoretischen Culturgeschichte! Aber auch was Wichert auf dem Boden, der ihm ein heimischer ist, sich zutragen läßt, findet unser lebhaftes Interesse. In der Geschichte: „Nur ein Jude“ ist in schlichter und überzeugender poetischer Gerechtigkeit eine Frage behandelt, die leider ein Theil der Gesellschaftsgeschichte unserer Tage geworden ist. Nur ein Jude! — die traurige Geringschätzung eines Menschenlebens und der allgemeinen Menschenrechte, die in der Wihert'schen Geschichte wirklich ein Theil der Naivetät des litauischen Volkscharacters ist, wir finden sie als Schmach unserer Zeit methodisch erzeugt und methodisch zu unläuterer Proben ausgenutzt in den factischen Begebenheiten der Gegenwart wieder. — In der zweiten Erzählung „Das Grundstück“ interessiert besonders der Frauencharakter, der nicht nur ein treues Spiegelbild litauischen Volksthum's ist, sondern in seiner herben Selbstlosigkeit und Energie uns auch von rein menschlichem Standpunkte lebhaft fesselt. — Die Wihert'schen Geschichten erheben sich weit über die novellistische Massenproduction.

A. W.

Christliches Skizzenbuch. Von Heinrich von Heber. München. Verlag von Dr. G. Albert & Co.

Heinrich von Heber hat infolge seiner stolzen, jede laute Anpreisung verschmähenden Zurückhaltung noch nicht die verdiente Anerkennung gefunden. Er zählt unstreitig zu unseren bedeutendsten Lyrikern. Schon seine „Feberzeichnungen aus Wald und Hochland“ sicherten ihm den Meistertitel. Der scharfe Blick, die sichere Hand, der feine Spürsinn für alles Schöne, die mächtige Offenheit und die riefsagende Kürze kennzeichnen ihn als erfahrenen Wald- und Kriegsmann. Es konnte daher von ihm sicher eine reise Frucht erwartet werden; zweifelhaft war nur, ob ihr dieselbe Frische und Würze wie den „Feberzeichnungen“ anhaften würde. Wenige Seiten des vorliegenden Buches genügen, den Leser von diesem Zweifel zu befreien. Heber beweist durch sein Skizzenbuch, daß ihm, dem Siebzigjährigen, der Jungbrommen edler Poesie unverstiegenbar sprudelt. Wie ein frischer Labertrunk aus trußalklarem Felsenquell, wie freies Athmen stärkeuder Wald- und Bergluft erquickten seine dreistrophigen

Lieder, die trotz aller Knappheit so reich an Schönheit und Gedanken sind. Welch wundervoll colorirte Naturbilder giebt dieser Poet im engsten Rahmen! Man merkt, daß er in der That ein ausgezeichnete Maler ist. Mag er im Wald und auf der Heide, im Hochland und am See seine Skizzen entwerfen oder Stillleben und Freilichtbilder poetisch wiedergeben, immer überrascht und fesselt er durch künstlerische Auffassung, durch natürliche Stimmung und Färbung, durch treffende Pointe und Charakteristik. Auf's Anmuthigste und Vielseitigste weiß er vor allen den deutschen Wald im Wechsel der Jahreszeiten zu schildern und Natur und Herz in lebendigste Wechselwirkung mit einander zu setzen. Aber auch Humor, Scherz, Spott und Satire stehen ihm in vollstem Maße zu Gebote. Und gerade diese Eigenschaften stellen Nader als Dichter um so höher, als er sie nie zu faulen Witzen und Späßen benützt, sondern unter ihrer Maske die tiefste Lebensphilosophie und den reinsten Patriotismus verbirgt. N.

Letzte Gedichte. Nebst Anhang. Moderne Verehrer. Satire. Von Adolf Schafheitlin. Berlin, Rosenbaum und Hart.

Ab. Schafheitlin hat sich in den kleinen Kreisen, die heutzutage der Poesie noch Theilnahme und Verständnis entgegenbringen, bereits einen Namen gemacht. Er besitzt eine dichterische Individualität. Naturgemäß sagt diese dem Einen mehr zu als dem Anderen. Vorzüglich gelingt ihm die Schilderung des italienischen Volkslebens. Italien ist seine zweite Heimat geworden, ja in dem Gedicht „Das jetzige Deutschland“ zehrt er es sogar seinem Vaterlande vor, indem er offen eingesteht: „Mag es nun Schwäche sein oder was sonst, ich kann nicht in Deutschland leben.“ Trotzdem ist sein Denken und Dichten deutsch geblieben. Deshalb klingt der Titel des vorliegenden Buches unwohlthuend. Sollten es wirklich „Letzte Gedichte“ sein? Mögen auch, wie Sch. treffend bemerkt, „die Mäusen, die der Menschen Seele erfüllt mit tröstlicher Musik, geopfert werden jenem finstern, nie sattten Moloch Politik“, ein echter deutscher Poet dichtet immer noch Eins. In dem reichhaltigen Inhaltsverzeichnis verdienen besondere Beachtung die Abschnitte „Völkerdämmerung“, „Charaktere“, „Bilder des Südens“, „Aus

Tagen des Kampfes“ und „Neue Lazzaronen“. Hier fühlt sich der Leser bei einem Dichter zu Gast, dessen Künstlergeist hochstrebende Gedanken und armuthige Bilder in schöne, eigenartige Form zu bannen weiß. Den tiefsten Eindruck bringt Sch. da hervor, wo es ihm wie in „Neue Lazzaronen“ gelingt, den ganzen natürlichen Menschen in seiner Lust und seinem Schmerz zu packen. Auch prägt sich in „Alotria“ und „Epilog“ eine edle Gesinnung aus. Dagegen scheint es zweifelhaft, ob der Anhang „Moderne Verehrer“ dem Dichter neue Verehrer gewinnen wird. Richard Wagner und Schopenhauer verdienen doch wohl mit ernstesten satirischen Waffen bekämpft zu werden. N.

Wachsen und Werden. — Spuren. Ausgewählte Gedichte von Franz Herold. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag.

Beide Sammlungen legen für das Wollen und Können des Dichters das beste Zeugniß ab. Fr. Herold kredenzet in ihnen nicht der Dichtung gährenden, brausenden Most, sondern abgelagerten klaren Wein. Ein reiches inneres Leben spinnt sich vor dem Leser ab und sucht ihn mit der Disharmonie des äußeren Lebens zu versöhnen. Verschließt sich auch der Dichter nicht der schmerzlichen Erfahrung, daß die Zeit für die Erfüllung seiner Ideale noch nicht gekommen sei, so bekennt er doch freudig den Glauben an eine künftige Vollendung, an eine Veredelung der Menschheit, an einen Aufstieg zur Gottesoffenbarung. Nicht frohem Reckertreife sind seine Lieder gewidmet, sie zeigen vielmehr einen ernsten, stark philosophischen Zug, ohne dabei die poetische Frische und Anmuth abzustreifen. Ein liebevolles Versenken in das Wesen der Natur und des menschlichen Lebens, ein kräftiges Eintreten für alles Schöne und Hohe und ein tiefes Mitgefühl für die Armen und Gedrückten sind ihre hervorragendsten Merkmale. Besonders offenbaren sich die liebenswürdigen Eigenschaften dieses Poeten in seinen Epigrammen und kleineren Gedichten z. B. (Wachsen und Werden) Betrost. Bitte. Du Sonnenlicht. Gegenseitig. Hoffnung. Die Heimat. Sommerregen. Gewitter. Stille Stunden. Trost. Vogelwätere. (Spuren) Bitte. Fragen. Späting. Regenstimme. Nacht. Von jenseits. Spuren. Dauer im Wandel. Dämmerstunde. N.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

- Abegg u. Adler**, Neues Universal-Lexikon der Haus- u. Hellmittel. Stuttgart, Schwabachersehe Verlagsbuchhandlung.
- Amerika**. Eine allgemeine Landeskunde. In Gemeinschaft mit Dr. E. Deckert und Prof. Dr. W. Kükkenthal herausgegeben von Prof. Dr. Wilhelm Siewers. Mit 201 Abbildungen im Text, 13 Karten u. 20 Tafeln in Schwarz- und Farbendruck von R. Cronau, A. Goering, E. Heyn, H. Kaufmann, W. Kuhnert, C. Oenike, O. Winkler. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.
- Bechstein**, L., Neues Deutsches Märchenbuch. 61. Aufl. Wien, A. Hartleben.
- Bleibtreu**, K. Der russische Feldzug 1812. Studie. Mit zwei Karten. Leipzig, W. Friedrich.
- Bobertag**, B. (Victor Valentin), Mit allen Waffen. Roman in drei Büchern. 3 Bände. Dresden, E. Pierson.
- Busse**, C. Gedichte. Zweite veränd. Auflage. Grossenhain, Baumert u. Ronge.
- Coit**, St. Nachbarschaftsgilden. Ein Werkzeug sozialer Reform. Autoris. Uebers. aus dem Englischen. Berlin, R. Oppenheim.
- Conrad**, M. O. Die Blüthe des Narren. Leipzig, W. Friedrich.
- Dohm**, H., Der Frauen Natur und Recht. Zweite Auflage. Berlin, Fr. Stahn.
- Dürkheim**, Graf Ferdinand Eckbrecht v., Lill's Bild geschichtlich entworfen. Zweite verm. Aufl. von A. Bielschowsky. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
- Duncker**, D., Bunteres Jahr. Kinder-Kalender für 1894. Berlin, Fontane & Co.
- Eichner**, W., Aus Werkstätten des Geistes. Ein literarischer Citatenschatz. Gesammelt und geordnet. Frankfurt a. O., H. Andres u. Co.
- Eysell**, C., Aus der Art geschlagen. Novellen. Leipzig, W. Friedrich.
- Fliegende Blätter**. No. 1 des 100 Bandes Jubiläums-Nummer. München, Braun und Schneider.
- Fontane**, Th., Meine Kinderjahre. Autobiogr. Roman. Berlin, Fontane & Co.
- Freund**, L., Aus der Spruchweisheit des Auslandes. Parömiolog. Skizzen. Hannover, C. Meyer.
- Goupy**, H. de, Unserer Tochter Erziehung zur Schönheit. Berlin, Fr. Stahn.
- Hamsun**, K., Mysterien. Roman. Einzige autoris. Uebersetzung a. d. Norweg. von M. v. Borch. Köln, A. Langen.
- Held**, F., Tanhusare recidivus und andere Gestalten. Berlin, Fresko-Verlag.
- Trotz Alledem! Einiges aus meinem Schatzhaus. Berlin, Fresko-Verlag.
- Henne am Rhyu**, O., Geschichte des Ritterthums. Leipzig, O. Friesenahm.
- Heyne**, M., Deutsches Wörterbuch. Fünfter Halbband. R—Setzen. Leipzig, S. Hirzel.
- Johnson**, H., Die Baltischen Lände in Liedern ihrer Dichter. Eine Anthologie mit biogr. und bibliogr. Notizen herausgegeben. Zürich, Stern's liter. Bulletin d. Schweiz.
- Korff**, Emanuel. Weltreise-Tagebuch 1893—94. Erster Band. Amerika. Als Manuscript gedruckt.
- Küchler**, C., Die Faustsage und der Goethe'sche Faust. Leipzig, G. Fock.
- Franz Liszt's Briefe an eine Freundin**. III. Bd. Herausg. von La Mara. Leipzig, Breitkopf u. Härtel.
- Litzmann**, B., Friedrich Ludwig Schröder. Ein Beitrag zur deutschen Literatur- und Theatergeschichte. Zweiter Theil. Mit 4 Portr. Hamburg, L. Voss.
- Mittheilungen der Comenius-Gesellschaft**. I. Jahrg. Decbr. 1893. Leipzig, R. Voigtländer.
- Monatshefte der Comenius-Gesellschaft**. II. Bd. 10. Heft. (Decbr. 1893.) Leipzig, R. Voigtländer.
- Muret**, encyclopäd. Wörterbuch der engl. und deutschen Sprache. Lieferung 10. Berlin. Langenscheidt'sche Verlagsbuchh.
- Norddeutsche Erzähler**. Novellen von Willh. Jensen, H. Seldel und J. Stinde. 11.—15. Tausend. Berlin, Verlag d. Vereins d. Bücherfreunde.
- Platter**, J. C., Graf und Saltnerstochter. Eine tiroler Geschichte aus Andreas Hofers Zeit. Innsbruck, A. Ellinger's Verlag.
- Prager Dichterbuch**. Herausgegeben v. Heinrich Teweles. Prag, Friedrich Ehrlich's Buchhandlung (Bernhard Knauer). 1894.
- Ronan**, E., Geschichte des Volkes Israel. Deutsche autoris. Ausgabe, übersetzt von E. Schaelsky. Band II. Berlin, S. Cronbach.
- Riemann**, H., Opern-Handbuch. Repertorium der dramatisch-musikal. Literatur. II. Supplement. Leipzig, C. A. Koch.
- Rülff**, J., Das Erbrecht als Erbübel im Hinblick auf die zukünftige Entwicklung der menschl. Gesellschaft dargestellt. Leipzig, W. Friedrich.
- Sachs**, O., Gedichte, Prag, J. G. Calve'sche Hof-Buchhandlung. (O. Beyer.)
- Schmidt**, K., Schillers Sohn Ernst. Eine Briefsammlung mit Einleitung. Mit Bildnissen und zwei Handschriften von Schiller u. Goethe. IV. (Schluss.) Paderborn, F. Schöningh.
- Seydlitz**, R. v., Der Raste vom Hollerbräu. Roman aus der Münchner Brauwelt. München, Dr. E. Albert & Co.
- Siegfried**, W., Ferromont. Roman. München, Dr. E. Albert & Co.
- Soennecken's** Schreibwaaren. Illustr. Preisbuch. Bonn, F. Soennecken.
- Splöer**, M., Blätter und Blüten aus Kroatiens Gauen. Herausg. und in's Deutsche übertragen. Berlin, S. Cronbach.
- Steger**, G., Eine Episode. Roman. Leipzig, W. Friedrich.
- Steinen**, K. von den, Unter den Naturvölkern Zentral-Brasiliens. Reiseschilderung und Ergebnisse der zweiten Schingü-Expedition 1887 bis 1888. Mit Abbildungen. Berlin, D. Reimer.
- Strindberg**, A., Die Vergangenheit eines Thoren. Erster Band. Berlin, Bibliogr. Bureau.
- Süssbach**, Kneipp-Priessnitz. Eine vergleichende Studie. Berlin, C. Duncker.
- Treulich**, Wunderliche Fragen. Ein Räthselbuch. Prag, Fr. Härpfer.
- Uchtomsky**, Fürst v., Orientreise des Grossfürsten-Thronfolgers v. Russland. Lief. 22—30. Leipzig, F. A. Brockhaus.
- Waldmann**, F., Lenz in Briefen. Zürich, Stern's liter. Bulletin der Schweiz.
- Walloth**, W., Es fiel ein Reif . . .! Leipzig, W. Friedrich.
- Werder**, K., Columbus. Trauerspiel. In der Fassung letzter Hand herausg. v. O. Gilde-meister. Berlin, F. Fontane & Co.
- Wichert**, E., Aus eigenem Recht. Vaterländ. Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig, C. Reissner.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schottlaender, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.



An unsere Abonnenten!

Die bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

können entweder in complet broschirten oder fein gebundenen Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) broschirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Einwand, und stehen solche zu Band LXVIII (Januar bis März 1894), wie auch zu den früheren Bänden I—LXVII stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) das Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau.

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- u. Verlagsanstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Expl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X.,
XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX.,
XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII.,
XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV., XXXV.,
XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI., XLII., XLIII.,
XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX., L., LI., LII., LIII.,
LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI., LXII., LXIII.,
LXIV., LXV., LXVI., LXVII

elegant broschirt zum Preise von *M* 6.—

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von *M* 8.— pro Band.

Expl. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15,
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 32, 33,
34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51,
52, 53, 54, 55, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69,
70, 71, 72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85, 86, 87,
88, 89, 90, 91, 92, 93, 94, 95, 96, 97, 98, 99, 100, 101, 102, 103,
104, 105, 106, 107, 108, 109, 110, 111, 112, 113, 114, 115, 116, 117,
118, 119, 120, 121, 122, 123, 124, 125, 126, 127, 128, 129, 130, 131,
132, 133, 134, 135, 136, 137, 138, 139, 140, 141, 142, 143, 144, 145,
146, 147, 148, 149, 150, 151, 152, 153, 154, 155, 156, 157, 158, 159,
160, 161, 162, 163, 164, 165, 166, 167, 168, 169, 170, 171, 172, 173,
174, 175, 176, 177, 178, 179, 180, 181, 182, 183, 184, 185, 186, 187,
188, 189, 190, 191, 192, 193, 194, 195, 196, 197, 198, 199, 200, 201,
202, 203

zum Preise von *M* 2.— pro Heft.

Einbanddecke zu Bd. LXVIII. (Januar bis März 1894)

Expl. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII.,
IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX.,
XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII.,
XXVIII., XXIX., XXX., XXXI., XXXII., XXXIII., XXXIV.,
XXXV., XXXVI., XXXVII., XXXVIII., XXXIX., XL., XLI.,
XLII., XLIII., XLIV., XLV., XLVI., XLVII., XLVIII., XLIX.,
L., LI., LII., LIII., LIV., LV., LVI., LVII., LVIII., LIX., LX., LXI.,
LXII., LXIII., LXIV., LXV., LXVI., LXVII

zum Preise von *M* 1.50 pro Decke.

Wohnung:

Name:

Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1894er. Frische Füllung. 1894er.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

—
 Sprudel . . 58²⁰ R
 Mühlbrunn . 40 =
 Schlosbrunn 418 =
 Theresienbrunn 471 =
 Koenbrunn . . 47⁹ =
 Markibrunn . 345 =
 Felsenquelle. 47 =
 Kaiser-Karl-Qu. 334 =
 Kaiserbrunn. 391 =

—♦—

Karlsbader
TRINKKUR
 im
Hause

Quellen-
 Producte.

—
 KARLSBADER
 Sprudel-Salz
 pulverförmig
 und
 krystallisirt.
 —
 KARLSBADER
 Sprudel-Seife.
 —
 KARLSBADER
 Sprudel-Pastillen.

—♦—

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
 sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad 1/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten:

Uebersseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

"SECURUS JUDICAT ORBIS TERRARUM."

Apollinaris

NATÜRLICH

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.

Die jährlichen Füllungen am Apollinaris-Brunnen
(Ahrthal, Rhein-Preussen) betragen an Flaschen und
Krügen:—

15,822,000 in 1889,

17,670,000 „ 1890.

*“Die Beliebtheit des Apollinaris-
Wassers ist begründet durch den
tadellosen Character desselben.”*

THE TIMES, 20. September 1890.

THE APOLLINARIS COMPANY, LIMITED,

LONDON, und REMAGEN a. RHEIN.



Band 68. — Heft 204.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

März 1894.

17.

Jahrgang.

Breslau.

Schlesische Verlags-Anstalt
v. S. Schöllaender.

Inhalt.

	Seite
Rudolf Lothar in Wien.	
Der Wunsch. Ein Märchenspiel in Versen	277
Ferdinand Cohn in Breslau.	
Die Orchideen	303
August Wünsche in Dresden.	
Die Kunstleistungen der Araber während der Herrschaft der Abbasiden	323
Gustav Karpeles in Berlin.	
Maurus Jófai	348
Paul Lindau in Dresden.	
Der Lebensgang eines Verbrechers	363
Paul von Schönthan in Wien.	
Stille Liebe	380
Bibliographie.	407
<small>Unter den Naturvölkern Central-Braßiliens. (Mit Illustrationen.)</small>	
Musikalische Notizen.	410
Bibliographische Notizen.	411

Hierzu ein Portrait: Ferdinand Cohn.
Radirung von Johann Lindner in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstablage.

Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark.

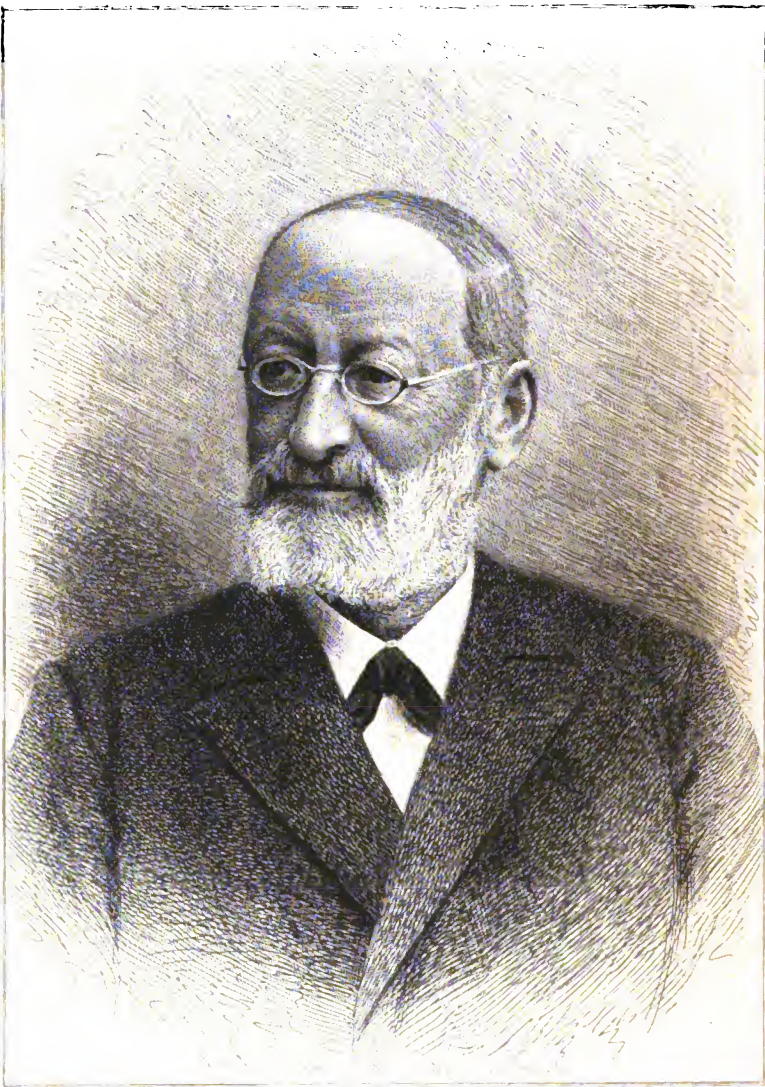
Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen jederzeit Bestellungen an.

Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen Sendungen sind ohne Angabe eines Personennamens zu richten an die

Redaction von „Nord und Süd“ Breslau.
Siebenhufenerstr. 2/3.

2000

LIBRARY OF
COLUMBIA UNIVERSITY



Ferdinand Cohn

Die Deutsche Anlagengesellschaft in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

LXVIII. Band. — März 1894. — Heft 204.

(Mit einem Portrait in Radirung: Ferdinand Cohn.)



Breslau

Schlesische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt
v. S. Schottlaender.



Der Wunsch.*)

Ein Märchenspiel in Versen

von

Rudolf Lothar.

— Wien. —

Personen:

Enzio, ein Poet.

Andrea, sein Freund.

Bella.

Ein Theaterdirector.

Ein Wucherer.

Ein Perser.

Ein Phantom.

(Ort der Handlung: Enzios Dachstübchen. Im Hintergrunde die Thür. Rechts ein breites Fenster. Ausblick auf Venedig. Links ein kleiner Kasten. Vorne ein Schreibtisch, mit Büchern und Schriften bedeckt. Einige recht armselige Stühle.)

Erste Scene.

(Enzio. Der Wucherer.)

Der Wucherer:

Nein, Herr, ich kann beim besten Willen nicht!

Enzio:

So warte doch nur eine kurze Weile!

Der Wucherer:

Bezahlen ist wohl eine böse Pflicht!

Doch sie besteht einmal, ich kann's nicht ändern.

Ihr liebt das Müßiggehn, Ihr liebt das Schlendern,

Allein mein schönes Geld hat große Eile,

Zu seinem Herren wieder heimzukehren.

*) Zum ersten Male aufgeführt am Wiener Hofburgtheater am 7. Januar 1894.

Enzio:

Hätt' ich es nur, ich wollt' es ihm nicht wehren!

Der Wucherer:

Ihr habt es nicht! Das eben ist das Böse!

Enzio:

Von dem der Herr uns gnädiglich erlöse!

Der Wucherer:

Ja, spottet nur! Wer hat es mir gerathen,
Euch zu vertraun, Euch gutes Geld zu borgen?
Dem schlimmen Rath'er wünscht' ich meine Sorgen!
Ich klag' um Euch, verlorene Dukaten!

Enzio:

Du klagst zu früh! So arg ist's nicht bestellt.
Ich wiederhol' es Dir: gesichert ist Dein Geld.

Der Wucherer:

Habt Schätze Ihr im Garten eingescharrt,
Habt Ihr mit Eurer Armuth mich genarrt?
Kommt etwa gar, mit Waaren reich beladen,
Ein stolzes Schiff Euch heim auf Meeresspfaden?
Habt Ihr geerbt? Wer starb Euch? Eine Tante?
O sagt, wie hieß die theure Anverwandte?
Mein Beileid will ich Euch mit Freuden spenden,
Ich steh' vor Euch mit beiden offenen Händen!

Enzio:

Von all' dem nichts! Weit Bess'res nenn ich mein.
Noch ist mein Reichthum ungemünztes Gold,
Geblendet wär' Dein Aug' von seinem Schein,
Wenn ich den Schatz enthüllt Dir zeigen wollt'!

Der Wucherer:

Ich will ihn seh'n! Mein Auge lechzt danach!

Enzio:

Du bist zu hitzig, Freund! Gemach, gemacht!
Du unterschätzest mich! Ich bin ein reicher Mann,
Der all sein Gut kaum übersehen kann.

Der Wucherer:

Das Gut! Wo habt Ihr es? In Kaden, Schränken,
Hier in dem Pult, dort etwa in der Truhe?

Enzio:

Ich bitte nochmals Dich um Fassung, Ruhe!
Ich bin kein Knicker, und ich lieb' zu schenken!
Wohlan! Ich schenke jetzt Dir mein Vertrauen,
Entflegle meinen Schatz — Du sollst ihn schauen!
(Er zeigt mit großartiger Geberde auf die Papiere, die seinen Tisch bedecken)
In diesen Blättern ist mein Glück geschrieben!

Der Wucherer:

Das ist ein schlechter Scherz, den Ihr getrieben.
Ich will mein Geld! Was soll mir das Papier?

Enzio:

Mein Köstlichstes entschleierte ich Dir!
Dein blödes Auge sieht nicht seinen Glanz.

Der Wucherer:

Ich will mein Geld und keinen Firslefanz.

Enzio:

So merke auf: Das ist ein Stück in Versen,
Ein Drama, aufgebaut in kühnstem Zug.

Der Wucherer:

Was soll mir das? Ich werde drans nicht flug.

Enzio:

Bis dieses Stück das Rampenlicht erblickt,
folgst Du mir nicht mehr polternd auf den Fersen,
Dann giebt es keine Sorge, die mich zwickt,
Dann zahl' ich lachend meine Schulden alle
Und bin Dich los und Deine krumme Kralle!

Der Wucherer:

Ihr sprecht in Räthseln, die zu schwer mir sind.

Enzio:

Ja, ich bin sehend, Freundchen, Du bist blind.
Ich seh' mein Stück, wie's auf der Bühne steht.
Es ist mein Geist, der aus den Worten weht
Und flammen wirft in abertausend Herzen.
Ich reiß' empor mit meiner Verse Schwung
Die trägen Menschen zur Begeisterung,
Ich bring' die Lust, ich löse alle Schmerzen,
Ich bring' die Schönheit, und ich bring' das Licht.
Ich rede Gold! Und Du, Du siehst es nicht.
Man jubelt, jauchzt; mit donnerndem Gebraus
Erfrischt mein Ohr der dröhnende Applaus,
Und wie die Brandung ihren weißen Schaum,
Trägt mir der Beifall Schätze, Ehr' und Ruhm!
Hier ward das Werk erdacht, hier ward's vollendet,
Hier hat ein Gott die Botschaft mir gesendet,
Die ganze Welt durchwogte diesen Raum!
Erfahr's: Du stehst in einem Heiligthum!
Entweih' es nicht mit schnödem Geldverlangen.
Hier sind die Mnsen aus und eingegangen,
Hier ward geschmiedet eine Dichterkrone!

Der Wucherer:

Was Ihr da sprecht, ich geb's für eine Bohne.
Mit schönen Versen zahl' ich keine Zinsen,

Und Reime — achte ich so hoch wie Sinsen,
Wenn eine Brise raschelnd sie bewegt.

Enzio:

Hast Du kein Herz, das Dir im Leibe schlägt?

Der Wucherer:

Mit blanken Worten, junger Herr Poet,
Wollt Ihr bezahlen, was ich baar Euch lieh?
Ich will Euch pfänden, wenn's nicht anders geht.

Enzio:

Nur zu! Leg' Siegel an die Poesie,
Wenn Du es kannst!

Der Wucherer:

Verzweifeln könnt' ich fast!
Mein schönes Geld, Ihr habt's verthan, verprast!
Und keine Hoffnung, je es noch zu kriegen!

Enzio:

Mit diesem Stücke will und werd' ich siegen.
Des Schauspiels weiser Leiter hat's gelesen,
Ich harre der Entscheidung heute noch.

Der Wucherer:

Und kommt sie nicht, so wandert Ihr in's Loch,
Ich mach' mit Euch nicht vieles Federlesen.

Enzio:

Nur einen Tag Geduld! Bis morgen wart'!

Der Wucherer:

Gut denn, bis morgen, denn ich bin nicht hart.
Doch ist auch morgen Euer Beutel leer,
So kenn' für Euch ich keine Gnade mehr!
(ab.)

Zweite Scene.

(Enzio allein.)

Enzio:

Das Leben ist doch jammervoll.
Da rackert man sich müd' und toll,
Da schreibt man sich die Finger krumm,
Und all die böse Noth, warum?
Man schlägt sich durch des Lebens Qualen,
Doch nur, um Schulden zu bezahlen.
Ach, wer kann sagen, ich hab' keine!
Wo lebt der Mann, der schuldenreine!?
Wir haben einen Gläub'ger alle.
Das ist die Welt! In ihrer Falle,

Allwo der Speck das Glück sich heißt,
 Sitzt eingeklemmt ein Jeder drin,
 Der nach dem schönen Köder beißt.
 Das ist des Lebens tiefster Sinn!
 Die Welt, sie hat der Künste viel,
 Sie treibt mit uns ein buntes Spiel.
 Sie ist ein guter Komödiant,
 Der tausend neue Masken fand.
 Verschieden sind Gesicht und Kleid,
 Das Wesen aber bleibt sich gleich:
 Es steckt Ein Geist, im Wechsel reich,
 In allen bis zur Ewigkeit.
 Ob nun ein Gläubiger mich bedrängt,
 Ob nun ein Liebchen mich umfängt —
 Es bleibt die Welt die gleiche immer:
 Halb Komödiant, halb Frauenzimmer!

Betracht' ich meiner Gläub'ger Schoar,
 So wird mir Eines schrecklich klar:
 Der Uergste war's nicht, der da ging,
 Da kenn' ich Andre, die sind schlimmer,
 Die mahnen stets und weichen nimmer,
 Und nie entkomm' ich ihrem Ring:
 Das Dasein fordert Hinz auf Hinz,
 Es mahnt die Kunst mich an die Pflicht.
 Ich nahm auf Borg Talent vom Leben,
 Nun heißt es, Rechenschaft zu geben,
 Vermag ich's nicht, bin ich ein Wicht,
 Ein Stümper! Ach, ich glaub', ich bin's!
 Kann ich mit meiner Dichterkraft
 Nicht schaffen, was ich unternommen,
 So seh' ich Deinen Pfändner kommen,
 Den Tod, der Alles an sich rafft.

Doch bis dahin hat es noch Zeit,
 Der letzte Termin, der ist noch weit.
 Ein ganzes Leben liegt aufgerollt
 Vor meinen Augen! Ach, ich wollt',
 Ich könnte fest die Stund' erfassen,
 Von der Minute mich tragen lassen.
 Dann könnt' ich genießen, ohne zu fragen,
 Was meine Gläubiger dazu sagen,
 Dann läge mein Glück in meiner Faust,
 Im Griffe, der sich nicht lange besinnt,
 Zu packen, was durch die Finger mir rinnt,
 Das Leben, das da vorüberbraust,
 Mit all' seinen Wonnen, seinen Küßen —

Dritte Scene.

(Enzio. Nella.)

Enzio (zu der eben eintretenden Nella):

Wie himmlisch diese schmecken müssen!
 Wenn ich von Deinem Mund sie pflückte,
 Das wär' die Stunde, die mich beglückt!

Nella:

Ach, Herr, ich mag nicht solches Scherzen!

Enzio:

Was weißt denn Du von meinem Herzen!?
 Das ist ein Gesell, der immer springt,
 So oft Deine süße Stimme erklingt.
 Er tanzte gern im Bacchanal
 Mit Deinem Herzen viel tausend Mal
 Im Ringelreihen der Sinne!
 Was weißt Du von Minne?
 Du senkst Deine Augen verschämt und still,
 Wenn ich von Liebe Dir sprechen will,
 Und Anderes sprechen kann ich nicht,
 Seh' ich Dein geliebtes Angesicht.
 Es steht mein Traum in jeder Nacht
 Vor Deiner Kammerthüre Wacht.
 Es spielet um Dein Lockenhaar
 All meiner Gedanken jagende Schaar.
 Wohin Du wendest Deinen Schritt,
 All' meine Wünsche ziehen mit
 Und zucken wie flammen an Dir empor
 Und suchen mit Schmeicheltönen Dein Ohr.

Nella:

Nicht solche Worte! Nein, verzeiht —

Enzio:

Ich möchte Dir wirken ein köstliches Kleid
 Aus Küssen, rosenumflammt!
 Das hielte wärmer als Sammt,
 Wär' reicher als Seide!

Nella:

Ich bitte, thut mir nichts zu Leide!

Enzio:

Du fürchtest Dich?

Nella:

Vor Eurem Wesen.

Enzio:

Hast Du von Liebe nie gelesen?
 Was frag' ich viel! Was nützt ein Buch?
 Was sagt Dir auch der schönste Spruch?
 Wie kannst Du erfahren, was Liebe ist,
 Wenn selber Du verliebt nicht bist!
 Da müß' ich mich mit Vers und Reimen
 Und forsche, wie Gefühle keimen.
 Da will ich reden mit Feuerzungen
 Und rufen mit aller Kraft der Lungen —
 Ich kann nicht wecken, was nicht ruht!
 Ich kann nicht sprechen zu fremdem Blut:
 Fließ' so wie meines, hab' gleichen Schlag!
 Nur eitel ist, was ich vermag.
 Wie will ich Tausende vereinen,
 Bin ich so schwach vor dieser Einen!

Bella:

Ihr redet heute, Herr, so eigen.
 Ich möchte gar so gern Euch zeigen,
 Wie ich von Herzen lieb Euch habe.

Enzio:

Ich dank' Dir für die milde Gabe.
 Ich suche des Weines schäumende Gluth,
 Du giebst mir Thau im Fingerhut!

Bella:

Die Mutter schickt mich. — Morgen ist —

Enzio:

Der Erste! Weiß schon! Zahlungsfrist!
 Das dumme Geld! Woher es nehmen?
 Ich muß mich vor der Mutter schämen.
 Die lumpigen Groschen fehlen mir.
 Doch warte nur. Bald soll es hier
 Von Golde rinnen, überfließen!
 Sag' nur, ich lass' die Mutter grüßen,
 Sie soll gedulden sich bis morgen,
 Dann bin ich ledig aller Sorgen!

(Bella steht ihn mit großen Augen an.)

Ich weiß, nun ist das Glück mir nah!

(auf und abgehend)

Wär' die Entscheidung nur erst da!

Bella:

Das Glück ist immer in der Nähe
 Und findet doch die Thür so selten!

Enzia:

Jetzt aber, wo ich's vor mir sehe,
Will ich mich einen Narren schelten,
Kann ich's mit heißem Wunsch nicht zwingen.

Bella:

Ich will der Mutter die Antwort bringen.

Enzia:

So bleibe doch! Du mußt mir sagen —

Bella:

Nein, nein! Das dürft Ihr nimmer fragen!
Nie mehr davon!

Enzia:

Du bist so schön!

Bella:

Ich bleibe meinem Herzen tren.
Dort stehet Ihr in guter Hut,
Ich hab' Euch gerne, bin Euch gut!
Ich fühle mit Euch, wenn Ihr glücklich seid,
Mir geht zu Herzen Euer Leid,
Und jeden Sonntag in meinem Gebet
Auch Euer Name gewißlich steht.
Ihr seid mir ein Freund, ein Bruder fast —

Enzia:

Und doch in Deinem Herzen nur Gast!
Ein Gast, den man liebt, ein Gast, den man ehrt,
Und dem man das Hausrecht doch verwehrt.
Wir waren Kinder, wir spielten zusammen.
Wir sind jetzt gute Nachbarslent'.
Du wurdest so klug und so gescheut
Und mußt mich jetzt als Thoren verdammen.
Denn ärgern Thoren giebt es nicht,
Als der in den Wind von Liebe spricht.

Bella (plötzlich aufspringend):

Lebt wohl!

Enzia:

Was jagt Dich plötzlich auf?

Bella (verwirrt):

Ich muß zur Mutter!

(rasch ab.)

Vierte Scene.

(Enzia allein.)

Enzia:

Klingt nicht herauf
Der Trommeln und Pfeifen Melodei?

Soldaten sind's in bunter Tracht!
 Ist's das, was Dein Herz Dir klopfen macht?
 Zieht etwa Dein Liebster da unten vorbei?
 Ein fant, der die Muskete trägt
 Und der dem Dichter ein Schnippchen schlägt?
 (Er geht an's Fenster; Marschmuffl von unten.)
 Die Fahne flattert, Helme blinken —
 Und unten seh' ich ein Tüchlein winken — —
 Wem gilt Dein Gruß — ich wüßt' es gern!
 (Er geht traurig vom Fenster weg, die Muffl verflingt.)
 Mein Traum erlischt — ein fallender Stern!

Fünfte Scene.

(Enzio. Der Perser.)

(Wie Enzio den Kopf erhebt, steht der Perser, der unbemerkt eingetreten ist, vor ihm.)

Enzio (erstaunt):

Wer seid Ihr, Herr, was führet Euch zu mir?
 Habt Ihr mir Geld gelieh'n, kommt Ihr mich mahnen?
 Ich sah auf dem Rialto Euch noch nie!

Der Perser:

Kein Gläubiger, ein Schuldner tritt herein,
 Ich grüß' Dich mit dem Gruße des Propheten!
 Die Gnade ist bei ihm, die Macht ist sein!

Enzio:

Ihr seid mein Schuldner? Sagt, was lieh ich Euch?

Der Perser:

Du hast mit Deinem Sange mich beschenkt,
 Mit Deinem Lied mein durstig Herz getränkt!
 Du hast mit Deiner Verse süßen Tönen
 Mir Seligkeit in meine Brust gesenkt! — —
 Mein Heimatland liegt ferne über'm Meer.
 Von Märchenusfern zog ich schweigend her;
 Ich suchte Blumen, deren Duft erquickt,
 Nach Melodien ging meines Ohrs Begehr.
 Die Sprache war mir fremd und fremd die Sitten,
 Und Niemand wußte, was ich durchgelitten,
 Ein müder Pilger hier im fremden Land,
 Dem tausend Fragen heimlich nachgeritten.
 Der Blumen Herrschaft, die ist längst vorbei.
 Im Felsen schlafen Gnomen, Nix und Sei,
 Und meiner Heimat Schätze sind vergessen
 Verlandet in des Tages Wüstenei! —

Und nun auf einmal hört' ich Deinen Sang,
 Aus dem mein eignes Sehnen mir erklang;
 Ich hemmte meinen Fuß, ich blickt' empor
 Ich folgt' dem Lied, das sich zum Himmel schwang.
 Gewaltig ist die Macht der Dichterworte.

Sie bergen wie in einem Zauberhorte
 Des Lebens allgewaltiges Geheimniß,
 Sie schließen auf des Märchenreiches Pforte.
 Und weil ich aus dem Märchenlande kamme,
 Erkannte ich die heimatische Flamme,
 Die aus den Versen mir entgegenschlug
 Und heimwärts mich auf Zauberflügeln trug.
 Und als ich nach des Dichters Namen frug,
 Da hört' ich Deinen! Segen Deiner Hand,
 Die in die Saiten greift und in das Herz!
 In Deiner Brust ich meine Heimat fand!
 Die Thräne, die mir heiß in's Auge drang,
 Als sich Dein Lied um all mein fühlen schlang,
 Wie lohne ich sie Dir? Kann ich vergelten,
 Was Du mir gabst in göttlichem Gesang?
 Ich zahle, wie ich kann! Mit Zauberkraft
 Begabt mich heil'ger Weiße Priesterkraft.
 Vor meinem Aug' entsegelt und enträthfelt
 Liegt Alles, was Natur uns giebt und schafft.
 Auf meiner Stirne ruht des Sehers Mal,
 Mir ward die Weisheit in des Euphrats Thal,
 Von Babylon empfing' ich mag'sche Kunst:
 Das Wort ist mir verpflichtet und die Zahl!

(Auf seine Brust deutend, wo ein glänzendes Juwel aus dem Gewande hervorleuchtet.)

Gebannt liegt hier im schimmerndem Krystall
 Des Wunsches Geist, dem unterthan das All!
 Für eine Stunde steht er Dir zu Diensten.

(Er übergiebt ihm den Stein.)

Bis dort im Westen sinkt der Sonnenball
 Und bis den Abend Eure Glocken künden,
 Wirfst Du in ihm den besten Diener finden.
 Was Du von dieser Welt verlangst, ersehnt,
 Versuch', mit einem Wort es zu ergründen!
 Dein Wesen kann ich anders nicht gestalten,
 Mir dienen nur die äußeren Gewalten,
 Und über diese magst Du nun gebieten;
 Du kannst sie rufen, Du kannst fest sie halten,
 Sie schaffen Dir, was Du verlangst auf Erden,
 Und Deinem Worte soll Erfüllung werden!
 Nur Eines steht Dir frei! In ihm vereint
 Sei Alles, was Dir wünschenswerth erscheint.
 Doch all' Dein andres Streben und Begehren
 Versinkt im gleichen Nu in Schattensphären.

Nur Ein Wunsch steht Dir offen! Nütz' ihn klug,
 Hüt' Dich vor Blendwerk und vor eittem Trug.
 Besinn' Dich dreimal, ehe Du Dich bindest!
 Besegnet sei, wenn Du das Rechte findest!

(Er verbringt sich vor Enzio, und ehe dieser seiner Ueberraschung Herr wird, ist der Perfer durch die Thüre langsam verschwunden.)

Sechste Scene.

(Enzio allein.)

Enzio:

Hab' ich von einem Traum mich öffen lassen?
 Der Stein! Ein kostbar Zeichen blieb er mir!
 Wie glüht des Wunders märchenhafte Zier!
 Und doch! Ich kann es immer noch nicht fassen!
 Wie selten trifft ein Dichter den Mäcen,
 Der ihn zu schätzen weiß und zu versteh'n!
 Nur Eins steht fest: so lange Menschen denken,
 Wußt' keiner, also königlich zu schenken.
 Ich bin ein Narr! Ich red' mit meinen Träumen!
 Und doch! Wär's wahr! Ich möcht' es nicht versäumen.
 Nur Einen Wunsch! Was Teufel! Ich hab' tausend!
 Ein ganzer Chorus Wünsche, lärmend, brausend,
 Dringt auf mich ein! Der schmeichelt und der schreit!
 Nur ruhig! Zur Erfüllung ist's noch weit.
 Und die Erfüllung kann nur Einer haben.
 Der Eine aber bring' mir alle Gaben,
 Die ich vom Leben nur verlangen kann.
 Gab's je solch einen neidenswerthen Mann?
 Was ich mit meinem Geiste kann ummessen,
 Will ich in diesen Wunsch zusammenpressen,
 Ich will mein Glück in einem Wort verdichten!
 Ich will meinen Weg nach der Sonne richten,
 Ich will die Sterne zu Dienste mir zwingen,
 Was ich auch will, ich kann's ja vollbringen!
 Was ich auch will, ich nenne es mein!
 Die Welt wird meinem Wunsche zu klein! — —

Was war's, was mich vorhin verdroß?
 Ach, meiner Gläubiger eifernder Troß!
 Nun ist es Zeit, an Bezahlung zu denken.
 Ich laß' mir des Krösus Schätze schenken,
 Und bin ich erst ein Millionär,
 Dann plagt mich keine Sorge mehr.
 Und hab' ich das Gold nur erst in Massen,
 Will ich's cäsarengleich verprassen.

Ich bau' mir Paläste aus Türkisen,
 Ich wandle auf opal'nen Fliesen,
 Mein Schlafrock ist aus gelber Seide —
 Sein Anblick eine Augenweide.
 Ich mache wahr, was Märchen berichten: —
 Unmöglich ist nichts, wenn man's zahlen kann.
 Mit goldenen Federn will ich dichten —

(er host.)

Was fang' ich denn mit all' den Schätzen an,
 Wenn aus der Feder mir nicht Verse quellen,
 Wenn nicht Gedanken meinen Geist erhellen,
 Wenn ich das Wort mit meines Herzens Schlägen
 Nicht mehr besüßeln kann? Was soll der Segen
 Des Goldes mir, wenn meine Kunst mir fehlt?
 Und hab' ich den Reichthum mir erwählt,
 Darf ich kein anderes Begehren kennen:
 Des Lebens Inhalt muß ein Wunsch Dir nennen!
 Ich schäme mich, daß ich nur denken konnte,
 Es wär' mein Glück, wenn ich im Gold' mich sonnte!

(Man klopf.)

Mein Glück!?

Wenn das nun die Entscheidung wäre!

Herein!

Siebente Scene.

(Enzo. Der Theaterdirector.)

Enzo:

Ihr kommt zu mir! Welch' hohe Ehre!
 Ich könnte wetten, Ihr bringt frohe Kunde.
 Ihr habt mein Stück gelesen, kommt mir sagen,
 Daß Ihr es gebt und schon in diesen Tagen.
 Nicht wahr, so ist's? Ich häng' an Eurem Munde.

Theaterdirector:

Ihr wohnt hier etwas hoch! Vier steile Treppen!
 Ich mußte keuchend da herauf mich schleppen.
 Ich bitte, laßt mich etwas Athem holen.

(Er setzt sich.)

Enzo:

Ein Ja ist bald gesagt! Ich steh' auf Kohlen.

Theaterdirector (nach einer Weile):

Vor Allem mach' ich Euch mein Compliment:
 Ihr seid ein echt dramatisches Talent!
 Mit Interesse las ich Euer Stück
 Und bring' es Euch mit bestem Dank zurück!

Enzio:

Ihr bringt mir's wieder?

Theaterdirector:

Mißversteht mich nicht!

Die Wahrheit sagen ist mir heil'ge Pflicht.

Ich achte Euer Können, Eure Kunst.

Enzio:

Verschont mich mit der Phrasen blauem Dunst.

Theaterdirector:

Ihr dürft mein Lob nicht eine Phrase schelten,

Es muß Euch ernst so wie mein Tadel gelten.

Mein junger Freund, auch tadeln muß ich viel.

Ihr strebt mit Muth nach einem hohen Ziel,

Ihr werdet sicher es einmal erreichen,

Nur dürft Ihr von dem richt'gen Weg nicht weichen.

Des Tags Bedürfniß zeigt die gute Richtung,

Die Zeit verlangt die ihr geweihte Dichtung.

Was kimmert heut uns Eure Märchenwelt?

Was jener König, Eures Stückes Held,

Der seine Macht an seinen Wünschen mißt

Und stirbt, weil er am Ende wunschlos ist?

Er hat erreicht, was er erreichen wollte,

Und statt, daß er sich nun bescheiden sollte

Und glücklich sein im Vollbesitz der Macht,

Im Glanz sich sonnend seiner Herrscherpracht,

Geht er zu Grunde, weil in seinem Geist

Kein neuer Wunsch ihm neue Pfade weist.

Enzio:

Was ist ein Leben ohne Wunsch?

Theaterdirector:

Vergebt.

Ich anerkenne Euren guten Willen,

Der ein Problem zu lösen sich bestrebt.

Doch plagt Euch noch zu viel die Reflexion,

Und ich vermisse schmerzlich die Action.

Ihr seht die Welt durch philosoph'sche Brillen.

Schön ist die Sprache, schön sind die Gedanken,

Doch hieltet Ihr sie nicht genug in Schranken.

Enzio:

Nach allen Regeln ist mein Drama aufgebaut.

Theaterdirector:

Sprecht mir nur von den Regeln nicht zu laut!

Ich kenne Dramen, die der Regeln bar

Und deren Wirkung trotzdem mächtig war.

Das Publicum sucht heute den Effect
 In Allem, was nach strengster Wahrheit schmeckt;
 Es kann auf's Große leichten Sinn's verzichten
 Und liebt die ganz gewöhnlichen Geschichten,
 Doch freut sich's an den allerfeinsten Zügen;
 Es guckt behaglich nach den Nichtigkeiten
 Und sucht den Meister in den Kleinigkeiten,
 Es will sich an der Wirklichkeit vergnügen.
 Ein gutes Auge muß der Dichter haben,
 Dann schen' ich ihm die schönsten Geistesgaben.
 Seid im Beobachten Ihr nur geschickt,
 So kümmert Euch nicht viel um den Conflict.
 Seid Ihr erfahren in den Einzelheiten,
 So braucht Ihr nicht Gedanken zu verbreiten.
 Die Bühne ist ein Spiegelbild des Lebens!
 Die Mühe um Gedanken ist vergebens.

Enzio:

Doch die Gedanken machen erst den Dichter.
 Er sei nicht Knecht des Tages, sei sein Richter!
 Die Zeit ist groß, doch nichtig ist der Tag.

Theaterdirector:

Doch wehe dem, der ihm nicht folgen mag!
 Vielleicht habt Ihr mit den Gedanken Recht —
 Ich sagt' es gleich: sie sind ja gar nicht schlecht —
 Doch die Gedanken locken nicht zur Kasse,
 Ich aber lieb' die Wirkung auf die Masse.
 Ich will kein Märchen, ich will was Reales,
 Die Kunst ist heilig! Sie verklärt Triviales.
 Was jeden Tag geschieht, das kann ich brauchen,
 Tief in den Alltag müßt hinab Ihr tauchen,
 Da findet Ihr Gestalten, typisch wahr,
 Da wird Euch Eure Sendung offenbar.
 Ihr braucht Euch weiter gar nicht anzustrengen,
 Laßt Euch von den Gestalten nur umdrängen,
 Die mit Euch leben, mit Euch plaudern, wandern.
 Doch bleibt vom Leibe mir mit allen andern,
 Die Eure Phantasie geboren hat.
 Man ist der Phantasie schon übersatt.
 Was nicht sein factisch Dasein kann beweisen,
 Das werfen wir getrost zum alten Eisen.

Enzio:

Kamt Ihr zu mir, um mich mit solchen Lehren
 Zu Eurem Glauben etwa zu belehren?

Theaterdirector:

Ihr habt es fast errathen. Hört mich an:
Ich brauch' ein neues Stück! Ihr wärdt mein Mann,
Ihr habt Talent, Ihr könntet mir es schreiben!
Doch diesmal müßt Ihr bei der Stange bleiben.

Enzia:

Ich kann nur schreiben, Herr, was mich gepackt!
Ich muß Euch danken für den Teufelspact.

Theaterdirector:

Lockt Euch die Bühne nicht?

Enzia:

So gebt mein Stück!

Theaterdirector:

Ich wiederhol's, es brächte Euch kein Glück!

Enzia:

Das laßt, ich bitte, meine Sorge sein.
Ich schrieb es, und ich stehe dafür ein.

Theaterdirector:

Ich muß dem Publicum mich leider fügen,
Muß trachten, seinen Wünschen zu genügen.

Enzia:

Wo bleiben Eure idealen Ziele?

Theaterdirector:

Es geht so schwer, mit einem Trauerspiele
Sich auf der Bühne einen Platz zu machen.
Das Publicum, das will nun einmal lachen.

(Nach einigem Nachdenken.)

Könnt Ihr aus Eurem Stück kein Lustspiel modeln?

Enzia:

Bedaure sehr, mein König kann nicht jodeln.

Theaterdirector:

Erwägt den Vorschlag, und ich geb' Euch Frist.

Enzia:

Ich schrieb mein Stück: es steht und fällt, wie's ist.

Theaterdirector:

Es wär' ein Wagniß!

Enzia:

Und wenn's Wagniß wäre?!

Im Wagen liegt oft des Theaters Ehre.

Ihr aber denkt im Stillen Euch dabei — —

Daß auch die Vorsicht eine Muse sei!

Theaterdirector:

Unmöglich ist's, das Drama anzuführen.

Enzio (sich plötzlich bestimmend, für sich):

Nun warte, Du sollst meinen Zauber spüren!
 Hab' ich nicht Kraft, Dich meinem Wunsch zu zwingen,
 Mit meinem Stück die Bühne zu erringen?
 Ich brauch' zu wünschen nur, um zu befehlen!
 Nun gilt es, mir mein wahres Glück zu wählen.

(Wie er eben mit rascher Geberde auf den Theaterdirector zu treten will, bleibt er, plötzlich ungeschicklich geworden, stehen.)

Mein wahres Glück?! Mich packt der Zweifel wieder
 Und wirft mein frohes Hoffen jählings nieder.
 Bin ich ein Dichter, den ein Gott gesendet,
 Daß Wahrheit künde meiner Stimme Klang?
 Bin ich von Schein und Eitelkeit verblendet,
 Ist mißgestimmt und krächzend mein Gesang?
 Such' ich Erfolg für eine falsche Sache,
 Die ich nicht besser mit dem Zauber mache?
 Verbrechen wäre dann des Zaubers Stärke!
 Ich such' Erfolg nur mit dem guten Werke!

(Zum Director.)

Ich dan' Euch, Herr, daß Ihr die Wahrheit sprecht,
 Ich such' als Dichter nur mein gutes Recht,
 Es muß mir werden, wenn die echte Kunst
 Mich segnet und mich leitet. Eure Günst
 Bewahrt mir fernher.

Theaterdirector:

Denket meiner Wortel

Enzio:

Ich klopf' ein andres Mal an Eure Pforte.
 Wer Recht behält am Ende von uns Beiden,
 Das wird ein kommendes Geschlecht entscheiden.

Theaterdirector:

Wir leben in der Gegenwart!

Enzio:

Der Kampf um's Dasein, der ist schwer und hart,
 Die Siegespalme aber reicht die Zeit
 Dem Kämpfer der Vergangenheit.

Theaterdirector:

Ihr seid nicht praktisch, lernet praktisch denken,
 Dann wird der Tag Euch Ruhm und Ehre schenken,
 Die Gegenwart Euch Sieg verleihn.

Enzio:

Ich bin so, wie ich bin. Das wollt verzeihn.
 Ich will die Ehre nur, die mir gebührt,
 Zu der mein eig'ner Weg mich führt.

Theaterdirector:

Die eig'nen Wege! Na, wir reden schon
 Ein and'res Mal noch etwas mehr davon.
 Habt Ihr Euch tüchtig abgerackert
 Und ist der tolle Wagemuth verflackert,
 So treff' ich Euch schon dort, wo ich Euch suche.
 Ihr kommt zu mir mit einem braven Bache —
 Ich führe Euch mit Freuden auf —
 Das ist der Dichter und der Dinge Kauf!
 (Er grüßt lachend und geht ab.)

Achte Scene.

(Enzio, bald darauf ein Phantom.)

Enzio:

Doch nicht der meine!

(Er geht langsam in seinem Zimmer auf und ab.)

Hab' ich recht gethan,

Den Wunsch nicht auszusprechen, der mich lockte?
 Der leichte Sieg hätt' mir kein Glück gebracht.
 Bedarf mein Werk des Zaubers, um zu siegen,
 So wär' es besser, ich hätt' s nicht geschrieben.
 Nur den Erfolg, den ich mir selbst verdanke
 Und meinem Werk, will ich mit Jubel grüßen.
 Nur das Gefühl der eignen Kraft, die siegt,
 Kann wahres Glück uns geben und Genuß.
 Und doch! Ist in dem Kampfe für das Gute
 Und gegen Vorurtheil und dumpfe Trägheit
 Nicht jede Waffe recht und jeder Zauber?
 Wo ist der Glaube an mein Werk geblieben?
 Wenn ich noch glaubte, ich hätt' nicht gezaudert!
 Der Zweifel kam heran mit leisem Fluge
 Und schlug um meine Brust den dunklen Fittich,
 Mit seinem Athem blies er mir in's Antlitz,
 Und seine Augen bohrten sich in meine;
 Ich fühl't das Beben seiner kalten Hand
 Auf meinem Arm, ich mußt' ihn sinken lassen. —
 Wer weiß, ob mir ein kühner, fester Griff
 Nicht Recht und Glück und Ruhm gegeben hätte? —
 Wer sagt mir meines Werkes wahren Werth?
 Wer kann mir künden, ob dem Licht ich folge,
 Ob einem Irrlicht, das zum Sumpf mich leitet!?

(Aus dem Alfboden tritt eine schattenhafte Gestalt auf Enzio zu. Sie gleicht Enzio völlig im Aussehen, nur trägt sie eine phantastische Königstracht. Sie bleibt während der folgenden Scene immer im Schatten.)

Das Phantom:

Der Zweifel steht auf Deinem Wege still,
 Sprichst Du das echte Zauberwort: ich will!

Enzio:

Ich grüß' Dich, Du, den ich geschaffen,
 Du bist mein Held, Du bist mein Stück,
 Nun rede mir von meinem Glück!
 Du kommst, mit meinen eignen Waffen
 Den bösen Zweifel zu verjagen.
 Ich seh' Dich meine Züge tragen,
 Ich formte Dich nach meinem Bilde,
 Ich gab Dir meinen Geist zum Schilde,
 Ich gab Dir Leib und Seele zu eigen,
 Ich war's, der Dich zum Leben rief,
 Ich habe Deinen Mund entsiegelt!
 Nun steh', um meine Kraft zu zeigen!

Das Phantom:

Ein kraftloses Schemen steht vor Dir:
 Die Welt, wie sie Dein Drama spiegelt,
 Ihr farblos Bild, verzerrt und schief.
 Das Beste, das Größte versagtest Du mir.
 Mir fehlt des Willens Kraft und Ziel.
 Du gabst mir dafür der Wünsche viel;
 Was ich nur wünschte, es wurde mein,
 Du gabst mir kein Glück, nur des Glückes Schein!
 Und als ich nichts mehr zu wünschen wußte,
 War's oede um mich, daß ich sterben mußte.
 Was war mir der Ruhm, die Liebe, die Macht?
 Nur Tand und Spielzeug, leere Pracht!
 Ich schloß die Augen müd' und matt,
 Ich war des Lebens und Wünschens satt.

Enzio:

Was giebt es mehr als der Wünsche Erfüllung?

Das Phantom:

Verlangst Du des eig'nen Wesens Enthüllung
 Von mir, den Du selbst geschaffen hast?

Enzio:

Ein seltsames Schauern vor Dir mich erfaßt,
 Du kommst zu mir aus fremder Welt.

Das Phantom:

Ich bin ein körperloses Nichts,
 Das Dein Gedanke zusammenhält.
 Und mich verscheucht ein Strahl des Lichts.

Enzio:

Wie willst Du da auf der Bühne bestehen,
 Wo tausend Augen nach Dir sehen,
 Wie willst Du vertragen der Rampe Licht?

Das Phantom:

Das eben ist's: ich vertrag' es nicht!
Ich schwanke, ein Schatten, hin und wieder,
Denn ohne Mark sind meine Glieder,
Ich habe nicht Nerven, nicht Blut, nicht Knochen!
Das Alles hast Du mir nur — versprochen.
Du würdest Dich selbst darob entsagen,
Wollt' ich versuchen, mich zu sehen.

Enzio:

Mit meinem Athem bist Du beseelt.
Was ist's, was Dir zum Leben fehlt?

Das Phantom:

Der starke Wille: Ich zu sein!
Du gabst mir von Allem nur den Schein.
Du kennst Dein eig'nes Wollen nicht.
Erkenne erst das wahre Licht,
Dann magst Du damit auch Andre bedenken.
Wie willst Du Andern ein Leben schenken,
Wenn Du, was Leben ist, nicht weißt!
Entwickle Deines Ichs Vollendung!
Das ist des Menschen wahre Sendung,
Das ist es, was ein Leben heißt.

Enzio:

Vor meinen Augen seh' ich Dich stehen,
Und also lebst Du, denn Du bist!

Das Phantom:

Verlange nicht, mit Augen zu sehen,
Was unter dem Mantel verborgen ist,
Was seine bunten Farben bedecken.
Ich bin ein leeres Kleidungsstück,
In dem Gedanken wie Motten stecken.

Enzio:

Ich glaubte an Dich, als wärst Du mein Glück!

Das Phantom:

Du findest Dein Glück in Deiner Stärke,
Du kannst kein Glück von der Welt empfangen,
Du kannst es im Geben nur erlangen,
Es kann Dir nur blühen aus eig'nem Werke.

(Das Phantom schreitet nach rückwärts auf die Wand zu.)

Enzio:

Bleib' steh'n! Du mußt mir noch Antwort geben!

Das Phantom:

So gieb mir Blut, so gieb mir Leben,
Und ich will stehen und für Dich streiten!

Enzio:

Du sollst auf den richtigen Weg mich leiten.

Das Phantom

(sich nach und nach in der Luft auflösend):

Er führt Dich zur That, die der Wille schafft!

Das Wünschen ist eitel! Suche die Kraft!

(Verschwindet.)

Neunte Scene.

(Enzio allein, bald darauf Andrea.)

Enzio:

Du hast Dich von mir losgerissen,
Du trittst mir entgegen, ein Mahner und Lehrer,
Du bist mein sprechendes Gewissen,
Bist ein fanatischer Bekehrer.

Nicht in die Welt soll ich die Blicke lenken,
Ich soll sie in mein Innerstes versenken.
Dort liegt mein Reich! Und dieses kann allein
Des Glückes Bringer und Vernichter sein.
Mir schickt die Welt in wechselnden Gestalten
So manchen Gast und Boten in's Gemach.
Ich fühle mich von Banden festgehalten —
Doch die Erkenntniß löst sie nach und nach.
Die Sorge kam, die Hoffnung blickt durch's Fenster,
Ein Licht verschucht sie alle, die Gespenster!
Ein Licht, das in der eig'nen Brust mir flammt,
Das meinem Wollen, meiner Kraft entstammt.
Ich suche eine That für meinen Willen!
Die soll mein Sehnen und mein Wünschen stillen.

(Andrea stürmt herein.)

Andrea:

Hörtest Du die Trommeln nicht
Und der Pfeifen helles Spiel?
Nimm das Schwert, thu' Deine Pflicht,
Denn es gilt ein hohes Ziel!

Enzio (sich langsam erst befinnend):

Meine Pflicht? Bin nicht Soldat!

Andrea:

Loßt Dich nicht die kühne That?
Ganz Venedig steht in Waffen,
Heut' noch geht es nach Byzanz!

Enzio:

Was hab' ich damit zu schaffen?

Andrea:

Lockt Dich nicht der wilde Tanz?
Ruhm und Ehre gilt's zu holen,
Und das Glück auf leichten Sohlen
Schwebt voran dem stolzen Heere,
Zeigt den Weg ihm durch die Meere!

Enzla (einfallend):

Führt zur That! (sich bestimmend.) Wie war es doch?

Andrea:

Und Du stehst und zauderst noch!
Nimm den Helm und nimm den Degen,
Nimm die Laute, sing' den Segen,
Wenn zur Schlacht der Ruf ergeht,
Uns voran die Fahne weht.

Enzla (vor sich hin):

Kraft, die sich zur That gestaltet,
Ist das Nächste, was da waltet!
Nur ein Wort, und ich darf greifen
Nach dem gold'nen Siegesreifen,
Und ich seh' zu meinen Füßen
Mich die Heere jubelnd grüßen.

Andrea:

Eine Braut lass' ich zurück,
Denn mich treibt der Ruf zum Glück.
Trägst Du erst die bunte Tracht,
Fühlst Du Dich wie neugeboren.

Enzla:

Nur ein Wunsch! Und mein die Macht!

Andrea:

Stille sitzen feige, Choren.
Willst Du hier noch Verse drehfeln,
Wenn wir Hieb in Hiebe wechseln?
Wenn die Schwerter helle blißen,
Willst Du hier im Stübchen sitzen?
Wenn sich Fahnen lustig bauschen,
Willst Du hier der Muse lauschen?
Wirf die Feder in die Ecke,
Diene einem höhern Zwecke!

Enzla:

In der That such' ich Befreiung
Von des eig'nen Ichs Entzweiung.
fort die Zweifel! Neues Leben
Soll Genuß der Macht mir geben!

Andrea:

Deine Wangen seh' ich glühen
 Und Dein Auge Funken sprühen —
 Bravo, Freund, so seh' ich's gerne!
 Die Trompete ruft von Ferne,
 Sag' Lebewohl der engen Kammer,
 Spare Dir des Abschieds Jammer
 Von dem Liebchen! Magst ihr schreiben,
 Wenn auf hoher See wir treiben.

Enzio:

Nur ein Wort — und was ich strebte,
 Was ich litt, um was ich bebtet,
 Wär' vergessen und vorbei!
 Du willst, daß ich glücklich sei!
 Laß mich bleiben, der ich bin.

Andrea:

Wankelmüthig ist Dein Sinn!

Enzio:

Nein, Du irrst! Ich wanke nicht!
 Leuchten seh' ich meine Pflicht,
 Die zu heißem Kampf mich stählt!
 Und der Muth, der mich beseelt,
 Ist nicht kleiner als der Deine.
 Doch der Kampfplatz, den ich meine,
 Der liegt hier in meiner Brust.
 Meines Ziels bin ich bewußt.
 Jene große Siegesthat
 Wär' ein schimpflicher Verrath
 An mir selbst und meinem Glauben.
 Den soll mir kein Zauber rauben.
 Der Versuchung halt' ich Stand,
 Fest am Steuer meine Hand,
 Und mein Aug' auf's Ziel gerichtet,
 Dem mich meine Kunst verpflichtet.

Andrea:

Deine Kunst, sie geh' in Scherben,
 Nun gilt es, um Sieg zu werben!

Enzio:

Kämpfend mit Dir selber zeige,
 Ob Du tapfer, ob Du feige.
 Wenn Dir der Versucher naht,
 Zeig' Dich stark in wahrer That!
 Der Versucher ist die Welt!

Bunt gekleidet trat sie ein,
Mahnt' und lockte mich und rief
Jeden Wunsch, der in mir schlief.
Alles aber war nur Schein!
Lerne erst Du selber sein,
Und dann dünke Dich ein Held!

Andrea:

Stürze Dich an meine Brust;
Bin die Welt, die Du verflucht!

Enzio:

Biß' im Feuer Deine Lust,
Falter, der die Flamme sucht!

Andrea:

Fahre wohl! Wir seh'n uns wieder!
(Ab.)

Enzio:

Wirfst Du mich im Kampfe nieder,
Hab' mein Selbst ich auch verloren,
Ward zum Choren unter Choren.

Zehnte Scene.

(Enzio, gleich darauf Bella.)

Enzio:

O hätt' ich Deinen Wagemuth,
Hätt' ich Dein koches, lustiges Blut,
Wie würd' ich den Zauber genießen!
Wie würd' ich verlaufen um Glanz und Ruhm
Des eig'nen Herzens Heiligthum,
Wo meine Götter mich grüßen!
Wo sind meine heißen Wünsche geblieben,
Die wirbelnd um mich den Reigen getrieben,
Als gäb' es nicht Raft noch Besinnen?
Schon naht der Abend, die Stunde verfliegt,
Und über sie alle hab' ich geflegt
In eifrigem, heißem Beginnen.
Und doch! Mich lockt noch des Zaubers Gewalt,
Der eilenden Stunde gebiete ich Halt,
Denn wunschlos bin ich noch nicht.
Das magische Wort, ich will es nützen,
Ich will das Schönste, das Beste besitzen —
Ich will mich sonnen im Licht!

(Bella tritt weinend ein.)

Bella:

's ist wirklich wahr, Andrea ging fort
Und hatte für mich kein Abschiedswort!
(Sie geht an's Fenster.)
Da eilt er hin und blickt nicht zurück!
Ade, ade, verlorenes Glück!

Enzio:

Du klagst um ihn, er war Dir lieb?

Bella:

O wüßt' er, wie in Schmerzen ich blieb,
O könnt' er sehen meine Thränen,
O blickt' er in mein Herz voll Sehnen,
Er kehrte um.

Enzio:

Du hast mich verschmäht,
Um ihn, nach dem Dein Sehnen geht!

Bella:

Der Staub der Straße verschlingt ihn mir.

Enzio:

Er sprach von Lieb und Treue zu Dir?

Bella:

Was braucht es der Worte? Ein Blick ist genug!
Mit tausend Klüssen die Liebe mich trug
An seine Brust! Dort lag mein Glück!
Nun kehrt' es mir nimmer und nimmer zurück!

Enzio:

Du hast gering meine Liebe geachtet,
Und während ich nach Dir verschmachtet,
Gabst Du dem falschen Dich zu eigen.

Bella:

Andrea, komm, ich will Dir zeigen,
Daß ich noch weiß, wie Küsse brennen,
Ich will Dich mit süßen Namen nennen,
Ich will Dich halten, will Dich umschmiegen
Mit Strömen der Liebe, die nie verfesten!

(Sie geht vom Fenster weg, auf Enzio zu.)

Er war bei Euch? Was hat er gesagt?
Hat er nach mir nicht einmal gefragt?
Hat keinen Gruß er hinterlassen?

Enzio:

Du mußt Dich beruhigen, mußt Dich fassen.

Nella (weinend):

Ich bin schon ruhig, bin schon still.

Enzio:

Nun weiß ich, was ich mir wünschen will
Du sprödes Kind, nun nenn' ich Dich mein,
Nun muß der Zauber hilfreich sein!

(Er blickt sie an, Nella erstarrt unter seinem Blick und folgt willenlos seinen Bewegungen.)

Enzio (beschwörend.)

Tritt her zu mir, ganz nah, ganz nah!
Blick' mir in's Auge: Du liebst mich ja!
Vergessen hast Du jenen Mann,
Du stehst in meiner Liebe Bann.
In all' Deine Poren dring' mein Verlangen:
Ich will, ein siegender Gott, Dich umfassen.
Ich will mit meinem Mund den Deinen
In Fesseln schlagen, die uns einen.

(Er faßt ihre Hände und beugt sich zu ihr herab.)

Ich nehm' Dich mit des Zaubers Kraft
In meiner Arme zwingende Haft.
So küsse mich mit Leib und Seele!

(Wie Nella ihn küssen will, hört er sie plötzlich zurück.)

Verflucht der Kuß, den ich mir stehle!
Erwach'! Der Zauber ist vorbei!
Zur rechten Zeit noch fühlst' ich mich frei!

Nella (aus ihrer Betäubung langsam zu sich kommend):

Die Kehle ist mir wie zugeschnürt.

Enzio:

Auf bösem Weg hab' ich Dich geführt
Bis hart an eines Abgrunds Rand.

Nella:

Ihr hieltet mich fest mit Eurer Hand.

Enzio:

Ich sah Dir in's Auge, es war so rein,
Ich wollt' es mit keiner Lüge entweih'n!
Die Liebe, die ein Zauber mir bringt,
Die nicht aus Deinem Herzen dringt,
Was frommte sie mir? Wem frommt ein Kuß,
Der einem Zauber gehorchen muß?
Nur was ich selbst erringen kann,
Will ich genießen, ein glücklicher Mann.
Dem Wunsche kann ich leicht entfangen,
Mein Wille soll an's Ziel mich tragen,
Nur im Erstreiten, im Erringen,
Nur im Erklämpfen liegt Genuß,

Und nur das Glück, das wir bezwingen,
Beseligt uns mit seinem Kuß!

(Abendroth über der Stadt. Eine Glocke läutet leise zum Aof, die anderen Glocken fallen nahe und ferne ein. Gesang der Glocken bis zum Schlusse.)

Enzio:

Hörst Du die Glocken? Die Stunde schlug!
Sie wollt' mich verlocken zu argem Trug,
Sie wollte ohne Kampf und Streit
Mir schenken Glück und Seligkeit.
Die Stunde hat es mich gelehrt:
Der Kampf nur giebt dem Siege Werth.

Bella (die schon früher wieder an's Fenster geeilt ist):

Ich seh' das Schiff! Das Abendroth
Liegt auf den Segeln! Herr, bewahr'
Ihn vor des Krieges grimmer Noth,
Beschütze ihn in der Gefahr
Begleite ihn auf seinen Wegen!
O Herr, gieb Du ihm Deinen Segen!

(Sie sinkt beim Fenster in die Knie.)

Enzio (den Stein hervorziehend):

Die Flamme schweigt im Wundersteine.
Sie glühete auf mit neuem Scheine
In meiner Brust! Da leuchte fort!
Und ich will schöpfen aus diesem Hort
Das Glück, das meine Kraft mir schenkt!

(Er wirft den Stein zum Fenster hinaus.)

Du aber sei in's Meer versenkt,
Unnäher Kiesel, Sinnbild dessen,
Darob ich meine Freiheit fast vergeffen.

(Der Vorhang fällt.)





Die Orchideen.

Don

Ferdinand Cohn.

— Breslau. —

Ein genialer Geigenkünstler hat es verstanden, durch Variationen eines einfachen Themas seine Zuhörer nach Venedig in die Zeit des Carnevals zu versetzen. Vor ihrer Phantasie erstand der Marcusplatz, durchwogt von lustigem Maskengewimmel; Arlecino im bunten Lappentleide schälerte mit der lieblichen Colombine; Pulcinello im weißen Kittel neckte sich mit den Bajazzi; die Dogareffa im fürstlichen Prachtgewande zog vorüber, begleitet von parfümirten Nobilitz und eleganten Edeldamen, und um sie herum schwärmte das niedere Volk in grotesken Costümen. Und alle diese tausendfach wechselnden Bilder rief der Künstler hervor durch leichte Veränderungen und Umwandlungen einer und der nämlichen Volksmelodie, die der Kenner auch in den kühnsten Verkleidungen immer wieder erkannte.

Eine noch größere Künstlerin ist die Natur, als sie die Orchideen in's Dasein rief. Wir erblicken unter ihnen eine unendliche Mannigfaltigkeit reizvoller, phantastischer Gestalten, als hätten die Elfen und Feen, die im nordischen Eichenwald ihre Ringeltänze aufführen, sich mit ihren glänzenderen Schwestern, die unter den Palmen des Orients weilen, zu einem Maskenfeste vereinigt. Eine jede trägt ein Gewand von anderem Schnitt; sie zeigen alle Farben, die die moderne Technik in Mode gebracht, vom reinsten Crèmeweiß und dem zartesten Lachsroth bis zum tiefsten Purpur, dem gesättigtsten Goldgelb und dem leuchtendsten Scharlach, dabei in den originellsten Zusammenstellungen: diese gefleckt wie ein Panther, jene gestreift wie ein Tiger, wieder andere mit wunderlichen Dessins bemalt. Die einen gucken kokett aus dem Grase hervor, andere sind in tollem Uebermuthe auf die Bäume ge-

klettert und wiegen sich in den höchsten Zweigen. Viele erscheinen in lustigen Verkleidungen: die eine streckt spöttisch die rothe Zunge aus dem Munde;*) eine andere hat ein Stierhaupt aufgesetzt mit gewundenen Hörnern;***) eine dritte hat die Gestalt einer garstigen Spinne angenommen, als wolle sie ihre Gefährtinnen erschrecken;***) wieder andere haben sich als Bienen, als Hummeln, als Wespen, als Ameisen, als Fliegen oder Schnaden verummmt; jene scheinen in der Luft zu schweben wie Schmetterlinge, diese sind als weiße Tauben†) oder als farbenschimmernde Kolibris erschienen. Der Botaniker aber erkennt in allen diesen Verkleidungen, die von den Gestalten des gewöhnlichen Blumenvolks so ganz verschieden scheinen, überall die nämliche Grundgestalt; auch sie sind sämmtlich nur Variationen einer und derselben einfachen Melodie.

I.

Die Orchideen bilden eine große Familie, in der die Botaniker gegenwärtig weit über 400 Geschlechter oder Gattungen und über 5000 Sippen oder Arten unterscheiden; andere schätzen die Zahl der Arten mit Einbegriff der Abarten auf das Doppelte. Doch besitzen sie alle so viele gemeinsame Familienzüge, daß selbst der Laie einer Blume es auf den ersten Blick ansieht, wenn er eine Orchidee vor sich hat, während nur der geübte Kenner im Stande ist, Gattung und Art richtig zu unterscheiden und zu benennen.

Die Orchideen sind Kinder der Sonne; drei Viertel aller Arten entfalten sich in den prächtigsten und mannigfaltigsten Gestaltungen unter den Tropen. Alexander von Humboldt sagt, das Leben eines Malers würde nicht ausreichen, um auch nur einen beschränkten Raum durchmusternd, alle die prachtvollen Orchideen abzubilden, welche die tief eingefurchten Gebirgsthäler der peruanischen Anden bewohnen††). Aber nicht minder mannigfaltig und prächtig sind die Orchideen in Brasilien, in Centralamerika, in West- wie in Ostindien und in den Inseln des indischen Oceans, nur der afrikanische Sudan ist auffallend arm an Orchideen. Je mehr wir den Polen uns nähern, desto mehr nimmt ihre Zahl ab; nur 112 Arten leben in Europa, 91 von ihnen bewohnen Italien; Deutschland zählt nur 55 Arten zu den Bürgern seiner Flora. Doch noch über den nördlichen Polarkreis hinaus gedeiht eine der schönsten Orchideen Europas, die den poetischen Namen der Calypso führt†††); mit ihren großen rosenfarbenen, gelb und braun gefleckten Blumen ist sie eine Zierde der Sumpfinnoere von Finnland und Lappland;

*) *Serapias Lingua*.

**) *Stanhopea Bucephalos*.

***) *Ophrys aranifera*, *Arachnitis*: *Spiculaea ciliata*.

†) *Peristeria alata*, flor di spirito santo, in Central-Amerika,

††) A. v. Humboldt, *Ansichten der Natur* II S. 32: Ideen zur Physiognomie der Gewächse.

†††) *Calypso borealis*.

selbst in Grönland leben noch Orchideen. Unter dem Aequator finden sie ihre eigentliche Heimat in den Wäldern der Gebirge, wo sie noch Höhen erklimmen, die dem Gipfel des Dachstein oder des Titlis gleichkommen; doch fehlen sie auch nicht in den Hochgebirgen Europas; unter den wenigen Alpenblumen, die der Senn zu benennen weiß, wird neben Edelraute und Edelweiß, neben Alpenrose und Enzian auch eine vanillenduftende, schwarzpurpurne Orchidee als Kohlrösli, Brändli oder Möhrli hochgeschätzt.

Die Mehrzahl der einheimischen Orchideen siedelt sich auf feuchten Wiesen an, die sie im Mai und Juni mit zahllosen Schaaren purpurner Blütenähren bevölkern; viele Arten bevorzugen jedoch die trockeneren Bergwiesen; andere sind ungesellig und flüchten sich in das lichte Gebüsch oder verbergen sich gleich Einsiedlern im Dunkel schattiger Laubwälder, wo nur das Auge des kundigen Botanikers sie aufspürt. Selbst die größten unter ihnen mögen eine Elle nicht überragen, die meisten sind nur spannenhoch. Die eine Art bringt nur ein einziges*), andere nur ein Paar grüner Blätter**) hervor; die meisten tragen am saftigen Stengel rechts und links gereiht eine Anzahl einfacher Laubblätter, die bei mehreren Arten mit blutrothen Flecken betupft sind und deshalb im Mittelalter als Marienthänen bezeichnet wurden***).

Aber unsere Wälder beherbergen auch Orchideen, die gar keine Blätter tragen; gräbt man sie heraus aus dem modernden Laube, aus dem ihre bleichen Blütenstengel hervorbrechen, so zeigt die eine Art ein Gewirr wurmförmiger, aufwärts gekrümmter Würzelchen, ähnlich einem Vogelnest †), während zwei andere anstatt der Wurzeln einen weißen, korallenartig verzweigten Sockel wagerecht ausbreiten ††).

Von ernähren sich diese seltsamen Orchideen, die in ihrer Farblosigkeit Spargel sprossen gleichen — da wir doch wissen, daß die grünen Blätter den Pflanzen als die unentbehrlichen Organe dienen, mit deren Hilfe sie die Sonnenstrahlen auffangen, damit diese in ihren Zellen die Bau- und Bildungstoffe des Lebens bereiten? Offenbar dient den blattlosen Orchideen als Nahrung der Moder, in dem sie wurzeln, und sie werden deshalb auch als Moderpflanzen (Saprophyten) bezeichnet. Aber erst wenn wir ihre unterirdischen Organe mit dem Mikroskop untersuchen, wird uns ihre Ernährungsweise verständlich; denn dann finden wir ihre Zellen erfüllt mit Knäueln von Pilzfäden; diese fügen ersichtlich der Orchidee keinerlei Schädigung zu; es scheint vielmehr, als hätten die Pilze mit der Orchidee

*) *Microstylis monophylla*.

**) *Platanthera bifolia*, *Listera* u. a.

***) *Orchis maculata*, *latifolia*, *incarnata*. Auch viele ausländische Orchideen besitzen Blätter mit purpurnen Streifen und Zeichnungen; die indischen *Physurus* und *Anectochilus* zeigen auf dem tiefen Sammtgrün ihrer Laubflächen ein feines Goldnetz; eine buntblättrige Orchidee von Ceylon wird Wana Raja, Waldkönigin genannt.

†) *Neottia Nidus avis*.

††) *Corallorhiza innata*, *Epipogium aphyllum*.

ein eigenthümliches Mietverhältniß eingegangen; für die bequeme und geschützte Wohnung, die sie in den Zellen finden, zahlen die Pilze ihre Miete dadurch ab, daß sie ihrem Wirth Nahrungstoffe zuführen, die sie aus dem modernden Laube auffaugen; denn wir wissen, daß die Pilze es verstehen, aus verwesenden Thier- und Pflanzenkörpern die für das Wachsthum erforderlichen Stoffe zu entnehmen. Wir würden ein solches Consortialverhältniß zwischen Pilzen und höheren Pflanzen, wobei beide Theile sich zu gemeinsamem Leben vereinigen und sich gegenseitig in ihren Thätigkeiten unterstützen, für eine phantastische Hypothese halten, hätten nicht die Forschungen der jüngsten Zeit die weite Verbreitung dieser Erscheinung herausgestellt, für die ein besonderes Wort „Symbiose“ erfunden worden ist; leben doch zahlreiche Erdpilze, und unter ihnen auch die vornehmen Trüffel, in Symbiose mit den Wurzeln unserer Waldbäume, die sie in der Ausnutzung des humusreichen Bodens unterstützen, und sind doch auch die Flechten, die mit olivenfarbenen oder gelben Laubflächen an den Baumstämmen sich anheften, oder als graue Bärte von den Aesten herabhängen, aus der Symbiose von Algen und Pilzen hervorgegangen!

Aber auch unsere grünlaubigen Orchideen, welche durch die Arbeit ihrer Blätter sich selbst die Stoffe bereiten, aus denen sie ihre Organe aufbauen, besitzen unter der Erde eine Einrichtung, die schon in den ältesten Zeiten die Verwunderung der Wurzelgräber erregte. Unter jedem Blütenstengel sitzen zwei Knollen neben einander, die eine schlaff und welk, die andere straff und voll. Jene ist die Mutterknolle, die den Stoff hergibt, aus dem die Orchidee Blätter und Blüten gebildet, und die deshalb nach der Fruchtreife ausgeaugt zu Grunde geht; die andere, die Tochterknolle neben ihr, überwintert und erzeugt im nächsten Frühjahr einen neuen Blütenstengel. So kommt es, daß unsere Orchideen alljährlich immer in gleicher Zahl auf den Wiesen erscheinen, die sie, stets neu verjüngt, vielleicht schon seit Jahrhunderten bewohnen. Die Knollen der meisten unserer Orchideen gleichen in Gestalt und Größe Taubeneiern; bei einigen Arten sind dieselben fingerförmig gespalten; das Mittelalter bezeichnete diese als Herrgottshändchen, auch wohl als Teufelshände; Ophelia, die unter den Blumen am Weidenbache auch diese Orchideen gesammelt, nennt sie Todtenfinger.*) Die Alten schrieben den Knollen der Orchideen Wunderkräfte beim Liebeszauber zu; die Gegenwart benutzt nur ihre schleimreichen Gewebe zur Stärkung der Kranken, denen sie sie als Salep zubereitet.

II.

Auch der heißen Zone mangeln nicht die Erdorchideen, die zwischen Gras und Kräutern hervorsprossen; doch mit mannhohen Stengeln bilden sie hier oft glänzende Blütenbüsche, wie sie der chinesische Phajus in unseren

*) Hamlet, Act IV, Scene 7.

Gewächshäusern zur Frühlingszeit uns veranschaulicht; die brasilianischen Sobralien erreichen eine Höhe von 3 Meter. Aber die ungeheure Mehrzahl der tropischen Orchideen verschmäht den Erdboden und siedelt sich hoch auf den Stämmen, den Astgabeln, den Zweigen der Urwaldbäume an; manche Bäume werden ganz von ihnen bedeckt und bilden einen natürlichen Orchideengarten; aber sie überziehen auch nackte Felsen und hängen herab an Abgründen; sie beleben, um mit A. v. Humboldt zu sprechen, die vom Licht verkohlten Stämme der Tropenbäume und die ödesten Felsenripen. „Eine adelige Familie“ nennt sie der wackere Georg Eberhard Rumpf von Hanau, dem wir die ersten Beschreibungen dieser Pflanzen von den Gewürzinseln verdanken, weil sie sich stets in der Höhe der Baumwipfel ansiedeln, wie die Edelleute auf ihren Burgen, und sich im Prachtgewand zeigen, wie der Adel in modernen und glänzenden Toiletten.“*)

Aus allen Theilen ihrer Stengel brechen weiße Luftwurzeln hervor, die sich fest in alle Spalten der Rindenborke oder an den nackten Felsen anklammern und mit solcher Kraft anpressen, daß sie platt gedrückt werden wie schmale Riemen; oder sie hängen wohl auch als graue Härte von den Baumästen frei in die Luft hinab. Alle Luftwurzeln sind von einem porösen Schwammgewebe überzogen; wenn der Thau der Nächte schwer auf sie herniederträuft, saugen die schwammigen Wurzelhüllen sich mit Wasser voll und versorgen damit die Pflanzen während der heißen Tagesstunden. Das Innengewebe der Luftwurzeln ist grün und schimmert durch die graue Wurzelhülle hindurch, wenn diese, vom Wasser durchtränkt, durchsichtig geworden ist; bei einer javanischen Orchidee**) welche gar keine Blätter trägt, müssen die Büschel der grünen Luftwurzeln geradezu die Function der Blätter übernehmen.

Auch die Baumorchideen bilden Knollen an ihrem Grunde, aber keine unterirdischen, wie die auf unseren Wiesen; frei im Lichte stehend, färben die Luftknollen sich grün; oft sind sie kettenartig an einander gereiht; ihre Größe schwankt von der eines Senforns bis zu der eines Kinderkopfes. In der regenlosen Jahreszeit, wenn das Leben der Baumorchideen durch die Trockenheit zum Stillstand gebracht wird, wie das unserer Erdorchi- deen durch die Winterfalte, dienen die Luftknollen als Speicher für Wasser und Bildungsstoffe, aus denen beim Wiedererwachen der Vegetation Laubblätter und Blütenstengel an ihrer Spitze sich entwickeln. So lange die Baumorchideen nicht blühen, zeigen sie kaum etwas Charakteristisches; ihr Ansehen erinnert bald an eine Amaryllis, an eine Iris, an eine Ananaspflanze, bald an ein rohrartiges Gras oder gar an einen Cactus mit peitschenförmigen Zweigen; es giebt winzige Arten, die kaum größer sind als Moose;***)

*) Rumphius (Rumpf) (1627—1702) Herbarium amboinense Vol. VI. Lib. XI c. 1.

**) Polyrhiza funalis.

***) Bolbophyllum minutissimum von Australien, Sarcophilus microscopicus von Sumatra.

viele ranken sich wie die Schlingpflanzen hoch hinauf bis in die Wipfel der Bäume; die kletternden Stengel der *Galea altissima* von Java erreichen eine Länge von 40 m. Doch erst wenn die Blüthen aus den Luftknollen hervorbrechen, einzeln, paarweise, meist aber in einfachen Trauben oder in reich verzweigten, riesigen Rispen, dann entfalten die Orchideen die ganze Herrlichkeit ihrer eingeborenen Natur, die selbst den einfachen Sinn der Naturvölker mächtig aufregt. Die Kaziken des alten Mexico schmückten sich mit den Blüthen der *Stanhopea ocellata* und hielten sie wegen ihrer „unbeschreiblichen Schönheit und als Naturwunder“ in höchstem Werth. *)

In den Molukken war eine Orchidee ganz ausschließlich den Frauen, Schwestern und Töchtern der Könige vorbehalten, die für sich allein das Recht in Anspruch nahmen, die glänzenden Blüthen sich in's dunkle Haar zu flechten; sie hieß deshalb „Prinzessinnenblume“. **)

III.

Als gegen Ende des 17. und im Laufe des 18. Jahrhunderts Holländer und Engländer ihre indischen Colonien nicht bloß selbstsüchtig auszubeuten, sondern auch wissenschaftlich zu durchforschen begannen, gelangte nach Europa durch die enthusiastischen Schilderungen der Reisenden nähere Kunde von den Wunderblumen, die dort aus den Stämmen der Palmen und anderer Urwaldbäume hervorblühten. Aber es dauerte doch noch lange Jahre, ehe dieselben in den Gewächshäusern Europas heimisch wurden. England ging voran, wo schon seit alter Zeit die Wohlhabenden gewöhnt sind, mit ihrem Wohnhaus ein Gewächshaus zu verbinden, in dem nicht, wie gewöhnlich bei uns, möglichst viele verkümmerte Pflanzenkrüppel, sondern eine, wenn auch beschränkte Anzahl auserlesener Schauspflanzen in tabelloser Vollkommenheit herangezogen werden. Noch gegen Ende des vorigen Jahrhunderts

*) So berichtet Franc. Hernandez, der Leibarzt des Königs Philipp II. von Spanien, den dieser nach Mexico geschickt hatte, um die Heilmittel und Nutzpflanzen von Neu-Spanien zu sammeln und abmalen zu lassen; sein Werk ging bei einem Brande des Escorial zu Grunde, aber eine Bearbeitung wurde 1651 zu Rom auf Kosten des Präsidenten der Accademia dei Lincei, Principe Cesi in lateinischer Sprache gedruckt; hier erhielt die mexicanische Fürstenblume wegen der luchsähnlichen Tüpfelung ihrer Blütenblätter und zu Ehren der Akademie den Namen der Luchsblume (*flor Lynceus*).

**) *Angraecum scriptum* bei Rumphius Herb. amboin. VI. l. XI. c. 1; sie heißt jetzt *Grammatophyllum scriptum*; der Name bezieht sich auf die purpurbraunen Zeichnungen der gelben Blütenblätter, welche Rumpf hebräischen Buchstaben ähnlich fand. Verwandt ist die *Niesiorchidea* von Java, *Grammatophyllum speciosum*; an die Nester der Waldbäume angeklammert, baut sie mit dem dichten Flechtwerk aufwärts wachsender Würzelchen ein Nest, worin sie Humus und Feuchtigkeit ansammelt und den Erdboden völlig entbehrlich macht; aus diesem sprossen dann 4 m hohe Laubstengel und im Frühling bis zu fünfzig gigantische, 2—2,5 m lange Blütentrauben, von denen eine jede ca. 700 große gelbrothe Blumen trägt. Ein Exemplar an der Wohnung des Obergärtners von Buitenzorg trug nach der Mittheilung von Treub, der wir diese Schilderung entnehmen, gleichzeitig 3600 Blüten.

war es fast nur der Botanische Garten zu Kew bei London, wo einige wenige tropische Baumorchideen in Cultur genommen wurden:*) 1789 waren ihrer nur elf Arten, 1813 war ihre Zahl auf 83 gestiegen, aber von dieser Zeit ab mehrte sich ihre Menge in raschem Anwachsen. Die königliche Gartenbaugesellschaft in London trug dazu bei, das Interesse für die Orchideen in weiteren Kreisen zu erwecken, und ihr Präsident Lindley besaß bis in die Mitte unseres Jahrhunderts gewissermaßen das Monopol für die wissenschaftliche Bearbeitung der tropischen Orchideen; nach seinem 1865 erfolgten Tode ging dasselbe auf den Director des Botanischen Gartens zu Hamburg, Gustav Reichenbach, über, an den bis zu seinem Tode im Jahre 1889 aus allen Theilen der Welt die neu eingeführten Orchideen geschickt wurden, damit er sie benenne und beschreibe.**)

Seit den dreißiger Jahren unseres Jahrhunderts begannen die mit großen Capitalien arbeitenden englischen, später auch die belgischen Handlungsgärtner, besondere kostspielige Expeditionen auszurüsten, um die Urwälder der alten und neuen Welt nach Orchideen abzusuchen und diese nach Europa zu senden. Mancher von den Sammlern büßte dabei Gesundheit oder gar das Leben ein in den fieberathmenden Dschungeln Indiens oder in den verpesteten Sumpfwäldern Brasiliens; aber durch ihre Bemühungen füllten sich die Gewächshäuser mit den schönsten erotischen Orchideen. Freilich von den Tausenden der Knollen, die von den Mutterstämmen losgerissen, aus ihrer sonnigen Heimat in die kohlen geschwängerte Nebelatmosphäre Englands oder Belgiens verpackt wurden, gingen die allermeisten nach kurzer Zeit wieder zu Grunde; denn die Gärtner, damals noch wenig vertraut mit den Lebensbedingungen dieser Pflanzen, glaubten ihnen ihr Haus nicht heiß und nicht feucht genug machen zu können; erst seit etwa 30 Jahren haben sie gelernt, die Behandlung den verschiedenen Bedürfnissen der verschiedenen Arten anzupassen, von denen die meisten eine Ruhezeit bedürfen, während deren sie trockener und kühler stehen müssen, einige, die in den Hochgebirgen der Anden zu Haus sind, an ein gemäßigtes Klima gewöhnt sind und selbst Schnee und Frost ertragen. Man ersetzte den Baumorchideen den Stamm, an den ihre Luftwurzeln sich anklammern, durch frei aufgehängte Rorkstücke oder durchbrochene Körbchen, aus deren Spalten sich ihre Blütenstengel in elegantem Bogen abwärts neigen; seitdem gedeihen und blühen die Orchideen der Tropen in unserem Norden ebenso schön und ebenso reichlich wie unter dem Aequator. Die Zahl der in den Gewächshäusern Europas in Cultur befindlichen Arten wird gegenwärtig auf 2000 geschätzt; in den Botanischen Gärten von Kew und St. Petersburg werden 1500, in dem von Berlin

*) Nach Kraus, „Geschichte der Pflanzeneinführungen in die Europäischen Botanischen Gärten“, Leipzig 1894 sind die ersten tropischen Orchideen aus den holländischen Colonien in den Botanischen Garten zu Leiden (1705) eingeführt worden.

***) Die neueste, gründlichste Bearbeitung der Orchideenfamilie verdanken wir dem Director des Botanischen Gartens in Heidelberg, Prof. Piiper.

über 1000 Arten cultivirt. Anfangs freilich waren es nur sehr wenig Reichbegüterte, die obersten Zehntausend, die sich den Luxus eines eigenen Orchideenhauses gönnen konnten; denn es mußten oft für eine einzige Art, bei deren Einsammeln vielleicht das Leben eines Forschers zum Opfer gefallen, wo von Hunderten nach Europa geschickter Knollen vielleicht nur einige wenige am Leben geblieben waren, ungeheure Preise gezahlt werden. In Deutschland galt bis in die sechziger Jahre das reiche Hamburg als das Elorado der Orchideen; in Berlin war die Villa Reichenheim im Thiergarten durch Jahrzehnte berühmt wegen ihres Orchideenhauses; in Oesterreich war es wohl zuerst Graf Thun, der in seinem herrlichen Berggarten zu Tetschen an der Elbe im Jahre 1841 bereits 43, 1847 dagegen schon 500 ausländische Orchideen züchtete. Aber es ist noch nicht viel über ein Jahrzehnt, daß der zuerst von englischen Handelsgärtnern gefaßte Gedanke, Orchideen für die Million (*Orchids for the million*) heranzuziehen, der Verwirklichung nahe gebracht worden ist; auch in Deutschland ist es bereits, Dank der Intelligenz unserer Gärtner, dahin gekommen, daß die Orchideen als vornehmster Schmuck bei festlicher, wie bei trauriger Veranlassung geradezu populär geworden sind.

Der größte Orchideenluxus wird gegenwärtig wohl in Nord-Amerika getrieben, wo für eine tabellose *Cattleya*, die eine einzige Nacht an der Robe einer Dame, im Knopfloch eines Gentleman prangen soll, 20 bis 25 Mark gezahlt werden. Besonders beliebt sind dort die Orchideen für Brautbouquets, die bis zu 400 Mark kosten; eine gewisse Berühmtheit erlangte der aus Orchideen und Orangeblüthen bestehende Strauß, den die Tochter des reichen William Astor in New York an ihrem Hochzeitstage trug, und der mit 1600 Mark bezahlt wurde. *)

Dank dieser allgemeinen Verbreitung der Orchideencultur, die von Jahr zu Jahr immer weitere Ausdehnung gewinnt, genießen wir jetzt in den Schaufenstern unserer Blumenhandlungen, ganz besonders aber in den großen Gartenausstellungen einen Anblick, wie ihn die Natur selbst in den am meisten begünstigten Gegenden nicht zu bieten vermag. Denn alle Reisenden beklagen, daß der tropische Urwald zwar eine unbeschreibliche Ueppigkeit des Laubwerks, aber nur wenig Blumen zeigt. Alfred Wallace, dem wir die lebendigsten Schilderungen von der Thier- und Pflanzenwelt der Tropen verdanken, **) berichtet, „auffallend schöne Blumen seien dort so selten, daß Wochen, ja sogar Monate vergehen können, ehe man eine blühende Pflanze sieht, die wirklich Bewunderung verdient; eine blühende Wiese bei uns daheim sei farbenreicher, als jede tropische Landschaft“. Der Botanische Garten von Buitenzorg auf Java, der unter der wissenschaftlichen Leitung

*) Vergl. C. de Varigny, *Le monde antilléen*. *Revue des deux mondes* 1893. 1. Sept.

**) A. Wallace, *Die Tropenwelt*, 1878, überetzt v. D. Brauns, Braunschweig 1879.

eines der ersten Pflanzenforscher der Gegenwart, Melchior Treub, alle Schätze der tropischen Flora vereinigt, besitzt auch eine besondere Abtheilung für Orchideen, wo gegen 2000 Arten im Freien gedeihen. *) Aber jeder Reisende, der mit der Erwartung eines außergewöhnlich prachtvollen Bildes dorthin kommt, fühlt sich enttäuscht; denn da die tropischen Orchideen in den verschiedensten Zeiten des Jahres blühen, so findet der Besucher an einem bestimmten Tage immer nur wenige in Blüthe, und die meisten kann man nach dem Urtheil eines der neuesten wissenschaftlichen Reisenden, G. Haberlandt, **) „mit dem besten Willen nicht anders, als höchstens hübsch oder zierlich nennen, und muß sich gestehen, daß unsere einheimischen Orchideen den Vergleich mit der überwiegenden Mehrzahl der tropischen Arten sehr gut aushalten.“ Wie überall in der Welt, so sind auch unter den Orchideen die Sterne erster Größe bei Weitem in der Minderzahl, und die Mittelmäßigkeit überwiegt; unsere Orchideenzüchter haben bereits eine sorgfältige Auslese getroffen und, nachdem sie Alles geprüft, nur das Beste und Schönste behalten.

IV.

Worin besteht nun aber der wunderbare Reiz dieser adeligen Blumenfamilie, der, wenn sie auch vielleicht für den feinfühligsten Geschmack die holde Anmuth einer „La France“-Rose, die jungfräuliche Keinheit einer Lilie nicht in Schatten zu stellen vermag, doch durch die Originalität ihrer Gestaltung, den Glanz ihrer Farben unwillkürlich jedes Auge fesselt? Eine Vergleichung mit den Lilien, die zu den Orchideen in naher Verwandtschaft stehen, wird uns über die Eigenschaften belehren, auf denen der in allen Orchideen so scharf ausgeprägte Familiencharakter beruht.

Platon hat in seinem Buche über den Staat den Gedanken ausgesprochen: in dem Körper wie in der Seele eines vollkommenen Menschen, sei es das schöne Ebenmaß, der schöne Rhythmus, die schöne Harmonie, welche in uns das Gefühl des Gesunden, des Guten und Schönen erwecke, während mit dem Mangel an Harmonie, an Rhythmus, an Ebenmaß das Häßliche, Schlechte, Krankhafte verischmütert sei: das Nämliche gelte aber auch von den bildenden Künsten, Architektur und Malerei, und selbst von dem Kunsthandwerk, Weberei und Stickerie, nicht minder auch von den Leibern der Thiere und von den Pflanzen. ***)

Diese schöne Harmonie, diese Eurythmie, wie die Griechen sagten, zeigt die Lilie in vollendeter Weise. Diese Blume setzt sich zusammen aus fünf, dicht auf einander folgenden Kreisen; jeder Kreis ist aus drei gleichen und in gleichem Winkel von einander abstehenden Gliedern derart

*) Der Botanische Garten „3 Lands Plantentuin“ zu Buitenzorg auf Java, Festschrift. Leipzig. 1893.

**) Haberlandt, Eine botanische Tropenreise. Leipzig, 1893.

***) Plato, Polit. III. c. 11. u. 401. A.

gebildet, daß die Glieder des ersten, dritten und fünften Kreises genau übereinander gestellt sind, ebenso die Glieder des zweiten und vierten Kreises, während die Glieder je zweier unmittelbar aufeinander folgender Kreise abwechseln, d. h. genau die Mitte zwischen den Gliedern des nächst vorangehenden und nächst folgenden Kreises einnehmen.

Nach der durch Goethe in die Wissenschaft eingeführten Lehre*) betrachten wir alle Glieder in einer Blüthe, wie verschieden auch ihre Gestalt, Farbe und Function sein mag, als metamorphosirte Blätter. Die Blätter des ersten Kreises bilden den Kelch, die des zweiten die Krone, die jedoch bei den Lilien in Gestalt und Färbung ganz oder doch nahezu übereinstimmen. Die Glieder des dritten und vierten Kreises werden als Staubblätter, die des fünften Kreises als Fruchtblätter bezeichnet.

Goethe hat aber auch bemerkt, man könne die Orchideen gewissermaßen als monströse Lilien auffassen. In der That finden wir in der Orchideenblüthe die nämliche Folge der fünf dreigliedrigen Blattkreise; aber durch ungleichmäßige Ausbildung einzelner, durch die vollständige Unterdrückung anderer Glieder ist an die Stelle der absoluten Harmonie, der mathematischen Regelmäßigkeit eine abwechslungsreiche und darum ganz besonders reizvolle Symmetrie getreten; dabei haben einzelne Glieder eine vollständige Umgestaltung und Metamorphose erlitten, wie sie bei keiner anderen Pflanzenfamilie sich wieder findet. Die drei Blätter des Kelches sind gleich gestaltet, meist bunt gefärbt; von den drei Blättern der Krone sind zwei, die rechts und links stehen, den Kelchblättern ähnlich gebildet und gefärbt, doch meist kleiner oder auch größer als diese; das dritte Kronblatt aber ist in der Regel bei Weitem größer, mit ganz anderen, meist sehr auffallenden Farben und Zeichnungen geschmückt, oft in mehrere ungleich ausgestaltete Abtheilungen gegliedert, nach Art eines Pantoffels oder Kessels gewölbt, oder in einen hohlen Sporn ausgefacht, mit Schwielen, Buckeln, Zähnen und Hörnern ausgestattet, in Lappen oder Zipfel gespalten oder am Rande in Franzen aufgelöst; es wird deshalb durch einen besonderen Namen, Lippe oder Labellum, unterschieden. Der Lippe gegenüber erhebt sich aus der Mitte der Blüthe eine kleine Säule, die statt des Capitäls in der Regel einen einzigen Staubbeutel trägt; dieser besitzt zwei Fächer, in denen sich der Blütenstaub befindet; doch ist derselbe nicht wie gewöhnlich in feinkörniges, leicht verstäubendes Pulver aufgelöst; seine mikroskopische Körnchen sind durch Klebstoff in kleine Päckchen zusammengeklebt, welche durch elastische Fäden zu zwei größeren Packeten derart vereinigt sind, daß in jedem Fach des Staubbeutels ein Blütenstaubpaket untergebracht ist; bei den ausländischen Orchideen ist der Blütenstaub in der Regel zu zwei wachstartigen gelben Staubkölbchen zusammengefittet. Dicht unterhalb

*) J. W. v. Goethes Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären, Gotha. Ettinger 1790.

des Staubbeutel breitet sich an der Stirne der Säule ein mit Klebstoff überzogenes Polster, die Narbe, aus, hinter der ein zahntiger Vorsprung, das Schnäbelchen, sich erhebt; dieses trägt gleichfalls, nur von einem Schleier verhüllt, eine einfache oder doppelte Klebscheibe. Der Staubbeutel ist das einzige von den 6 Staubblättern, welches wirklich ausgebildet wird, die fünf übrigen sind unterdrückt oder in Zähne und Höcker verkümmert;*) die Narbe sammt dem Schnäbelchen ist aus der Metamorphose der drei Fruchtblätter hervorgegangen.

Merkwürdig ist auch der Blütenstiel der Orchidee; er ist meist dreikantig, inwendig hohl und schließt eine ungeheure Zahl mikroskopisch kleiner Samenanlagen ein, welche auf drei Längsstielen an seiner Innenwand hervorsprossen. So lange die Orchidee sich im Knospenzustand befindet, ist die Lippe aufwärts gerichtet; beim Aufblühen dreht sich der zum Fruchtknoten umgestaltete Blütenstiel in der Regel so, daß die Lippe nach unten geneigt ist.

Nach diesem hier in aller Kürze skizzirten Bauplan sind alle Orchideen gestaltet, so sehr auch ihre Blüten in der Größe und in der Farbe, im Schnitt und in der Stellung ihrer Glieder sich untereinander unterscheiden; alle die 5—10 000 verschiedenen Arten und Abarten der Orchideen sind doch nur, wie wir am Eingang dieser Betrachtungen bemerkten, Variationen eines und desselben einfachen Themas, das in seiner Reinheit sich in der Lilie, der Tulpe, der Amaryllis verkörpert hat.

V.

Hat die schaffende Naturkraft, als sie die Orchideen erstehen ließ, einen festen Plan vor sich gehabt, den sie hier in strengster Regelmäßigkeit befolgte, dort in phantastischer Willkür tausendfach variierte? Ist sie einem Genius, ähnlich dem Shakespeares, vergleichbar, der eine Cordelia, eine Julia, eine Desdemona, aber auch eine Titania, einen Puck, einen Ariel und selbst einen Caliban geschaffen?

Es ist jetzt eben ein Jahrhundert verflossen, seit ein Schlüssel zur Lösung dieser Frage gefunden wurde. Im Jahre 1793 erschien bei Vieweg in Berlin ein merkwürdiges Buch unter dem Titel: „Das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und der Befruchtung der Blumen.“ Der

*) Eine Ausnahme macht der Frauenschuh (*Cypripedium*); zu dieser Gattung gehört die schönste der einheimischen Orchideen (*C. Calceolus*), die bis Sibirien vordringt; noch prächtigere Arten besitzt Nordamerika und Japan; die größten und herrlichsten, die jetzt eine Zierde unserer Gewächshäuser geworden, bewohnen das heiße Asien und Amerika. Bei dieser Gattung gleicht die Lippe einem schönfarbigen Pantoffel, als sei er für die Königin Mab gearbeitet; die beiden anderen Stenblätter sind flach und schmal; bei dem brasilianischen *C. (Paphiopedium) caudatum* hängen sie gleich gelösten Schuhriemen in einer Länge von 75 cm an beiden Seiten des Pantoffels herunter. Hier ist das Staubblatt, welches sonst an der Spitze der Säule sitzt, zu einem Blättchen umgestaltet, zwei andere Staubblätter dagegen zu beiden Seiten der Säule enthalten den Blütenstaub, der aber nicht in Staubtöbchen zusammengekittet, sondern in feines Pulver aufgelöst ist.

Name des Verfassers, Christian Konrad Sprengel, Rector der Lateinschule in Spandau, war bis dahin den Botanikern unbekannt gewesen; in der That hatte Sprengel erst in reiferen Jahren sich der Beobachtung der Blumen zugewendet, veranlaßt durch seinen Arzt, der dem hypochondrischen Manne fleißige Spaziergänge in Feld und Wald empfohlen hatte, bei denen sein reger Geist eine Beschäftigung verlangte. Schon dreißig Jahre früher hatte ein Tübinger Botaniker, Joseph Gottlieb Kölreuter, durch eine Reihe scharfsinniger Experimente den Beweis geführt, daß die Blüthen der Pflanzen nur dann Frucht ansetzen und keimfähige Samen erzeugen, wenn sie befruchtet werden, das heißt, wenn der in den Staubbeuteln erzeugte Blütenstaub auf die Narbe gebracht wird*). Sprengels neue Entdeckung bestand darin, daß diese Uebertragung des Blütenstaubes in der Regel durch Insecten bewirkt wird, welche die Blüthen besuchen, um Honig einzusammeln, bei diesem Geschäfte, ohne es zu wissen und zu wollen, sich mit dem Blütenstaub beladen und diesen später auf die Narbe abladen.

Bei der Untersuchung der auf den sumpfigen Havelwiesen massenhaft blühenden Orchisarten, konnte Sprengel Anfangs nicht begreifen, wie die in den beiden Fächern des Staubbeutels eingeschlossenen Staubkölbchen heraus kommen; „denn,“ jagte er, „daß sie von selbst herausfallen, oder daß sie der Wind herauswehen könne, daran ist nicht zu denken.“ Er nahm nun auf's Gerathewohl einen Grashalm zur Hand, berührte damit das untere Ende des Staubbeutels — und sah mit Verwunderung, daß er damit ein Kläppchen zurückstieß und ein Staubkölbchen hervorholte, welches am Halme festsaß.

„Nun fiel mir auf einmal der Vorhang, der mir bisher die Structur dieser Blume verdeckt hatte,“ fährt Sprengel fort; es müssen Insecten sein, die den im Sporn der Lippe verborgenen Honigsaft suchen und dabei mit ihrem Kopfe an den Grund des Staubbeutels anstoßen; hierdurch holen sie die Staubkölbchen aus ihren Fächern, die sie dann später auf die klebrige Narbe abstreifen.

Bald fand Sprengel auch Fliegen, welche an ihrem Kopfe Staubkölbchen trugen; um so größer war sein Verlangen, es mitanzusehen, auf welche Weise ein solches Insect zu seinem Kopfschmuck gelange. Er legte sich auf die Lauer; endlich glückte es ihm bei einer Waldorchidee, dem Zweiblatt,**) dessen Lippe statt eines Spornes eine mittlere Rinne besitzt, in welcher Honig abgeschieden wird. Eines Tages um die Mittagstunde fand er eine Schlupfwespe auf einer Blüthe; sie setzte sich auf die Lippe und begann den Honig auf der Rinne, von unten anfangend, abzulecken. Dann kroch sie immer höher hinauf auf der Lippe, bis sie mit dem Kopfe

*) Vorläufige Nachricht von einigen das Geschlecht der Pflanzen betreffenden Versuchen und Beobachtungen. Leipzig 1761—66.

***) *Listera ovata*.

die Staubkölbchen berührte; plötzlich fuhren diese aus ihren Behältern heraus und blieben vermittelst der aus dem Schnäbelchen hervorspringenden Klebtheibe am Kopfe des Thierchens hängen. Dieser Anblick gewährte dem spähennden Forscher unbeschreibliches Vergnügen; das Insect aber schien darüber sehr ungehalten; es flog bald zu einer anderen Blüthe, und indem es an dieser wie vorher den Honigsaft von unten nach oben aufzulecken begann, stieß es schließlich mit dem Kopfe an die Narbe, an der ein Theil des Staubkölbchens festkleben blieb; den größeren Theil behielt das Insect an seinem Kopfe; gewiß konnte es damit noch mehrere Blüthen befruchten.

„Gleichwie ein geschickter Brettspieler,“ so schließt Sprengel die lebhafteste Schilderung seiner Beobachtungen, „es so einzurichten weiß, daß sein minder geübter Gegner irgend einen das Spiel entscheidenden Stein mit eigener Hand, jedoch ohne es zu wissen und zu wollen, nach und nach gerade dahin ziehen muß, wohin er denselben gezogen wissen will — ebenso besteht die bewunderungswürdige Kunst, welche die in Erfindungen uner-schöpfliche Natur in der Structur der Orchideen bewiesen hat, darin, daß Alles so veranstaltet ist, daß ein Insect, bloß auf sein Vergnügen bedacht, und nichts wissend von der Absicht, zu deren Befriedigung es vom Schöpfer bestimmt ist, immer an eines der Staubkölbchen, oder wo diese schon von einem andern Insect abgeholt sind, an die Narbe gerathen muß.“

Sprengel erging es mit seinem „neu entdeckten Naturgeheimniß“, wie Goethe mit seiner drei Jahre vorher veröffentlichten „Metamorphose der Pflanzen“; beide wurden Anfangs von den zünftigen Botanikern als phantastische Pflücker angesehen und verlacht. Zwar der größte Botaniker aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts, Robert Brown, der sich selbst hervorragende Verdienste um die Erforschung der Orchideen erworben*) und in ihren Geweben im Jahre 1830 zuerst den Zellkern entdeckt hatte, der seitdem als ein allen Thier- und Pflanzenzellen gemeinsames und bei den wichtigsten Lebensthätigkeiten mitwirkendes Organ erkannt worden ist — Robert Brown hatte mit der größten Anerkennung von Sprengel gesprochen und gemeint, „nur Diejenigen könnten über Sprengel lachen, die nichts von der Sache verstünden“. Aber es vergingen doch 70 Jahre, ehe Sprengels schon fast vergessenes Buch wieder zu Ehren gebracht und seine Entdeckungen über die Beziehungen zwischen Insecten und Blumen im Allgemeinen, wie insbesondere bei den Orchideen bestätigt und vervollständig wurden.

Im Jahre 1862, drei Jahre nach dem Erscheinen seines Epoche machenden Werkes „über die Entstehung der Arten durch Naturzüchtung“ veröffentlichte Charles Darwin ein kleines Buch „über die Einrichtungen zur Befruchtung britischer und ausländischer Orchideen durch Insecten und über die günstigen Erfolge der Wechselbefruchtung“. Hier bewies dieser

*) Robert Brown verdanken wir die Erforschung der reichen Orchideenflora von Australien.

Forscher, der ebenso groß war in der Feinheit und Genauigkeit seiner Beobachtungen wie in der Kühnheit und Klarheit seiner darauf gestützten allgemeinen Schlussfolgerungen, daß alle, auch die scheinbar unbedeutendsten Einrichtungen der Orchideen darauf hingingen, Insecten zu ihrem Besuche anzulocken, und daß diese mit Nothwendigkeit die Staubkölbchen aus den Fächern des Staubbeutel herausholen, sie dann aber nicht, wie man vermuthen sollte, auf die eigene, sondern auf die Narbe einer fremden Blüthe abstreifen und diese dadurch befruchten müssen; denn — und darauf legt Darwin ein besonderes Gewicht — die Natur lehrt uns, daß sie bei den Blumen vor beständiger Selbstbestäubung zurückschreckt und daß Wechselbefruchtung oder Kreuzung verschiedener Blüthen zur Erhaltung der Art nothwendig ist.

Daß in der That die Orchideen sich nicht selbst befruchten können, lehrt die tausendfältige Erfahrung an den ausländischen Arten in unseren Gemächshäusern, welche niemals Früchte ansetzen, wenn nicht zufällig eine Biene oder Hummel sich in das Haus verirrt und die Bestäubung bewirkt hat. Einen schlagenden Beweis liefert die in der terra caliente des östlichen Mexico einheimische Orchidee, welche in ihren Fruchtschoten das köstliche Aroma der Vanille erzeugt, mit dem bereits die alten Azteken ihre Chocolate würzten.*) Es ist dies auch die einzige Orchidee, welche den Menschen ein genießbares Product liefert; alle übrigen begnügen sich mit dem idealen Genusse, den sie durch den Anblick ihrer Schönheit und die Betrachtung ihrer wunderbaren Einrichtungen gewähren. Im Jahre 1819 bemühten sich die Holländer, die Vanille in ihren Colonieen auf der Insel Java anzukultiviren; der Versuch gelang, und die als Schlingpflanze an den Bäumen hoch hinauf kletternde Orchidee entwickelte ihre saftiggrünen Laubranken und ihre grünlichgelben Blüthentrauben auf den Inseln des Orients ebenso üppig wie in ihrer westlichen Heimat — aber sie setzte niemals Früchte an; es fehlten eben dort die Insecten, die hier gewöhnt sind, den Blüthenstaub auf die Narben anzukleben. Erst seit 1837 kam man auf den Gedanken, die Vanille künstlich zu befruchten; von dieser Zeit an liefert Java und andere tropische Colonieen in den Handel eine sechs Mal größere Menge von den gewürzigen Schotenfrüchten als Mexico, welchem die Natur selbst das Monopol verliehen zu haben scheint; ja man ist heut im Stande, in jedem Gemächshause Vanillefrüchte zu züchten, indem man mit der Hand vorsichtig die Staubkölbchen auf die Narben der Blüthen anheftet.

Darwins Buch hat uns eine ungeahnte Mannigfaltigkeit der zweckmäßigsten Anpassungen zwischen den Blüthen der Orchideen und den Insecten enthüllt. In der Regel ist jede Art für den Besuch einer bestimmten

*) Nach dem Bericht des Hernandez bereiteten die alten Mexikaner aus den gerösteten und zerstoßenen Bohnen des Cacao (Cacauatl) unter Zusatz von Vanille (Tlixochitl), Maismehl und verschiedenen Samenkörnern, darunter auch eine Art Pfeffer, vier verschiedene Getränke, von denen eines den Namen Chocolatl führte.

Insectenklasse eingerichtet, die einen für Fliegen, andere für Bienen oder Hummeln, wieder andere für Grab- oder Schlupfwespen, noch andere für Schmetterlinge. Die Orchidee lockt ihre Besucher schon von ferne an durch ihren Duft, der bei der Stanhopea dem berauschenden Arom der Vanille gleichkommt, aber auch, wenngleich minder durchdringend, mehreren einheimischen Arten zukommt; manche Orchideen duften des Nachts stärker als bei Tage, sie erwarten den Besuch von Nachtfaltern. Eine einheimische Art riecht nach Wanzen, eine ausländische nach verwesendem Fleisch; sie lockt dadurch Miasfliegen an, während sie andere Insecten fern hält; selbst die in Thüringen nicht seltene Fliegenophrys*) ist auf den Besuch von Schmeißfliegen eingerichtet, welche einen stahlblauen Fleck auf der purpurammtigen Lippe belecken. Auch die Färbung der Blüthen richtet sich nach den verschiedenen Insecten; denn Versuche haben gezeigt, daß auch bei Bienen und Schmetterlingen der Geschmack verschieden ist, daß die eine Art diese, eine andere jene Farbe bevorzugt; für Tagesbesucher genügen trübe und dunklere, auch wohl grünliche, für Nachtschmetterlinge werden helle, leuchtende Farben entwickelt, die auch in der Dämmerung weit sichtbar bleiben. Die Insecten suchen und finden in den Blüthen Honig; die Botaniker bezeichnen diesen, dem poetischen Sprachgebrauch Linnés folgend, als Nektar; in der That scheint derselbe, wie schon Sprengel bemerkte, für die Insecten wahrer Nektar zu sein; denn sobald sie davon gekostet, verweilen sie auf der Blüthe oft stundenlang und verlassen sie nicht eher, als bis sie den letzten Tropfen aufgesaugt haben. Der Nektar quillt gewöhnlich aus einer besonders dafür eingerichteten Stelle der Lippe hervor; bei einer der größten und feltsamsten unter den Orchideen des tropischen Süd-Amerika**) bildet die gelbe, purpurgefleckte Lippe ein großes beutelartiges Becken, in welches hinein aus zwei am oberen Ende der Lippe vorspringenden Stielbrüsen während der ganzen Blüthenzeit ununterbrochen Honig herunterträufelt, so daß sich mehr als 30 Gramm davon im Honigbeutel ansammeln. Ueberall dient die große breite Lippe den Insecten als Landungsplatz, wo sie anfliegen und festen Sitz nehmen, während der Rüssel mit dem Honigsaugen beschäftigt ist. Durch die Drehung des Blüthenstiels wird die Lippe erst beim Aufblühen in diejenige Lage gebracht, wo sie den Insecten den bequemsten Anflug gestattet; bei Orchideen mit hängenden Blumen, wie bei der Stanhopea, unterbleibt die Drehung. Gewöhnlich ist durch eine besondere Zeichnung auf der Lippe, ein Honigmal, wie Sprengel es nennt, die Stelle angezeigt, wo sich der Nektar befindet. Aber dieser ist niemals ohne Weiteres offen zugänglich; vielmehr verbirgt die Orchidee ihn auf das Sorgfältigste, so daß das Insect nur dann zu ihm gelangen kann, wenn es mit dem Kopfe an das Schnäbelchen auf der Säule anstößt, dabei die Klebtheiben mit den

*) *Ophrys muscifera*.

**) *Coryanthes macrantha* u. a. N.

daran festhängenden Staubkölbchen herauszieht und sie an Stirn, Auge oder Rüssel sich anheftet. Oft ist der Honig im Grunde eines hohlen Spornes geborgen, dessen Eingang in der Nähe der Säule sich befindet und dessen Länge der des Rüssels entspricht. In den Wäldern von Madagaskar lebt eine prachtvolle Orchidee, *Macroplectron sesquipedale*, deren schneeweiße Blüthen oft in unseren Gewächshäusern prangen; ihr fußlanger Sporn ist nur in den untersten 4 Centimetern mit Honig gefüllt, so daß offenbar nur riesige Nachtfalter, die einen Rüssel von 25—30 cm Länge besitzen, zu demselben gelangen können. Im tropischen Amerika sind es sogar Kolibris, welche um die Blüthen der Baumorchideen herum schwirren und mit ihrer langen röhrenförmigen Zunge den Honig aus der Tiefe der Blumen hervorholen, die sie befruchten sollen; in Indien besorgen dieses Geschäft die Nektarineen oder Honigvögelchen, die so leicht und klein sind, daß sie sich auf jede Blume setzen und mit ihrem langen krummen Schnäbelchen den verborgenen Honigsaft aufschlüpfen können. Wenn wir in unseren Gewächshäusern die glorreichen Orchideenblumen bewundern, müssen wir uns eigentlich noch die zahlreichen Arten der großen, prächtig gefärbten Falter und die juwelenglänzenden Kolibris der Tropen hinzudenken, für die sie sich so herrlich geschmückt haben.

Manche einheimische und ausländische Orchideen sondern keinen flüssigen Honigsaft aus; statt dessen erhält der Sporn oder eine andere, durch ihre Färbung ausgezeichnete Stelle der Lippe ein zuckerreiches Zellgewebe, welches von den Insecten benagt wird und bei der Bestäubung die Dienste des Nektartrankes vertritt. *)

Dem Insectenbesuch dient auch jene Eigenschaft, die den Orchideen einen ganz außergewöhnlichen gärtnerischen Werth verleiht — ihre lange Blüthendauer: Die Blüthen der meisten Arten halten sich länger als einen Monat, einzelne sogar 70—80 Tage lang unverändert in voller Frische und Schönheit, vergeblich des Besuchers harrend, der in unseren europäischen Gewächshäusern niemals kommen kann; sind sie einmal befruchtet, so verblühen sie in wenig Stunden. Bei manchen Arten steht in einer blüthenreichen Rispe gleichzeitig immer nur eine einzige Blume offen; da diese sich aber allmählich, eine nach der anderen, entfalten, so hält die Orchidee sich viele Monate lang für den Besuch eines Gastes bereit, den sie mit ihrem Nektar bewirtheht, von dem sie aber auch den Dienst der Bestäubung erwartet. Viele ausländische Arten entfalten ihre Blüthenstände lange Zeit vor den Blättern; wodurch dieselben natürlich den Insecten sich um so auffallender

*) Schon Sprengel fragte: „Warum hat die Natur unsere gemeinsten Orchisarten (*O. maculata*, Morio), denen sie doch böllig das Aussehen und die Einrichtung von Honigsaftblumen gab, doch nicht mit Honig versehen?“ Er nennt sie Scheinblumen, Täuschblumen, die die Insecten zum Vestein halten, wenn diese ihren Rüssel in den leeren Sporn stecken; indessen finden sie darin saftiges Gewebe, was ihnen genügen mag, sonst würden sie nicht unverdrossen von einer Blume zur andern fliegen.

bemerklich machen, wie ja auch unsere Obstbäume und die meisten Frühlingsblumen vor der Belaubung blühen, um den in den kalten Frühlingstagen nur spärlich schwärmenden Bienen und anderen Insecten leichter in die Augen zu fallen.

Es ist unmöglich, hier im Einzelnen auch nur die wichtigsten der Einrichtungen zu schildern, durch welche die Orchideen verhindern, daß ihr Blüthenstaub von selbst auf die Narbe fällt,*) welche es auch dem Insect unmöglich machen, zum Honig zu gelangen, ohne die Staubkölbchen vermittelt der Klebscheiben sich an den Kopf anzuhängen, oder welche dasselbe zwingen, die an seiner Stirn feststehenden Staubkölbchen erst beim Besuch einer zweiten Blüthe auf die Narbe derselben festzukleben. Bei einigen Orchideen ist die Lippe reizbar; sobald ein Insect sich auf dieselbe gesetzt hat, klappt sie plötzlich mitjammt ihrem Gaste in die Höhe, und hält ihn so lange gefangen, bis er die Bestäubung vermittelt hat.***) Gewöhnlich sind Staubbeutel und Schnäbelchen so reizbar, daß sie bei der leisesten Berührung die Klebscheibe mit den an feinen Stielchen auf dieser befestigten Staubkölbchen hervortreten lassen. Bei einer der merkwürdigsten Orchideen des tropischen Amerika (*Catasetum*) befinden sich an der Spitze der Säule zwei bewegliche Hebel, ähnlich Fühlhörnern; sobald der eine von einem Insect berührt wird, schießt die Blume die beiden Staubkölbchen aus dem Staubbeutel ab, gleich Pfeilen von Bogen, so daß sie drei Fuß weit, immer mit der Klebscheibe voran, fortgeschleudert werden und das auf der Lippe sich niederlassende Insect unfehlbar an die Stirn treffen. Das Wunderbarste aber bei dieser Orchidee ist, daß diejenigen Blumen, an deren Narbe das Insect die Staubkölbchen nunmehr anheften soll, zu leichterer Unterscheidung völlig anders gestaltet und gefärbt sind, so daß man sie früher für eine ganz verschiedene Gattung hielt und ihnen einen besonderen Namen (Nonnenblume, *Monachanthus*) gab; vor etwa fünfzig Jahren entdeckte der aus Thüringen gebürtige Sir Richard Schomburgk bei seiner Erforschung der Urwälder von Britisch Guiana, daß aus dem nämlichen Knollstock Blumen von *Catasetum* und *Monachanthus* hervorsprossen; Darwin bemerkt, daß die beiden Formen, von denen diese das weibliche, jene das männliche Geschlecht darstellen, einander weniger ähnlich seien, als beispielsweise Pfauhahn und Pfauhenne.***)

*) Bei einigen wenigen Orchideen findet Selbstbestäubung statt; Darwin selbst beobachtete bei der Bienenophrys (*Ophrys apifera*), daß die Staubkölbchen auf langen fadenförmigen Stielchen stehen, welche sich von selbst bogenförmig krümmen und dadurch nicht bloß die Blüthenstaubpakete aus dem Staubbeutel herausziehen, sondern sie auch auf die übrige Narbe festandrücken.

**) *Calaela nigra*; *Megaclinium Bufo*.

***) *Catasetum* bringt sogar neben männlichen und weiblichen noch eine dritte Art von Blüthen hervor, die wiederum ganz anders gestaltet sind und früher ebenfalls für eine selbstständige Gattung (*Myanthus*) angesehen wurden; es scheinen dies Zwitterblumen zu sein.

Sobald die Bestäubung der Narbe vollzogen ist, legt die Orchidee das Feiergewand ab, das sie zu Ehren ihres Besuches getragen; die bunten Blumenblätter welken und werden abgeworfen; der zum Fruchtknoten umgewandelte Blütenstiel schwillt und nimmt eine länglich-eiförmige Gestalt an; er wird zur Fruchtkapsel, die zahllose winzige Samen einschließt, kaum größer als Stäubchen; die Botaniker bezeichnen sie als sägespänartig. Jeder Same enthält in einer zarten Hülle ein fast mikroskopisches Kügelchen, den Keim. Nach einer Reifezeit, die mitunter Monate dauert, öffnet sich die Kapsel, indem drei Klappen sich aus einem Rahmen lösen, der von drei, oben und unten verbundenen Leisten gebildet wird; die Samen verstäuben in alle Winde. Darwin berechnete die Zahl der Samen bei der gefleckten Orchis unserer feuchten Waldwiesen*) auf 186 000; bei einer Stanhopea mögen es Millionen sein; aber von dieser Anzahl kommt meist kein einziger zur Entwicklung. Glückt es aber einem Samen, je nach der angeborenen Natur, in feuchter Erde oder in der Rindenspalte eines tropischen Baumes zu keimen, so schwillt das ungestaltete Keimkügelchen zu einem kleinen Knöllchen an, aus dessen Spitze ein winziges Laubstengelchen hervorsproßt; bei den einheimischen Erdorchideen stirbt dieses im Herbst ab, hinterläßt aber im Boden ein etwas größeres Tochterknöllchen, aus dem im folgenden Frühling ein stärkerer Laubstengel sich entwickelt; erst nach 5—9 auf einander folgenden Jahresgenerationen ist die Orchidee soweit erstarrt, daß sie einen Blütenstengel treibt; bei den ausländischen Baumorchideen vergehen von der Keimung oft noch 12 Jahre, ehe sie zum Blühen gelangen.

VI.

Darwin erblickt in der Familie der Orchideen, deren Glieder trotz unendlich mannigfaltiger Abweichungen im Einzelnen, doch eine unverkennbare Uebereinstimmung in allen wesentlichen Grundzügen darbieten, einen überzeugenden Beweis für die Wahrheit der Abstammungslehre. „Können wir uns,“ fragt er, „durch die Annahme befriedigt fühlen, daß jede Orchidee, genau so, wie wir sie jetzt sehen, nach einem gewissen idealen Typus geschaffen sei? Ist es nicht eine einfachere und verständlichere Annahme, daß alle Orchideen dasjenige, was sie mit einander gemein haben, ihrer Abstammung von einer gemeinsamen Stammform verdanken?“

In der That, wenn die vielen tausend Arten der Orchideen eine so überraschende Verwandtschaft zeigen, so läßt sich das nicht anders begreifen, als daß sie die gemeinsamen Familienzüge der Abstammung von gemeinsamen Urahnen verdanken, welche den größten Theil ihrer Eigenschaften bis auf die spätesten Generationen vererbt haben. Wenn sich auch von diesen leicht vergänglichen Gewächsen keine Ueberreste aus früheren Erdperioden erhalten haben, so spricht doch alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Urahnen

*) *Orchis maculata*.

unserer heutigen Orchideen in den Urwäldern lebten, deren Stämme in den Braunkohlenlagern begraben liegen, in jenem Zeitalter, wo am Nordpol noch Ginkgos und Wellingtonien und bei uns in Deutschland Palmen und Lorbeerbäume grüntem.

Darwin erblickt aber auch in den Orchideen Belege für denjenigen Theil seiner Lehre, der gewöhnlich als Selectionstheorie oder Naturzüchtung bezeichnet wird und mit der Abstammungslehre in keinem nothwendigen Zusammenhang steht. Hatte er doch nachgewiesen, daß die Orchideen sich nicht fortpflanzen können, wenn sie nicht durch Insecten befruchtet werden; es mußten daher diejenigen Blumen durch gesicherte Samenbildung bevorzugt sein, welche nicht bloß im Stande waren, Insecten anzulocken, sondern auch dieselben in solche Lage zu bringen, daß sie gezwungen waren, den Blütenstaub auf die Narbe zu übertragen; dagegen mußten diejenigen Blumen, welche dies nicht vermochten, ohne Nachkommenschaft zu Grunde gehen. Es erscheint daher begreiflich, daß diejenigen Einrichtungen der Orchideen, welche den Insectenbesuch begünstigen, in der Reihe der Generationen immer vollkommener und zweckmäßiger ausgebildet wurden. Andererseits lassen sich aus den Anpassungen an die verschiedenen Insectengattungen und an die Veränderungen in den äußeren Lebensbedingungen, welche mit der Verbreitung der Orchideen über den Erdkreis im Lauf der Jahrtausende eintraten, die zahllosen Abänderungen und Umgestaltungen der gemeinsamen Stammform ableiten, welche in den Gattungen und Arten der jetzt lebenden Orchideen in die Erscheinung treten.

Während die Abstammungslehre heute als ein gesicherter Besitz der Wissenschaft anerkannt ist, sind gegen die Lehre, daß die Entstehung der Arten durch die Naturzüchtung und den Kampf um's Dasein bedingt sei, gewichtige Einwände von Philosophen und Naturforschern erhoben worden. Nicht das wird in Zweifel gezogen, daß in der gesammten Natur zwischen Wesen gleicher Art wie zwischen den verschiedenen Arten der Thiere und Pflanzen ein niemals ruhender Kampf um's Dasein waltet, in dem die Schwächeren unterliegen, die Begünstigten sich erhalten und fortpflanzen; bestritten wird nur, ob dieser Kampf bei der Umprägung der vorweltlichen in die jetzt lebenden Arten der einzige oder doch der Ausschlag gebende Factor gewesen ist. Noch in neuester Zeit hat der scharfsinnige Begründer der synthetischen Philosophie, Herbert Spencer mit aller Bestimmtheit sich dahin ausgesprochen: die Natur sei gar nicht im Stande, neue Arten so zu züchten, wie der Gärtner neue Obstsorten, neue Blumenforten züchtet, indem er nur diejenigen erhält und vermehrt, die ihm den meisten Gewinn versprechen, alle minderwerthigen aber verwirft. *) Selbst der verschiedenste Vertreter der Lehre von der Naturzüchtung, August Weismann,

*) Herbert Spencer, The inadequacy of natural selection. Contemporary Review. Febr. und März 1893.

hat noch in diesen Tagen zugestanden: „daß die Variationen durch den Kampf um's Dasein in bestimmter Weise zur Entstehung der Arten gerichtet würden und so das Zweckmäßigste hervorbringen, sei zwar eine schöne und bestreikende Hypothese; aber es sei der Beweis für sie noch zu erbringen.“*)

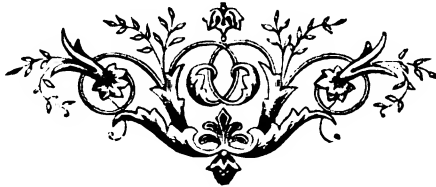
Es ist hier nicht der Ort, die schwierige und verwickelte Frage eingehend zu erörtern, ob durch Darwin die letzten und höchsten Probleme der organischen Schöpfung bereits endgiltig gelöst sind; denn auch für die Naturwissenschaft gilt der Spruch des Faust:

Dort wird sich manches Räthsel lösen;
Doch manches Räthsel knüpft sich auch . . .

Aber indem Darwin, im Verein mit seinen Vorläufern und Nachfolgern, an den Pflanzen, die den Gegenstand dieser Betrachtungen gebildet haben, eine unabsehbare Fülle wunderbar zweckmäßiger Einrichtungen und Lebensvorgänge und ungeahnte Wechselbeziehungen zwischen Thier- und Pflanzenwelt erkennen ließ, ist uns neben dem rein ästhetischen Genuß, den die Anschauung ihrer Gestalten auch dem Laien gewährt, ein tieferer Einblick in die Harmonie der Naturordnung zu Theil geworden, und mit geläuterter Erkenntniß stimmen wir ein, gleichviel welcher philosophischen oder theologischen Richtung wir angehören, in den erhabenen Gesang unseres großen Dichters:

Die unbegreiflich hohen Werke
Sind herrlich wie am ersten Tag!

*) Weismann, Die Allmacht der Naturzüchtung, Jena 1893. Weismann bestrebt sich allerdings, in obiger Schrift den Beweis für diese Lehre zu liefern. Herbert Spencers Erwiderung „A Rejoinder to Professor Weismann“ ist in Contemporary Review. Dec. 1893 erschienen.





Die Kunstleistungen der Araber während der Herrschaft der Abbasiden.

Don

August Wünsche.

— Dresden. —



Owohl es nach den Berichten mancher arabischer Historiker, insbesondere nach den Lobgedichten der Poeten den Anschein gewinnt, die abbasidischen Chalifen seien durchweg edle Charaktere gewesen, so hat doch die moderne kritische Geschichtsschreibung längst das Gegentheil festgestellt. Es waren leidenschaftliche Despoten und blutdürstige Tyrannen. Nervös aufgeregte und durch Schwelgerei und Genußsucht überreizt, bebten sie vor keinem Mittel zurück, wenn es die Befriedigung ihrer grenzenlosen Herrschaftsgelüste galt. Ihrer Launenhaftigkeit und ihrem Ehrgeiz fielen oft die Tüchtigsten des Reiches zum Opfer. Wehe dem, der es wagte, sich ihrem Willen zu widersetzen oder in freimüthiger Offenheit ihre Handlungen zu tadeln, er wurde entweder sogleich auf's Grausamste hingerichtet, oder er mußte sein Vergehen mit blutigen Geißelschlägen und schwerer Kerkerhaft büßen. Da in ihren Augen jeder Unterthan nur ein Sklave war, so hatte er nur so lange ein Recht auf Existenz, als er für ihre egoistischen Eroberungspläne zu verwenden war oder diesen wenigstens nicht entgegenstrebte.

Hatten die Omajjaden ihre Residenz in Damaskus in Syrien aufgeschlagen, so verlegten die Abbasiden dieselbe nach Bagdad am Tigris. In verhältnißmäßig kurzer Zeit erreichte die neue Metropole des muhammedanischen Reiches einen ungeheuren Umfang und überstrahlte in ihrer Prachtentfaltung alle berühmten Städte der Vorzeit.

Alle Elemente der Kultur flossen hier zusammen, Wissenschaft und Kunst wetteiferten mit Handel und Industrie. Neben Bagdad gab es noch viele

andere Städte, wie Basra, Kufa, Samara, Nisabur, Wasit, Fostat, die nicht minder bewundernswürdig waren. Während nach den blutigen Eroberungskriegen die freiheitsliebenden Araber sich wieder nach der Wüste zurückzogen, suchte die nach Reichthum und Wohlleben strebende Bevölkerung die neu entstandenen Reichscentren auf. Was Wunder, daß dieselben bald der Tummelplatz eines bunten Völkergemisches wurden und die größten Gegensätze hier aufeinanderstießen. Auf den Straßen begegneten sich Araber und Perser, Inder und Egypter, in kostbare Gewänder gehüllte Reiche und zerlumpte und in Schmutz verkommene Bettler, Großkaufleute, die ungeheure Magazine besaßen, und armselige Trödler, die mit allerlei Tand handelten, berühmte Gelehrte, Musiker und Sänger und fahrende Stegreifdichter, Gaukler und Possenreißer.

Doch der Geschichtsschreiber mag über die abbasidischen Chalifen noch so streng urtheilen, die Thatsache läßt sich nicht weglegen, daß während ihrer Regierung auf allen Culturgebieten, besonders aber in Wissenschaft und Kunst, ein reges Leben herrschte. Schon Mansur, der zweite Abbaside, war ein Freund der Gelehrten und Künstler und suchte ihre Bestrebungen zu fördern. Wenn wir auch die Nachricht, daß auf Veranlassung des Chalifen bereits die verschiedensten Werke der Griechen über Mathematik, Medicin und Astronomie in's Arabische übersetzt worden seien, entschieden bezweifeln, so wurden diese Wissensgebiete doch sicher unter ihm angebaut. Unter Harun Arraschid, der sich den persischen König Nuschirwan zum Vorbilde genommen zu haben scheint, blühten nicht nur Theologie und Jurisprudenz, Philosophie und Philologie, sondern auch die verschiedensten Zweige der sogenannten exacten Wissenschaften. Sein Hof war der Sammelplatz von Gelehrten, Dichtern, Musikern und Sängern. Die von Bagdad ausgehenden wissenschaftlichen Anschauungen, besonders die neuen philosophischen Ideen, wurden, wie Rusciri erzählt, in alle Gegenden des großen Araberreiches getragen. In der abendländischen Geschichte ist dieser Beherrscher der Gläubigen durch die Gesandtschaft an Karl den Großen bekannt, die demselben ein aus den feinsten Geweben gefertigtes Zelt, zwei große Leuchter und eine Wasseruhr, alles Gegenstände des arabischen Kunstfleißes, überbrachte. Das größte Verdienst um die Pflege von Wissenschaft und Kunst jedoch kommt Mamun zu. Die Akademien von Bagdad, Basra und Kufa standen zu seiner Zeit in der herrlichsten Blüthe, und sein Hof war ein Musenhof im eigentlichen Sinne des Wortes. Unter ihm wurden auch die aus Griechenland herbeigeschafften Werke durch Vermittelung syrischer Christen in's Arabische übersetzt, ebenso wurden verschiedene persische und indische Werke übertragen.

Doch betrachten wir die Kunstleistungen der Araber unter den abbasidischen Chalifen im Einzelnen und wenden uns zuvörderst der Dichtkunst zu. Der Zug zum Dichten ist dem Araber angeboren. In der vorislamitischen Zeit machte beinahe jeder Araber Verse. Man redete und

schrieb in Versen, ja, bei Feindseligkeiten zweier Stämme jandte der angreifende Stamm nicht selten einen Herold ab, der in poetischer Rede den anderen Stamm zum Kampfe herausforderte, worauf auch aus diesem ein Herold hervortrat und in Versen die Antwort gab. War die vorislamitische Dichtung vorzugsweise auch nur lyrischer und beschreibender Natur, so hielt sie sich doch immer streng an den Gegenstand. Es sind kleine Gemälde, die die Dichter entwarfen, voll Tiefe der Empfindung, schlichter Einfachheit und echter Ursprünglichkeit; ein frischer Lebenshauch ist darüber ausgegossen. Wir lauschen, wenn der Araber auf seinem Kameele in Sturm und Wetter dahinjagt, oder wenn er klagend vor dem zerstörten Zelte steht, aus dem die Feinde seine Geliebte hinweggeführt haben, oder endlich, wenn er mit heißer Kampfbegier sich in die Schlacht stürzt, um neuen Ruhm auf sein Haupt zu häufen. Selbst die bis in's Kleinste gehenden dichterischen Beschreibungen des Pferdes, des Kameels und der Waffen ermangeln nicht völlig des Interesses, sind es doch Dinge, die dem Besitzer an's Herz gewachsen sind und an denen er mit einer Liebe hängt, als wären es Theile seines eigenen Selbst. Unter den Abbasiden dagegen nahm die Dichtung einen ganz anderen Charakter an. Sie wurde gespreizt und klügelnd, hochtrabend und schwülstig. Je blendender das Spiel der Gedanken war, je auffallender die Worte und Redekünstelei, je überraschender die Bilder und Gleichnisse, desto werthvoller war ein Gedicht. Dadurch, daß die Poeten ihr Talent in den Dienst des Hofes stellten und die Freiheit ihrer Gedanken verkauften, wurden sie zu niedrigen Lob- und Schmeichelrednern. Wußten sie doch, daß eine einzige Kasside, ja nur ein einziges Distichon, wenn der Fürst Gefallen daran hatte, ihnen ansehnliche Reichthümer eintrug. Auch durch den völlig veränderten Charakter des öffentlichen Lebens änderten sich selbstredend die Stoffe der Dichtung. Wilde Zechgelage, die bis tief in die Nacht hineindauern, sinnlicher Liebesgenuß, hin und wieder wohl auch ein Jagdabenteuer, das sind die herrschenden Themen, die in wohlklingendem Reimspiel fort und fort variiert werden. War die Eitelkeit eines Dichters verletzt oder seine Hoffnung auf ein ansehnliches Geschenk seitens eines Großen getäuscht, so machte er seinem Groll durch höhnische Satire Luft. Von mancher Satire wird uns eine ungeheure Wirkung erzählt, die Verspotteten richteten die schmeichelhaftesten Schreiben an den Dichter oder setzten große Summen Geldes daran, um ihn zu bewegen, die Spottverse zurückzunehmen.

Am eigenartigsten tritt das Naturell der Araber in dieser Periode immer noch im Sinn- und Lehrgedicht uns entgegen, das einen scharf zugespitzten Gedanken, eine Lebensregel oder die Quintessenz einer Wissenschaft enthält und zum Merken und Auswendiglernen bestimmt war. Als eine neue Dichtungsart tritt dann die Makame auf, der wir zum ersten Male bei Abulfadhl Ahmed Hamadani begegnen und die später mit Hariri ihren Höhepunkt erreichte und sehr bald auch von der jüdischen Dichtung mit

Glück nachgeahmt wurde. Sie strebte vor Allem darnach, durch einen novellistischen Vortrag angenehm zu unterhalten. Gefürstete Schönrrede und gesuchtes Reimspiel sind die charakteristischen Merkmale dieser Art Poesie.

Neben der lyrischen und didaktischen Dichtung wurde weiter auf die Märchenerzählung große Sorgfalt verwendet. Die Araber waren große Freunde vom Erzählen und vom Erzählenhören. Die Natur mit ihren Wundern und Schrecken kam der erregten Phantasie der Bewohner stattlich zu Hilfe. Thiere und Pflanzen wurden zu vernunftbegabten Wesen, erhielten Sprache und traten sowohl mit sich selbst wie mit dem Menschen in lebendigen Verkehr. Dazu kam die große Zahl von guten und bösen Geistern, mit denen man sich den Luftraum, die Erde und ihr Inneres angefüllt dachte und die den Menschen in seinem Thun und Handeln entweder zu fördern oder zu hindern suchten, die ihn schreckten oder lockten, mahnten oder überredeten. Grund genug, daß bald eine Fülle wunderbarer Erzählungen, Sagen und Märchen von Zauberschlossern, Wunderlampen, Zauberringen, Talismanen und Amuletten entstanden. Das Fihrist kennt allein über zweihundert Märchenwerke, von denen freilich nur sehr wenige einen Ruf erhalten haben und in die gebildeten Sprachen Europas übersetzt worden sind. Zu den bekanntesten Werken gehören die Reiseabenteuer Sindbads, das Buch der sieben weisen Meister, Kalila und Dimna und Tausend und Eine Nacht, welches letztere die drei anderen an Berühmtheit entschieden übertrifft. Silvestre de Saçy verwies das Werk nach Indien und Lane und Docy sogar nach Egypten, aber es unterliegt keinem Zweifel, daß es persischen Ursprungs ist und sicher schon unter der Regierung Haruns und Mamuns entstand. Wenn einzelne Episoden auf die Herrschaft der Tscherkessen und auf die der Mameluken am Nile hinweisen, so muß man bedenken, daß das Werk sozusagen ein Gemeingut war und Jeder sich für berechtigt hielt, Einschaltungen und Zusätze zu machen. Hinsichtlich der Phantasie und Lebendigkeit der Schilderung ist Tausend und Eine Nacht ein Märchenwerk, das mit den Märchengebilden aller Völker den Vergleich aushält. Wenn wir die Märchen lesen, so ist es uns, als wenn wir der Wirklichkeit entrückt und in eine Welt der Wunder versetzt wären, und doch sind es, wenn wir von dem Zauberspuß absehen, ganz concrete Verhältnisse, die uns geschildert werden. Es sind treue Gemälde des Hoflebens der Chalifen und ihrer Bezire mit allen Licht- und Schattenseiten. Die Beherrscher der Gläubigen sind das, was sie in Wirklichkeit waren, orientalische Despoten, deren Launen sich Alles fügen muß und vor deren Zornblick die ganze Umgebung erzittert. Sie wohnen in Prunkgemächern, die von Gold, Silber, Edelsteinen und Perlen glitzern. So sinnenberauschend aber auch das Leben am Hofe äußerlich erscheint, innerlich herrscht ein heimtückisches Intriguenspiel, das Alles vergiftet. Die Eunuchen und Haremsdamen durchkreuzen die Pläne der Machthaber, ein bereits dem Tode anheimgefallenes Opfer wird ihrer Wuth entzogen und in sicheren Versteck gebracht. Doch

wir würden das Werk nicht völlig gerecht beurtheilen, wenn wir in ihm nur Grausamkeit, Blutdurst und Tyrannei finden wollten. Neben abstoßenden Zügen begegnen uns auch sittliche, die vor der christlichen Moral nicht zu erlassen brauchen. Jrgend ein Umstand bringt die Zornschraubenden zur Besinnung, sie gehen in sich und bereuen ihre Unthat. Auch manches Weib erregt durch ihr Verhalten unsere Bewunderung; wir staunen über seine Tugend, seine Selbstlosigkeit, seinen Opfermuth. Der Hauptreiz der Erzählungen liegt aber in den spannenden Conflicten, mögen sie hochernster oder lustigheiterer Natur sein. Ohne Athem zu schöpfen, folgen wir der Entwicklung, unsere Aufmerksamkeit weilt bei den handelnden Personen, sei es, daß wir mit ihnen sympathisiren, sei es, daß sie unser Fluch und unsere Verwünschung trifft.

Es ist bekannt, daß das umfangliche Märchenwerk ungemein befruchtend auf die abendländische Märchen-, Schwank- und Abenteuerliteratur gewirkt hat. So manche Erzählung ist in veränderter oder unveränderter Gestalt in die italienische und deutsche Dichtung übergegangen, und erst die neuere Duellenforschung hat den Ursprung nachgewiesen. Um nur einige Beispiele anzuführen, so haben in Boccaccios Decamerone die 5. Novelle des 1. Tages: Die Marquise von Montferrat, ferner die 6. Novelle des 7. Tages: Der Liebhaber als Verfolger und Verfolgter in den Erzählungen der sieben weisen Meister ihre Quelle, und in Heinrich von Hagens Gesammtabenteuern geht das 3. Abenteuer: Frauenzucht, desgleichen das 16: Der Busant und das 62: Die drei Mönche von Colmar auf Tausend und Eine Nacht zurück.

Aus der Zahl der arabischen Dichter während der Abbasidenherrschaft können wir selbstverständlich nur einige herausgreifen und ihr poetisches Schaffen durch Proben vergegenwärtigen. Ein sehr fruchtbarer Dichter zu Harun Arraschids Zeit war Abu-l-Atahija († 829). Obwohl er seiner religiösen Gesinnung nach ein Freigeist war und sich wenig um die Vorschriften des Korans und der Sunna kümmerte, schaute er doch bereits mit einer gewissen Betrübniß dem Treiben seiner Zeit zu. Durch viele seiner Liebesgedichte geht ein krankhafter Zug. Es erinnert z. B. an Heinrich Frauenlob, wenn er singt:

Mein Auge schauet in Wasserfluth,
Doch kann ich nicht löschen die heiße Gluth
Des brennenden Durstes, der mich verzehrt.
O hielte mich Gott der Gnade werth
Und löste mein Herz von des Leibes Kleid
Und schenkte ihm Ruhe in Ewigkeit.

Warum bist Du zur Herrin mir nicht erkoren,
Mir, der ich Herr Aller, die sterblich geboren?
Unendlich ist meine Liebe zu Dir;
Und liebest Du Hände und Füße mir
Vom Körper schneiden, ich riefte Dir zu:
Fahr' fort, nicht schone, Geliebte Du!

In einem anderen Gedicht heißt es von der Liebe:

„Die Menschen sagten mir: Beschreib' die Liebe!
Ich weiß nicht, wie ich Euch sie soll beschreiben,
Als eine Krankheit, die den Leib verzehrt,
Und die des Schlafes wenig nur gewährt,
Und gehet endlich die Geduld zur Neige,
So leg' die Hand ich auf die Wang' und schweige.“

Von den Großen der Zeit verherrlichte Abu-l-Atahija besonders den Feldherrn Humeid. Als derselbe gestorben war, dichtete er die Trauerode auf ihn:

Geräumig, Humeid, war Dein Hof gestaltet,
Darinnen Du als Gastfreund mild gewaltet,
Und die sich einst erfreuten Deiner Gabe,
Sie pilgern dankbar jetzt zu Deinem Grabe.

Auch in manchen seiner Sentenzen spricht sich eine asketische Lebensanschauung aus, z. B.:

„Wer, was die Welt sei, wohl verstand,
Der nimmt nur Reiseproviant;
Will sich der Reisende mit mir beladen,
So wird derselbe ihm nur schaden.“

Als unter Mahdi, dem Nachfolger Haruns, die Feier des Dichters plötzlich verstummte, wurde der Chalif dermaßen über ihn aufgebracht, daß er ihn in Ketten legen ließ. Doch umsonst, er beharrte in seinem Vorsatz; erst als das Todesurtheil über ihn ausgesprochen wurde, bestieg er wieder den Pegasus.

Von den unter Mamun lebenden Dichtern gelangte Afaawak († 828^{*)} zu solcher Berühmtheit, daß die besten Kunstrichter ihn dem Abu Numas an die Seite stellten. Ein von ihm an den bereits genannten Feldherrn Humeid gerichtetes Gedicht lautet:

O Humeid, unermülich im Spenden,
Verlaß uns nimmer! Wolltest Du Dich wenden,
So ist auch unser Lebensziel gestellt;
Denn Du, o Gütigster, bist unsere Welt.

Dieselbe Ueberschwänglichkeit spricht sich in dem anderen Gedichte aus:

Soweit die Erde Menschenkinder trägt,
Du bist es, der sie alle nährt und hegt;
Du sorgst für sie in väterlicher Milde,
Gleichwie der Tigris tränket die Gefilde.

Auf den Feldherrn Abu dichtete er:

Abu Dulaf ist für uns die Welt,
Er ziehe gegen den Feind in's Feld,
Er wohne einsam in seinem Haus.
Zieht Abu Dulaf von uns hinaus,
So ist uns die ganze Welt verloren.

*) Eigentlich: Hasan Ali Ibn Dschabala.

Soweit Arabien Söhne geboren,
Soweit sie wohnen in Wüste und Stadt:
Wenn Einer von Abu Dulaf nicht hat
Sich Tugend und Ehelmuth erworben,
Ist er im Wettkampf ruhmlos verborben.

Als Mamun von diesem Gedichte Kenntniß erhielt, ließ er den blindgeborenen Dichter verfolgen und in Fesseln nach Bagdad bringen. „Sohn einer Verworfenen,“ herrschte er ihn an, „Du hast in Deinem Gedichte auf Abu Dulaf auch mich zu denen gestellt, die ihre Ansprüche auf Ruhm und Ehre von ihm borgen müssen.“ Obwohl der Dichter sich geschickt zu entschuldigen wußte und jagte: „Fürst der Gläubigen! Du gehörst einem Geschlechte an, mit dem kein anderes zu vergleichen ist; Gott hat es unter dem ganzen Menschengeschlechte auserwählt und ihm das heilige Buch gegeben und die höchste Gewalt und ein großes Reich; was ich gesagt habe, bezieht sich nur auf diejenigen, die auf gleicher Stufe mit Abu Dulaf stehen,“ so war der Chalif doch nicht zufrieden gestellt, sondern lenkte das Gespräch auf andere Verse des Dichters. „Um dieser Strophe willen,“ versetzte er, „soll zwar Dein Blut nicht vergossen werden, Du sollst aber wegen anderer gottloser Verse sterben. Du hast gedichtet:

Du waltest über allen Dingen,
Die uns im Lauf die Tage bringen,
Gebeuist dem wechselnden Geschick.
Ja, wen Du triffst mit Deinem Blick,
So ist ihm manchmal Heil und Frieden,
Oft auch wohl sicherer Lob beschieden.

„Was Du da gesagt hast, kann nur Gott allein. Du hast ein erbärmliches Geschöpf als Theilhaber an der Macht des Allmächtigen hingestellt.“ Er gab den Befehl, dem Dichter die Zunge mit der Wurzel auszureißen, was auch sofort geschah.

Getreue Spiegelbilder der Zeit während der Regierung Haruns und Mamuns sind die Gedichte des Abu Nuwas († 810). Die Freuden des Weins und der Liebe, Lobpreis der Großen und Verachtung der Frömmler, die sich mit religiösen Ceremonien abquälen und ihren Leib aus Furcht vor den Höllestrafen kasteien, das sind die Töne, die seinen Diwan ausfüllen. Hin und wieder stoßen wir auch auf den stark pessimistisch gefärbten Gedanken, daß Alles, weil es der Vergänglichkeit unterworfen, nur Tand sei, die beste aller irdischen Gaben sei der Tod. Der Dichter Maari ertheilt in dieser Hinsicht sogar den Rath, der Liebe zu entsagen und keine Kinder mehr zu zeugen. Sich selbst als eine Sünde seines Vaters betrachtend, wünschte er sich als Epitaphium auf sein Grab:

„Das hat mein Vater an mir gesündigt,
Ich aber versündigte mich an Niemand.“

Ein Dichter von gutem Namen ist Abu Lemmân, nach einer Ansicht der Sohn eines Christen Namens Thabbäus aus dem Dorfe Dschäsim bei

Damaskus, nach einer anderen aber dem Stamme Taij entstammend. Auch er verwendete sein poetisches Talent vorzugsweise zur Verherrlichung der Großen und Reichen. So sang er auf der Reise zu seinem Gönner Abdallah Ibn Tahir nach Chorasan:

Mich riefen meine Genossen an:
Führ' uns dahin, wo ihre Bahn
Die Sonne beginnt beim Morgenrauen.
Ich sprach: Nicht ist der Ort zu schauen;
Doch bin ich zu führen Euch dahin bereit,
Wo die Sonne aufgeht der Freigebigkeit.

An Suleiman Ibn Wahh, den Secretär Mamuns, richtete er das Gedicht:

O muß ich denn nicht, Wahhs Geschlecht,
Wie jeder Andere, der nach Recht
Und seiner Sitte strebt auf Erden,
Getreulich folgen Deinen Fährten?
Wie nach dem Quell der Durst'ge schmachtet,
Ist auch mein Herz, das nach Dir trachtet,
Und gleicht doch nur allen andern,
Die hier auf Erden mit mir wandern.

Den Tod des von Babel erschlagenen Feldherrn Muhammed Ibn Hamid Alusi betrauert er mit den Strophen:

Was fürder auch das Schicksal mag verhängen,
Mag rastlos Wehe sich auf Wehe drängen,
Wer jetzt sein Auge nicht von Thränen leert,
Ist eines bessern Looses nicht mehr werth.

Endlich dem Kadhi Ahmed Ibn Abi Dahud gilt der Lobpreis:

Kein Mißgeschick beugte je mir den Muth,
Ich traute dem ehlen Sinn des Daud,
Und zog ich selbst aus in ein fernes Land,
Er sorgte für mich mit offener Hand.

Als Abu Temnam einst auf einer poetischen Rundreise begriffen war, machte ihm Ibn Almuaddal über sein schmeichlerisches Wesen Vorwürfe und schrieb die Satire auf ihn:

Was hüllst Du Dich in des Schmeichlers Gestalt,
Um Männergunst buhlend, um Unterhalt?
Ist Dir auf der Stirne die Scham so erbläht,
Daß Du zum Bettler erniedrigt Dich hast?

Abu Temnam jedoch ließ den Spott nicht auf sich sitzen, sondern antwortete:

Du wagst es, gegen mich Verse zu dichten,
Beschimpfende Reden auf mich zu richten?
Hast Du, Werthloser, auch bebachet,
Von wildem Hasse angefaßt,
Daß durch den Herzschlag an Deiner Brust
Sich kund thut Deine böse Lust?

Daß Du dem Spotte Dich ausgesetzt
Des Starren, den Du frech verletz,
Daß Du wie jener Esel bist,
Der sich im Kampf mit Löwen mißt?

In welcher Achtung Abu Temmâm bei seinen Zeitgenossen stand, beweist ein kleines Gedicht des Kunsttrichters Hasan Ibn Wahb:

Zum Himmel ist Habib Attai*) gezogen,
Der letzte der Dichter, der, gleich den Bogen
Erquickender Fluth, die lechzende Au
Der Dichtkunst labte mit wonnigem Thau.
Und seine Freundin, die Sangesgabe,
Sie trauert, sie wallt mit ihm selber zu Grabe;
Wie treu es die Weiden hienieden gemeint,
Sie werden da droben auß's Neue vereint.

Abu Temmâm ist auch der Verfasser der Hamasa, einer Sammlung altarabischer Gedichte, die Friedrich Rückert meisterhaft in's Deutsche übersetzt hat. Die Veranlassung zu dieser poetischen Anthologie war diese. Der Dichter mußte einst in Hamadân bei einem Gelehrten in Folge heftigen Schneefalls, der die Wege völlig ungangbar gemacht hatte, überwintern. Der Gastgeber war im Besitze einer großen Handschriftensammlung, und Abu Temmâm fing an dieselbe zu studiren, und da ihm der Inhalt sehr werthvoll erschien, so machte er sich Excerpte. Die Hamasa enthält ungefähr 850 Gedichte von 500 Dichtern und ist nach den zehn Gesichtspunkten geordnet: Heldenlieder, Todtenklagen, Sprüche feiner Sitte, Liebeslieder, Schmählieder, Gast- und Ehrenlieder, Beschreibungen, Reise und Ruhe, Scherz und Weiber Schmähungen.

Aus dem kleinen Diwan des Ibrahim Mchuli (†857)**) theilen wir nur das Gedicht an Fadhî Ibn Sahl, den für die Poesie begeisterten Rezir Mamun's, mit:

Keine Hand gleicht der des Fadhî Ibn Sahl,
Bringt ihr Streich auch sichere Lobesqual,
Quillt ihr Jmmres doch von Ueberfluß,
Und ihr Neuzres bietet sich dem Kuß.

Der Satiriker Mchuzai soll einmal gesagt haben: „Hätte Ibrahim von seinem poetischen Talente leben wollen, so wäre uns anderen Dichtern nichts übrig geblieben.“

Von M-Bawa***), der sich vom Ausrufer von Früchten auf dem Melonenmarke zu Damaskus zu einem ausgezeichneten Dichter emporgearbeitet hatte, berichtet Jaalibi: „Er hörte nicht auf, sich in der Poesie zu versuchen, bis er ein trefflicher Dichter wurde.“ Und in der That, seine Gedichte erlangten wegen des vielen Schönen, Lieblichen und Ausgezeichneten,

*) D. i. Abu Temmâm.

***) Eigentlich: Ibrahim Ibn Abbas Mchuli.

****) Eigentlich: Mchulfarabîsch Muhammed Ibn Ahmed M-Bawa.

das sie enthalten, eine weite Verbreitung. Der Reichthum an Vergleichen und die Ueberfüllung mit zierlichen Bildern war auch die Ursache, daß man dem Abu Seid einen Vers des Dichters als Muster zur Nachahmung vorlegte, der ihn aber in einer Improvisation zum Erstaunen Aller noch überbot. Eins seiner Lobgedichte auf den Feldherrn Seifuddaula lautet:

Wer mit der Wolke, die von Segen quillt,
Dein Herz vergleicht, gebraucht ein falsches Bild.
Du pflegst mit Freude Wohlthat zu gewähren,
Die Wolke aber spendet unter Zähren.

An eine Geliebte richtete er die Verse:

Du, meine Seele, meiner Augen Schein,
Nahmst mich gefangen, und nun bin ich Dein.
Ich lernte für Dich Wort' an Worte reih'n,
Ich ward zum Dichter, Verse Dir zu weih'n;
Nun fliehst Du mich, nun läßt Du mich allein?
Ich kann nicht von Dir scheiden, ich bin Dein.

Auf eine andere Schöne dichtete er:

Sie ist so schön, daß nur, um sie zu schauen,
Die Sonne ihren Lauf beginnt beim Morgengrauen,
Und ihrer Wimpern Zauberkraft bezwingt
Dich wie ein Löwe, der nach Beute springt.

Die Schönheit eines Regenbogens beim Gewitter schildert er:

Erhaben ist des Regenbogens Pracht,
Wenn unter Blitzes Gluth die Sonne lacht;
Ein Schüke schnellst des Blitzes Pfeil vom Bogen,
Und nach der Sonne kommt er hingeflogen.

Einen sehr umfangreichen Diwan, der alle Dichtgattungen mit Ausnahme der Satire enthält, besitzen wir von Bosthori († 897). Er war ein Schüler des Abu Teimmâm und eignete sich auch dessen Periodenbau und Redefiguren an. In seiner Hamasa, die im Unterschiede zu der des Abu Teimmâm, obwohl sie dieselbe an Umfang bei Weitem übertrifft, von den europäischen Orientalisten die kleine heißt, hat er besonders die Gnomeweisheit der Araber aus der Zeit von Muhammed bis gegen Ende des dritten Jahrhunderts der Hibschra gesammelt und nach den Gesichtspunkten: Krieg und Frieden, Freundschaft und Bruderschaft, Kürze des Lebens, Jugend und Alter, Lob der Tapferkeit und Freigebigkeit und Tadel der Feigheit und des Geizes geordnet. Am Schlusse finden wir die Todtenklagen der arabischen Dichterinnen und manche auf eigenthümliche Sitten und Gebräuche sich beziehende Lehren und Schilderungen, wie beispielsweise über gehaltene und gebrochene Eidschwüre und über die Rücksichten, die auf Verwandte zu nehmen sind.

Durch ungekünstelte Form, Neuheit der Bilder und Reinheit der Sprache zeichnen sich die Satiren und Gelegenheitsgedichte Ibn Er-Rumis († 896) aus. Obwohl von der Panegyrik der Zeit nicht frei, verwarf er doch die allzu pathetische Ausdrucksweise der Dichter. Er pflegte zu sagen: „Wer

einem Mann um seiner Gaben willen breites Lob spendet, tadelt ihn nur. Wer nimmt einen langen Strick, um Wasser zu schöpfen, da es nur tief unten im Brunnen zu finden ist.“ Bei Gelegenheit des Vortrags einiger die Pracht des Mondes schildernder Verse des Ibn Almutasif gefragt, warum er nicht auch im Stile dieses Dichters schreibe, antwortete er: „Gott bürdet keiner Seele mehr auf, als sie tragen kann. Dieser Prinz braucht nur einen Blick auf das, was ihn in seinem Palaste umgiebt, zu werfen, um die schönsten Vergleiche zu finden, ich aber muß die Dichtkunst zu meinem Lebenserwerbe machen, den Einen loben, den Andern tadeln, den Dritten zurechtweisen.“ Kasim Ibn Ubeidallah, der Bezirk des Chalifen Mutadhjid, ließ den Dichter, als er einst in seiner Gesellschaft war, durch Zwieback vergiften. Als er fühlte, daß er vergiftet worden war und sich anschickte, fortzugehen, fragten ihn die Meuchelmörder, wohin er wolle. Er antwortete: „Dahin, wohin Ihr mich geschickt habt. Grüßet mir meinen Vater, ich jahre nicht in die Hölle.“ Obgleich er sich zu Hause vom Arzte sofort Gegengift geben ließ, starb er doch wegen ungeschickter Behandlung an den Folgen des Giftes.

Von seinen Gedichten greifen wir die Klage über das Verschwinden des Edelmuthezes bei den Fürsten heraus:

„Dahin sind sie, die, einst durch Sängerkunst
Erhoben, Sängern schenkten Fürstengunst,
Die glorreich, wie der Krieger schwingt die Lanze,
Als Geber wie Empfänger stehn im Glanze.“

Ein sehr farbenreicher Dichter ist Ibn Almutasif († 908). Er hatte die Sprache unter Mubarrad, dem größten Philologen der Zeit, studirt und durch den Umgang mit Dichtern und Schöngeistern sein poetisches Talent entwickelt, so daß Ibn Bassam ihn bei seinem Tode als den Meister der Bildung, der Gelehrsamkeit und des Wortes pries. Auch das Aghani wie das Fihrist nennt ihn den geistreichsten und für die Dichtkunst reichbegabten Prinzen des Hauses Abbas, den Biographen der Dichter und den Gesetzgeber der arabischen Poesie. Seine Werke verbreiten sich über Dichtkunst, Rhetorik, Musik und Ethik. Ein Trauergebidht auf den Chalifen Mutadhjid lautet:

„Du stolzer Herr, der fern vom Palast,
Im kühlen Grabe nun hältst die Last,
Wo ist Deine furchtbare Kriegesmacht,
Wo der Schatz, habgierig zusammengebracht?
Wo ist nun der mächtige Herrscherthron,
Dem mit Bittern genah't jedes Weibes Sohn?
Wo sind die Gärten mit laubigen Hallen,
Mit springenden Brunnen und Nachtigallen,
Wo blühende Mädchen gleich schlanken Gazellen,
Die reizenden Glieder zum Reigentanz stellen?
Wo sind die Cymbeln, die Becher Weins,
Die Hyacinthen purpurnen Scheins?
Wo ist der Sieg, der ruhmvollen Frieden
Erzwang für die Herrschaft der Abbasiden?“

Die mächtigsten Feinde bezwangst Du, Held,
Nun liegst Du selber vom Tode gefällt,
Und spurlos, als wärest Du nie geboren,
Bist Du für diese Erde verloren.“

Von seinem Mädchen singt er:

Versteckt sah ich an meines Mädchens Seite,
Da küßten wir, da herzten wir uns Beide;
Wir gleichen Vögeln, die von Datteln naschen,
Nur fürchtend, Wächter könnten sie erhaschen.“

Recht sinnig ist auch das Gedicht zum Lobe der Feder:

„Ist es die Feder, welche Striche zieht,
Ist es ein Schiff, das mich mit sich fortzieht?
Erhabnen Sinns, doch schwächlicher Natur,
Von großer That, doch klein nur von Statur,
Wie Vielen Lob, wie Vielen Gaben
Der Feder Zeilen schon gegeben haben!
Sie malen hellen Tag auf finst'rem Felde,
Ich weiß nicht, ist es Schrift, ist es Gemälde.“

Der blinde Hasan Ibn Mallaf († 930) stand bei Mutabhid in hoher Gunst. Einst hatte der Chalif bis in die Nacht mit seinen Zechgenossen geschwärmt; als er sich niederlegte, umgaukelten ihn die Erlebnisse noch einmal, ein schönes Mädchen stand vor seinen Augen, er erwachte darüber und konnte nicht wieder einschlafen. Da dichtete er:

„Ich schaute schlummernd mein Mädchen im Traum,
Doch als ich erwachte, zerfloß es wie Schaum.“

Er suchte nach dem zweiten Hemistich, doch dieses wollte sich trotz alles Nachdenkens nicht einstellen. In seiner Verzweiflung sandte er einen Diener an Ibn Mallaf mit der Aufforderung, das fehlende Hemistich zu ergänzen. Dieser sagte sofort:

„Da sprach ich: Lieb' Auge, schließe Dich fein,
Vielleicht tritt im Traume es wieder herein.“

Der Chalif war darüber so erfreut, daß er den Dichter mit einem großen Geschenk belohnte. Das merkwürdigste Gedicht Ibn Mallafs ist die Threnodie auf seine geliebte Katze. Dieselbe war in den Taubenschlag seines Nachbarn eingebrungen und hatte da die jungen Tauben erwürgt. Der Nachbar war darüber so ergrimmt, daß er der Katze nachstellte und sie tödtete. Das Gedicht lautet:

„Du Käublein, das wir wie ein Kind geliebt,
Bist nun, von wo es keinen Rückweg giebt,
Schaust nimmer wieder, die dich treu gepflegt,
Für die du manches Ungethier erlegt!
Die dich erschlugen, fühlten kein Erbarmen.
Du hörtest freilich auch nicht auf die Armen,
Du mordetest dem fremden Mann die Tauben;
Dafür ließ er dir selbst das Leben rauben.“

Was zwangst du nicht nach Tauben deine Gier?
 Etwas Kameelfleisch doch genügte dir.
 Bleibst du nicht selber dem Verhängniß nach,
 Da löwengleich du sprangst zum Taubenschlag?
 Wenn auch die Sühne oftmals langsam schleicht,
 Sie ruht nicht, bis den Frevler sie erreicht.“

Nach einer anderen Ueberlieferung freilich galt das Gedicht nicht seiner erschlagenen Rase, sondern dem Tode des Prinzen Abdallah Ibn Mutaf, seinem Freunde, da aber der Dichter sich vor dem Chalifen Muftadir fürchtete, wenn er den Prinzen öffentlich betrauerete, so wählte er diese verblühte Einkleidung.

Als Satiriker ist Ibn Bassam*) berühmt. Sein Vater war ein reicher Mann und führte ein verschwenderisches Leben, dies ärgerte den Sohn, der darben mußte, und er rächte sich durch die Verse:

„Und lebstest Du die Zeit von zwanzig Aaren,
 Du überdauerst mich doch nicht an Jahren;
 Stirbst Du vor mir nur einen Tag allein,
 So wird, woran Dein Herz hängt, dennoch mein.“

In gleicher Weise behandelte der Dichter auch Abu Dschafar, einen anderen von seinen reichen Verwandten, der ebenfalls mit seinem Gelde ihm gegenüber geizte.

„Abu Dschafar hat ein Haus erbaut,
 Wie dergleichen man an Pracht nicht schaut,
 Aber drin und draußen herrscht die Noth,
 Und die Flügel heißen Bettlerbrot.“

Als er alt und grau geworden war und die Liebe keinen Reiz mehr für ihn hatte, sang er:

„Entsagt hab' ich der Liebe goldener Zeit;
 Denn graues Haar ist meines Hauptes Kleid.
 Schön war die Jugend, schön! jedoch verronnen,
 Wird sie durch keinen Preis zurückgewonnen.
 Vergiß die Lust und bleibe liebeleer;
 Für einen Greis ist kein Genießen mehr.“

Beinahe wäre auch diesem Dichter vom Bezir Alkasim Ibn Ubeidallah die Zunge ausgerissen worden, wenn nicht zu guter Stunde noch der Chalif Mutadhid sich seiner angenommen hätte. Der Bezir trug nämlich dem Chalifen einige Verse aus einer vom Dichter an ihn gerichteten Satire vor, worauf dieser sagte: „Schneide Ibn Bassam die Zunge aus, damit sie Dich nicht mehr verwunde!“ Der Bezir wollte die Strafe sogleich an dem Dichter vollstrecken lassen, doch der Chalif sprach: „Schneide ihm die Zunge durch Wohlthaten ab, indem Du ihm eine einträgliche Stelle zuwendest.“ Der Bezir mußte das Geheiß des Chalifen erfüllen und machte den Dichter zum Aufseher über die Postboten und Brücken im District der syrischen Grenzstädte.

*) Eigentlich: Ibn Bassam Abu-I-Hasan Ali Ibn Muhammed Ibn Bassam.

Als der gelehrteste unter den Dichtern und als der größte Dichter unter den Gelehrten wurde Ibn Doreid († 932*) gefeiert. Von dem Traditionskundigen Abu Hatim Affschastani und dem Grammatiker Rijaschi unterrichtet, hielt er sich längere Zeit in Bahra und Oman auf. In Bagdad wurde er Muktabir vorgestellt, der ihm eine monatliche Pension von 50 Denaren aussetzte, welche Summe er bis zum Tode des Herrschers bezog. Nach dem Zeugnisse Ibn Challikans scheint er ein ziemlich lockeres Leben geführt zu haben; Wein, Musik und Gesang standen ihm höher als die Ceremonien des Glaubens. Er hinterließ neben mehreren geschätzten philosophischen Werken auch eine große Anzahl von Gedichten, von denen das bekannteste von Boyson in's Lateinische übersezte Lobgedicht Maksurah ist, das die Eigenthümlichkeit hat, daß es auf ein kurzes Alif ausgeht. Dasselbe war den Söhnen Mikails, den Statthaltern von Persien, gewidmet, die ihn zum Lohne dafür zum Obersten des Divans ihrer Staatskanzlei ernannten.

Ein fürstlicher Dichter, vor dem selbst Mutanabbi Ehrfurcht hatte, ist Abu Firäs al-Hamadari († 967). Jsaabi nennt ihn die Sonne seiner Zeit an Bildung, Großmuth und Wohllebenheit, an Tapferkeit und Adel und Seifubdaula zeichnete ihn dadurch aus, daß er ihn als Begleiter mit auf seine Feldzüge nahm, wo er zweimal in Gefangenschaft gerieth. Seine Gedichte, von denen viele während der Zeit seiner zweiten Gefangenschaft in Constantinopel entstanden zu sein scheinen, werden als ein Muster von Süßigkeit, Leichtigkeit, Tiefe und Erhabenheit gepriesen. Der Bezirk Sahib pflegte von ihm zu sagen: „Die Dichtkunst begann mit einem Fürsten und endete mit einem Fürsten, denn sie begann mit Amrul-Kais und endete mit Abu Firäs.

Wie Al Bawa und Mutanabbi war auch Affari ein Lobdichter des Fürsten Seifubdaula. In seiner Jugend war er Flickschneider in Mosul, beim Schwingen der Nadel machte er aber zugleich Gedichte, die sehr bald die Aufmerksamkeit auf ihn richteten. Wir geben von ihm das Räthsel auf die Kochpfanne:

„Schwarz ist ihr Antlitz, wie die Rinder Hams,
Ist sie auch nicht ein Sprößling dieses Stamms.
Sie strebt, die Höfe großer Herren zu meiden;
Drei ruh'ge Steine steh'n ihr nur zur Seiten.
Um ihren Leib ist Feuerzgluth entfacht,
Die strahlt, wie Blitze zucken durch die Nacht,
Und wenn die Flammen züngelnd um sie springen,
Spricht sie in Lauten, die verworren klingen.
Kein led'res Mahl schafft Lust ihr und Genuß,
Trägt auch ihr Leib an Speisen Ueberfluß.
Niemals entbehrt mein Gastfreund ihre Gaben,
Will er beim frohen Trinkgelag' sich laben.

*) Eigentlich: Abu Bekr Muhammed Ibn Alhasan Ibn Doreid.

Und kehrt ein Fremder in mein gastlich Haus,
Nehm ich die große, die zum frohen Schmaus
Manch' Kind aus meinem Stalle hat verschlungen,
Und auch die dürrsten Knochen weich gezwungen.
Sie ruht gegründet auf drei Felsensteinen,
Die von der Dschinnen Nacht gethürmt erscheinen;
Von ihrem Dampfe, der die Luft erfüllt,
Wird Staub von einer Kriegsmacht fast verhüllt.
Mit gelbgefärbten, flammenden Gewändern
Scheint sie die Gluth des Feuers zu umrändern.
Stets gaben wir das beste Gut ihr hin,
Gezungen nicht, aus freigewähltem Sim,
Und nahmen d'raus, was uns zur Nahrung taugte,
Und noch dazu, was mancher And're brauchte."

Auch das Gedicht auf den Kochherd trägt den Charakter des Räthsels:

Bierbeinig sitzt er, niemals steht er auf;
Er wird getragen und verschmäht den Lauf;
Mit schwarzer Kohle wird sein Leib genährt,
Die sich darauf zu lautrem Gold verkärt.

Auf den Wiederaufbau von Hadath geht das Gedicht:

Zu Hadath hast Du wieder aufgerichtet
Das stolze Schloß, das einst die Zeit vernichtet,
Dem abidischen Stamm gehört es jetzt,
Wo sich solang der Grieche festgesetzt.
Und nun erhebt sich's längs dem Straßenlauf
Und thürmt sich bis zum Sirius hinauf,
Zum Aetherhimmel, wo die Sterne blinken
Und mit den Hauptern heimlich plaudern und winken.
Die stolzen Thürme, die zur Höh' sich schwingen,
In ihre Thürme scheinen sie zu dringen,
Wenn um den Niesenbau in seiner Pracht
Mit dunklem Schleier nieder sinkt die Nacht.

Der bedeutendste Dichter während der Herrschaft der Abbasiden ist aber Mutanabbi († 964). Als Sohn eines armen Wasserträgers in Rusa geboren, mußte er sich sehr kümmerlich ernähren. Da ihm schon bei seinem ersten Hervortreten als Dichter viel Weihrauch gestreut wurde, erfaßte ihn maßloser Dünkel; er hatte den Plan, die Rolle des Propheten zu spielen. Er war schon im Begriffe, sich vom Volke huldigen zu lassen, als seine Umtriebe plötzlich entdeckt wurden und er in's Gefängniß wanderte. Nach wieder gewonnener Freiheit zog er als Sänger von Ort zu Ort und suchte mit Lob- und Schmeichelgedichten Geld zu verdienen. Tsaalibi erzählt, „er habe den Nahen wie den Fernen gelobt und Jagd auf Alles gemacht, vom Kranich bis zur Nachtigall.“ Ob er bei diesem Haschen nach Gewinn immer seine Rechnung fand, ist mehr als fraglich. Oft wurde er zurückgewiesen, einmal trug ihm eine Ode nicht mehr als einen Denar ein. Plötzlich aber änderte sich sein Geschick. Er hatte das Herz des edlen Fürsten Seifubdaula zu Haleb gewonnen, der sich ihm gegenüber nicht nur sehr freigebig erwies,

sondern auch sein aufrichtiger Freund wurde. Neun Jahre dauerte das freundschaftliche Verhältniß, da führte ein noch nicht zur Genüge aufgeklärter Umstand eine Trennung herbei; vielleicht war ein Streit mit dem Dichter Abu Firās, vielleicht aber war auch sein unbescheidenes Wesen die Ursache. Mutanabbis Glückstern war jetzt für immer untergegangen. Er wurde wieder ein niedriger Schmeichler, der sich nicht scheute, in Egypten um die Gunst des elenden Käsur und in Bagdad um die der Bezirs Muḥallabi zu buhlen. Gegen die anderen Dichter benahm sich Mutanabbi stolz, er schädigte sie in ihrem Ansehen, indem er sie zur Zielscheibe seines Witzes machte. Kein Wunder, daß ihm dadurch sein Verbleiben in Bagdad unmöglich wurde. Auf seinem Wegzuge mit seiner Familie nach Schirās fiel er durch die arabischen Räuber vom Stamme Ḥab. Von seinen Gedichten, die nach seiner Ermordung zu einem Diwan gesammelt wurden, sagt der Dichter selbst:

Was keiner sonst zu dichten wagt,
Das sing' ich Alles unverzagt,
Es bringen die Verse, die ich gemacht,
Dahin, wo der wandelnde Mond nicht lacht,
Sie bringen von mir aus, der sie erdacht,
Durch die ganze Welt bei Tag und Nacht,
Sie bringen, der Lippe entronnen, mit Macht
Bis auf Bergeshöh'n, in des Meeres Schacht.

In einem anderen Gedichte heißt es:

Die Verse, die aus meinem Hirn entspringen,
Verpflanzt die Zeit durch aller Völker Zungen.
Nach ihnen strebt, der sonst nicht leicht beschwingt,
Und Mancher singt sie, der sonst nimmer singt.

So ruhmredig die Worte auch klingen, Mutanabbi hat damit doch nicht zuviel gesagt, denn seine Gedichte erfreuten sich in der That einer Beliebtheit, wie die keines anderen Dichters. Man hörte sie in den Hörsälen der Akademien, auf den Straßen, bei den Festen der Vornehmen. Die Redner würzten mit ihnen ihre Vorträge, und die Erklärer schrieben lange Abhandlungen, um ihren Sinn zu erklären und ihre Schönheit an das Licht zu ziehen. Noch heute ist Mutanabbi ein Lieblingsdichter der Araber, von dem das Wort des Tsaalibi gilt: „Die Nacht singt seine Verse, und der Tag behält sie im Gedächtniß.“ Nur einige Proben. Auf den Tod seiner Mutter, die in Folge eines hitzigen Fiebers starb, stimmte der Dichter die Elegie an:

Du sollst nicht haberdnd mit dem Schicksal grollen,
Es schlägt Dich nicht aus Grimm und Uebelwollen.
Doch preise auch zu hoch nicht seine Gaben:
Aus Freundschaft will Dich das Geschick nicht laben.

Der Menschen Leben gleicht dem runden Kreise,
Zum Ausgangspunkte kehrt zurück die Reise;
Er endet wieder da, wo er begonnen,
Denn was entstanden, ist gar bald zerronnen.

Dir, liebe Mutter, rechne Gott zum Lohne:
Du starbst vor heißer Sehnsucht nach dem Sohne;
Um den Entfernten brach Dein Herz vor Grämen.
Du brauchst Dich solchen Todes nicht zu schämen.

Mir aber möchte Gott doch bald gewähren,
Den Kelch, den Du getrunken, auch zu leeren;
Ich wünschte mir ein Grab in kühler Erden,
Um, Mutter, mit Dir neubereint zu werden.

Schon längst vordem bei Deinen Lebenszeiten
Erzittert' ich vor Furcht, Du könntest scheiden.
So trugen Beide wir des Abschieds Schmerzen,
Gh' Dich der bittere Tod mir riß vom Herzen.

Ich wußte freilich, daß im Lauf der Tage
Das Kommen mußte, was ich jetzt beklage;
Denn nichts geschieht, wovon ich nicht schon wüßte,
Das früher oder später kommen müßte.

Ich hoffte, als Ernährer und Erhalter
Dich zu erquickeln bis zum Greisenalter;
Nun kannst Du meiner Sorgfalt nicht genießen,
Die Wolken werden nur Dein Grab begießen.

Einst schweifste ich von einem Ort zum andern;
Da dächte mich, ein Uebel sei das Wandern.
Und doch war leichte Last es im Vergleiche
Mit meinem Seelenschmerz vor Deiner Leiche.

Wärst Du durch böser Feinde Hand getödtet,
Mein Schwert hätt' ich in ihrem Blut geröthet;
Wen aber kam ich tödten mit dem Schwerte
Dafür, daß Fieberguth Dein Herz verzehrte?

Soweit der Himmel reicht von Süd nach Norden,
Ist doch zu enge mir die Welt geworden,
Woll' nirgends ich die Mutter mehr erblicke,
Soweit ich auch den Strahl der Augen schicke.

Wird mich nun Sehnsucht nicht verzehren müssen,
Die Mutter auf den rothen Mund zu küssen,
Die Brust mit meinen Armen zu umfassen,
Von der mir so viel Liebe ausgegangen?

Dem besten Vater danktest Du Dein Leben,
Doch daß ich Dir zum Sohne ward gegeben,
Gilt höher als das Glück, das Du genossen,
Von ehlen Ahnen ruhmvoll zu entsprossen.

Denn in mir wurde Dir ein Sohn geboren,
Vor dem der Menschen Neid die Nacht verloren,
Und der, soweit er zog durch Meer und Lande,
Als Meister über sich nur Gott erkannte.

Sonst will ich selbst mich zum Gebieter haben,
 Mir helfen mit des eignen Geistes Gaben,
 Will Augen Sinn's mit meinen Feinden rechten,
 Dem Unrecht wehren, streiten mit dem Schlechten.

Doch soll mir auch für Geist und Herz und Sinnen
 Nicht eine Stunde ungenüzt verrinnen,
 Sodas ich siegreich in dem Kampf der Zeiten
 Bestehen mag trotz aller Feinde Streiten.

Noch müssen wir zwei berühmter Anthologien gedenken, die der Zeitperiode der Abbasiden angehören. Abu-l-Faradsch veranstaltete die Liebersammlung, die kurzweg den Namen: Kitâb Alaghâni führt. Sie enthält nicht nur die besten alten Lieder der Araber mit Angaben der historischen Beziehungen, sondern auch ausführliche Biographien der Dichter und Musiker, und ist darum ein für die Geschichte der arabischen Poesie höchwichtiges Werk. Abu-l-Faradsch soll 50 Jahre mit der Abfassung des Werkes zugebracht haben. Eine umfangliche Blumenlese aus den Dichtern der Zeit stellte Jobann Tsaâlibi*) zusammen, die unter dem Namen: Die Edelperle (Zetima) bekannt ist. Die Auswahl verräth Geschmack und Umsicht, es ist das Beste, was der poetische Geist der Araber hervorgebracht, ausgesucht worden. Durch die vom Sammler an den Gedichten geübte Kritik, die sowohl auf die Vorzüge wie auf die Mängel aufmerksam macht, bekommt auch dieses Werk einen hohen literarischen Werth. Auf die erste Bearbeitung hatte Tsaâlibi nicht viel Zeit und Sorgfalt verwendet, weil es mehr ein Werk für seinen Privatgebrauch, als für die Doffentlichkeit sein sollte. Er sagt selbst: „Das Buch ist so schnell zu Stande gekommen, wie eine rasch bereitete Reifekost und wie ein in der Eile angezündetes Feuer; ich habe damit nur ein Bedürfnis für mich selber erfüllen wollen und nicht geglaubt, daß so Viele es einander leihen und die Abschreiber es verbreiten werden.“ Im Alter besorgte er deshalb eine neue Ausgabe, die zu vier Theilen anwuchs, von denen jeder wieder aus acht Capiteln besteht. Wie geschätzt die Edelperle des Tsaâlibi war, beweisen die Verse des Ibn Kelakes:

In der Zetima sind Verse enthalten,
 Jungfräuliche Lieder der Sänger, der alten,
 Die Dichter zwar, die so lieblich sangen,
 Sind schon vor Jahren zu Grabe gegangen,
 Doch ist uns ihr Lied aus dem Buche bekannt,
 Drum wird es mit Recht „die Waise“ genannt.

So scharf aber Tsaâlibi die Dichter kritisiert, für unsern Standpunkt haben die Urtheile doch wenig Werth. Zu sehr befangen in den ästhetischen Anschauungen der Zeit, war es ihm mehr um den eleganten Ausdruck und die zierliche Form, als um den eigentlichen dichterischen Gehalt zu thun.

*) Eigentlich: Abu Manşur Abdulmalik Ben Muhammed Ben Ismael Al-Tsaâlibi.

Die abendländische Poesie hat von den verschiedenen Dichtungsformen der Araber nur das Ghazal entlehnt, dasselbe aber nicht nur seinen Namen behalten, sondern ist auch von vielen Dichtern mit Glück nachgeahmt worden.

Von der Poesie wenden wir uns den Leistungen in der Musik zu. Wenn auch Koran und Sunna sich zur Musik feindlich stellten und die sunnitischen Prediger gegen sie loswetterten, so ließ sich der Zug zu ihr doch nicht unterdrücken. Die Araber bedienten sich der Musik nicht nur bei ihren Gottesdiensten, bei Processionen und Pilgerzügen, bei Hochzeiten und Trauerfällen, wir finden sie auch auf Märkten und Stationen, bei Jagdvergnügungen, in der Kinderstube und in Krankenhäusern, bei Viehtriebem, Vogelstellern und Rahnschleppern; selbst das Melken der Kühe scheint zuweilen unter Musik vollzogen worden zu sein. In hohem Grade wurde die Musik an den Höfen gepflegt. Nach der Ansicht des Philosophenordens der Lateran Brüder hat die Musik den Zweck, durch ihre geistige Substanz die Seele zur Freude und zum Lachen, zur Wehmuth und zur Trauer zu stimmen, die Leidenschaft zu entflammen und wilde Triebe zu besänftigen, zum Liebesgefose zu reizen und in den Schlaf zu wiegen. Sind die Griechen und Perser auch in dieser Kunst als die Lehrmeister der Araber zu betrachten, so sind doch von ihnen auch selbständige Untersuchungen über sie angestellt worden. Die musikalischen Werke der Araber verbreiten sich eingehend über Entstehung und Natur der Töne, ihre Höhe und Tiefe, Stärke und Schwäche, nicht minder über Tonweisen und Tonbewegung. Die musikalischen Instrumente, wie Laute, Cither, Mandoline, Cymbel, Violine, Gitarre, Maarif, Harmonika, Rohrflöte, Hoboe, Trompete, Pauke, Trommel, Zischer, Schilbass und Schawwaschil werden, sowohl nach Gestalt und Bau, wie auch nach der Klangfarbe beschrieben. Als das vollendetste Instrument wird die Laute gepriesen, da ihre vier Seiten, die in vortrefflichem Verhältnisse zu einander stehen, Töne von der angenehmsten Wirkung hervorbringen. Auch über die Grundregeln der Rhythmik, deren acht angenommen werden, sowie über Modulation und das Uebergehen aus einer Tonweise in die andere, begegnen wir Vorstellungen, welche auf musikalisches Verständniß hindeuten. Daß die Musik mit der Mathematik in engem Zusammenhange stehe und die Compositionslehre gewissermaßen nur eine Anwendung dieser Wissenschaft auf die Tonwelt sei, war nicht nur eine dunkle Ahnung, sondern wurde wissenschaftlich begründet. Welche hohe Meinung die Araber von der Musik hatten, beweisen folgende Aussprüche von Philosophen: „Die Musik erhebt die Seele zu ihren erhabenen Kräften, zur Milde, Güte, Tapferkeit und Gerechtigkeit, zum Edelmuthe und zum Mitleid, sie beruhigt die Natur und regt nicht ihre thierischen Leidenschaften an.“ „Obwohl die Musik kein Geschöpf ist, ist sie doch berebte Rede, sie thut die Geheimnisse der Seele und das Innerste des Herzens kund. Aber ihre Rede ist fremdartig und bedarf des Auslegers, denn ihre Worte sind nur einfach und haben keine deutlichen Buchstaben.“ „Nur die erhabenen von

den Flecken der Sinnlichkeit und von thierischen Begierden lauterer Seelen verstehen die Bedeutung der Musik und die feine Deutung von den innersten Geheimnissen.“ Nach arabischer Vorstellung aber ist alle irdische Musik nur ein schwaches Abbild der himmlischen Sphärenmusik und der Musik der Seligen im Paradiese.

Da der Hang zur Musik dem arabischen Volke ebenso angeboren war, wie der zum Dichten, so war es ganz natürlich, daß sich viele ihrem Studium widmeten und großen Fleiß darauf verwendeten. Gab es schon zur Zeit der Omajjaden viele gebildete Musiker unter dem männlichen und weiblichen Geschlechte, so wuchs die Zahl unter den Abbasiden noch bedeutend. Der Kunstenthusiasmus dieser Herrscher beförderte das Virtuositenthum, stand tüchtigen Künstlern doch der Hof offen, konnten sie doch die vertrautesten Gesellschafter der Chalifen und ihrer Bezirke werden. Harun und Mamun hatten ein jeder eine Hofcapelle, die über hundert Personen zählte und von einem Hofcapellmeister geleitet wurde. Einzelne besonders hervorragende Musiker und Sängerinnen erhielten Besoldungen, denen gegenüber die Gagen unserer Künstler an den Hof- und großen Stadttheatern in den Schatten treten. Eine einzige neue Melodie oder auch nur der Vortrag einer solchen trug dem Künstler oft Summen ein, die den Gold- und Perlenhaß der Chalifen mit einem Male erschöpften. Von den Wirkungen der Musik auf die Zuhörer werden uns Dinge berichtet, die an's Unglaubliche grenzen. Sie brechen plötzlich in krankhaftes Weinen und Schluchzen aus, oder sie tanzen und springen im Kreise herum, stürzen ohnmächtig zusammen und gerathen in einen Zustand, der dem der Verzückung oder der Berrücktheit gleicht. Tausend und Eine Nacht schildert uns verschiedene Beispiele von der ungeheuren Macht der Musik auf das Volk in der damaligen Zeit.

Da die meisten Musiker, Sänger und Sängerinnen einer freieren Lebensanschauung huldigten, so erregten sie freilich bei der fromm gesinnten Bevölkerung großen Anstoß. Unter den späteren Chalifen, die aus politischen Gründen wieder der Orthodorie zuneigten, trat daher eine Reaction ein, und es wurde mit scharfen Maßregeln gegen das musikalische Künstlerthum vorgegangen. Die Sänger, Lauten- und Zitherspieler mußten das Land verlassen, erhielten Geißelschläge, wurden in's Gefängniß geworfen und sogar hingerichtet. Doch alle diese Strafen, so fürchterlich sie auch für den Einzelnen waren, vermochten nicht den Sinn für musikalische Belustigung im Volke zu ersticken, im Geheimen tönten doch die Saiten der Laute fort, es wurde gesungen und musicirt.

In der Architektur sind die Araber die Schöpfer des maurischen Baustils. Wenn derselbe gleich verschiedene fremde Motive in sich aufnahm, wie z. B. den Kuppelbau von Byzanz und den Hufeisenbogen wahrscheinlich von Persien, so läßt sich doch nicht leugnen, daß er sich mit der Zeit zu großer Schönheit und Vollendung ausbildete. Die nächste Aufgabe war,

entsprechende Gebäude für den Gottesdienst zu errichten. Der Grundplan der Moschee ist immer derselbe, ein von vier aus Quadersteinen aufgeführten Umfassungsmauern eingeschlossener Raum, an dessen Innenseite eine Säulenhalle oder eine aus schlanken Pfeilern gebildete Galerie herumkief. Die nach Mekka gerichtete Seite der Galerie war in der Regel geräumiger als die drei anderen. Im Hofe sprudelte zur Verrichtung der religiösen Waschungen unter schattenspendenden Bäumen ein Brunnen. Die Moschee war in ihrer Architektur im Ganzen eine Wieder Spiegelung der Kaaba und sollte die frommen Väter vom Geräusche der Welt abschließen, vielleicht ist aber auch die sinnliche Vorstellung vom himmlischen Paradies auf den Bau mit von Einfluß gewesen. Sehr treffend bemerkt in letzterer Beziehung v. Schack in seinem bekannten Werke: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien“: „Wie die nach Tranke und Schatten schmachtenden Araber sich das Paradies als einen kühlen, quellendurchrauschten Freudenort ausgemalt haben, so wollten sie auch diesen Tempel Allahs zu einem Abbilde jenes Eden machen und alle Wonnen in ihm zusammendrängen, die der Prophet den Gläubigen im Jenseits verheißen hat. Darum im Hofe unter dichtbelaubten Bäumen der plätschernde Brunnen, gleich jenen, an deren Rande die Seligen einst ruhen sollen; darum empfängt den, der unter das Dach der Halle tritt, die Nacht eines seligen Haines, hier und da hereinfallende Strahlen verbreiten Dämmerlicht, dann wieder folgt tiefes Waldesdunkel. Wie Baumstämme steigen die Säulen empor, die Gurten und Bogen als Nester wölbend über sich und zu breiten Schattendächern verzweigend gleich dem Tuba, dem Wunderbaum des Paradieses, wuchernd wie die indische Sykomore, die jeden Ast, den sie in den Boden senkt, zu einem neuen Stamme verwandelt. Dazwischen im bunten Arabestenschmuck Schlingpflanzen, Blüten und fruchtbeladene Gewinde, an den Wänden emporrankend, sich längs des Daches hinschlängelnd und zu den Häuptern der Frommen herniederhangend*.“

Die inneren Theile der Moschee anlangend, so befand sich nach der nach Mekka blickenden Seite der Arkaden der Mihrab, eine Nische, die nach oben in eine Kuppel auslief und die vielleicht eine Nachbildung der Apis der christlichen Basiliken ist. In diesen Theil strömten die Frommen zum Gebete zusammen, daher auch die Erweiterung zu einem größeren Raume. Rechts vom Betenden, der sein Gesicht stets gegen Mekka lehrte, befand sich der Mimbar, d. i. die Gebetskanzel, auf der jeden Freitag das für die Beherrscher der Gläubigen bestimmte Gebet gesprochen wurde. In der vorderen Säulreihe, dem Mihrab gerade gegenüber, stand der von vier Säulen getragene Söller, an dessen Seiten sich zwei Lesestühle mit Pulken zum Tragen des Koran befanden. Mit der Moschee war ferner

*) 2. Aufl. 2. Bb. S. 193 u. 194.

eine Minaret, d. i. ein schlanker Thurm verbunden, von dem der Muezzin die vorgeschriebenen Gebetsstunden verkündete. Manche Moscheen waren Riesenbauten, die in ihrem inneren Schmucke bei den allgemeinen Gottesdiensten am Freitage und an den Festtagen überwältigend wirken mußten und sicher manchen Moslim von der Wahrheit des Wortes überzeugten: Allah ist groß! und: „Es giebt keinen Gott außer Allah, und Muhammed ist sein Prophet!“

Doch die Moschee war nicht nur der Ort praktischer gottesdienstlicher Berrichtungen, sondern es wurden hier auch, wie in den jüdischen Synagogen vor und nach der Zerstörung des zweiten Tempels, wissenschaftliche Vorträge gehalten. Hier docirte der Koranausleger, der Traditionskundige und der Rechtslehrer, hier erklärte ferner der Philologe die vorislamitischen Erzeugnisse der Poesie. Der Docent saß auf einer Binsendecke, mit Kopf und Rücken an eine Säule der Moschee gelehnt, um ihn herum lagerten seine Schüler. Das zu erklärende Werk, das auf einem Pulte lag, las der Docent entweder selbst vor oder ließ es von einem seiner Schüler vorlesen und knüpfte daran nun seine Erklärungen, die begierig nachgeschrieben wurden und eine große Verbreitung erlangten.

Herrliche Baudenkmäler waren sodann die Lehrakademien oder Medresehs. Dieselben dienten, wie die zur Zeit des Perikles in Athen und die während der Ptolemäerherrschaft in Egypten, ganz den gelehrten Bestrebungen. Es wurde für ein besonders Gott wohlgefälliges Werk erachtet, eine solche Akademie zu errichten und sie mit reichen Stiftungen zu dotiren. Die Docenten konnten hier ein völlig von Sorgen freies Leben führen und sich ganz der Wissenschaft hingeben. Auch die Studirenden erhielten Unterstützung, wie freie Wohnung und Beköstigung. Die Akademie hatte im Allgemeinen denselben Grundriß wie die Moschee. Hinter den Arkaden lagen die Hörsäle und die Wohnungen für die Docenten und Hörer. Der geräumige Hof mit seinen herrlichen Bäumen, duftenden Blumen und kühlenden Fontainen diente zur Stärkung und Erholung. Besonders groß war der Raum für die Bibliothek, die Jedem zugänglich war. Die Bücher waren streng nach den Wissenschaften geordnet; eine jede Wissenschaft hatte ihren besonderen Schrank und eigenen Katalog. Manche Bibliotheken enthielten oft mehr als 100 000 Bände. Vielleicht ist das von G. Flügel publicirte Fihrist weiter nichts als der Katalog einer solchen umfangreichen Bibliothek. Die Verwaltung der Bibliothek lag in den Händen eines Directors, unter dem wieder mehrere Custoden standen. Während im Abendlande bis in's 13. Jahrhundert keine größere Bibliothek nachweisbar ist, gab es in Bagdad, ehe es die Mongolen verheerten, bereits 36 große Bibliotheken. Die Bibliotheken wurden stark benutzt, hier copirten Gelehrte für ihren Bedarf alte Handschriften oder machten sich Excerpte für neue Werke. Doch der Bibliotheksraum wurde zuweilen auch die Turnierstätte für Redekünstler und fahrende Dichter. Dieselben glänzten entweder mit neuen Erklärungen

poetischer Redeweisen, die sie von einem berühmten Interpreten oder wohl gar von einem Beduinen in der Wüste gehört hatten, oder sie trugen eigene Gedichte vor und forderten zum Wettkampf auf. Ein interessantes Beispiel einer solchen Bibliotheksscene in dieser Beziehung liefert uns die zweite Nakame des Hariri — in der Rückert'schen Nachbildung ist es die erste — Hareth Ben Hemmâm d. i. Hariri selbst, der, von Reiselust wie von dem Verlangen nach Bildung getrieben, die verschiedensten Lehrakademien aufsucht, hatte schon früher einmal in dem kleinen Städtchen Holwân die Bekanntschaft des fahrenden Poeten Abu Seid von Serug gemacht und durch seinen Umgang mit ihm vielseitige Belehrung und Anregung empfangen. Nach einiger Zeit trennten sie sich wieder, der Dichter war aufgebrochen, wie es heißt, „zu streichen in andern Strichen — weil hier die Jagdzeit verstrichen — und sein Glückstern erblicken“. Auch Hareth Ben Hemmâm ist inzwischen wieder nach seiner Vaterstadt Bakra zurückgekehrt. Eines Tages begiebt er sich auf die große Bibliothek daselbst; er hat sich noch nicht lange hier niedergelassen, da tritt ein Mann herein, sein Bart ist struppig und auf seinen Kleidern haftet der Staub, es ist Abu Seid. Er nimmt ganz am untersten Ende Platz, doch mit seinem scharfen Auge mustert er alle Anwesenden. In seiner Nähe sitzt ein Mann, der gerade mit dem Durchblättern des Divan Ubâda, eines älteren durch seine Bildreden und Schönheitsvergleiche bekannten arabischen Dichters, beschäftigt. „Welches Buch hast Du da aufgeschlagen?“ redet der Fremde den Nachbar an. Als er von ihm den Namen erfahren, fragt er weiter: „Hast Du darin einen neuen Gedanken oder eine besonders schöne Bildrede gefunden?“ Der Nachbar bejaht die Frage und recitirt ihm zum Beweise sogleich die zwei Verse:

„Gereichte Perlen decket auf Dein Säckeln,
Aus Würzblumen kommt des Obems Fächeln.“

Raum hat der Fremde diese Verse vernommen, so fährt er auf und spricht: „O Wunder! — so liegt die Kunst unter! — Siehest Du Geschwulst an für Fettigkeit? — oder Abzehrung für Nettigkeit? — hast Du Deinen Athem gestohlen — daß Du bläsest in todte Kohlen? — Wo ist Deine Belesenheit — daß Du nicht kennst das berühmte Veit*), — das alle Gleichnisse von Mund und Zahn zusammenreihet?“ Darauf trägt er daselbe vor:

„Ich bin das Opfer eines Zahns, der duftig glänzt,
Der Rippe gleich, in Morgenthau getaucht,
Die Perlenreihe lächelt, vom Rubin umgrenzt,
Der frischen Ruzh von Würzblumen hauchet.“

Mer Augen sind bereits auf den Fremden gerichtet, man drängt sich zu ihm heran und fragt nach dem Urheber der vorgetragenen Verse. Mit dem Gefühle der Genugthuung erhebt sich der Fremde und spricht: „Die

*) Distichon.

Wahrheit soll man bezeugen, — und vom Rechte nicht beugen; — es ist der Mann, der mit Euch spricht.“ Ein anderer Dichter, der in der Nähe ist, hat bis jetzt geschwiegen; im Vollbewußtsein seines poetischen Talentes tritt auch er auf den Plan: „Vermagst von Vergleichen neue Fäden zu spinnen“ — ruft er — „und sinnreich: Bilder zu erfinden,“ so magst Du hier den Preis gewinnen.“ Sofort improvisirt er ein Distichon, doch der Fremde hat im Augenblick auch ein anderes bereit, das das seinige noch übertrifft. Das Spiel ist gewonnen. Zur Vollendung des Sieges trägt er noch zwei Verse vor. Ein Ehrenkleid war der Lohn, den der Stegreifdichter in diesem Wettkampfe davontrug.

Es dauerte nicht lange, so hatten alle größeren Städte des Araberreiches solche Lehrademies. Sie wurden meist in der Nähe der Moschee errichtet. Die vom 13. Jahrhundert ab im Abendlande entstehenden Universitäten sind aller Wahrscheinlichkeit nach als eine Entlehnung der arabischen Lehrademies anzusehen.

Ein hervorragendes Werk der Baukunst war der Chalifenpalast Chold in Bagdad am westlichen Ufer des Tigris. Da derselbe aber trotz der mit ihm vorgenommenen Erweiterungen für die Familie des Chalifen und sein ungeheures Beamtenpersonal sich als unzureichend erwies, so wurde am östlichen Ufer des Tigris ein noch weit herrlicherer angelegt, der mit seinen Nebengebäuden, Parkanlagen und Wasserstraßen schließlich ein ganzes Stadtviertel bildete und eine volle Stunde im Umfang hatte. Er bestand nach von Kremers Schilderung aus zahlreichen Hofräumen, offenen Hallen, Erkern, Säulen und Kiosken. Die Räume waren mit kostbaren Teppichen und Divanen, mit golddurchwirkten Vorhängen, geschmackvoll angeordneten Gold- und Silbergefäßen oder chinesischen Porzellanen ausgeschmückt. Besonders feenhaft war der unter dem Namen Täg, d. i. Krone berühmte Zubau. Es war ein hoher, auf Marmorsäulen ruhender Porticus. In der Nähe stand der Felsdom, ein Gebäude mit halbkugelförmiger Kuppel, so genannt, weil man zu Esel auf einem von außen emporführenden Gange hinaufreiten konnte. Vor dem Täg dehnte sich ein aus Backsteinen errichteter Quai und Molo bis fast in die Mitte des Tigris hin. In dem großen Parke am westlichen Ufer des Tigris, sowie in den Gärten des Palastes blühten die herrlichsten Pflanzen Asiens, überallhin ihre aromatischen Düfte ausströmend.

Auch auf dem Gebiete der Decorationsmalerei haben es die Araber zu ansehnlichen Erfolgen gebracht. Die zum Zwecke der Ornamentik geschaffene Arabeske erregt in ihrer Mannigfaltigkeit und Farbenpracht noch heute unsere Bewunderung. Im Allgemeinen von geometrischen Figuren ausgehend, stellten sie in den intensivsten Farben, wie Roth, Blau, Grün und Gold, auf mattem Grunde die verschiedenartigsten Pflanzen- und Thierformen in wunderbarem Linienpiel dar. Die Wand- und Deckenflächen erhielten dadurch einen unbeschreiblichen Reiz. An Stelle der Arabeske trat

zuweilen die arabische Schrift, die sich wegen der Zierlichkeit ihrer Form und der Möglichkeit, die einzelnen Buchstaben in einander zu verschlingen, vortrefflich zu ornamentalem Schmuck eignet. An den Wänden der Paläste prangten daher auf blauem Grunde mit goldenen Buchstaben Koransprüche und fromme Sentenzen der Dichter. Großen Fleiß verwandten die Araber ferner auf die Mosaik und Eiselerung. So wurden Plafonds aus verschiedenen bunten Holzarten zusammengesetzt, und eiserne Thüren mit den feinsten Gravüren versehen. Nur in der Malerei und Skulptur sind die Araber zurückgeblieben. Das liegt aber nicht in dem Verbote des Korans, das neben Wein, Spiel, Looswerfen auch Bildsäulen für etwas Verabscheuungswürdiges hinstellt, denn über dergleichen religiöse Bedenken hätte sich der Kunstsinne der ersten abbasidischen Chalifen sicher hinweggesetzt, sondern vielmehr in dem Mangel an Formensinn, die Bilder der Außenwelt in scharfen und bestimmten Umrissen sich vorzustellen. Wie die Metrik zu keiner höheren Formentfaltung gelangte, so brachten es auch Meißel und Pinsel nicht fertig, den Gegenständen ausdrucksvolle Physiognomie zu verleihen und sie in den hervorstechendsten Zügen wiederzugeben. An Versuchen, in beiden Künsten etwas zu leisten, hat es nicht gefehlt. In Bagdad gab es sogar eine berühmte Malerschule, und die Chalifen ließen Münzen prägen, auf denen ihr Brustbild oder ihre ganze Gestalt gezeichnet war. In den Gärten stellte man Figuren auf, die Thiere und Menschen darstellten, und an den Wänden sah man Schlachten- und Jagdscenen. In einer Erzählung der „Tausend und Einen Nacht“ heißt es von einem Hause zu Bagdad: „Der Garten in seiner Mitte umschloß rings eine Mauer, die mit allerlei Silbern bemalt war, z. B. mit denen von zwei sich bekriegenden Königen, außerdem sah man daselbst alles Mögliche abgebildet, wie Reiter und Fußgänger, auch goldene Vögel waren daselbst angebracht.“

Heute ist von der ganzen Herrlichkeit des Chalifenreiches zur Zeit der Abbasiden nichts mehr zu verspüren. Die großen Städte mit ihren bewunderungswürdigen Bauten liegen unter Schutt und Trümmer begraben und wenn nicht zahlreiche schriftliche Denkmäler mit ausführlichen Schilderungen auf uns gekommen wären, so würden wir es kaum glauben, daß die verwüsteten Gegenden einst solche Pracht getragen hätten. Die Ursachen des gänzlichen Verfalls sind folgende. Der kunstsinrige und tolerante Geist der ersten Abbasiden ging in den Nachfolgern immer mehr verloren. Sodann wirkte die starre Richtung des Islams lähmend auf die freie Entwicklung der Kunst. Dazu fehlte es nicht an zahlreichen inneren Revolutionen und Bürgerkriegen, eine Provinz riß sich von der anderen los und machte sich selbstständig. Zwar begünstigten einige Fürsten der losgelösten Provinzen aus dynastischen Interessen die künstlerischen Bestrebungen, aber es ist dies nur dem letzten Aufblühen eines Lichtes vergleichbar, worauf das völlige Erlöschen folgt. Als die Mongolen kamen, traten sie mit hartem Fuße das nach Innen und Außen morsche Araberreich zu Boden.



Maurus Jókai.

Von

Gustav Karpeles.

— Berlin. —



in Dichterfest, wie es seit den Tagen der kaiserlichen Poetenkrönungen im Mittelalter nicht begangen worden ist, feiert das moderne Ungarn in diesen Tagen. Es gilt dem literarischen Jubiläum seines hervorragendsten Schriftstellers, Maurus Jókai, und soll den ganzen Winter hindurch, an jedem Tage in einer anderen Stadt gefeiert werden. Man sollte kaum glauben, wie erfinderisch eine Nation darin sein kann, ihren Lieblingsdichter zu ehren, und mit einem von Bewunderung und Neid gemischten Gefühl blicken wir zu dem kleinen Kulturvolk jenseits der Leitha hinüber, das neben den materiellen auch die idealen Güter des Lebens so zu pflegen versteht.

Aber nicht geringere Bewunderung verdient der Dichter, der es verstanden hat, sein Volk in solchem Maße für sich zu begeistern. Diese Thatsache ist nicht allein aus seinem Schaffen, sondern vor Allem aus seinem Leben zu erklären, und darum soll von diesem zuerst die Rede sein.

Maurus Jókai von Ujva wurde am 19. Februar 1825 in Komorn, wo sein Vater als wenig bemittelter Advocat lebte, geboren. Er besuchte die Schule zu Preßburg, Papa, Kecskemet, widmete sich dann dem juristischen Studium, erlangte 1846 das Advocatendiplom — und wurde nun Schriftsteller. Schon in Papa hatte er die Bekanntschaft Alexander Petöfisz, des größten ungarischen Dichters der Neuzeit, gemacht. In Pest, wohin Jókai 1843 gezogen war, schloß er sich noch enger an den Dichter an. In demselben Jahre erschien sein erstes Drama: „Der Judenknaube,“ welches das Lob der akademischen Preisrichter erhalten hat. Im Café Pilsow in der Herrengasse zu Pest versammelten sich damals allabendlich

Jämmtliche verkannte Genies der ungarischen Residenz: junge Dichter, beschäftigungslose Maler und Bildhauer, unruhige Advocaten. Sie bildeten dort einen neuen Club der „Decemviri“ und wollten von diesem Café-Haus die Politik und die Literatur ihres Heimatlandes revolutioniren. Unter dieser befand sich Alexander Petöfi, der Historienmaler Orlay und Maurus Jókai. Jókai wollte Maler, Orlay Dichter, und Petöfi Schauspieler werden. In Wirklichkeit wurde Orlay Maler, Petöfi Dichter und Jókai zwar nicht Schauspieler, aber Politiker und Romanschriftsteller. Noch während er als Jurat (Assessor) bei einem Rechtsanwalt arbeitete, entdeckte er seinen wahren Beruf. Er schrieb und veröffentlichte eine Novelle, und da sie Beifall fand, folgten ihr andere halb nach. Im Jahre 1846 erschien sein erster Roman „Hétköznepok“ („Werttage“) in zwei Bänden. Schon ein Jahr darauf übernahm der zweiundzwanzigjährige Jüngling die Redaction der damals tonangebenden belletristischen Wochenschrift: „Életképek“ (Lebensbilder). Gleichzeitig erschien die erste Sammlung seiner Novellen, welcher er den poetischen Titel: „Blumen der Wildniß“ mit auf den Weg gab.

Dann kam die Revolution von 1848. Jókai stand in der vordersten Reihe der Kämpfer; er war mit Petöfi der Führer der Jugend, welche am 15. März die Preßfreiheit verkündete. Zur selben Zeit verheirathete er sich auch mit Rosa Laborsalvi, der ersten Tragödin Ungarns. Aber dem jungen Paare waren keine Flitterwochen beschieden, denn Jókai folgte der ungarischen Bewegung überall hin nach, agitirend, vermittelnd, schreibend. Im September 1849, nach dem Tage von Vilagos, rettete ihn seine Frau zuerst vom Selbstmord und dann vom Galgen. Er mußte eine Zeit lang als Flüchtling im Lande umherirren, da er geächtet war; doch entkam er der Verhaftung, und da man ihm auch einen Freipaß als Komorner Capitulant verschaffte, konnte er schon 1850 nach Pest zurückkehren, wo er nur eine kurze, kriegsgerichtliche Unterjuchung zu bestehen hatte. Nunmehr widmete sich Jókai ungetheilt der Literatur. Bis dahin war er nur sozusagen ein schöngeistiger Dilettant, nunmehr wurde er ein Schriftsteller von Beruf und Bedeutung, dessen Ansehen von Tag zu Tag wuchs, obwohl er seine Werke nicht einmal unter seinem eigenen Namen, sondern nur unter dem Pseudonym „Sajó“ in die Welt schicken durfte. Aber in den traurigen Tagen der Reaction und des Absolutismus wurde Jókai seinem Volk ein treuer Freund und Berather; da er die Tribüne nicht besteigen durfte, und da die Presse geknebelt war, suchte er in seinen Romanen und Erzählungen den nationalen Sinn seines Volkes zu wecken und zu heben. Als es nach dem Jahre 1859 in Ungarn wieder möglich wurde, Politik zu treiben, war Jókai einer der ersten in der Arena. Im Jahre 1860 gründete er den „Hon“ (Waterland), ein großes politisches Tagesblatt; als im Jahre 1861 der ungarische Reichstag wieder eröffnet wurde, erhielt er ein Mandat als Abgeordneter, seither ist Jókai ununterbrochen Mitglied des ungarischen Parlaments, und zwar eines der tüchtigsten und beliebtesten, geblieben. Er

nahm seinen Platz auf der Linken ein, er gehört aber nicht zu der äußersten Schattirung dieser Partei, sondern zu der sogenannten „rationalen“ oder gemäßigten Linken. Er vertritt stets maßvoll liberale Ansichten und ist vor Allem bemüht, eine Verständigung und Versöhnung unter den verschiedenen Nationalitäten Ungarns anzubahnen. Jeder Chauvinismus ist ihm fremd; trotz seines heißen nationalen Empfindens ist er ein Weltbürger im vollen Sinne des Wortes und vor Allem ein aufrichtiger Freund des deutschen Volkes.

Im Anfang der sechziger Jahre hatte Jókai allerdings seiner politischen Richtung wegen noch manches Ungemach zu erleiden. Außer dem „Hon“ redigirte er damals noch ein Witzblatt „Üstökös“ (Komet), in dem er unter dem Namen Kakas Márton (Martin der Hahn) glänzende Satiren gegen das damals herrschende System schrieb. Wegen der oppositionellen Haltung wurde Jókai im Jahre 1863 zu einjähriger Festungshaft in Eisen und zum Verlust des Abels verurtheilt. Eine Strafe, welche jedoch von dem ungarischen Militärcommandanten wesentlich gemildert wurde.

Die Liebe der Nation entschädigte den Dichter reichlich für alles politische Ungemach. Sein Ansehen wuchs von Tag zu Tage und erreichte seinen Höhepunkt etwa um das Jahr 1875. Um diese Zeit wurden nämlich Jókais politische Anschauungen zum Regierungssystem. Er war der getreueste Anhänger Tiszas, dessen politische Richtung er in seinem Tageblatte „Nemzet“ (Die Nation) eifrig vertheidigte. Durch die loyale Haltung verlor er einigermaßen an seiner Beliebtheit. Aber dies änderte sich bald in erfreulicher Weise, und heut ist Jókai einer der populärsten Männer Ungarns und sein hervorragendster Romanschriftsteller. Er hat über 500 Bände Romane, Novellen, Dramen und Gedichte geschrieben; daneben hat er fast ein Duzend politischer, belletristischer und Witzblätter redigirt! Er ist Mitglied der Akademie der Wissenschaften und der Kisfaludy-Gesellschaft, Präsident des Petöfi-Bereins und Ehrenmitglied zahlloser anderer Vereine. Seine Schriften erfreuen sich der größten Verbreitung, und sein Wirken hat Anerkennung auch in den höchsten Kreisen gefunden. So wurde er durch Verleihung des St. Stephan-Ordens und durch die Wahl zum Leiter der ungarischen Ausgabe des von Kronprinz Rudolf begründeten Werkes „Oesterreich-Ungarn in Wort und Bild“ ausgezeichnet.

Schon im Jahre 1873 konnte Jókai anlässlich eines Jubiläums in seinem „Hon“ das folgende interessante Selbstbekenntniß ablegen: „Von Jahr zu Jahr notirte ich mir in ein Büchlein alle mich selbst betreffenden Daten, welche sich auf die materiellen Erfolge meiner literarischen Thätigkeit bezogen. Die Zahl der Exemplare meiner Werke und periodischen Schriften, welche ich seit 27 Jahren dem ungarischen Publicum übergab, besteht in 652 000 Bänden. Für diese literarische Production zahlte mir das ungarische Lesepublicum 1 523 650 Gulden, wovon mir 246 200 Gulden als Honorar zufließen.“ Seither sind über zwanzig Jahre vergangen, und

die Erfolge Jókais haben sich immer gesteigert — ein ehrenvolles Zeugniß für den Dichter sowohl, als für das ritterliche Volk der Magyaren.

* * *

Wenn man Jókai verstehen will, muß man Ungarn kennen. „Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen.“ In diesem Sinne hatte Karl Braun Recht, als er sein Skizzenbuch über Ungarn „Tokaj und Jókai“ nannte. Zum Mindesten muß man den Geist kennen, der in dem ungarischen Volke lebt und dessen poetische Entwicklung nicht nur gefördert, sondern geradezu geschaffen hat. In Ungarn herrscht ausschließlich die nationale Idee, frei von allen fremden Einflüssen, gleichviel von welcher Seite sie auch kommen mögen. Ein edler und wahrhaft volksthümlicher Mann, Graf Stephan Széchenyi, hat zuerst die Nation zu neuem Leben aufgerufen. Sein Wort: „Ungarn ist nicht gewesen, es wird erst sein!“ schlug wie ein Blitz in die Gemüther ein. Die eigentliche Verbreitung der modernen Literatur beginnt in Ungarn mit dem Entstehen des politischen und literarischen Journalismus, der auf die Jugend eine außerordentliche Wirkung ausübt. Die schöne Literatur folgte natürlich den politischen Bewegungen und Ideen, die ihr Inhalt und Charakter verliehen. Vor Allem war es der Roman, in welchem diese Ideen gepflegt, und durch welche sie verbreitet wurden. Baron Nicolaus Jókai begeisterte zuerst im Jahre 1836 das ungarische Volk durch seinen Roman „Abafi“. Man nannte ihn den ungarischen Walter Scott. Durch die Revolution von 1848 hat die ungarische Literatur eine neue Physiognomie angenommen. In den ersten Jahren nach der Revolution verbarg sich der nationale Gedanke allerdings noch unter der Hülle verschiedener Allegorien, weil er es nicht wagen durfte, frei hervorzutreten. Erst mit der wiedergewonnenen Freiheit tritt das Nationalitätsgefühl ungehindert in den Vordergrund. Dazu kommen neue Factoren, welche den Horizont der Nation erweitern.

Die Hauptrolle spielt demgemäß in der ungarischen Literatur der historische Roman. In ihm spiegeln sich die Hoffnungen und Wünsche, die Träume und Ideale des ungarischen Volkes am getreuesten ab. Die Gegenwart und die Vergangenheit kommen zu ihrem Rechte, die Triebkraft moderner Ideen und nationaler Tendenzen zeitigte Werke von hervorragender Schönheit und mächtiger Wirkung. Fast vier Jahrzehnte dauert diese Wirkung des ungarischen Romans, die in erster Reihe durch Jókai, Cótvoös, Kemény und bis in die letzte Zeit fast ausschließlich durch Maurus Jókai allein repräsentirt wird.

Von der rastlosen literarischen Thätigkeit Jókais habe ich schon gesprochen. Er producirt in der That mit einer Leichtigkeit und Schnelligkeit, die selbst in der modernen Weltliteratur unerhört ist. Seit seinem ersten Auftreten ist kein Jahr vergangen, das nicht mehrere Bände seiner Romane, Novellen, Dramen und Gedichte gebracht hätte. Seine Phantasie scheint

ein unerschöpflicher Jungbrunnen zu sein; er bringt immer Neues, fast immer Interessantes oder gar Merkwürdiges. Und was das Wichtigste ist: immer und überall steht Jókai mit den Anschauungen und Stimmungen seiner Nation im innigsten Zusammenhang. Seine meisten Romane schildern die Gegenwart oder doch eine nahe Vergangenheit. Schon in den fünfziger Jahren spannen sich die Fäden an, welche das ungarische Publicum an Jókai fesselten. Er hat immer aus dem Vollen gegriffen, und schon in seinen ersten großen Romanen, welche zugleich auch seine besten sind, hat er das ungarische Leben mit seinen patriarchalischen Sitten, aber auch in all seinen Fehlern und Verirrungen mit wunderbarer Treue geschildert. Diese drei Romane sind: „Der ungarische Nabob“ (1854), die Fortsetzung „Zoltán Kárpáthy“ (1854) und „Die guten alten Táblabirós“, das heißt Gerichtstafelbeisitzer (1855). Diese drei Romane gelten, wie gesagt, als die drei bedeutendsten Romane Jókais. Zweierlei Arten von Mißgeschick sind es namentlich, welche Ungarn bis in die neueste Zeit gar oft heimgesucht haben: Hungerstoth und Ueberschwemmung. Beide Calamitäten hat Jókai mit ergreifender Wahrheit dargestellt. In „Zoltán Kárpáthy“ schildert Jókai die furchtbarste Ueberschwemmung, welche Ungarn je heimgesucht hat, die Katastrophe in Pest im Jahre 1838. Einen ganzen Band füllt die Schilderung der Fluth und der Ereignisse, welche damit zusammenhängen. Jókai berichtet die Handlungen ungarischer Magnaten, aber er erzählt auch die Nichtswürdigkeiten einer verkommenen jeunösse dorée, welche vom Auslande Nichts als dessen Laster heimgebracht hatte. Was wir aber vor allem Andern bewundern, das ist die Phantasie des Dichters. Mit unbefränkter Freiheit beherrscht diese ewig bewegliche, immer neue, seltsame Tochter Jovis, sein Schooßkind, die Phantasie, das poetische Schaffen Jókais. Sie ist der hervorstechende Zug im Charakter dieses Dichters. Einschmeichelnd naht sie sich dem Leser, um ihn auf blumigen Pfaden unversehens und rastlos auf steile Höhen, in schwindelnde Abgründe zu führen. Dort wächst seine Phantasie manchmal in's Furchtbare, Grauenhafte — aber man muß ihm folgen, wohin er uns auch immer führen mag. Da giebt es kein Entrinnen, wie sehr sich auch unser Verstand gegen Bilder, Gestalten und Scenen sträuben mag, die uns Jókai vorführt. Ich wüßte in der modernen Romanliteratur keinen Dichter, der in dieser Beziehung mit Jókai wetteifern könnte. Der gute Karl Spindler, mit dem man ihn hie und da verglichen hat, war selbst in seiner Blüthezeit nur ein Waisenknecht gegen Jókai. Die Fülle von Figuren und Situationen, von Bildern und Gestalten, von Verwickelungen und Entwicklungen, diese leichte, fast spielende Art, einen Knoten zu schürzen und zu lösen, wirkt auf den deutschen Leser zunächst etwas sinnbethörend, umsomehr, als ihm Alles in diesen Romanen neu, fremd, eigenthümlich, überraschend und beinahe berauschend ist. „Der Ungar, der selbst mitten in diesem Spiel der Gegensätze, von alterthümlichen Formen und modernem Inhalt, von feiner Cultur und halber Barbarei, von streng nationalem

Typus und kosmopolitisch-europäischer Civilisation, von sieben verschiedenen Völkern und fünf Religionen lebt, erstaunt natürlich nicht über diese Buntheit.“ Freudig folgt er der Phantasie des Dichters in alle Höhen und Tiefen, er schreckt vor keinem Sprung zurück, wie kühn und abenteuerlich dieser auch sein mag.

Aber mit der Phantasie Jókais hält auch die Kraft seiner Charakteristik fast immer gleichen Schritt. Und das ist vielleicht das Merkwürdigste an diesem Dichter. Schon sein zweiter Roman: „Die guten alten Tablabirós“ ist ein Meisterwerk gerade nach der Seite der Charakteristik hin. Der Dichter schildert zwei der Katastrophen, von denen Ungarn so oft heimgesucht wird, vor Allem die Hungerznoth. Eine solche wüthete Ende des Winters 46 auf 47 in Oberungarn. Die guten alten Tafelbeißer bereisen das Comitat, um die Noth nach Kräften zu mildern. Unter Anderem kommen sie auch auf das Gut Brenocz. Dort geht es gar seltsam zu. Die letzten Grafen Brenocz führen ein vergnügtes Leben in Wien oder in Pest, und die Verwaltung ihres Gutes haben sie einem Pächter „Arendator“ überlassen, der das Volk schlecht macht, um es auszubeuten. Dies gelingt ihm nur zu gut und zu rasch, hauptsächlich durch Anlage von Schnapsbrennereien. Das Volk läuft in die Fabrik, wo es Geld und Schnaps giebt, vernachlässigt aber den Ackerbau, die Hauswirthschaft und den Schutz der Ufer gegen Wassergefahr. Als dann Hungerznoth und Uberschwemmung hereinbrechen, behaupten sie, von „dem schwarzmäuligen Arendator“ und seiner Wirthschafterin verheert worden zu sein. Es ist sehr interessant und für den Bildungszustand jener Zeit überaus charakteristisch, wie eine ungarische Bäuerin den guten, alten Tablabirós diesen Teufelspuk schildert. Alles habe die Wirthschafterin verheert, sogar die Kartoffeln. Die guten schleppe sie in den Rauchfang, das heißt in die Brennerei, die schlechten lasse sie dem Volke. Das sei aber nicht möglich, ohne den Bund mit dem Teufel. Von den alten Herren zurechtgewiesen, öffnet sie nun erst recht die Schleusen ihrer Rede, und sie enthüllt folgendes Bild:

„Ja, ja, meine gnädigen Herren, es lautet grausenhaft; und ich selber wünschte am meisten, daß es nicht wahr wär'. Aber ich sage Euch: Wir würden nicht Alle so elendiglich zu Grunde gehen, wenn man uns nicht beheert hätte. Ich weiß recht gut, was von Gott kommt, denn ich bin genug in die Kirche gegangen, hab' nie einen Sonntag versäumt. Wir haben uns nicht gegen Gott verflünkt, daß er uns so heimsucht; in unserem Dorfe gab's keinen Dieb, keinen Mörder, keinen Flucher; wir haben die langen Fasten gehalten, die hohen Festtage gefeiert, den Armen gegeben, so lange wir noch etwas hatten; wir haben Vater und Mutter geehrt und geliebt, gearbeitet im Sommer und Winter. Dennoch gehen wir zu Grunde. Ich erinnere mich, daß, als ich noch ein Mädchen war, zireihundertundzwanzig Häuser, alle von Stein gebaut, und vier Gassen im Dorfe waren: in der Mitte die Kirche, Brot gab's in jedem Hause in Ueberfluß, Milch und Butter genug; sogar Fleisch hatten wir zuweilen. Damals hat noch die alte Herrschaft gelebt und kam oft herüber, die Sägemühlen anzusehen; wir fischten Forellen, und sie theilte unter uns schöne Silberzwanziger aus, weiß wie der Schnee. Da hörten wir auf einmal, der gnädige Herr sei gestorben, und bald darauf kam dann der Herr mit dem schwarzen Maul, der Arendator mit sammt seiner Heze. Warum hat er denn kein so schönes, lehrbares Gesicht, wie die gnädigen Herren hier? Also der

Schwarzmäulige kam mit einem anderen Herrn, der lange Stiefel, und mit einem, der einen hohen Hut auf dem Kopf und Winterfenster, (d. i. eine Brille) vor den Augen hatte. Die haben Alles in die Kreuz und Luer abgemessen, der Herr mit den hohen Stiefeln hatte einen Stab in der Hand, wenn er diesen auszog, wurde er schrecklich lang; damit maß er die Wände der Häuser, die Brückenjochs, die Dämme. Der Andere mit dem hohen Hut nahm hie und da eine Hand voll Erde, berodt sie und nahm sie in den Mund, norüber wir uns sehr wunderten. Dann suchte der Schwarzmäulige einen Ort auf dem herrschaftlichen Grund, wohin er etwas bauen wollte. Der mit den hohen Stiefeln wollte, daß am Ufer gebaut werden sollte; aber der Schwarzmäulige sagte, daß es dort schlecht sei; denn das Wasser werde den ganzen Dorfgrund ohnehin wegreißen. Dann rieth er ihm wieder, dort auf dem Hügel zu bauen. Das wollte der Herr auch nicht, denn dort wird es dem Sturm und Wind zu sehr ausgefetzt sein. Und, Sie können mir's glauben, gnädiger Herr, früher hat dieser Ort weder vom Sturm noch von Ueberschwemmung etwas gelitten. Was aber der Schwarzmäulige sagte, das erlebten wir Alles. Zuletzt ließ er dort, neben dem Friedhof, bauen und nahm die Hälfte des „Gottesgartens“ zum Hof. Ich hab's gehört, wie er sagte, man wird hier ohnedies nicht lange mehr einen so großen Friedhof brauchen. Das Alles ist leider auch eingetreten. Das Wasser hat das Dorf zwei Mal verheert, die Häuser niedergerissen; unser Hab und Gut ging verloren. Dann entstanden so starke Stürme, wie sie sich von uns weder Jung noch Alt erinnern kann, Stürme, die selbst die Hausdächer umkehrten. Als man aber die Bremerei zu bauen anfing, da war's mit uns ganz aus. In dieser Gegend gab es nie ein solches Haus; als sie den Rauchfang machten, glaubten wir, sie machten einen Thurm; der Rauchfang ging immer höher hinauf, er war schon zwei Mal so hoch als der Thurm unserer heiligen Kirche. Das ist eine gottlose Sache, einen Rauchfang höher zu bauen als einen Kirchturm. Die Alten im Dorf hatten Recht, als sie sagten, das ist gewiß ein Thurm für den Teufel; 's wird Einem Angst und bang, zu sehen, wenn er Rauch und Feuer auspeit, besonders in der Nacht. Dieses Haus frißt das ganze Dorf auf. Früher wurde hier jedes Jahr ein neues Haus gebaut, jetzt geht alle Jahr eine Gasse zu Grund. Brennt etwas ab, so bleibt's dabei, Niemand baut es wieder auf. Die böse Hege dort in dem Rauchfanghaus zählt nach, wie viel wir sind, und den Neunten, den wirft sie hinaus. Kaum in jedem dritten Haus wohnt noch Jemand; weiß Gott, ob wir die Ernte erleben? Der schwarzmäulige Herr hat Alles vorausgesagt — 's ist auch in Erfüllung gegangen. Wir sind verheert. Gott erbarme sich unser.“

So die ungarische Bäuerin, welche den Charakter jenes Naturvolkes darstellt und dessen Lage, da es zum ersten Mal mit dem Culturvolk in Berührung tritt. Den Mittelpunkt der Geschichte bildet aber das Verbrechen des großen Privilegiumbruchs, durch welches der Oberfiscal Fenyéry der Hungersnoth gewaltsam abhilft.

Von den Vorzügen Jókais sind seine Fehler untrennbar. Man kann wohl sagen, er hat die Fehler seiner Vorzüge. Seine Phantasie führt ihn auf ungemessene Bahnen; seine Lust am Fabuliren verleitet ihn zu den abenteuerlichsten Erzählungen. Die üppige Fruchtbarkeit seines Schaffenstriebs erweist sich als schädlich, wo es gilt, eine Romanhandlung psychologisch zu vertiefen. Man hat oft den Eindruck, als ob er gar nicht nach einem bestimmten Plan arbeite, sondern frisch und fröhlich irgend eine Erzählung beginne, dann lustig darauf los fabulire, Alles, was ihm gerade durch den Kopf geht: heitere Einfälle, witzige Anekdoten, charakteristische Gestalten, geistreiche Bemerkungen mit verwende und endlich an einem be-

stimmten Punkt, wo es ihm gerade zweckmäßig erscheint, die Handlung willkürlich abbreche.

Und dabei wird er nie langweilig. Er weiß auch das Unwahrscheinliche, das Groteske, das Bizarre fesselnd zu behandeln. Er ist leidenschaftlich, aber auch liebenswürdig, originell und anziehend.

Ein besonderer Vorzug ist sein unerlöschlicher Humor, der in allen Farben schillert und alle Töne anzuschlagen weiß. Dieser herzerfrischende, sprudelnde Humor ist ein Wiegeneschenk des ungarischen Volkes; der Hirt auf der einsamen Puszta hat ihn so gut wie der reiche Magnat auf dem Schlosse. Der bekannte Mikosch mit seinen Witz und Abenteuern ist der getreue Typus dieses nationalen Humors, den Jókai veredelt und in die dichterische Welt emporgehoben hat.

Als eine Probe dieses eigenartigen Humors möchte ich eine Scene aus einem der späteren historischen Romane anführen, derselbe heißt „Das namenlose Schloß“ (Pest 1878).

Das Motiv ist der französischen Geschichte entnommen, der größte Theil der Handlung spielt auf ungarischem Boden und zwar zur Zeit der letzten ungarischen Adels-Insurrection im Jahre 1809, welche mit der Schlacht bei Raab endigte, in welcher der loyale ungarische Adel durch die französischen Kanonen in die Flucht geschlagen wurde. Hier hat nun Jókai eine reizende Episode erfunden, die so treu den nationalen und zeitgeschichtlichen Charakter wieder spiegelt, daß man sie eigentlich historischer nennen kann, als alles wirklich Historische im Roman. Die Kraft und Tapferkeit, die, undisciplinirt und im Kriege unerfahren, bramarbasirt, konnte nicht plastischer und humoristischer dargestellt werden, als in dieser Scene, die zum Theil wörtlich hier folgen mag:

„Wenn die Insurrection wirklich aus lauter Selben bestand, woher entstand dann die beschämende Mär von der schmählichen Flucht?“

„Hat sich diese etwa gar nicht zugetragen, ist nichts Wahres daran?“

„Sie hat sich zugetragen. Sie ist vollkommen wahr.“

Die Insurgentenschaaren von jenseits der Theiß waren noch auf dem Wege. Ein Infanterie-Bataillon derselben war schon über Ofen hinaus und marschirte geraden Weges gegen Raab zu.

Die Geschichte nennt dieses Bataillon nicht. Sein Wappen ist, wie in der Reihe der Bildnisse der Dogen von Venedig das des Foscari, mit einem schwarzen Flor umhüllt. Sie sind namenlos geblieben.

Wir beschönigen die Sache nicht. Wir sagen es gerade heraus, daß es ungarische Helleute vom reinsten Schlage waren. Ihre Waffen waren schlecht, wie die der Ubrigen. Musketen, ohne Stein und Schloß, rostige Bajonnette, aber ihre Arme waren so gut wie die der Ubrigen!

Die bei Raab gefochten hatten, bewiesen, daß es kein schlechtes Gewehr giebt. Fliegt die Kugel nicht aus dem Rohr, so thut der Kolben seine Schuldigkeit; man braucht nur näher zum Feinde hinzugehen. —

Gegen Mittag waren sie bis Banhida gekommen; der Saum des Waldes, am Rande des schönen Fließchens Lata, bot sich ihnen nach dem ermüdenden Marsch über das Gebirge als angenehmer Ruheplatz dar, und es war Sommer, wo jeder Strauch

Obdach giebt. Dort ließen sie sich nieder und begannen zu schmausen. Sie hatten auch Zigeuner mit; hätten sie die etwa zu Hause lassen sollen? Und diese spielten ihnen wehmüthig und feurig das Lied von „Misla mit dem gelben Eschismen“. Eine Reihe stattlicher Männer stellte sich in die Richtung hinaus und begann den Werbertanz; der ungarische Soldat ist nie so ermüdet, daß er nicht bereit wäre, zu tanzen, wenn man ihm musiziert. Dann legten sich die Länger, Einer nach dem Anderen, vor dem angezapften Faß und vor dem brodelnden Kessel der Feldküche nieder; nur ein reckenhafter Bursche tanzte allein noch fort. Die um die Schulter geworfene Mente flatterte, der Säbel schlug ihm klappernd an die Kniee.

„Sieh nur, wie der Samsonschläger den Staub aufwirbelt!“

Blos diesen einen Namen hörte man. Und auch das war nur ein Beiname. So hieß der Geselle wegen seiner ungeheuren Körperkraft. Er erhielt den Namen, als ein Akrobat, ein Ringkämpfer, in der Gegend sich aufhielt, der sich als Samson ankündigte und Dem, der ihn im Ringen niederwerfen würde, hundert Gulden zusagte. Unser ablicher Bursche warf den Samson so zu Boden, daß der Besiegte sich dabei ein Bein verrenkte. Und als der hingeworfene Komödiant ihm das Geld auszahlen wollte, sagte er ihm: „Nicht nöthig! Ich habe es nur so aus Freundschaft gethan!“ Von da an war ihm der Name Samsonschläger geblieben.

„Na, komm doch schon!“ riefen ihm die zu, die im brodelndem „Kessel fischten“, „sonst bleibt für Dich nichts übrig.“

„Das wird nicht mein Schaden sein, sondern der Franzosen ihrer; denn ich verpfeife heute um zwei Franzosen mehr zum Nachtmahl!“

Und um vor Allem keinen Durst zu löschen, nahm er das Faß mit seinen zwei Händen und trank daraus wie ein Anderer aus der Flasche.

„Wenn nur unsere Gewehre nicht so schlecht wären,“ rief Einer der Gevattern ärgerlich.

„Ei, wozu brauche ich ein Gewehr bei den Franzosen! Wenn mein Tabaksbeutel stramm vollgestopft ist, so schlage ich sie mit dem todt.“

„Hast Du schon einen Franzosen gesehen?“

„Wie denn nicht? Vor vier Jahren, als das erste „Franzosenelaufe“ war, brachte man auch zu uns einen Trupp Marode; ich nahm ebenfalls Einen bei mir auf. Aber es war eine Fliege von einem Bürschchen. Wenn ich nieste, so fiel er auf den Bauch und als ich ihm zum ersten Mal von unserem Paprikas zu kosten gegeben, wollte er sich die Nase abschneiden; er glaubte Gift gegessen zu haben, das ihm nun in der Nase brenne. Zu so einem Franzosen braucht man kein geladenes Gewehr, den kann man mit einem Stück von unserem gefüllten Kraut todt schlagen. Er lebt von Fröschen und Heringen. Ich will Maß heißen, wenn ich nicht mit eigenen Augen gesehen habe, wie er im Garten Maikäfer gefressen hat.“

„Maikäfer!“

Der Samsonbesieger schwor bei allen Heiligen, daß er die Wahrheit sage.

Die Gesellschaft brach in ein ungeheures Gelächter aus.

„Und ein solcher Feind, der Maikäfer frißt, wagt es noch, hierher zu kommen?“

„Und was immer ich zu ihm sagen mochte, er antwortete auf Alles nur:

„Keszkwulowu?“ Jetzt können wir wenigstens mit ihm sprechen, wenn wir mit ihm zusammentreffen: „Keszkwulowu?“ — Aber singen, singen wir Eins! Herbei, Zigeuner! Jetzt lehren wir Euch ein Lied! Stellt Euch im Kreis herum!

Und sie sangen das übermüthige Lied:

„Schon der Namen Attilas—les—lus,
Sohn des großen Wendegus—ges—gus,
Jagt den Slaven so in Schreck—schrack—schrack,
Daß er burzelt in den Dreck—drack—drack!“

„Wie erst der Franzose, der Malkäfer frißt!“

Der Bataillons-Commandant fand es indeß an der Zeit, weiter zu eilen, und gab den Hauptleuten den Befehl, das Bataillon zusammenzustellen.

Befehl! Dieses Wort kommt in dem alten ungarischen Wörterbuch des Bäriz-Papan nicht vor.

Der Hauptmann trat in den Kreis der Lustigen, zog den Degen und sprach:

„Auf, Bürsche! Die Unterhaltung ist aus!“

„Befehl Du meinem Hunde! Und auch dem nur, wenn ich es erlaube!“ rief der Samsonschläger koch. „Was Du Dir jetzt einbildest, daß Du Hauptmann bist. Kommt aber die Restauration, so kriechst Du zu Kreuze und bittest uns flehentlich, Dich nicht von Deiner Geschworenensstelle abzuwerfen! Komm her, besser ist, Du trinkst mit uns!“

Was konnte der Hauptmann thun? Der Samsonschläger war ein berühmter Wahl-agitator, mit dem muß man sich verhalten.

„Steck Deinen Flederwisch nur wieder in die Scheide!“

„Was? Ein Flederwisch, das ist die beste Klinge von der Welt; ein Stahl, daß ich damit Deinen rostigen Säbel wie einen Fegen Papier entzweischneide!“

„Meinen Säbel! Probir's!“

Hiermit sprang der Samsonschläger von seinem Platz auf, riß seinen Säbel aus der Scheide und hielt ihn mit der Spitze nach oben; die Muskeln seines furchtbaren Armes zuckten, als ob Schlangen sich übereinander hinwinden würden.

„Schlag' zu!“

Der Hauptmann mußte die Ehre seiner Klinge retten. Er führte nach dem emporgehaltenen Säbel einen Hieb; die beiden starken Klingen gaben Funken, und die des Samsonschlägers erhielt eine ziemlich große Scharte. Das waren aber keine Degen wie die heutigen, sondern gewaltige, handbreite Schwerter, auf deren Fläche das ganze Vater- unser und das Bildniß der heiligen Jungfrau Platz hatten.

„Nun, jetzt laß mich sehen, was Dein Flederwisch aushalten kann! Halte ihn empor!“ rief der Samsonschläger.

Was konnte der Hauptmann thun? Man würde ihn weidlich ausgelacht haben, wenn er es nicht gewagt hätte, seine Klinge der Probe auszusetzen. So hielt er denn sein Schwert empor.

Der Samsonschläger hieb danach, und vom Degen des Hauptmanns flog ein gutes Stück davon. Jetzt konnte er mit dem verstümmelten Degen commandiren. Indesß war das Verhältniß ein umgekehrtes; nicht er commandirte diesen Leuten, sondern sie ihm. Da war nicht „Habt Acht!“ das Commando, sondern „Laßt den Wecker kreisen!“ und „Zum Tanz! zum Tanz!“ Der Hauptmann mußte trinken und tanzen, wenn er als guter Kamerad gelten wollte.

Der Bataillons-Commandeur fing an sich zu ärgern. Es waren erst zwanzig, fünf- undzwanzig Mann auf dem Sammelplatz. Er ging daher selbst, um die ringsumher zerstreuten und sich unterhaltenden Gruppen zusammen zu rufen. Die aber fielen über ihn her, küßten ihn, hoben ihn auf ihre Schultern und schrieten ihm die Ehren voll mit Vivat! — parirten ihm jedoch nicht.

„Erlaube uns nur noch ein Gläschen! Dann laß uns noch ein Bißchen tanzen.“

Die lustigen Klänge lockten später aus dem nahen Dorf neugierige junge Weiber herbei. Auch diesen mußte man zeigen, wie man jenseits der Theiß tanzt. Inzwischen wurde es Abend, und das war der Abend der Schlacht bei Raab.“

* * *

Aber nicht allein der Humor Jókais, sondern sein ganzes Schaffen wird von nationalem Geiste erfüllt und getragen. Dieses nationale Element, welches Arany, Petöfi u. A. zuvor in der Lyrik geltend gemacht

haben, hat Maurus Jókai auf den Roman übertragen. Und zwar mit einem ganz außerordentlichen Geschick. Schon seine Sprache verleiht, nach dem Ausspruch eines ungarischen Kritikers seinen Erzählungen den Anschein des Wahrhaftigen, des Ungefälschten und Malerischen und giebt seinem Stil ein von der gewöhnlichen, schablonenhaften Literatursprache abweichendes Gepräge. Dazu kommt die vortreffliche Manier des Erzählens, wobei der Dichter gar nicht oder wenig reflectirt, sondern deutlich und ungezwungen wie das Volksmärchen berichtet. Seine Geschichten schreiten mit eigenthümlicher, oft unruhiger Frische vorwärts.

Die meisten Romane Jókais spielen in der Gegenwart oder doch in der nahen Vergangenheit; aber er verschmäht es auch nicht, hie und da einen Excurs auf das Gebiet des rein historischen Romans zu machen. Meist knüpft er an irgend ein bedeutendes Ereigniß, an einen wichtigen Typus, an eine bedeutsame Erscheinung des ungarischen Lebens an. Sehr oft sind es denkwürdige Elementarereignisse, welche den Untergrund seiner Romane bilden. Nicht selten knüpfte er an volksthümliche Ideen und Anschauungen interessante Geschichten aus der Fülle seiner eigener Erlebnisse. Hier hat Jókai vor Allem Gelegenheit, in Bildern, Scenen und Gestalten seiner überquellenden, ja nicht selten ausschweifenden Phantasie die Zügel schießen zu lassen. Frei und ungebunden, wie das Pferdchen des Hirten auf der Pusta, treibt sich dann seine Phantasie auf den Gefilden der Dichtung umher. In seinen „Schwarzen Diamanten“ hat er einen Kohlenbrand mit einer Anschaulichkeit geschildert, in der ihn weder Victor Hugo noch Emile Zola übertreffen können.

Es ist durchaus nothwendig, wenn man Jókai schildern will, auch ein Bröbchen seiner phantastischen Darstellungsweise zu geben. Eine besondere Anziehungskraft hatte für ihn der Franzose Jules Verne, in dessen Fahrwasser Jókai in den siebziger Jahren gerathen ist. Aber er übertrifft den Meister noch in seinem Roman „Bis an den Nordpol“ (Pest 1875), wo er nach den Aufzeichnungen eines im „Tegetthof“ zurückgebliebenen Matrosen eine zwanzigtausendjährige Braut in überaus malerischer und anschaulicher Weise folgendermaßen geschildert. In einer der letzten Fortsetzungen ist der Held der Geschichte in eine Krystallgrotte gelangt. Zu seiner Ueberraschung erblickt er mitten in einem ungeheuren Krystallprisma eine Menschengestalt. Es ist ein Urnensch, der das Pech hatte, gerade so wie die Libellen, Wasserjungfern 2c., die man in kleineren Krystallen und Bernsteinmassen findet, in diese riesige Krystallmasse eingeschlossen zu werden. Nachdem er seinen homo diluvii testis einer eingehenden Beschreibung unterzogen und den Proceß der Einkrystallisirung geschildert hat, fährt der Erzähler fort:

„Eine gefährliche Neugierde kitzelte mich. Wo ein Mann ist, dort muß auch eine Frau sein. Papa Methusalem hatte gewiß auch Urenkelinnen. Kaum glaublich, daß er keine mit sich gebracht haben sollte.“

Ich gelangte vor ein Prisma, von dem fünf Seiten mit einer undurchsichtigen Krystallrinne bedeckt waren, die sechste aber war vollkommen durchsichtig. Ein vollständiger Glasfarg; die reine Seite spielte in den Regenbogenfarben, wie der Ebelopal.

Darin lag — nein — stand eine Frauengestalt. Ein junges Weib, vollständig erhalten. Glattes olivenfarbiges Gesicht, dessen Züge an den malayischen Typus erinnern; feingeschnittene Nase, geschwungene Lippen, converge Stirne. Im Augenblick der Katastrophe, als der im Werden begriffene Krystall ihren Körper einzuhüllen begann, hatte sie mit beiden Händen nach dem Kopfe gegriffen, sie waren auch jetzt wie zum Gebet gefaltet. Diese Gestalt betet seit einer neuen Weltentstehung um die Auferstehung.

Daß sie aber durch die Krystallbildung nicht zertrümmert wurde? Oh, der Krystall ist sehr schonungsvoll gegen den Körper, welchen er einschließt; selbst der feine Flügel der See-Libelle bleibt so unverfehrt in ihm wie lebend, und die Seidenflügel des in ihn hineingerathenen Spidos krümmt er nicht einmal!

Dieses Weib war von der Natur nicht mit einer selbstgeschaffenen Hülle versehen, wie der Mann; aber sie war deshalb doch nicht unberührt; das war das Wunderbarste an der ganzen Sache. Sie hatte goldfarbiges, dunkelrothes Haar, und dieses Haar war um die ganze Gestalt gewachsen. Gleichwie die Wurzeln einer Pflanze um die Seiten eines Gesichts wachsen. Diese reiche Haarfülle hüllte die ganze Gestalt von den Schultern angefangen bis zu den Fußspitzen derart ein, daß es schien, als wäre sie mit einem an Glanz mit Gold und Seide wetteifernden Gewebe stramm überzogen, mit Ausnahme des Gesichtes und der beiden aufgehobenen Arme.

Dieses Haar mußte daher immer wachsen, seitdem die Gestalt in das Krystallprisma eingeschlossen ward.

Seit einer neuen Welterschöpfung.

Diese Gestalt mußte daher auch jetzt noch leben!

Man sagt wohl, daß das Haar auch nach dem Tode wächst.

In den geöffneten Särgen findet man noch ferner gewachsenes Haar. Ich weiß es nicht, ich habe das nicht gesehen.

Aber hier im Krystall konnte das Haar einer Todten nicht ferner wachsen.

Der Krystall berührt überall die Haut. Die Haut eines Todten aber ist starr und spröde. Wenn das Haar weiter wachsen sollte, so konnte es zwischen dem Krystall und dem Körper nur so vordringen, wenn die Haut noch elastisch und weich ist, wie bei einem Lebenden und wenn sie dem Vordringen des Haares nachgiebt. Damit diese Haarfülle so ringsum herum um den Körper wachsen konnte, mußte nicht nur das Haar, sondern der ganze Körper leben.

In diesen Urmenschen ist auch noch verborgenes Leben!

Und warum sollte das unmöglich sein?

Fand man nicht schon in der Steinkohle eine lebende Kröte? Und die Kohle ist doch schon eine hunderttausendjährige Formation.

Wodurch erhielt sich das animalische Leben darin?

Weil es nicht entfliehen, weil es sich nicht verflüchtigen konnte.

Unter den indischen Fakiren finden sich allenthalben Wunderthäter, die sich, bis zur Ohnmacht ausgehungert, begraben lassen; nach Wochen werden sie dann wieder ausgegraben und zu neuem Leben erweckt.

Warum sollte nicht mit diesen Menschen ein ähnliches Wunder geschehen sein?

Die Krystallmasse hat sie im Nu umschlossen.

! Seele, Athem, Wärme und Elektricität des Körpers, jede Bedingung des Lebens ward in einem Augenblick eingeschlossen: der Körper konnte sich nicht davon trennen.

Seitdem konnte durch diesen Krystallfarg kein Mittel des Stoffwechsels, den wir Tod nennen, zu ihnen gelangen. Das Blut konnte in ihren Adern nicht stocken, aber auch nicht circuliren. Die Nerven wurden schlaff, das Gehirn ward betäubt, die Function

jedes Organs hörte auf, die Hautporen transpirirten nicht mehr, aber das Leben verschwand nicht, es verberg sich nur.

Dieses Leben konnte man wieder erwecken! Glühitze und Schauern überließ bei diesem Gedanken abwechselnd meinen Körper.

Mein Herz schlug höher, wenn ich daran dachte, daß ich, der in diese öde Welt hither verschlagene Mensch, aus dem Felsen mir ähnliche Geschöpfe hervorholen könnte, die in meiner entsetzlichen Verlassenheit mit mir blieben, daß ich wieder eine Frauenstimme hören und in Augen sehen würde, die mich verstehen! Förmlich betäubend wirkte der Gedanke auf mich: Wenn ich sie nun zu neuem Leben erwecken könnte und sie zu mir in menschlichen Tönen sprächen und ich ihre, oder sie meine Sprache erlernen würden, welche Geheimnisse müßte ich von ihnen erfahren, aus jenen Zeiten, deren Geschichtschreiber Muscheln und Farnkräuter, deren Chronikenblätter Kalk-, Thon- und Schieferstüchlein sind, in welchen ihre Spuren zurückschliefen! Der größte Schatz wäre ein lebender Mensch, der in menschlicher Sprache der jetzigen Welt erzählen könnte, was vor vierzigtausend Jahren geschehen! Wie die Erde damals aussah? Was der Mensch damals auf ihr war?

Aber ein geheimer Schauer überließ mich wieder, wenn ich daran dachte: darf ich denn auch? ist es Sache eines Sterblichen, einzugreifen in das große Werk der Auferstehung, das am Ende aller Tage und dem Befehle des Herrn und seiner diensthütenden Engel vorbehalten ist? vor dem jüngsten Tage Menschen aus dem Grabe hervorrufen, die seit Aeonen schlummern, und ihnen sagen: Lebet weiter!

Und wenn diese Menschen mich fragen mit Wort und Lida: Wo ist denn die Welt? Wenn Du uns zum Leben erweckt hast, so gib uns nun auch unsere Welt wieder! Wo ist unsere Flora, über welcher der Himmel auch bei Nacht hell war, und wo man bei Tag Licht und Wärme nicht ertragen konnte? Wo sind unsere Rußwälder, aus deren Früchten Honig sickerte, deren Stämme süßes Mehl als Markt enthielten, aus deren Wurzeln Milch floß? Wo sind die Bäume, von deren Blättern der erfrischende Trunk träufelte? Wo die Riesenungeheuer, die uns durch die Urwälder einen Weg bahnten und uns gegen die Hyänen verteidigten? Wo die riesigen „Moa“-Vögel, gegen die wir mit Steinen Krieg führten, um ihnen ihre Eier zu rauben? Wo ist das immergrüne Gras, in dem wir uns Wohnungen bauten und die moosbewachsenen Seen, in denen wir uns vor dem Feinde verbargen? Wo ist diese Welt, in der nur Frühling war und Herbst, in der beide neben einander ewig währten?“ Und ich soll sie dann auf die Erdoberfläche geleiten und ihnen die schöne Welt zeigen: „Hier ist sie! Schnee und Eis und ewige Nacht — das Nordlicht der Morgenröthe!“ Meine Besorgnis hatte aber außer den metaphysischen und psychiatrischen Schwierigkeiten auch noch andere Gründe. Vor allen war es der Earg selber, in welchen meine Urmenschen eingeschlossen waren, der mir Kopfzerbrechen machte.

Wie sollte ich diese ungeheuren Krystallsäulen erschliefen?

Der Krystall wird nicht ohne Grund Stein genannt. Der Krystall ist ein hydrochemisches Gebilde. Entstanden ist er auf hydrochemischen Wege — aber dazu zu machen, was er gewesen: zu einer in Wasser gelösten Gallerte ist er nimmermehr.

Ich kann ihn zer schlagen — allerdings; es braucht nur eines kräftigen Hiebes mit dem Hammer wider die Spitze des Krystalls auf der Stelle, wo die sechskantige Pyramide ausläuft, und diese wird in Splittern und Trümmern nach allen Seiten hin zerfliegen; allein ein solcher Schlag auf die Spitze des Krystalls würde dem in der Masse eingeschlossenen Menschen genau so wohl thun, als ob man ihm mit dem Hammer unmittelbar wider den Kopf schlug; wenn er noch lebt, muß er von einem solchen Schläge nothwendigertweise den Tod haben.

Es giebt aber auch noch einen anderen Modus, den Krystall zu sprengen.

Wenn man jene Fläche desselben, welche mit einer spröden Quarzschicht überzogen ist, mit der Fläche eines anderen Krystalls reibt, so wird das ganze Prisma elektrisch,

es beginnt zu leuchten und sich zu erwärmen. Wird es dann plötzlich mit eiskaltem Wasser übergossen, so muß es klirren und klingen, als ob eine Geisterband auf einer Zither spielte, und kreuz und quer reißt und springen und kann jobann mit ganz schwachen Hammerschlägen zerlegt werden.

Wohl. Woher aber zunächst — kaltes Wasser nehmen? Die Frage gab mir am meisten zu denken.

Wenn es auch noch so leicht wäre, meine Menschen zu erretten, so wäre es doch immerhin unklug, es zu thun, weil ich ihnen nichts zu essen und zu trinken bieten könnte.

Mit meinem Getränk war ich selber fast zu Ende; mein Proviant bestand aus papricirtem Fleisch. Mit den Leuten da drinnen aber, wenn sie erweckt würden, müßte man umgehen, wie mit neugeborenen Kindern; man müßte sie geradezu säugen.

Also — schlafet vorläufig nur noch weiter.

Wenn ich selber am Leben bleibe, dann komme ich zurück und kämpfe um Dich mit der Gewalt des Todes.

Und dort verlobte ich mich mit dem zwanzigtausendjährigen Mädchen und that das Gelübde, daß ich außer ihr Niemanden lieben wollte, weder über, noch unter der Erde.

Ich weiß nicht, schien es mir nur, oder war es wirklich so, mir kam es vor, als hätte sie dazu gelächelt.

Die arme gute Babi, als sie sah, daß ich so nach der schönen schlafenden Gestalt schmachte, erbarmte sich meiner und trat näher, um an dem Krystallfarg zu lecken. Sie dachte, er sei aus Eis, und man könne ihn schmelzen machen.

Ich war wirklich verzaubert, verhegt durch die Gestalt. Es geschah vor einem Altar, es geschah in einer Kirche, daß ich sie mir verlobte.

Unter den vielen unglaublichen Dingen, die mir passirten, würde ich es für das Unglaublickste gehalten haben, wenn mir jemals ein Anderer gesagt hätte, daß ich mich dereinst noch in die Tante der Aeltermutter meiner Urgroßmutter verlieben werde uti figura docet.

Eine schöne Braut, Zeitgenossin des Bergkrystalls und des Dinornis.

Wie mag ich nur in dieser Lage zum Scherzen aufgelegt sein.

Aber scherze ich denn?

Gewiß nicht.

Wenn ich zurückkehre, heirathe ich meine Braut. Aber vorher, schauen wir zu, daß etwas da sei, um sie zu erhalten, wenn sie einmal lebt. Denn über und unter der Erde ist dies die erste Pflicht des Mannes, der auf Freierrfüßen geht.

Also vorwärts mit dem Reisesack, Babi!

Adieu, reizendes Urfräulein.“

* * *

Ich habe schon oben erzählt, daß Jókai in seiner Jugend Maler werden wollte. Der Sinn für das Malerische, Packende, Anschauliche ist ihm, wie schon aus dieser Schilderung hervorgeht, haften geblieben. Er kann Alles, was er gesehen, leicht und anmuthig, lebendig und anschaulich schildern. „Er ist Idealist mit stark realistischer Neigung, Colorist, der den Glanz und die Wirkung seiner Farben durch Symbole zu steigern sucht.“

Am Meisten ist natürlich die künstlerische Composition vernachlässigt; abgesehen von zahlreichen Flüchtigkeiten und Irrthümern, ist es besonders die Uebertreibung in's Maßlose, die seinen Helden wie seinen Geschichten schadet.

Die Exposition ist meistens bei ihm sehr weit angelegt. Der Schluß sehr oft unbefriedigend und nicht selten an den Haaren herbeigezogen. Karl

Braun hat Recht, wenn er sagt, daß es oft gar nicht der Mühe lohne, zuvor hinten zu recognosciren, „ob sie einander auch kriegen,“ daß man vielmehr besser daran thue, den Roman von vorne gründlich capitelweise zu genießen, oder auch blattweise, etwa wie eine Artischoke. Man wird dann nicht nur unterhalten, sondern etwas auch dabei lernen.

Die Phantastik Jókais, seine malerische Darstellungsweise und sein üppiger Humor, erschweren eine eingehende sachliche Charakteristik und eine feine psychologische Ausarbeitung ganz außerordentlich. Selbst ein so wohlwollender Beurtheiler wie E. Peterfy sieht sich zu dem Geständniß gezwungen: Jókais Helden sind Gestalten ohne Zusammenhang in ihren Bestandtheilen und ohne psychologische Einheit; Jókai improvisirt seine Gestalten von Scene zu Scene. Auch seine Geschichten tragen in gewisser Beziehung den Stempel der Improvisation an sich, denn die Fabel entwickelt sich nicht mit poetischer Folgerichtigkeit, sondern in launenhaften Sprüngen und hascht nach Effecten, welche der Moment auf Kosten des Ganzen hervorzurufen vermag. Von diesem Gesichtspunkte aus könnte man Jókais Dichtung in der That die Poesie der improvisirten Effecte nennen; und es ist nicht zu verwundern, wenn er wegen einer Lieblingsidee, eines guten Einfalls, oder einer humoristischen oder tragischen Wirkung die Wahrscheinlichkeit seiner Erzählung und die innerliche Einheit seiner Gestalten aufopfert.

Und doch! Trotz aller dieser Fehler, Mängel und Irrthümer, ist und bleibt Maurus Jókai ein großer, ein auserkorener, ein gottbegnadeter Dichter. Ein Fürst im Reiche der Weltliteratur.

Gekannt und verehrt überall, wo der Goldquell der Poesie rauscht, in seiner Heimat wie ein Patriarch der National-Literatur gefeiert, in Deutschland selbst wie ein deutscher Dichter geschätzt. In zwanzig Sprachen sind seine Romane übersetzt, deren Aufzählung allein einen Essay füllen würden. Und daneben hat Jókai als Dramatiker und Lyriker Vortreffliches geleistet. In der That, der Jungbrunnen seiner Phantasie, seines Humors und seiner Poesie scheint unerschöpflich zu sein. So kann man dem Dichter in seinem Jubeljahre nur von Herzen wünschen, daß er auf seinen eigenen Pfaden rüstig weiter schreite, unsere innige Theilnahme, die aufrichtige Bewunderung der gesammten Culturwelt wird ihm in alle Weiten folgen.





Der Lebensgang eines Verbrechers.

Don

Paul Lindau.

— Dresden. —



Als ich vor einer Reihe von Jahren das große Städtische Irrenhaus zu Dalldorf zum ersten Mal durchwanderte, wurde ich von meinen liebenswürdigen Führern, dem Director der Anstalt und dessen erstem Assistenzarzte auf einen in der Verbrecherabtheilung internirten Patienten als auf einen besonders „interessanten Fall“ aufmerksam gemacht. Ich hatte, obwohl ich die auffälligsten hauptstädtischen Verbrechertypen ziemlich vollständig zu kennen glaubte, von Adolf Krüger — das war der Name des Patienten — bisher noch nichts gehört. Und doch hatte Krüger schon damals eine sehr bewegte und für seine Jugend geradezu unheimlich thatenreiche Vergangenheit hinter sich. Der junge Mann, der damals im Anfang der Zwanzig stand, machte auf mich einen freundlichen, ja, wie ich aufrichtig bekennen muß, sogar sympathischen Eindruck. Ich unterhielt mich mit ihm sehr lange, und nichts, aber auch nicht das Geringste verrieth in seinem Benehmen, in seiner Redeweise, im Ausdruck seines Gesichts den gefährlichen Verbrecher, als den ihn die Acten erwiesen, und nichts den Verrückten, als den ihn sein zeitweiliger Aufenthalt bezeichnete.

Es war ein hübscher, blonder junger Mann mit blondem Schnurrbärtchen, von mittelgroßer Gestalt, mit freiblickendem Auge, der sich klug und gewandt wie ein Angehöriger der gebildeten Klassen ausdrückte, ein angenehmes wohl-lautendes Organ besaß, und dem man an dem Zustande seiner Anstaltskleidung es ansah, daß er auf Sauberkeit und Pflege des Aeußerlichen Werth legte.

Wenn ich mich auch vollkommen frei wußte von der krankhaften Sucht, die unerbittlichen Feinde unjerer gesellschaftlichen Ordnung interessant zu finden, so machte diese erste Begegnung mit Krüger auf mich doch einen gewissen Eindruck. Ich unterhielt mich noch längere Zeit über ihn mit den beiden Aerzten, die seine Geistesstörung als erwiesen ansahen. Als Laie vermochte

ich nicht die geringste Spur von Verrücktheit an Krüger wahrzunehmen. Die Frage, ob er verrückt ist oder simulirt, bildet auch schon seit einem Jahrzehnt den Gegenstand unaufhörlicher Controversen zwischen Medicin und Jurisprudenz.

Der Zufall fügte es, daß ich mich mit der Persönlichkeit des Krüger noch mehrmals eingehender zu beschäftigen hatte und über ihn und sein Treiben allerlei erfuhr. Gewissermaßen in „amtlicher“ Eigenschaft war mir von einer philanthropischen Vereinigung die Aufgabe zugewiesen worden, einer aus Daldorf beurlaubten und später entlassenen Kranken Unterstützungen zuzuwenden. Diese Kranke hatte aber im Leben des Krüger eine sehr bedeutende Rolle gespielt. Das, was ich über Krüger aus seinem festgestellten Vorleben von Criminalbeamten und Irrenärzten erfahren hatte, wurde mir durch diese im Sinne des Gesetzes blödsinnige Person, die aber über ihre persönlichen Erlebnisse mit vollster Klarheit und Ueberlegung sprach, soweit es sich auf ihre persönlichen Beziehungen zu Krüger bezog, bestätigt und nach vielen Seiten hin ergänzt.

Seit seinem achtzehnten Lebensjahre, 1881 — Krüger ist am 22. Juli 1863 in Berlin geboren und hat also jetzt das dreißigste Lebensjahr überschritten —, hat dieser offenbar befähigte Mensch sein Dasein fast ausschließlich in Untersuchungshaft, im Gefängniß, im Zuchthause und im Irrenhause verbracht und die verhältnißmäßig kurzen Zwischenpausen der immer wiedererlangten Freiheit mit einer Beharrlichkeit und Tollkühnheit, die ihresgleichen suchen, fast ausschließlich zu Verbrechen, namentlich zu Verbrechen gegen das Eigenthum, benutzt. Die Zahl der ihm nachgewiesenen schweren Einbrüche hat schon eine wahrhaft erschreckliche Höhe erreicht; aber noch viel zahlreicher sind unzweifelhaft die Einbrüche, die ihm nicht haben nachgewiesen werden können. Die ihm von den verschiedenen Gerichtshöfen und Schwurgerichten zuerkannten Freiheitsstrafen, von denen ein verhältnißmäßig nur geringer Theil der Strafzeit abgebüßt worden ist — im Ganzen sind Krüger bis jetzt, außer vierzehn Tagen Arrest als Soldat, Freiheitsstrafen im Gesamtbetrage von fünfzehn Jahren sechs Monaten zugesprochen worden, nämlich dreieinhalb Jahre wegen Raubes, acht und vier Jahre Zuchthaus wegen einer langen Reihe schwerer Diebstähle; wegen einer sehr erheblichen Anzahl anderer schwerster Verbrechen, wiederum Einbruchsdiebstähle, Brandstiftung u. s. w., hat Krüger nicht verurtheilt werden können, da er nach den Gutachten der wissenschaftlichen Deputation zur Zeit der Ausübung der Verbrechen sich in einem Zustande von krankhafter Geistesstörung befand, durch welchen seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war — schon diese ihm zuerkannten Strafen würden ausreichend sein, um ihn für die Dauer des kräftigsten Lebensalters hinter Schloß und Riegel unschädlich zu machen. Die maßgebendsten wissenschaftlichen Autoritäten stimmen aber darin überein, daß Krüger unheilbar verrückt, daß er also für den Rest seines Lebens in einem Irrenhause in Sicherheit zu bringen sei.

Während der theilweisen Abbüßung seiner Strafen im Gefängniß oder im Zuchthause ist es ihm fast immer nach ziemlich kurzer Zeit gelungen, den

ihn beobachtenden Aerzten diese Ueberzeugung beizubringen, daß sie es mit einem unzurechnungsfähigen Menschen zu thun haben, und in diesem Falle hat er die Zelle des Gefängnisses mit der des Irrenhauses vertauscht. Aus den Irrenhäusern aber ist er immer wieder trotz aller erdenklichen Vorsichtsmaßregeln, die man getroffen hatte, entsprungen. Und nicht nur aus den Irrenhäusern, bei denen ja die Ueberwachung nothgedrungen eine weniger vollkommene ist als in den Gefängnissen und Zuchthäusern, sondern auch aus diesen, wenn es ihm zu lange dauerte, bis der Uebergang vom Gefängniß in das Irrenhaus bewerkstelligt wurde, oder wenn sich sonstwie irgend eine Gelegenheit zur Flucht darbot. Krüger ist also ein ebenso gefährlicher Ausbrecher wie Einbrecher.

Die Schlaueit und Gewandtheit, mit der er seine Einbrüche und Ausbrüche vollführt, seine unzweifelhafte Intelligenz, die oft lange, lange Zeit durch nichts getrübt oder umnebelt erscheint, seine offenkundigen und nicht einmal besonders schlau erfundenen Simulationen bei den Vernehmungen und öffentlichen Verhandlungen haben die richterlichen Beamten zu der einstimmigen Ueberzeugung gebracht, daß Krüger nichts weiter ist als ein gemeingefährlicher Verbrecher der schlimmsten Sorte, der für seine Handlungen im weitesten Sinne des Gesetzes verantwortlich gemacht werden könne. Sie haben ihn daher gewöhnlich, wenn sie über ihn abzuurtheilen hatten, zu den längsten und schwersten Freiheitsstrafen verurtheilt.

Die hervorragenden Psychiater dagegen haben stets die entgegengesetzte Ansicht vertreten: daß Krüger trotz seiner berechnenden Klugheit in der Ausübung seiner Verbrechen, trotz seiner unbestreitbaren, ja das Mittelmaß überragenden Intelligenz, trotz der lächerlichen und oft kindischen Simulationen, die Jedermann erkennen muß, und die den Verdacht, daß man es überhaupt lediglich mit einem Simulanten zu thun habe, nur bestärken können, an hochgradiger und unheilbarer Verrücktheit leide.

Die wissenschaftliche Ueberzeugung der Fachgelehrten wird allerdings durch sehr starke Argumente gestützt. Krüger stammt aus einer schwerbelasteten Familie. Sein Vater ist geisteskrank gestorben, seine Mutter, die ebenfalls an Irrensinn litt, im Berliner Weiber-Siechenhause. Auch sein Onkel und seine Tante auf väterlicher Seite sind schwachsinnig gewesen. Im Jahre 1884 unternahm er in Dalldorf in vierzehn Tagen zwei Selbstmordversuche durch Erhängen. Der zweite dieser Selbstmordversuche hinterließ eine tiefe Strangulationsmarke. Auf all die Einzelheiten, die die Irrenärzte zu ihrem Gutachten über die Unzurechnungsfähigkeit Krügers veranlaßt haben, kann ich hier nicht eingehen.

Als Verbrecher hat Krüger kaum seinesgleichen, und alle Criminalbeamten sprechen von ihm in Ausdrücken des Erstaunens, die beinahe etwas von ungewollter und uneingestandener Bewunderung haben. Krüger spricht sozusagen allen criminalistischen Traditionen Hohn. Nach alten Erfahrungen haben Gewohnheitsverbrecher wie Krüger fast immer ihre Specialitäten.

Die Bodenträumer erbrechen keine Geldschränke, die Gesellschaftsdiebe führen ihre Diebstähle nicht allein aus u. s. w. Die meisten Verbrecher beschränken sogar ihren Wirkungskreis auf eine örtlich ziemlich scharf gezogene Bezirkung. Die Thiergartendiebe brechen nicht im Centrum der Stadt ein. An der Art und Weise, wie der Einbruch bemerkbar ist: ob der Dieb durch Eindringen der Fenster in die Wohnung gelangt ist, ob er das Schloß der Thür gewaltsam gesprengt oder mit einem kunstgerecht gefertigten Dietrich oder Nachschlüssel geöffnet hat u. s. w., weiß der geschulte Criminalbeamte in den meisten Fällen ziemlich genau, auf welche Persönlichkeiten der notorischen Verbrecherwelt die Aufmerksamkeit der Ueberwachungsbeamten sich in erster Linie zu richten hat, in welchem kleinen Kreise der großen Sübe der Uebelthäter zu suchen und höchst wahrscheinlich zu finden ist. „Wir kennen die Handschrift der Verbrecher,“ sagte mir einmal einer der tüchtigsten Criminalbeamten.

Nun, Krüger schreibt gar keine besondere „Handschrift“, oder wenn man will: er schreibt alle Handschriften. Er kennt keine örtliche Beschränkung seines verbrecherischen Treibens, er bricht in Berlin ein, in diesem oder in jenem Viertel, gleichviel wo, er begiebt sich auf Reisen und plündert in der Fremde mit demselben Geschick wie daheim. Früher hatte er mit anderen Verbrechern manchmal gemeinsame Diebstähle verübt, seit geraumer Zeit „arbeitet“ er allein. Er hat auch keine Vorliebe für besondere Gegenstände, er nimmt, was ihm gerade paßt oder Spaß macht. Er läßt oft werthvolle Sachen, die er hätte mitnehmen können, liegen und nimmt Geringsfügiges. Er betreibt den Einbruch in größtem Stille, raubt ganze Willen aus, leert die Geldschränke, nimmt große Summen, werthvollste Silbergegenstände, aber er verachtet auch gelegentlich das kleinste „Geschäft“ nicht und begnügt sich mit ziemlich werthlosem Plunder, getragenen Kleidern und dergleichen.

Auch in der Ausführung der Einbrüche verräth er sich nicht durch einseitige Befolgung eines bestimmten Systems. Er kennt auch hier keine Schablone. Er öffnet die Verschlüsse mit Dietrich oder mit Brecheisen, sprengt die Thür, steigt in's Fenster ein oder über den Balkon, versteckt sich auch wohl in der Dämmerstunde und läßt sich einschließen oder fängt mit dem Dienstmädchen ein Liebesverhältniß an. Kurzum er kennt keine Specialität und ist in allen Sätteln gerecht. Wenn die Zeit nicht drängt, so sucht er das Gebiet, auf dem er seine verbrecherische Thätigkeit entwickeln will, vorher genau auszukundschaften, die Gewohnheiten der Hausbewohner zu erforschen und die Disposition der Wohnräume festzustellen. Unter irgendwelchem Vorwande begiebt er sich in das Haus — da Krüger gewöhnlich sehr anständig gekleidet geht und einen durchaus harmlosen Eindruck macht, so wird ihm das ziemlich leicht — unter dem Vorwande, eine Wohnung zu miethen, eine Villa zu kaufen oder dergleichen. Das von ihm in Dresden polizeilich beschlagnahmte Notizbuch ist in dieser Beziehung sehr charakteristisch. Krüger hat da eine ganze Reihe von Willenbesitzern notirt,

unter Hinzufügung von besonderen Charakterisirungen in Worten und Zeichen. Aber er macht auch das sogenannte „Perko-Geschäft“, das heißt, er dringt ohne vorherige Kenntniß der wichtigsten Einzelheiten auf gut Glück in die fremde Wohnung ein und überläßt Alles dem Zufall.

Nur Eines läßt nach den bisher gemachten Erfahrungen mit annähernder Sicherheit auf Krüger als den Urheber von Verbrechen schließen: die überraschend schnelle Aufeinanderfolge von gewaltsamen Einbrüchen. Wenn in einer größeren oder mittleren Stadt, in der die Einbruchsdiebstähle doch immer zu den Seltenheiten gehören, auf einmal innerhalb ganz kurzer Zeit derartige Verbrechen in erschreckend großer Anzahl begangen werden — drei, vier in einer Woche, bisweilen zwei in einer Nacht, — und die Art und Weise, in der das Verbrechen verübt worden ist, auf einen zugereisten „schweren Jungen“ schließen läßt, dann nimmt die Criminalpolizei, unter der Voraussetzung, daß Krüger sich zu jener Zeit auf freiem Fuße befindet, gewöhnlich mit Recht an, daß er der Urheber ist.

Die äußerste Beweglichkeit, mit der er seine Verbrechen verübt, wird durch die erstaunliche Tollkühnheit, mit der er sich vor und nach der That frei bewegt, womöglich noch überboten. Das einzige Mittel, das er anwendet, um seine Identität zu verwischen, ist die Annahmung eines falschen Namens und eines falschen Titels, die er durch erschwindelte oder erstohlene Legitimationspapiere unterstützt. Obwohl Krüger allen Berliner Criminalbeamten persönlich ganz genau bekannt ist und seine Photographie, die im Verbrecheralbum eine bevorzugte Stellung einnimmt, den Criminalbehörden aller wichtigen großen Städte in einer ausreichenden Anzahl von Exemplaren zugänglich gemacht worden ist, denkt er doch nicht daran, sich irgendwie durch Perücke, Veränderung des Bartes, Bille oder dergleichen unkenntlich zu machen. Ohne irgendwelche Maske und Grimierung an seinem Gesichte vorzunehmen, hält er sich unter einem falschen Namen Wochen und Monate lang an dem Orte seiner Thaten auf, besucht die Theater, die Kaffeehäuser und andere öffentliche Locale, allein oder in weiblicher Begleitung und benimmt sich so unbefangen wie nur denkbar, obwohl er ganz genau weiß, daß man auf ihn fahndet, und daß er verloren ist, sobald er irgend einem Polizeibeamten in den Weg läuft. Aber er scheint sich auch nicht besonders viel daraus zu machen, wenn er „gekappt“ wird. Die Verhaftung ist eben in seinem unglaublichen Leben nur eines der regelmäßig wiederkehrenden Ereignisse, auf die er immer vorbereitet ist und sein muß. Er hat das unbedingte Vertrauen zu sich, daß er sich doch wieder in absehbarer Zeit freimachen wird, und das Vertrauen hat ihn bis jetzt allerdings nicht getäuscht. Die strengsten Bewachungsmaßregeln haben sich ihm gegenüber auf die Dauer als unzureichend erwiesen.

Das Hälchen scheint sich schon bei Zeiten gekrümmt zu haben. Als fünfzehnjähriger Knabe wurde Krüger aus seiner Stellung als Hausbursche wegen Verdachts von Diebereien entlassen und zu einem Tischler in die

Lehre gegeben. Da hielt er es aber auch nicht lange aus und kam als achtzehnjähriger junger Mensch October 1880 auf die Unteroffizierschule zu Potsdam. Als er dort etwa ein halbes Jahr war, unterschlug er einem Kameraden einige Gegenstände, wurde mit vierzehn Tagen Arrest bestraft, in die zweite Klasse des Soldatenstandes versetzt und aus der Schule entfernt.

Am Tage seiner Entlassung, 3. Mai 1881, ging er zu seiner Mutter und verlangte von ihr in großer Aufregung das Seitengewehr eines Kameraden, das sie aufbewahrte. Nun begab er sich am Abend desselben Tages nach der damals noch ziemlich menschenleeren Stromstraße im Moabiter Stadtviertel in den Laden eines Droguisten, bei dem er früher einmal acht Tage in Condition gewesen war, und als sich dieser bückte, um die verlangte Waare zu holen, erhielt er von Krüger einen Schlag mit dem Faschinenmesser über den Kopf. Der Verletzte war indessen noch stark genug, um mit Krüger zu ringen und ihn festzuhalten. Nach Aussage des Verletzten soll Krüger den Versuch gemacht haben, sich der Ladentasse zu bemächtigen. Krüger hingegen stellte bei der Verhandlung die räuberische Absicht entschieden in Abrede. Er führte den Angriff auf persönliche Motive des Hasses gegen den Kaufmann zurück. Da er sich in der Untersuchungshaft sehr auffallend geberdete, wurde er einer langwierigen ärztlichen Untersuchung unterworfen. Er blieb fünf Monate in Untersuchungshaft und wurde von dem Anstaltsarzte für geisteskrank erklärt. Er kam darauf nach der Charité. Die dortigen Aerzte schlossen sich der Auffassung des Gefängnisarztes nicht an. Sie hielten ihn für einen Simulanten, und drei Wochen nach seiner Aufnahme in die Irrenabtheilung wurde er in's Untersuchungsgefängniß zurückgebracht, und die öffentliche Verhandlung wurde gegen ihn eingeleitet. Er wurde im Juli 1882 wegen Raubes zu dreieinhalb Jahren Gefängniß verurtheilt.

Im October 1882 entwich er aus dem Gefängniß von Plözensee, wurde aber an demselben Tage schon wieder eingefangen.

Nachdem er etwa ein Jahr seiner Gefängnißstrafe abgehüßt hatte und während der Zeit wiederum auf seinen Geisteszustand hin von ärztlicher Seite genau beobachtet worden war, wurde er aufs Neue als verrückt erklärt und in die Irrenanstalt zurückgebracht. In der Charité blieb er jetzt etwa neun Monate, bis Februar 1884. Auf dem ärztlichen Entlassungszeugniß wurde er als gebessert, nicht als geheilt bezeichnet. Er kam aber in's Gefängniß zurück. Da blieb er diesmal nur wenige Wochen und wurde schon Anfang April 1884 wiederum als geisteskrank nach der Charité geschafft und von da Ende Juni 1884 nach der Städtischen Irrenanstalt zu Dalldorf abgeschoben. Sein Verhalten dort war ein derartiges, daß die Dalldorfer Aerzte von der Verrücktheit Krügers ebenfalls überzeugt waren. Dort unternahm er wiederholte Selbstmordversuche.

Am 23. September 1884 fand sein erster Entmündigungstermin statt.

In Dalldorf verminderten sich allmählich die Symptome, die die Aerzte auf eine entschiedene Geisteskrankheit Krügers hatten schließen lassen. Er

Klagte nicht mehr wie früher über unerträgliches Angstgefühl, über Hallucinationen, er war nicht mehr heftig, wurde in seinem Umgang gesellig und konnte bei seinen sehr guten Anlagen zu allerhand Schreiberarbeiten für die Anstalt nützlich verwandt werden.

Nach Verlauf eines Jahres, October 1884, erschien Krüger den Ärzten genügend gesund, um aus Dalldorf zu seinem Bruder beurlaubt zu werden. Der Wiedereinsperrung in's Gefängniß wurde von ärztlicher Seite entschieden widerrathen, da befürchtet werden mußte, daß im Gefängniß die Geistesstörung Krügers wieder ausbrechen würde.

Am 22. December 1884 war Krüger als blödsinnig im Sinne des Gesetzes entmündigt worden.

Mit seinem Bruder überwarf er sich sofort und trieb sich nun unter falschem Namen in Berlin herum. Zu jener Zeit wurden eine Reihe schwerer Einbruchsdiebstähle festgestellt, deren Urheber nicht ermittelt werden konnte, bis endlich, Februar 1885, bei einem schweren Diebstahl Krüger auf frischer That abgefaßt wurde. Aber auch diesmal konnte ihn der strafende Arm der Gerechtigkeit nicht ereilen. Er wurde wiederum für geisteskrank erklärt. Er kam in die Charité, später nach Dalldorf. Das war im Frühjahr 1885.

Bekanntlich werden in den Irrenhäusern zur Belebung der gebrühten Stimmung der Geisteskranken von Zeit zu Zeit gesellige Vergnügungen, musikalische Abendunterhaltungen, Theatervorstellungen und Tanzvergnügen veranstaltet. Bei diesen kleinen Festlichkeiten, die immer sehr gemüthlich und harmlos verlaufen, kommen die männlichen und weiblichen Patienten zusammen, und bei einer solchen Gelegenheit machte der dreiundzwanzig Jahr alte Krüger die Bekanntschaft der damals etwa neunzehnjährigen Anna K. Die Kranke, die körperlich wohl gebildet war, war geistig entschieden stark zurückgeblieben. Sie hatte von frühesten Kindheit an eine unendlich lange Reihe von dummen Streichen und Schlimmerem verübt. Alle Versuche der Besserung durch Güte oder Strenge waren vergeblich geblieben. Auch die Zwangserziehung für verwahrloste Kinder hatte nicht die geringste Wirkung auf sie geübt, und schließlich war sie durch sachverständiges Gutachten als von der sogenannten „moral insanity“ hochgradig behaftet für unzurechnungsfähig im Sinne des Gesetzes erklärt und nach Dalldorf gebracht worden. Da besserte sich ihr Zustand nach einigen Jahren sehr bedeutend. Sie legte ihr störrisches Wesen ab und ließ sich nach verhältnißmäßig kurzer Zeit nicht das Geringste mehr zu Schulden kommen. Wenn sie auch erschrecklich wenig gelernt hatte und in den einfachsten Dingen eine unglaubliche Unkenntniß an den Tag legte, manchmal sehr blöde und thörichte Antworten gab, so benahm sie sich doch ruhig und artig, zeigte in den Handarbeiten eine gewisse Geschicklichkeit und wurde von den Ärzten und Wärterinnen der Anstalt wegen ihres freundlichen Wesens mit besonderer Schonung und besonderem Wohlwollen behandelt. Da Anna K. eines der hübscheren Mädchen

der Anstalt war, wurde sie auch zur Mitwirkung bei den Theatervorstellungen herangezogen, und sie hatte da das zweifelhafte Glück, das Wohlgefallen Adolf Krügers zu erregen. Er tanzte nachher mit ihr, und es scheint, daß sich die Anna K. in den hübschen, klugen und gewandten jungen Mann ernstlich verliebt hat. Er theilte ihr an jenem Abend auch mit, daß er gelegentlich ausbrechen und sie bald darauf holen werde.

Da Krüger die Aufgabe zugewiesen worden war, die Wäsche mit dem Anstaltsstempel zu versehen, war er in die Weiberabtheilung gekommen und wußte also genau, in welchem Schlaßaal und in welchem Bett Anna K. schlief. Er hielt Wort. Er brach wieder aus, und alle Versuche, des Flüchtigen habhaft zu werden, erwiesen sich als erfolglos. Später hat sich herausgestellt, daß er während dieser Zeit von Diebstählen und auch von falschem Spiel gelebt hatte. Er wartete nun die erste beste Gelegenheit ab, um die Kranke aus Dalldorf zu entführen.

In einer sehr stürmischen Nacht, um die Zeit des Neumondes, führte er sein tollkühnes Unternehmen aus. Er erbrach und erschloß mit Nachschlüsseln fünf oder sechs Thüren und schlich sich in Frauenkleidern in das ihm bekannte Zimmer, in dem eine Wärterin mit fünf kranken Frauen schlief, ein. Er tastete sich nach dem Bett, drückte auf die Lippen der Schlafenden einen Kuß, hielt ihr aber sogleich den Mund zu, um zu verhindern, daß sie vor Schreck aufschrie. Darauf zündete er ein Streichholz an, beleuchtete sein Gesicht einen Moment, blies das Streichholz sofort wieder aus und raunte ihr zu: „Ich bin's. Ich warte draußen.“ Unbemerkt, wie er sich eingeschlichen hatte, entkam er wieder aus dem Schlafzimmer.

Die Wärterin aber, die einen sehr leichten Schlaf hatte, war durch den aufleuchtenden Lichtschimmer halb wach geworden und hörte nun auch ein merkwürdiges Geräusch. Sie horchte auf und merkte, daß Anna K. sich sehr vorsichtig ankleidete. Als sich das Mädchen erhob und leise aus dem Zimmer schleichen wollte, richtete sich die Wärterin auf und rief die Kranke an: „Anna, wohin willst Du?“ Die Angerufene erwiderte, sie fühle sich sehr unwohl, sie wolle sich ein Glas Wasser von der Wasserleitung holen. „Dann beeile Dich!“ Die Wärterin, die gar keinen Grund hatte, irgendwie beunruhigt zu sein, schlief wieder ein, und erst bei ihrem Erwachen am andern Morgen sah sie zu ihrem größten Erstaunen, daß das Bett leer war. Nun wurde auch ermittelt, daß die Thüren geöffnet waren, und es stand von vornherein fest, daß niemand anders als Krüger die Kranke entführt haben konnte.

Krüger hatte in der That die Anna auf dem ihm bekannten Wege in's Freie geführt und es ihr dort mit seiner kräftigen Unterstützung ermöglicht, die Umfriedigungsmauer zu erklimmen. Krüger war wie eine Katze nachgeklettert, war dann vor ihr herabgesprungen und hatte sie, als sie auf sein Geheiß nachsprang, in seinen Armen aufgefangen. Die Beiden hatten dann in Nacht und Grauen einen ziemlich weiten Weg zu Fuß zurückgelegt, bis sie zu einer Droschke gekommen waren, die auf sie wartete. Die

Droschke führte die Beiden nach der Chausseestraße, wo Krüger eine Wohnung gemiethet hatte.

Eine Zeit lang lebte das junge Paar herrlich und in Freuden. Krüger kaufte seiner Freundin anständige Garderobe und schenkte ihr allerhand Kleinigkeiten. In den Abendstunden ließ er sie fast immer allein und kam gewöhnlich erst zu später Nachtstunde nach Hause. Das schwach sinnige Mädchen bekümmerte sich nicht um die Quellen des Wohlstandes, der ihr so viel Freuden gewährte, aber allmählich fiel es ihr doch auf, daß Krüger mitunter, wenn er heimkehrte, allerhand Sachen, Ringe, Brochen, silberne Bestecke und andere verdächtige Werthgegenstände in stattlicher Masse auspackte. Anna hatte seit ihrer Erziehung in Dalldorf nichts Unrechtes mehr bezogen. Und als in ihr endlich aufdämmerte, daß Krüger die merkwürdigen Sachen vielleicht gestohlen haben könnte, stellte sie ihn zur Rede. Es kam zu einer heftigen Scene. Anna erklärte, daß sie das nicht mitmachen wolle, und drückte sich in unvorsichtiger Weise so aus, daß Krüger glaubte, sie wolle ihn denunciren. Darauf packte er sie am Halse und würgte sie, bis sie die Besinnung ungefähr verloren hatte. Auf einmal aber überfiel ihn doch die Angst. Er vergegenwärtigte sich, welche Folgen ein Mord für ihn haben würde. Die Strafe wegen Diebstahls mit Gefängniß oder Zuchthaus löschte ihm geringe Besorgniß ein. Er wußte, wie er später einmal selbst sagte, daß man „überall da herauskommen kann, wo man hineinkommt“. Er ließ also Anna los und that nun alles Erdenkliche, um das Geschehene wieder gut zu machen und die Spuren seiner Brutalität zu verwischen. Er besprengte die Röchelnde mit Wasser und gab ihr starken Wein zur Kräftigung. Unter Thränen bat er sie reumüthig um Vergebung, die ihm Anna in ihrer unbeholfenen Liebe auch willig gewährte.

Zur Feier der Versöhnung schlug ihr Krüger darauf vor, am andern Morgen mit ihm eine Landpartie nach Pichelsberge zu machen. Sie sollte Schlag zwölf Uhr auf einer Bank am Goldfischteich sich einfinden, da werde er sie abholen. Anna ging auch, nichts Böses ahnend, mit ihrem Täschchen, in dem sie eine Handarbeit hatte, zwischen elf und zwölf nach dem bezeichneten Orte. Sie setzte sich auf eine Bank und fing an zu häkeln.

Wenige Minuten vor zwölf trat ein ihr unbekannter Herr an sie heran und sagte ihr auf den Kopf zu: „Sie sind die Anna K., die aus Dalldorf entsprungen ist! Folgen Sie mir! Ich bin der Criminalbeamte X.“ Als Anna das in Abrede stellen wollte, herrschte sie der Beamte an: „Leugnen Sie nicht! Sie sind mir eben von einem Herrn bezeichnet worden, der Sie genau kennt. Also marsch!“ Anna wurde verhaftet und nach Dalldorf zurückgebracht.

Krüger war die Gesellschaft seiner Geliebten eben unheimlich geworden, und es gab in der That kein wirksameres Mittel, eine gefährliche Denunciantin unschädlich zu machen, als sie in's Irrenhaus einzusperren. Er selbst, der von der Criminalpolizei so eifrig Gesuchte, hatte sie dem Criminalbeamten denuncirt.

Nach Krüger wurde nun mit verdoppelter Anstrengung gefahndet, aber man konnte keine andere Spur von ihm entdecken, als die von ihm seit seiner letzten Entweichung begangenen Diebstähle in Berlin. Es waren ihm deren wenigstens acht nachgewiesen. Zu jener Zeit hatte er sich mit einem aus der Charité entlassenen Wärter verbunden, auf dessen Kappe auch ungefähr fünfzehn Diebstähle kommen. Auf einmal tauchten die Beiden in Oesterreich auf. Bei einem schweren Einbruch wurde Krüger am 20. Juli 1885 in Olmütz festgenommen und in die dortige Frohnveste eingesperrt. Aber schon nach ganz kurzer Zeit, am 17. August, gelang es Krüger, zu entweichen.

Seine Flucht aus der Frohnveste wird als eine der unglaublichsten Unternehmungen der Ausbrecher bezeichnet. Er kroch durch den Latrinenschlot in eine lange Schleuse, die er, von den Miasmen halb erstickt und betäubt, bis an ihren Ausfluß in den Festungsgraben durchwatete. Da entledigte er sich seiner Kleider, schwamm nach der entgegengesetzten Seite hinüber und schrie um Hilfe. Er wurde aufgefischt und erzählte seinen Rettern eine abenteuerliche Geschichte: er sei von Strolchen überfallen, seiner Kleidung beraubt u. s. w. Von den gutmüthigen Leuten erhielt er das Nothdürftige, und sobald er die Kleider hatte, machte er sich auf den Weg, brach sofort ein, verschaffte sich die Mittel, sich zu equipiren und weiterzukommen, und wurde auf österreichischem Gebiete nicht wieder gefaßt. Er kehrte nach Berlin zurück, und dort wurde seine Rückkehr abermals durch eine lange Reihe schnell auf einander folgender Einbrüche bezeichnet. In den Angaben des Dr. Möli über den Lebenslauf Krügers*) findet sich die Mittheilung, daß Krüger noch einen zweiten Versuch gemacht habe, die Anna K. aus Dalldorf zu entführen.

Nun trat er unter falschem Namen in einem Berliner Vorstadttheater als Sänger auf. Krüger besitzt nämlich eine sehr hübsche Stimme und hat künstlerischen Ehrgeiz. Von seinen künstlerischen Erfolgen sprach er später auch mit ganz besonderer Vorliebe und unverkennbarem Stolz. Lange genug wahrte es, bis er da erkannt wurde, obgleich er sich durchaus nicht versteckt hatte. In der Untersuchungshaft machte er jetzt die umfassendsten Geständnisse. Er gestand Duzende und Aberduzende von Einbrüchen ein, die er begangen hatte, aber auch solche, die er nicht begangen hatte. Und als man ihn später fragte, weshalb er sein ohnehin schon genügend langes Sündenregister noch grundlos vermehrt habe, sagte er: „Gegen Gerichtspersonen bin ich immer sehr komisch gewesen. Wenn man gestohlen hat, möchten sie gleich, daß man ein Mörder sei. Man fährt da am besten, wenn man sagt, man hat viel gethan. Dann wird man mit Fragen verschont, und die Leute haben ihren Willen.“ Und später, ebenfalls nach falschen Selbstbeschuldigungen: „Von allen Seiten kommen sie angestürmt: da ist gestohlen! in der Potsdamerstraße! und da! Und wenn man sagt: nein, werden sie grob. Wenn man sagt: ja, giebt's Hasenbraten.“

*) Ueber irre Verbrecher. Berlin, Fischers Medicinische Buchhandlung. 1888.

Krüger hat in seinen Aeußerungen überhaupt manchmal drastischen Humor, ja, er findet Wendungen, die einem Shakespeare'schen Buffo nicht zur Unehre gereichen würden. Als er bei einer ärztlichen Untersuchung nach seinem Alter gefragt wird, antwortet er: „Zehn Jahre.“ Auf die Unrichtigkeit hingewiesen, versetzt er: „Sie fragen mich doch, wie lange ich lebe. Meine erste Lebenszeit ist mir gestohlen worden.“*) Ein andermal nach seinem Alter gefragt, gab er dieselbe Antwort und erklärte sie mit den Worten: „Die Hälfte der Zeit schläft man ja.“

Übermals kamen die wissenschaftlichen Autoritäten auch nach diesen neuesten Thaten des Verbrechers zu der Ueberzeugung, daß Krüger entschieden geisteskrank sei, und er wurde wieder nach Dalldorf gebracht, Ende Januar 1886. Diesmal blieb er nur wenige Wochen da. In den ersten Tagen des März brach er wieder aus.

Die alten Geschichten wiederholten sich nun mit ermüdender Monotonie. An einer Reihe von schweren Einbrüchen erkannte man wohl, daß Krüger in der Nähe sein müsse, aber er wurde nicht gefaßt, und er blieb nun unverhältnißmäßig lange Zeit auf freiem Fuße. Außer in Berlin, in Frankfurt a. D. und in Guben, wo er eine Reihe von Einbrüchen verübte, machte er im April 1886 einen besonders guten Fang in Frankfurt a. M. Dort stahl er Gegenstände im Gesamtwerthe von über 20 000 Mark. Er begab sich nach Rotterdam und schrieb von da aus an das Berliner Polizeipräsidium: er sei des unstäten Lebens in Deutschland nun müde, er habe sich nach Ostindien anwerben lassen. Aber er führte seinen Plan nicht aus, sondern begab sich nach Magdeburg, wo er wiederum fünf sehr bedeutende Einbruchsdiebstähle verübte.

Krüger hatte sich nun also ein kleines Vermögen zusammengestohlen, und er schien thatsächlich die Absicht zu haben, sich einstweilen „vom Geschäfte zurückzuziehen“ und sein Leben in geregeltere Bahnen leiten zu wollen. Das führte in dem thatenreichen Leben dieses Menschen zu einer ergöglichen Episode. Er hatte sich auf nicht aufgeklärte Weise die umfangendsten Legitimationspapiere eines gewissen Gehrig verschafft, irte ich nicht, eines Schweizer Bürgers. Auf diesen Namen hatte er sich natürlich auch Visitenkarten anfertigen, seine Wäsche mit den Initialen zeichnen lassen u. s. w., und unter diesem Namen mietete er in Köln eine einfache, hübsche Wohnung. Sein künstlerischer Ehrgeiz hatte ihn niemals ruhen lassen, und als er nun daran dachte, sich eine neue Existenz zu begründen, war sein erster Gedanke der, sich als Gesangskünstler ausbilden zu lassen. Er wandte sich an den Director des Kölner Stadttheaters und wurde von diesem an den damaligen zweiten Kapellmeister der Oper, einen sehr tüchtigen, durch seine Compositionen und sein Dirigententalent bekannten Musiker, gewiesen.

Bei diesem Musiker erschien Krüger denn auch eines Tages. Der

*) Siehe Möli am angeführten Orte Seite 90.

damals dreiundzwanzigjährige Jüngling, der auf das Sorgfältigste und Geschmackvollste gekleidet war — „wie aus dem Ei gepellt,“ sagte der Musiker später von ihm, — machte mit seinem hübschen, sympathischen Gesicht*), seinem bescheidenen Wesen, den günstigsten Eindruck. Der Musiker bot dem Pseudo-Gebrig einen Stuhl an und unterhielt sich in wohlwollendster Weise mit ihm. Krüger theilte ihm in schlichter, wohlgefügter Rede mit, daß er die Absicht habe, sich für das Theater auszubilden, und von einem Sachverständigen erfahren möchte, ob er dafür die genügenden Anlagen besäße; er sei Kaufmann gewesen, habe aber niemals an diesem Stande Vergnügen gehabt; und da er jetzt neuntausend Mark geerbt habe und über diese Summe frei verfügen könne, so erlaube er sich die gehorsame Anfrage, ob er damit wohl soweit vorwärts kommen werde, um sich am Theater als Sänger eine, wenn auch einstweilen nur bescheidene Stellung zu gründen. Er fügte hinzu, er sei musikalisch vollkommen ungebildet, er kenne nicht einmal die Noten. Der Musiker prüfte sein Gehör und suchte sich von der geistigen und namentlich der musikalischen natürlichen Veranlagung des jungen Mannes ein klares Bild zu verschaffen. Krüger war im Stande, jeden auf dem Clavier angeschlagenen Ton glockenrein nachzusingen und auch ein Volkslied fehlerlos und rhythmisch sicher wiederzugeben. Seine Tenorstimme war wohlklingend und ziemlich umfangreich. Er sang mit leichter Mühe bis zum hohen a, und der Musiker erachtete es als zweifellos, daß die Stimme bei guter Leitung sich bezüglich des Umfanges und der Tragfähigkeit noch bedeutend entwickeln werde. Der Fachmann konnte also dem hochbeglückten Kunstnovizen ein günstiges Zeugniß ausstellen. Nach seiner Meinung besaß der junge Gebrig die natürlichen Mittel, um sich mit Anwartschaft auf einen gewissen Erfolg als Sänger der Bühne zu widmen. Da aber Zwei besser urtheilen als Einer, so gab ihm der Kapellmeister den Rath, sich lieber noch von einem anderen Fachmann prüfen zu lassen, und zwar vom Gesanglehrer H., der in der Nähe wohnte. Das geschah. H. theilte die Auffassung seines musikalischen Kollegen über die Befähigung des falschen Gebrig und empfahl ihm einen Musiklehrer, der ihm die Anfangsgründe in der Musik beibringen sollte. Mit wahrer Lust und Liebe lag Krüger seinen ersten künstlerischen Studien ob, und durch sein nettes Wesen gelang es ihm vollends, die persönliche Freundschaft seines ahnungslosen Musiklehrers zu erwerben. Zwischen den Beiden bildete sich ziemlich schnell ein intimerer Verkehr heraus.

Ueber den Eindruck, den Krüger während dieser Kölner Episode auf Alle gemacht hat, die mit ihm dort zusammengetroffen sind, hat mir der frühere

*) Krüger scheint sich seitdem unworthellhaft verändert zu haben. Die letzte photographische Aufnahme zeigt viel weniger freudliche Züge. Namentlich die Mundpartie mit der vorspringenden starken Unterlippe ist nichts weniger als gefällig. Inbessen würde es auch jetzt noch dem scharfsinnigsten Physiognomiker schwerlich gelingen, aus den Gesichtszügen Krügers auf einen schweren Verbrecher zu schließen.

Kölner Kapellmeister, an den sich Krüger zuerst gewandt hatte, einen sehr eingehenden Brief geschrieben, aus dem ich hier einige Sätze wiedergeben möchte. Es heißt da: „Der Eindruck, den Krüger auf mich und Alle, mit denen er in Berührung gekommen war, machte, war ein höchst günstiger und sympathischer. Sein Wesen hatte etwas außerordentlich Sanftes, ich möchte beinahe sagen, etwas Unmännliches, und die verbindliche Art, mit der er sich zu benehmen wußte, ließ darauf schließen, daß er entweder aus gutem Hause stamme oder sich in guter Gesellschaft bewegt habe. Daß sich aus diesem liebenswürdigen jungen Menschen plötzlich ein berüchtigter Verbrecher entpuppen oder vielmehr, daß in einem Menschen von so einschmeichelnden Manieren eine so grauenhafte Verbrechernatur verborgen sein konnte, ist für mich und Alle, die Krüger in Köln kennen gelernt haben, ein vollkommen unergründbares Räthsel geblieben.“

Nachdem nun Krüger ein halbes Jahr sich den nach ihm fahndenden Behörden zu entziehen gewußt hatte, eigentlich ohne irgendwelche künstlichen Mittel anzuwenden, bekam man in Berlin plötzlich Wind, daß er in Köln unter dem Namen Gehrig sich aufhalte, Gesangunterricht nähme und zur Bühne gehen wolle. Sofort wurde der Criminalcommissar Braun, einer der umsichtigsten und tüchtigsten Beamten unserer Criminalpolizei, der Krüger ganz genau kannte, beauftragt, nach Köln zu fahren und sich mit der dortigen Polizei in Verbindung zu setzen. Der Commissar Braun wußte ganz genau, daß Krüger, der sich allmählich in sein unbegreifliches Sicherheitsgefühl eingelebt hatte, überrascht werden mußte. Wenn er irgendwie Verdacht schöpfe, daß man ihm auf den Fersen sei, werde man den Vogel schwerlich einfangen. Gleich nach seiner Ankunft in Köln begab sich der Commissar also mit den erforderlichen Leuten, die er von der dortigen Polizei requirirt hatte, in die ihm bezeichnete Wohnung. Dort hörte er von der Wirthin, daß Herr Gehrig mit seinem Gesanglehrer eine Kahnpartie mache und zwischen der Brücke und dem Zoologischen Garten auf dem Rhein kreuze. Sofort miethete Braun einen Kahn und fuhr nun mit seinen Leuten auf die Suche. Das scharfe und geübte Auge des Criminalbeamten erspähte denn auch bald den Gesuchten. Er ließ seinen Kahn auf Krügers Boot zusteuern. Nun aber hatte auch Krüger, dem die merkwürdigen Bewegungen des Polizeikahns wohl schon aufgefallen waren, den gefürchteten Beamten erkannt, und jetzt verließ ihn, wie auch später in ähnlichen Augenblicken der Entscheidung, die Besinnung. Zum Entsetzen seines Begleiters sprang er in's Wasser. Braun ließ neben dem Schwimmenden den Kahn ruhig herfahren, entlebigte sich der Oberkleider und sprang auch in's Wasser, um den schon Ermatteten zu packen. Es gelang. Einer der Polizisten versetzte Krüger noch einen Schlag mit dem Ruder, der seine Widerstandskraft vollständig brach. Und so wurde denn Krüger ohne starkes Widerstreben, vom Commissar gehalten und gehoben, von den Polizeileuten geschoben, in den Kahn gezogen und sofort in Eisen gelegt. Diese Verhaftung erfolgte am 29. September 1886.

Nach einigen Tagen war er soweit wiederhergestellt, daß er am 5. October in das Untersuchungsgefängniß von Frankfurt a. M. überführt werden konnte. Die beiden dortigen Aerzte waren die Einzigen, die sich dem Gutachten ihrer früheren Collegen nicht angeschlossen. Sie hielten ihn für einen Simulanten. Am 5. Januar 1887 wurde er in Frankfurt zu acht Jahren Zuchthaus verurtheilt. Er fing an zu toben, um sich zu schlagen und zu brüllen. Vier Mann hatten Mühe, ihn zu fesseln und abzuführen. Er brüllte und schrie unausgesetzt weiter. Am 8. Februar wurde er nach dem Zuchthause von Cassel gebracht. Im Juni wurde er von da gefesselt nach Magdeburg transportirt, um wegen der ihm nachgewiesenen Diebstähle in Magdeburg zur Rechenschaft gezogen zu werden. Hier war sein Verhalten vor den Richtern so sonderbar — er fiel auf die Kniee und wiederholte eine halbe Stunde immer dieselben Worte: „Gnade!“ u. s. w., — daß die Verhandlungen nicht stattfinden konnten. Am 18. October desselben Jahres brachte man ihn zum zweiten Mal nach Magdeburg. Die beiden Frankfurter Aerzte waren als Sachverständige hinzugezogen. Sie blieben bei ihrer Auffassung. Krüger benahm sich diesmal ruhig und erhielt eine weitere Strafe von vier Jahren Zuchthaus.

In Cassel hatte er inzwischen zwei andere Diebstähle, die er in Berlin begangen hatte, eingeräumt. Ueber diese sollte in einer dritten Sitzung am 10. Januar 1888 in Magdeburg verhandelt werden. Der wiederum vorgeführte Angeklagte benahm sich jetzt in höchstem Grade ungebührlich, lärmend und störrisch. Er verweigerte jede Auskunft. Er behauptete, man verfare gegen ihn parteiisch, er werde ungerecht verfolgt u. s. w. Auf einmal sprang er auf, lief von der Anklagebank auf ein Fenster zu, zerschlug die Scheiben und stand im Begriff, sich hinauszustürzen, als er von den überwachenden Beamten gepackt und festgehalten wurde. Er tobte weiter und wurde wieder in Eisen gelegt. Da bei dem Benehmen des Krüger die Sachlage nicht festgestellt werden konnte, erkannte das Gericht auf Freisprechung. Gegen dieses Urtheil legte Krüger selbst Revision ein. Auf dem Rücktransporte nach Cassel war er nach dem Berichte des Dr. Alfred Richter, dessen Gutachten über Krügers Geisteszustand in der Zeitschrift für Psychiatrie, Band 49, erschienen ist, noch schlimmer als in der Sitzung.

Unterm 27. Juli 1887 war die Entmündigung Krügers wieder aufgehoben worden.

In Cassel gelang es der Zuchthausverwaltung, ihn verhältnißmäßig lange Zeit festzuhalten: vom Februar 1887 bis März 1889. Sei es, daß ihn diese strenge und erfolgreiche Ueberwachung empört, oder daß er die Hoffnung gehabt habe, im Wirrwarr und in der Panik eines großen Unglücks zu entweichen — am 8. März 1889 steckte Krüger das Zuchthaus in Cassel in Brand! Er goß im Arbeitssaale die Petroleumkannen aus und warf brennende Kohlen in die Flüssigkeit. Bei diesem Unglück verbrannten zwei Züchtlinge!

Das königliche Medicinalcollegium in Cassel, das sich wiederum mit dem Geisteszustande Krügers zu befassen hatte, erklärte in einem umfassenden Gutachten am 25. October 1889 Krüger als einen auf Grund erblicher Degeneration von jeher geistig abnormen Menschen, der sich zur Zeit der verübten Verbrechen in einem Zustande von krankhafter Störung der Geistesfähigkeit befinde. „Seine Geisteskrankheit ist unheilbar,“ heißt es schließlich wörtlich.

Am 28. Mai 1890 kam Krüger nach der Irrenstation des Strafgefängnisses Moabit. Am 18. Februar 1891 erklärte die wissenschaftliche Deputation in ihrem Gutachten, daß Krüger seit vielen Jahren als irrer Verbrecher anzusehen sei. So wurde er denn im August 1891 zum dritten Mal nach dem ihm wohlbekannten Dalldorf zurückgebracht.

Während dieses Aufenthaltes wurde er vom Oberarzt der Anstalt Dr. Alfred Richter auf das Aufmerksamste beobachtet, durch Wochen und Monate, und der genannte Arzt veröffentlichte über den Geisteszustand Krügers ein sehr eingehendes, ungemein sorgfältig begründetes Gutachten, das zu demselben Schlusse kommt wie die früheren: „Krüger ist geistesgestört, seit 1881 ununterbrochen, wenn auch mit Schwankungen, und von Hause aus abnorm veranlagt. Auch das Gelingen vieler seiner Einbrüche, ohne ergriffen zu werden, beruht mehr auf seiner großen Frechheit und auf Mangel an Vorsicht als auf planvoller Ueberlegtheit. Es war ihm ja in vielen Epifoden seines Lebens, wie er selbst sagt, Alles gleichgiltig. Und der ungeheure Freiheitsdrang, von dem er gleich vielen bestrafteu Irren beseelt wird, ist auch nur mehr triebartig als auf Vorstellungen beruhend; denn auch in diesem Punkte geht ihm das Urtheil über die eigene Person ab: daß er nämlich noch nie im Stande war, mit Ausdauer etwas zu vollbringen. Dazu gehört eben noch etwas Anderes als eine bloße gute Begabung. Krüger ist demnach als im Raub von Wahnvorstellungen und geneigt zu krankhaften Affecten nicht im Stande, die Folgen seiner Handlungen zu überlegen.“

Das überraschend schnelle und andauernde Anwachsen der Hauptstadt und die Zunahme der geistig Kranken, deren Verpflegung der städtischen Verwaltung zur Last fällt, hatten es schon längst zur Nothwendigkeit gemacht, außer der in ihren Einrichtungen veralteten Charité und der in größten Verhältnissen angelegten und großartig durchgeführten Irrenverpflegungsanstalt zu Dalldorf, die den gesteigerten Bedürfnissen nicht mehr entsprachen — denn schon seit geraumer Zeit hatten zahlreiche Kranke den Privatanstalten zur Pflege übergeben werden müssen —, ein neues großes städtisches Irrenhaus zu errichten. Diese Anstalt, die unter Verüchsigung der von competentester Seite gemachten Beobachtungen und Erfahrungen eingerichtet und wieder in größten Verhältnissen durchgeführt war, wurde nach Herzberge bei Lichtenberg, östlich von Berlin, verlegt. Zum Director wurde Professor Möli, einer der langjährigen dirigirenden Aerzte von Dalldorf, ernannt. Bei dem Bau hatte man sein besonderes Augenmerk auch darauf gerichtet, den sogenannten „wilden Männern,“ den irren Verbrechern, das Entweichen

aus der Anstalt in denkbarster Weise zu erschweren, ja nahezu unmöglich zu machen. Gerade diese Abtheilung der Musteranstalt von Dalldorf hatte oft Klagen in der Oeffentlichkeit veranlaßt, und es ist allerdings eine Thatsache, daß trotz der gewissenhaften Beobachtung von Seiten des Wärterpersonals die Ausbrüche von Verbrechern aus Dalldorf verhältnißmäßig ziemlich oft vorgekommen sind. Gerade diesem Uebelstande sollte in der neuen Herzbergeschen Anstalt abgeholfen worden sein. Und so wurden denn von den irren Verbrechern die bedenklichsten und gefährlichsten nach Fertigstellung der neuen Anstalt nach Herzberge transportirt. Zu diesen gehörte in erster Linie natürlich Krüger, der inzwischen abermals entmündigt worden war.

Im Mai 1893 vertauschte er seinen Aufenthalt in Dalldorf mit dem in Herzberge. Aber auch diesmal sollte es diesem unermüdlichsten und verwegenen aller Ausbrecher gelingen, allen Vorsichtsmaßregeln zum Troß aus der fest umfriedigten Anstalt zu entweichen. Wie er es angefangen hat, wie es ihm namentlich gelungen ist, einem Wärter die Kleider zu stehlen — die Anstaltstracht ist bei den Fluchtversuchen immer eins der größten Hindernisse, — ist bisher unbekannt geblieben. Man weiß eben nur, daß er — ich glaube, im October — aus Herzberge in den Kleidern des Wärters entsprang und einige Tage darauf aus Berlin an den Wärter schrieb, er habe sich die Kleider einstweilen leihen müssen, er werde sie aber in dem und dem Bade abgeben, wo sie vom rechtmäßigen Besitzer jederzeit in Empfang genommen werden könnten. Und richtig war in dem bezeichneten Bade ein Bündel von einem Herrn, der dort ein Bad genommen hatte, im Bureau abgegeben worden, mit dem Bemerkten, daß es am andern Tage abgeholt werden würde. Krüger hatte also offenbar sogleich wieder einen Einbruch begehen müssen, um sich die Mittel zu seiner Equipirung zu verschaffen.

Die wiedergewonnene Freiheit benutzte er wie immer dazu, in schnellster Folge in verschiedenen Städten mehr oder minder beträchtliche Einbrüche zu unternehmen. In Mainz will man sein Wirken wahrgenommen haben, und ganz sicher hat er seitdem in Berlin und namentlich in Dresden eine Reihe von schweren Diebstählen mit Einbruch begangen. Seit Ausgang November, Anfang December vorigen Jahres bis Ende Januar hat er sich abwechselnd in Berlin und Dresden aufgehalten, in Begleitung einer neugewonnenen Braut. In Dresden ist er in einem sehr besuchten Local, in dem allerdings nicht die allerbeste Gesellschaft zu verkehren pflegt, und das daher sich auch der besonders liebevollen Beobachtung von Seiten der Polizei zu erfreuen hat, von einem Criminalbeamten nach der Photographie erkannt worden. Sein Freiheitstrieb hat ihn in dem Augenblicke der größten Gefahr, gerade wie in Köln, wie in Magdeburg, wie in Cassel, zu einer thörichten Unbesonnenheit verleitet, die man einem so erfahrenen Verbrecher kaum zutrauen sollte: er hat versucht, in einer der belebtesten Straßen der sächsischen Hauptstadt davonzulaufen. Natürlich ist er aufgehalten und

dingfest gemacht worden. In Dresden wird er also wohl zunächst wiederum vor den Richtern zu erscheinen haben, vorausgesetzt, daß vorher seine Entmündigung aufgehoben wird. Einstweilen ist Krüger noch immer entmündigt, also im Sinne des Gesetzes nicht verfolgbar; und er würde, wenn ein abermaliges fachwissenschaftliches Gutachten die früheren bestätigt, wiederum nach der Irrenanstalt abgeführt werden müssen.

Daß wir es mit einem der allergefährlichsten und unerforschtesten Verbrecher zu thun haben, steht außer aller Frage; und die Gesellschaft ist zu der Forderung wohl berechtigt, daß einem solchen Individuum wirksamer, als es bisher geschehen ist, die Möglichkeit entzogen werde, ihre Ruhe zu stören und ihre Sicherheit zu gefährden. Ob er ein virtuoser Simulant, dem es gelungen ist, die bedeutendsten und erfahrensten Aerzte, die nach den gemachten Erfahrungen offenbar mit dem allergrößten Mißtrauen an ihn herangetreten sind, auf das Gründlichste zu täuschen, oder ob er wirklich verrückt ist, das ist eine andere Frage, die der Saie nicht zu discutiren hat. Sie steht auch erst in zweiter Linie.

Ueberblickt man aber das Leben dieses Menschen, der seit dreizehn langen Jahren, seit seinem achtzehnten Lebensjahre, thatsächlich nicht einen Augenblick in normalem Zustande gewesen ist, nicht einen Augenblick Ruhe und Frieden gehabt, der im Irrenhause, im Gefängniß und Zuchthause Tag und Nacht auf nichts Anderes gesonnen hat, als die verlorene Freiheit wiederzugewinnen, der in der Freiheit sich die Mittel zu seiner Existenz nur unter den aufregendsten Bedingungen durch nächtlichen Einbruch verschafft, der während der Pausen zwischen der Zelle des Irren und der Zelle des Untersuchungsgefangenen oder des Zuchthäuslers beständig von dem Gedanken verfolgt wird, daß er im nächsten Augenblicke wieder gepackt und hinter Schloß und Riegel gebracht werden kann, der sich in Frauenkleidern in ein Irrenhaus einschleicht, um die nächtliche Entführung seiner Geliebten zu bewerkstelligen, der sich in's Wasser stürzt, sich durch die Miasmen einer inficirten Röhre hindurchwindet, ein Fenster zertrümmert, um sich hinauszustürzen, ein großes Gebäude in Brand steckt; in dessen ganzem Dasein also eine furchtbare Aufregung die andere verjagt — vergegenwärtigt man sich, daß dieser Zustand im Dasein des Dreißigjährigen seit vollen dreizehn Jahren andauert, so wird man als Saie, wenn man auch das instinctive Gefühl hat, daß ein solcher Mensch unter allen Umständen in's Zuchthaus gehöre, sich doch schwerlich der Ueberzeugung verschließen können, daß es kaum ein menschliches Gehirn giebt, und wäre es aus dem sturmfestesten Material gefertigt, das allen diesen unaufhörlichen Angriffen Trotz bieten und dabei unverfehrt bleiben könne.

Einer der bekanntesten neueren französischen Romane führt den Titel „Une vie“. Dieser Titel wäre auch die geeignetste Aufschrift über den Lebensgang Adolf Krügers. Ist das ein Leben!



Stille Liebe.

Don

Paul von Schönthjan.

— Wien. —

Sie waren die Töchter einer Mutter und doch so grundverschieden in ihrem Wesen und in Allem. Hermine war schön, temperamentvoll, witzig und schlagfertig. Sie copirte schon als Baccisch lächerliche Tanten und komische Freunde des Hauses und hatte von jeher Sinn für feine Lebensgewohnheiten, für Luxus und Genuß, Dinge, die auf dem Boden des Elternhauses — der Vater war ein Glasermeister in der Vorstadt — natürlich nicht so üppig gediehen, wie sich Hermine wünschte. Aber das Theater war der Weg dazu, vor Allem die Theaterschule. Jugend und Schönheit bedeuten bei dem Metier einer Schauspielerin ungefähr die Hälfte des Erfolges, und Hermine verließ die Theaterschule in der That als ein vielversprechendes Talent, dem es an Engagementsanträgen nicht fehlen konnte. Ueber die Etappen: Olmütz, Prag, Hamburg kehrte sie, ungefähr zwanzig Jahre alt, nach Wien zurück.

Der Ruf ihrer Schönheit, ihrer Brillanten, ihrer Toiletten, ihrer gesellschaftlichen Beliebtheit — versteht sich in gewissen Kreisen — erschloß ihr eine der vornehmsten Bühnen.

Von ihrem Talent und ihrem wahren Beruf für die Kunst war kaum die Rede; das moderne Theater, besonders das der Großstadt, bedarf sozusagen zum Zwecke der Schaustellung immer eine oder die andere, von der Lebewelt begünstigte Schauspielerin, die kaum etwas zu reden braucht, um von sich reden zu machen, um derenwillen in den Logen Herren in Uniform und im Frack auftauchen, über deren splendides und abenteuerreiches Privatleben gewisse Zeitungen mit Vorliebe berichten, und Hermine war eine solche „Kraft ersten Ranges“. Sie bewohnte eine kleine Deletage

in der Nähe der Oper, die mit geschmückten, lichten Möbeln — weiß und rosa — und mit dem ganzen herkömmlichen Luxus vermöhnter Theaterprinzessinnen eingerichtet war. Eine kleine Sehenswürdigkeit bildete das aus der Arbeitsstube des früheren Miethers geschaffene Badezimmer mit der blinkenden, vernickelten Badewanne und dem übrigen Comfort, der einer Frau, die die Pflege ihrer körperlichen Schönheit zu einem Cultus erhebt, Bedürfniß ist.

In einem Hofzimmer an der Hintertreppe wohnte Anna, die ältere Schwester Herminens. Sie war immer das Aßchenbrödel in der Familie des Glasermeisters. Seit ihrer frühesten Jugend hinkte sie ein wenig, in Folge einer vernachlässigten Kinderkrankheit. Sie war kaum hübsch zu nennen und hatte keine Talente, nicht einmal das wichtige: den Menschen zu gefallen. Sie galt für verschlossen, unnahbar, sogar für hochmüthig, wozu sie ja eigentlich gar kein Recht hatte, und als der Vater gestorben war und seine Frau und die beiden Mädchen ohne einen Kreuzer Geld zurückließ — Hermine hatte ein Kunststipendium — versuchte Anna sich auf eigene Füße zu stellen. Sie trachtete als Bonne, also als eine höhere Art Kindermädchen, dann als Ladenmädchen, als Empfangsdame bei einem Photographen ihren Unterhalt zu finden. Aber es gelang ihr nicht, sich mit einer dieser Stellungen auf die Dauer zu befreunden. Das Bewußtsein ihres Körpergebrechens nagte unablässig an ihrer Daseinsfreude, und dann kam der Tag, an dem sie sich sagte, daß sie doch recht überflüssig sei in dieser Welt, wo kein Raum ist für Diejenigen, die abseits stehen wollen als kriegsuntüchtige Zeugen des unaufhörlichen Kampfes um des Lebens Güter. So hatte sie sich der altjüngferlichen Lebenssphäre genähert.

Die Jahre waren in freudloser Resignation, unter Enttäuschungen und Bitterkeiten vergangen. Als auch noch die Mutter, die immer ein bißchen auf ihrer Seite gestanden hatte, gestorben war, da erkannte sie, daß ihr eine Vereinsamung drohen würde, aus der es für ihr Gemüth keine Rettung gab. Und dann, wovon sollte sie leben?

Hermine, die vom Schicksal Bevorzugte, hätte sie ohne Zweifel unterstützt, und sie hatte ihr auch derartige Anerbietungen gemacht, allerdings nicht in der herzlichsten und zartfühlendsten Form, aber das war ja gar nicht der Stil und die Gewohnheit der Schauspielerin. Anna hatte die materielle Unterstützung durch die üppig und in Freuden lebende Schwester zurückgewiesen und gerade auch nicht in der Art, in der man Wohlthaten ablehnt. Gar lange konnte aber Annas Stolz den Forderungen und Geboten des gemeinen Lebens nicht Stand halten.

„Wenn Du mich bei Dir wohnen lassen willst, in irgend einem Cabinet, welches Du übrig hast, so nehme ich das gerne an, ich werde Dir keine Umstände machen . . . und Du wirst nicht genirt sein . . . ich werde für mein Auskommen schon sorgen,“ sagte Anna zu ihrer Schwester eines Tages, als sie ihre prekäre Lage deutlich erkannte.

Hermine warf einen mitleidigen und gutmüthigen Seitenblick auf die dürftige, unscheinbare Gestalt des stolzen Aschenbröbels, das, wie es schien, auch unter den ziemlich kläglichen Verhältnissen mit einer Ehrbarkeit, die sich ja hier von selbst verstand, Staat machen wollte. „Was ich mir dafür kaufe,“ dachte Hermine, in der Erinnerung an die in Hamburg oft gehörte Redensart.

Die Sache war abgemacht. Die beiden Schwestern zogen zusammen. Hermine residirte in den Bouvoirs, deren mit Spigenstores verhängte Fenster nach der Straße führten, während Anna in der dämmerigen Hofstube saß, die Kleider ihrer Schwester in Ordnung hielt, Rechnungen bezahlte und unerwünschte Besuche mit mehr Geschick abwies, als dies Dienstboten in der Regel zu thun vermögen. Hermine erkannte jetzt erst, daß ihr eine solche Person eigentlich unentbehrlich war, und sie suchte durch eine Art schweesterlicher Zärtlichkeit und Rücksicht das Mädchen mit der Rolle auszuföhnen, die sie ja nicht ganz freiwillig und nur mit Ueberwindung ihres Bettelstolzes übernommen hatte. Und Anna empfand dieses Verhalten wirklich so, wie es gemeint war. Sie nahm das Almosen der Liebe mit stiller Dankbarkeit an, sie ging so weit darin, sich mit der Stellung der armen Schwester, einer begünstigten und umworbeneu Schauspielerin, zu versöhnen, denn sie empfand, daß Hermine noch ihre letzte Stütze sei, und sie opferte ihren Stolz am Ende lieber der Schwester, als irgend einem Fremden, der ihr zur Noth ein Auskommen bereitet hätte. Und im Grunde genommen war ja Hermine ein ganz liebes und gutes Geschöpf, und wenn sie über das Leben oder das, was die Gräbler den „Ernst des Lebens“ nennen, anderer Meinung war, wie ein verblühendes und verkümmertes Menschengeschöpf, so war das am Ende nur sehr begreiflich; es fanden sich ja immer genug Männer, die ihr das Leben im heiteren Spiegel zeigten, die ihr Genuß, Ueberfluß und Befriedigung ihrer Neigungen zu bieten beflissen waren.

Unter diesen Verehrern befand sich der Attaché einer orientalischen Botschaft; kein Lebemann, der sich der diplomatischen Carrière gewidmet hat, nur um einen Vorwand für noblen Müßiggang zu haben, sondern ein ernsthaft zu nehmender, prächtiger Mensch, dem man, nebenbei gesagt, eine bedeutende Carrière prognosticirte.

Aristide war ein Neuling in Wien. Er war zum provisorischen Ersatz eines in seiner Gesundheit durch das rauhe Winterklima bedrohten Mitgliedes der Botschaft hierher berufen worden, und in einer der ersten Wochen fügte es der Zufall, daß Hermine seinen Weg kreuzte. Es war das in der kritischen Zeit, da sich die Eingeweiheten die Thatfache zuflüsterter, daß der junge Baron Fürstenstein auf Betreiben seines Alten „der Geschichte mit Hermine Bod“ ein Ende gemacht habe.

Das war in der That so. Die Schauspielerin ließ sich natürlich nichts merken, sie fuhr nach wie vor an den sonnigen Winternachmittagen die

Hauptallee des Praters entlang in Gesellschaft ihrer Schwester und eines kleinen weißen Bolognesers, der neugierig durch die Spiegelscheiben des geschlossenen Coupés guckte. Sie erschien, da ihr die Beschäftigung ihres Berufes manchen freien Abend gönnte, ebenso selbstbewußt und prätentios in der Loge eines Vorstadttheaters.

Es war ihr absolut keine Verstimmung anzumerken, und diejenigen, die von dem Bruch wußten, erstaunten über die Leichtfertigkeit, mit der sich Hermine über den Verlust eines eleganten Liebhabers hinwegsetzte, als ob die jungen Barone nur so von den Bäumen zu schütteln wären.

Widerstrebend hatte Anna ihre Rolle dahin erweitert, die Schwester auch in's Theater zu begleiten. Sie suchte dann möglichst unbemerkt zu bleiben, und die schwarze Toilette, die sie sich aus einem Theaterkleid ihrer Schwester zurechtgemacht hatte, war ja in der That auch nicht darnach angethan, einen Abglanz des Aufsehens, den das Erscheinen der bekannten kleinen Schauspielerin und großen Schönheit überall hervorrief, auf sie zu lenken. —

Es erging Aristide, dem Botichaftsattaché, ungefähr wie allen Männern, die mit Hermine in Berührung kamen, ob sie nun naiv, verwöhnt, blasirt oder abgelebt waren. Dieses heitere, schlagfertige Geschöpf, das nach den ersten Worten zu verrathen wußte, daß sie wohl geneigt sei, die Freundschaft eines Mannes von Welt zu verdienen, übte einen starken Reiz auf Alle aus.

Hermine ruhte eines Vormittags noch auf ihrem mit Spitzenstickereien kokett ausgestatteten Lager, als durch einen Dienstmann in Begleitung eines kostbaren Bouquets aus feurig rothen Rosen der folgende Brief gebracht wurde:

1. Novembre, 1—2 heures matin.

„Je ne suis pas de ces hommes qui abusent frivolement du mot: „Amour.“ Je vous ai vue ce soir pour la première fois et j'ai même eu le bonheur de causer avec vous.

J'ai rencontré bien des femmes dans ma vie, mais jamais je n'ai senti auprès d'une autre cette vive attraction qui m'attire vers vous. J'ai le présentiment d'un bonheur ineffable, comme je n'en ai jamais éprouvé jusqu' à présent.

Laissez-moi vous avouer sans détour, que je vous aime et ne jugez pas légèrement l'aveu d'un homme, qui n'est pas indigne de votre sympathie.

Donnez-moi, je vous supplie, l'occasion de vous prouver que je saurai être un ami fidèle et désintéressé aussi longtemps que vous le permettrez et toute ma vie suffira à peine pour vous exprimer mon éternelle reconnaissance.

Décidez de moi!“

Daß der Brief französisch geschrieben war, kam ihr nicht erwünscht; nachdem sie diese Zeilen aber ein paar Mal durchbuchstabirt hatte, glaubte

sie aus den Worten: *Amour, aime, bonheur, sympathie* den Inhalt errathen zu können.

Dann suchte sie mit den Brauen, und ein leises Lächeln glitt über ihre noch etwas verschlafene Miene. Sie faltete das monogrammgeschmückte Briefchen wieder zusammen, legte es auf das Nachttischchen und fuhr in der Beschäftigung, in der sie durch die Ankunft des Briefes unterbrochen wurde, fort. Sie rieb nämlich mit einem Lederläppchen die rothgeschminkten Fingernägel, die wie Glas glänzten, und feilte und polirte daran herum, bis sie in tadelloser Verfassung waren. An den Rosen hatte sie flüchtig gerochen, jetzt ruhte der Strauß auf dem Plumeau, einzelne Blätter hatten sich losgelöst und lagen verstreut auf dem breiten Spitzenbesatz des Fußkissens; das rosenbestreute Lager einer Liebesgöttin.

Bald darauf klopfte es an der Thüre, das lächelnde Gesicht einer alten Jungfer wurde sichtbar, es war Fräulein Kantl, die Friseurin, die mit einem stummen Gruß die Frage ausdrückte, ob sie bereits ihres Amtes walten dürfe.

„Kommen Sie nur,“ sagte Hermine, und sie richtete sich mit tragem Stöhnen langsam auf, schob einen weißen Fuß nach dem andern unter der gelben Atlasdecke hervor und blieb, das geblühte Battisthemd mit beiden Händen über die Brust zusammenziehend, leise fröstelnd, auf dem Bettrand sitzen. Und sie sah zu, wie die gute Kantl Bürsten, Kämmе und das übrige Handwerkszeug der Haarkünstlerin zurecht legte. Erst als diese Vorbereitungen beendet waren, erhob sie sich vollständig, und während die Friseurin, die heute bereits drei *Toilettenboudoirs* passirt hatte, ihren Klatsch auskamte, verwandelte sich die Wildniß ihres tizianbraunen Gelockes in eine einfache, aber geschmackvolle Wiener Modefrisur.

Dann nahm sie den Thee ein, rauchte eine halbe Cigarette und setzte sich an den Schreibtisch. Hier entstand folgender Brief:

„Erlauben Sie mir, daß ich in der Erregung, die mich beherrscht, das Natürliche wähle und Ihnen in meiner Muttersprache antworte. Ich kann keine langen Briefe schreiben, und ich fürchte, mein Stil würde Sie nicht befriedigen, oder es könnte dabei ein Mißverständniß herauströmen, und das möchte ich vermeiden. Es würde mich sehr freuen, wenn Sie uns — ich wohne mit meiner Schwester zusammen — recht bald in den Nachmittagsstunden das Vergnügen Ihres Besuches schenken wollten. Bis dahin mit herzlichen Grüßen
Hermine Vock.“

P. S. Herzlichen Dank für die reizenden Blumen.“

Aristide war über diese Worte, die keinen Zweifel darüber ließen, daß seine Bewerbungen Gehör finden würden, sehr erfreut, und am nächsten Tag befand er sich in dem kleinen Empfangsalon seiner Angebeteten, zwischen allerlei bunten Polsterstühlen, Consols, Vasen, zartgebauten Sesseln mit vergoldeten Beinen; in der Ecke stand eine mit blauem Plüsch drapirte Staffelei, auf der eine übermalte große Photographie Herminens ruhte. An den Wänden zwischen Bildern, Spiegeln, Gasarmen und decorativem Tröbel

hingen ein paar verwelkte Vorbeerkränze fragwürdiger Provenienz mit bunten, goldbedruckten Atlaschleifen.

Die Schwester, deren Hermine Erwähnung gethan hatte, ließ sich bei dieser ersten Unterredung natürlich nicht sehen, und nichts hinderte Aristide, dem schönen Mädchen in berebten warmen Worten seine Gefühle zu verdolmetschen, nicht einmal die Mühe, die ihm der Gebrauch der deutschen Sprache verursachte.

Sie saßen eine halbe Stunde einander gegenüber, in einem jener Doppelsauteuils, deren Polsterlehne die S-Form darstellt; Hermine ließ, wie die Berliner sagen, „alle Puppen tanzen“, und der junge Diplomat fand, daß er zwei Tage vorher kaum die Hälfte der Vorzüge an ihr entdeckt hatte, durch die sie ihn jetzt im Sturm gefangen nahm. Als sie sich trennten, standen sie wohl fünf Minuten lang an der Thüre, er hielt ihre kühle, weiche Hand, in der sich durch ein zeitweises Zucken das warm fluthende Leben verrieth, in der feinigten und drückte zum Abschied einen langen Kuß auf diese Hand, die sich leise, aber deutlich fühlbar, an seine Lippen drängte. —

Die Liebshaft eines Attachés mit einer Theaterdame ist eine Sache, die im Allgemeinen keine ernste Beachtung verdient, an der sich der Wiß des Menschen- und Seelenkundigen nicht üben wird, aber dieses Verhältniß zu Aristide mit Hermine Vock war denn doch ein anderes. Der Grieche liebte sie in der That.

Und Hermine?

Ich möchte nicht gerne die Redensart von dem ewig unergründlichen „Räthsel des weiblichen Herzens“ nachbeten. Der Ruf dieser Unergründlichkeit macht die Frauen noch interessanter, als sie gewiß für alle Diejenigen sind, in deren Sinnen und Trachten und Hoffen das Weib überhaupt eine Rolle spielt, aber es ist am Ende doch nur eine galante Redensart, wodurch man den Frauen die Möglichkeit bieten will, ihr von Schwachheit und schwankender Urtheilskraft regiertes Thun und Lassen doch irgendwie zu rechtfertigen.

Es gab Leute, die nicht begreifen konnten, wie Hermine sich zu einem solchen Tausch entschließen konnte, denn der junge Baron Fürstenstein — der jüngste Lieutenant der Armee und der zierlichste Mann, den man sich denken konnte, — war doch ein ganz Anderer, wie dieser ernsthafte, überaus schlanke, ja fast schwächliche Grieche mit dem scharf kantigen Profil und dem olivenfarbigen Teint. Wie konnte man ihm, nach dem flotten kleinen Baron gut sein? Unbegreiflich!

Aber es war in der That so. Man sah den jungen Diplomaten sogar häufig im Hintergrund einer von den beiden Schwestern besetzten Theaterloge, und bei Sacher standen an solchen Abenden drei Bedeckte bereit. Die arme Anna hätte sich nimmermehr zu dieser Begleiterrolle hergegeben, aber sie konnte unter den gegebenen Umständen sogar mit ihrer Empfind-

samkeit fertig werden. Sie saß auch nicht wie ein unbeachteter, stummer Gast, wie Theatermütter und verkleidete Tanten, dabei, sondern sie nahm einen gewissen Antheil an den Gesprächen, die zwischen Aristide und Hermine geführt wurden. Ja, sie hörte dem Liebhaber ihrer Schwester sogar aufmerksamer an, als diese und verlor keines seiner Worte. Und der Verehrer ihrer Schwester war so ritterlich, sie immer in's Gespräch zu ziehen und sie durch Aufmerksamkeiten auszuzeichnen, die Verliebte dem pflichtgemäßen Begleiter sonst nicht zu erweisen pflegen. Freilich, es waren nur, und wenn auch noch so gefällig servirt, die Brosamen seines Interesses, und doch nur zufällige Blicke aus seinen dunklen, schönen und gleichsam von der Ahnung oder Erinnerung eines großen Schmerzes erzählenden Augen, die sie dann und wann trafen.

Zwischen den beiden Schwestern war von Aristide nie die Rede. Es war ja Alles so ziemlich klar, und Anna hatte mehr als einen Grund, gerade mit Hermine diesen Gegenstand nicht ausführlicher zu besprechen, als es nothwendig war. Der Attaché hatte Hermine in einer zarteren Form, als es der kleine Lieutenant gethan, die Mittel geboten, auf dem bisherigen Fuße weiter zu leben, ja noch mehr, er umgab sie sogar noch mit größerem Luxus und erwies ihr duzendweise Aufmerksamkeiten, die der guten Meinung wegen in's Gewicht fielen, und es war leicht erkennbar, daß ihr Freund in der That und sogar über seine Verhältnisse Alles aufbot, um ihr gefällig zu sein und um sich dankbar zu erweisen für den Vorzug, den sie ihm gab, gegenüber anderen reichen, vielleicht auch vornehmeren, gewiß aber äußerlich verführerischeren Männern, nach denen Hermine doch nur die Hand auszustrecken brauchte. Und dann, er war ein dickblütiger, zu Zeiten recht schwermüthiger und ernsthafter Geselle, der sich mit der Last überflüssiger Ideale durch's Leben schleppte, sich um die Meinung anderer Leute nicht kümmern wollte, der that, was ihm recht erschien, aber doch nicht die Kraft besaß, sich vollständig über das hinwegzusetzen, was die Welt — wie man das Duzend Klatschschwestern seines Bekanntenkreises großsprecherisch nennt — übelwollend und kritisirend darüber sprach.

Das Eine war aber sicher, daß er Hermine so ehrlich und herzlich liebte, wie er zuvor Niemand geliebt hatte. Im Sonnenschein ihrer Laune begann auch seine Lebensfreude frischer zu grünen. Er sah wohler aus, und sein Gesichtsausdruck war verändert, jugendlicher, heiterer, lächelnd, wie der eines Menschen, der immer eine heimliche Freude zu erwarten hat. Fast jeden Abend brachte er in Herminens Gesellschaft zu, natürlich war auch Anna dabei, der es oblag, den Theetisch zu decken, wozu sie durch ein besonderes Hausfrauengeschick mehr als Hermine befähigt war.

„Wie Du das wieder hergerichtet hast,“ sagte Hermine manchmal, wenn sie Toilette gemacht hatte und in den Salon trat, wo ein rundes für drei Personen ausreichendes Tischchen an den Ramin gerückt und mit drei bequemen Fauteuils umgeben war.

Dann kam Aristide, und er ließ sich gern hänseln und necken, wenn er gerade wieder eine sentimentale Wallung mitgebracht hatte, er hörte aber auch tröstend und verständig urtheilend die Klagen der Schauspielerin an, die sich natürlich zeitweise ebenso zurückgesetzt fühlte, wie die größte Tragödin. Aristide setzte sich wohl auch an's Clavier und sang mit einer kleinen, aber sehr angenehm klingenden Stimme Lieder eigener Composition mit französischem Text, Berangérs und Muffets Dichtungen. Es war überhaupt das erste Mal, daß der Flügel berührt wurde, seit er in dem Salon der Schauspielerin stand.

Hermine ruhte dann auf dem Kiffenthron, wie Aristide das bunte, mit orientalischen und japanischen Polstern bedeckte Sopha nannte, mit den Spitzen ihrer Lackstube liebäugelnd oder lässig zurückgelehnt zu dem aus persischen Handgeweben gebildeten Baldachin aufblickend, der von zwei Lanzen über dem Sopha gehalten wurde. Ihre Gedanken waren ganz wo anders, aber sie schien doch gerade in diesem Gesichtsausdruck geistig gesammelt, und wenn Aristide vom Clavier aufsaß, fiel sein Blick voll Befriedigung auf dieses reizende Geschöpf, das sein Herz zum ersten Male in einen so gewaltigen Aufruhr versetzt hatte und in dessen Nähe er Frieden und stilles Glück zu finden glaubte.

Anna saß abseits und so, daß sie von Hermine nicht bemerkt wurde, in der Ecke des Salons, hinter dem mit Photographien und Albums beladenen Tisch, zurückgelehnt, mit auf die Brust gesenktem Kopf, die ausgestreckten Arme ruhten in ihrem Schoß, und der Abglanz eines geheimen Glückes legte sich milbernd auf die etwas harten Züge des verblühenden Mädchens.

Man wußte kaum, daß sie anwesend war, und als der Dilettant sein Lied geendet hatte und Hermine, mit den Armen weit ausholend, Beifall klatschte, blieb Anna regungslos, als befürchtete sie ihre Anwesenheit zu verrathen. Herminens Freund wußte in der That nicht, daß deren Schwester dort in der Ecke saß. Er erhob sich, eilte auf Hermine zu und hielt ihr, indem er sich über sie beugte und vor sie hinkniete, lächelnd die Hände fest und küßte ihre Fingerspitzen.

Hermine fühlte, daß es mit ihrem Latein zu Ende ging. Die bestechenden und reizenden, aber nicht zu zahlreichen Seiten ihrer Unterhaltungsgabe und ihres Charmes genügten eben doch nur für Wochen, das war es ja eben, was ihr zur Geliebten allerersten Ranges fehlte, und genau genommen, langweilte sie ihr Griecher auch schon ein wenig mit seinen zeitweise etwas sentimentalen Unterhaltungen und Erzählungen, die sich so wesentlich von dem Standard-Ton der Lebewelt unterschieden. Man spricht einer Schauspielerin nicht von seinen Eltern, nicht von seiner Jugend und von anderen halb ernsthaften Dingen, die eine persönliche Antheilnahme voraussetzen und sich über den frivolen Coulistenklatsch oder die Angelegenheit des Totalisators erheben. Die Schauspielerin fand sich sogar im

tiefften Herzensgrunde ein wenig verlegt, daß ein Mann in ihrem Zauberkreise so viel Ruhe und Besinnung bewahren konnte, um die Pause zwischen Küffen und verliebten Tändeleien mit etwas Anderem auszufüllen, als mit der Erzählung von — Anekdoten.

Aristide hatte ja auch eine andere Auffassung von seinen Beziehungen zu Hermine. Seine Vereinsamung in der fremden Stadt, das innige Bedürfniß nach Zärtlichkeiten und nach einem Unterschlupf für den Abend, seine Abneigung gegen große Gesellschaften, deren Anforderungen ihm lästig waren, ein stark entwickelter Sinn für Freundschaft, die sich helfend und werththätig bewähren soll, hatte ihn an Hermine gebunden.

Es war zwischen den Beiden bisher über die Aussichten dieses Verhältnisses kaum ein Wort gesprochen worden. Eines Abends — Aristide kam nie mit leeren Händen — brachte er Hermine seine Photographie in einem Lederrahmen von eleganter Einfachheit, der auch die Rückseite — unter Glas — sichtbar werden ließ. Er hatte mit seiner breiten, den Ausländer verrathenden Schrift ein: „I never forget“ daraufgeschrieben. Sie saßen Beide unter dem Baldachin, Hand in Hand; Hermine betrachtete mit fragendem Ausdruck die Rückseite des Bildes und buchstabirte die Worte. Ihre Ausbildung in fremden Sprachen war mit anderen Gegenständen der Schulerziehung sehr zurückgeblieben.

„Was heißt das?“ sagte sie. Er legte seinen Arm um ihren Hals, zog ihren Kopf an sich und küßte sie auf das feine Kraushaar, das sich über der Stirne in natürlichem Wirrwarr aufstellte, und mit einem so warmen Ton, wie wenn man zu seiner Braut spricht, sagte er: „Mein liebes Kind, das heißt, daß ich Sie nie vergessen werde.“ . . .

„Nie?“ wiederholte Hermine, und sie lachte und verzog das Gesicht, wie es ein Balletmädchen thut, wenn ihr Jemand von einer geheimnißvollen Anziehung der Seelen sprechen wollte; aber sie besann sich rasch und ließ ihre Zweifel etwas elegischer in einen Seufzer austönen.

„Wie ich Ihnen damals geschrieben habe, Hermine: bis Sie meiner überdrüssig sind, und wollte Gott, Sie wären es nie . . . Sie sind nicht meine ‚Geliebte‘, so lieb ich Sie auch habe, und gerade darum . . . Sehen Sie, Sie können in allen Ehren die Meine werden, und ich werde es rechtfertigen und vertreten vor allen Klatschschwestern und vor der ganzen Welt. Ich hätte schon längst so zu Ihnen gesprochen, Sie haben mich aber nuthlos gemacht, und ich dachte, Sie wissen doch, wie lieb ich Sie habe, wie unzertrennlich ich an Sie gekettet bin, und da giebt es doch nur eine Möglichkeit, und das ist die, daß wir beisammen bleiben für's ganze Leben.“ Hermine erhob sich rasch, vielleicht um ihre Ueberraschung und eine leise Enttäuschung zu verbergen. Einen solchen Antrag hatte man ihr noch nicht gemacht. Kaum 21 Jahre alt, am Anfang einer Bühnenlaufbahn, umworben und eben erst in die Mode gekommen, sollte sie den mannigfachen Freuden dieser Welt entsagen und all den Glanz und den Schimmer mit

einer kleinlichen Hausfrauenwürde vertauschen, mit Amme und Baby spazieren gehen, — nur ein Weiser aus Griechenland, der sich in der modernen Kleidung eines Attachés ihr genähert hatte, konnte auf einen solchen Gedanken kommen. Sie hätte nie daran gedacht, dazu war noch lange, lange Zeit!

Und dann, es war ihr auch nicht so ganz zufällig zu Ohren gekommen, daß Aristide, dessen Eltern ausgedehnte Besitzungen auf Cuba hatten, seit der Aufhebung der Sklaverei in seinen Einkünften wesentlich herabgesetzt sei, ja noch mehr, daß sein gegenwärtiger Aufwand zu seinen Mitteln in keinem richtigen Verhältniß stehe.

Daher die Seelenerregung, die dieser Scene folgte.

Aristide erhob sich, eilte auf sie zu, legte seine Hand um ihre Taille und schritt mit ihr zwischen Kamin und Fenster im Salon langsam und schweigend auf und ab. Er war gedankenvoll, und er hoffte, daß sich von den Lippen der Geliebten eine zustimmende Antwort lösen werde. Aber Hermine dachte kaum mehr an den unerwarteten Antrag.

„Was ist denn diese Woche im Opernhaus?“ sagte sie plötzlich.

Aristide hätte durch diese unvorhergesehene Wendung peinlich überrascht werden müssen, aber er meinte, daß Hermine zartfümmiger Weise über das, was voranging, hinwegkommen wollte.

Bald darauf erschien Anna im Salon. Aristide reichte ihr die Hand und wechselte nach seiner Gewohnheit ein paar freundliche Worte mit ihr, und er übergab ihr ein kleines Gedichtbuch, das er ihr zu besorgen versprochen hatte. Es war an diesem Abend nicht mehr die Rede von dem, was Aristide in seiner ehrlichen Freundesgesinnung zum ersten Mal ausgesprochen hatte, nicht weil es die Schüchternheit ihm früher verboten hatte, sondern weil das Bewußtsein, daß eine solche Verbindung auf elterliche Vorurtheile stoßen würde, ihm Zurückhaltung auferlegte.

Und darüber vergingen einige Wochen.

Endlich erschien auf dem Theaterzettel wieder der Name Hermine Boç. Sie spielte in einer französischen Komödie eine junge Dame, die in einer glänzenden Soiréetoilette, in einem Winter-Strasencostüm und in einer Ballrobe zu erscheinen und im Ganzen nur etwa fünfundzwanzig Worte zu sprechen hat. Aber die Aufmerksamkeit, die sie sonst nur außer der Bühne auf sich lenkte, war auß's Neue erregt, und die Zeitungen berichteten den Erfolg ihrer Schneiderin. Aristide hatte diesmal sehr tief in die Taschen greifen müssen, vielleicht nicht mit dem freundlichsten Gesicht von der Welt, und Frauen haben dafür ein merkwürdig feines Empfinden, sie wissen, was uns angenehm oder unangenehm ist, oft ehe wir selber uns darüber klar werden. Der Effect einer hohen Schneiderrechnung ist ja nun freilich im Allgemeinen nicht schwer zu beurtheilen, aber wenn Aristide sie wirklich so liebte, wie er sagte und seit Monaten betheuerte, mußte ihm die Sache gleichgültig sein, meinte sie.

In der Atmosphäre der Bühne gedeihen in allen Gestalten kupplerische Existenzen und solche, die dienstfertig die Verbindung zwischen Scheinwelt und Leben herstellen, in dem Sinne, daß sie Botschaften, Bouquets, Briefe und dergleichen in die Garderoben schmuggeln und vielleicht auch noch zu Gunsten ihrer Auftraggeber ein gutes Wort einlegen.

Und eines Abends, Hermine spielte eben zum vierten Male ihr kleines Köllchen, überbrachte ihr einer jener Schmuggler ein Billet, über dessen Inhalt nur zu sagen ist, daß es sich um die Einladung eines wahren Kunstfreundes für einen der nächsten Tage zu einem gemüthlichen Souper in lustiger Gesellschaft dort und dort handelte. Hermine sollte darüber bestimmen.

An diesem Tage war Aristide in den Abendstunden bei Hermine erschienen, ehe diese aus dem Theater heimgekehrt war. Anna führte ihn in den Salon und wollte sich nach einigen Worten der Begrüßung zurückziehen.

Aristide streckte seine Hand nach der ihrigen aus und sagte lächelnd: „Haben Sie denn auch jetzt noch Haushaltungsgeschäfte? Man sieht Sie ja gar nicht in Ruhe.“

Anna lächelte verlegen und lehnte das Lob ihres Fleißes mit einem verneinenden Kopfschütteln ab.

„Sie befreien Hermine von all den kleinen Sorgen des Hauswesens, und ich glaube, Sie verstehen sich auch besser darauf, nicht wahr?“ fuhr Aristide fort, „aber Hermine ist so gut und hat Sie wirklich auch lieb, ich glaube sogar sehr lieb, und ich gestehe Ihnen, daß ich sogar ein bißchen eifersüchtig auf Sie bin.“ Er hielt bei diesen Worten die Hand des Mädchens in der seinen, und Anna ließ es geschehen und wagte es nicht, sie zurückzuziehen; es war ja auch eine ganz gleichgiltige Berührung, er war ihr freundschaftlich gesinnt, und sie hätte sich nie zu dem wahn sinnigen Gedanken vertiegen, daß sie neben ihrer schönen Schwester auch nur die leiseste Anwartschaft auf etwas Anderes, auf ein innigeres Gefühl erhoffen dürfte.

„Haben Sie die Schwester auch so lieb?“ frug Aristide, Annas Hand loslassend.

„Ja,“ antwortete die Gefragte, — „wir sind ja Schwestern, und ich bin die ältere, und ich möchte über sie wachen und sie behüten.“

„Nun und?“

Anna schwieg.

„Behüten, wieso behüten?“

„Nicht vor Ihnen,“ versetzte Anna, „denn ich weiß, daß Sie es gut meinen mit ihr, vielleicht besser . . .“

„Ja, ich glaube,“ — unterbrach sie Herminens Verehrer, — „daß sie gar nicht weiß, was für einen treuen und ergebenen Freund sie an mir hat, und wenn ich mich frage, was mich an dieses liebe Geschöpf eigentlich fesselt, so kann ich mir das selber gar nicht mit einem Wort erklären. Aber sehen Sie, ich habe das Gefühl, als wäre ich ihr unentbehrlich. Wenn

wir so miteinander plaudern und wenn sie all' ihre nichtigen Sorgen und Erlebnisse vor mir ausschüttet, dann glaube ich, daß ihr das Vergnügen und Befriedigung gewährt, und ich bin damit zufrieden. Und dann ihre noch halb kindliche Heiterkeit und ihr Uebermuth wirken auf mich wie ein erfrischender Trunk, und der Tag hat einen Zweck, wenn ich darauf rechnen kann, Hermine am Abend gegenüber zu sitzen, dort in der Ecke beim Thee . . . man braucht ja nicht mehr als einen Menschen, mit dem man es gut meint und der einem in treuer Gesinnung zugethan ist, und danach verlangt jedes Menschen Herz . . ."

Anna nickte leise. Sie sah zu Boden und erspähte in dem hellen Teppich eine Stednadel, nach der sie sich, ehe Aristide ihr zuvorkommen konnte, bückte, und als sie das abgewandte Gesicht wieder hob, konnte man bemerken, daß dasselbe tief geröthet war. Es entstand eine kleine Pause. Aristide hatte ihr ganz zufällig den Weg vertreten, so daß Anna zwischen dem Tisch, dem Ramin und einigen Fauteuils eingeschlossen war.

„Wie spricht sie zu Ihnen von mir, Fräulein Anna, nicht wahr, es ist keine Einbildung von mir, wenn ich mir sage, daß sie mich gut leiden kann, und ich möchte ihr auch Alles an den Augen absehen, um ihr dafür zu danken . . . wenn ich dann die Treppe hinuntersteige, da sage ich mir mehr als einmal, ich habe sie doch vielleicht nicht ganz so, wie ich es möchte, überzeugt, wie ernsthaft ich meine Beziehungen zu ihr auffasse, und daß ich nur daran denke, mir die Gesinnungen, durch die sie mich so sehr beglückt, zu erhalten. Ich weiß, das ist ja nicht leicht, denn sie hat auch ihre Launen und ist ein verwöhntes liebes Ding, und ich bin ein ernsthafter, zuweilen langweiliger Patron . . . nicht wahr?“

Anna stützte sich auf ein auf den Tisch liegendes Album, über dessen metallenen Rand sie langsam mit den Fingern dahinstrich.

In diesem Augenblicke ertönte draußen die elektrische Klingel.

Beide erhoben den Kopf, und mit einem leisen Ausruf der Entschuldigung schritt Anna der Thüre zu. Einige Minuten später betrat die Schauspielerin den Salon. Sie kam direct aus dem Theater. Das pikante Köpfchen krönte ein breiter, schwarzer, capriciös geformter Tüllhut, auf dessen hinterem Rand sich zwei glänzende schwarze Federn aufrichteten. Der Hals verberg sich in einer schwarzen Boa aus gefräuselten französischen Hahnenfedern.

Mit einem freudigen „Guten Abend, Aristide,“ warf sie die schwarze, knisternde Jacke mit breiter Pelzbordüre auf den nächststehenden Polsterstuhl; Aristide trat auf sie zu, erhob seine Hand zu ihrem Kopf und zog vorsichtig die langen Nadeln aus dem duftigen Gebäude des breiten, runden Hutes, der ihn hinderte, sich ihrem Gesicht zu nähern; dann küßte er sie auf den Mund, und er legte seine Hand auf ihre Schulter und drückte sie an sich, daß er die heftige Bewegung ihrer athemlosen Brust an der seinen deutlich fühlte.

Sie hatte sich offenbar sehr geeilt. In den feineren glänzenden Windungen der Ohrmuschel waren sogar noch die Spuren der rothen Schminke erkennbar und unter den Wimpern jene des feinen Kohlenstriches, der die Augen für die Bühnenoptik vergrößert. Anna war unmittelbar nach dieser zärtlichen Begrüßung eingetreten und hatte nicht mit der Dienstbeflissenheit einer Magd, sondern mehr wie zufällig Hut und Jacke ihrer Schwester an sich genommen, dann verschwand sie damit aus dem Salon.

Hermine war heute besonders aufgeräumt. Einen sicheren Verehrer zu Hause und einen anderen in Aussicht, das war es, was sie brauchte. Als sie beim Thee saßen, sagte Aristide: „Ich habe mich vorhin schon mit Fräulein Anna sehr ernsthaft unterhalten, ich wollte nämlich aus ihr herausbringen, ob Sie mich auch wirklich lieb haben.“

„Nein, hören Sie.“ — rief Hermine lustig, „wie oft muß man Ihnen denn so etwas sagen, und wäre es nicht schlecht von mir, wenn ich Sie darüber täuschen würde? . . . Das könnte ich gar nicht . . . nein, wahrhaftig nicht. Sie sind ja auch so nett zu mir, und Sie sind das, was man in Wien einen lieben Kerl nennt.“ Damit reichte sie ihm die Hand über den Theetisch hinüber, und er klopfte sie dankbar und küßte sie.

„Herr Gott,“ rief Aristide plötzlich, „das Wichtigste hätte ich beinahe vergessen, denken Sie sich, ich muß in den nächsten Tagen verreisen — nach Alexandrien, das ist mir sehr fatal, gerade jetzt . . .“

„Und wie lange werden Sie ausbleiben?“

„Je nachdem, ich denke, in zehn Tagen ist die Sache erledigt.“

„Und Sie werden mir schreiben, Aristide?“

„Jeden Tag, wenn Sie auch nicht täglich einen Brief erhalten werden, denn die Postverbindung ist ja nicht so einfach, und es sind mir in der letzten Zeit wiederholt Briefe aus meiner Heimat in Verlust gerathen, aber Sie müssen mir auch ausführlich schreiben, hören Sie, Hermine? Vom Theater, und wie es Ihnen sonst geht, und wie Sie sich darüber trösten, daß Sie mich entbehren müssen,“ setzte er lächelnd hinzu, indem er neuerdings Herminens Hand ergriff. Es war, als hätte er sie durch diese Berührung wieder zu sich selbst gebracht und zu einem kalten mechanischen Lächeln veranlaßt, denn während er so sprach, war Hermine mit ihren Gedanken anderswo, dort, wo Aristide es allerdings nicht geahnt hatte.

Die Reise war in der That unvermeidlich, und am nächsten Tag kam Aristide, um sich von Hermine zu verabschieden. Zwei Tage später erhielt sie aus Triest einen scherzhaften Reisebericht, eine herzliche Erneuerung seiner zärtlichen Gesinnung, mit der Bertröstung auf ein hoffentlich recht baldiges frohes Wiedersehen.

Gleichzeitig empfing Hermine einen anderen Brief mit dem Poststempel Wien. Derselbe enthielt einige Zeilen, in denen der schon vorhin erwähnte aufrichtige Kunstfreund, einer jener Lebemänner, die sich, wenn die Börsencurse steigen, erinnern, daß sie sozusagen auch ein fühlendes Herz

besitzen, mit heuchlerischer Ehrerbietung seine Freude darüber ausdrückte, daß die liebenswürdige Künstlerin es nicht verschmähe, einen kleinen gemählten Kreis mit ihrer Anwesenheit zu schmücken. Außerdem kündigte der Mäcenat, angeblich um der Form zu genügen, seinen Anstandsbesuch für die Vormittagsstunden an, obwohl er bereits die Ehre hatte, Hermine in dem Theater schon so und so oft zu bewundern, und sich schmeicheln dürfte, von ihr auf seinem Platz in der Orchesterloge vielleicht schon bemerkt worden zu sein.

Dieser Finanzmann unterschied sich wesentlich von Aristide. Er kam und überschüttete die Schauspielerin mit zahlreichen Schmeicheleien, die die Brücke zu den nachfolgenden Zärtlichkeiten bilden sollten; von Liebe sprach er kein Wort. Der Mann war in der That gar nicht so übel. Er hatte Laune und Wiß und bemerkte den Ton, in dem man mit unterhaltungsjüchtigen, oberflächlichen Frauen spricht und durch den man sie gewinnt, in hervorragendem Grade, Alles in Allem, ein Mann, den man sich warm hält, gar nicht zu reden von dem derzeitigen guten Ruf seiner materiellen Verhältnisse.

Hermine war trotz ihrer bevorzugten Position der Schwester gegenüber doch einigermaßen unter den Pantoffel gekommen, und mit sichtlicher Befangenheit theilte sie dieser ihren Entschluß mit, der Einladung zum Souper Folge zu leisten. Sie hielt es für selbstverständlich, daß Anna sie begleiten werde. Aber die Schwester wies diese Zumuthung mit Entschiedenheit zurück, zu der sie freilich nicht ihre armselige, abhängige Stellung, wohl aber ihr moralisches Uebergewicht und die Entrüstung berechnete und ermunterte. Es kam zu einer ziemlich erregten Auseinandersetzung zwischen beiden Schwestern, es fielen herbe Worte, und die peinliche Scene schloß damit, daß sich Anna, die wie eine Dienerin vor der mit erheuchelter Behaglichkeit in einem Fauteuil zurückgelehnten Schwester gestanden hatte, brüst abwendete, indem sie rief: „Gut, gut, gehe, ich werde auch wissen, was ich zu thun habe.“ Damit schritt sie, so rasch ihr hinkender Gang es möglich machte, der Thür zu.

„Du wirst es ihm schreiben,“ rief Hermine mit einer frivolen Betonung nach.

Anna hielt inne und wandte sich noch einmal um. Sie sah die Schwester mit einem Blick der Mißachtung an.

„Das werde ich nicht thun — ich bin ja Deine Vertraute . . . mitgefangen, mitgehangen. Amüsire Dich gut . . . was willst Du anziehen? Das blaue ist noch bei der Schneiderin.“

„Also die Seidenblouse.“

„Gut. — Lebe wohl.“

Damit zog Anna die Thür hinter sich zu.

Hermine hatte sich in der That zu dem Souper begeben, welches Herr Siegfried Löw, der an der Börse sehr glücklich in Lombarden speculirte,

zu Ehren einiger Künstlerinnen gegeben hatte. Hermine Boß war natürlich der Star dieses kleinen Festes, die Anwesenheit der anderen Colleginnen war nicht viel mehr als ein Vorwand.

An diesem Abend hatte sich Anna in den Salon begeben, und sie saß in der behaglichen Ecke, in der sonst Hermine und Aristide den Thee einzunehmen pflegten; es brannten nur zwei Flammen des Gas-Lustres. So still war es hier noch nie. Man vernahm das leise Summen der Flammen und das geschäftige Ticken der Stuhluhr aus französischem Porzellan, mit einer bunten Adam- und Eva-Gruppe. Anna hielt den Brief in den Händen, den Hermine knapp vor ihrem Fortgehen empfangen und den diese kaum einer flüchtigen Durchsicht gewürdigt hatte. Aristide war auch zu ausführlich. Man schreibt den Theaterdamen keine solchen Episteln.

Der Brief war in deutscher Sprache abgefaßt, correct bis auf einige fremdartige Ausdrücke, die dem Ausländer nachzusehen waren; er schrieb immer von seiner aufrichtigen Neigung, von seinen ernstesten Absichten, von der Wandlung, die mit ihm vorgegangen sei, von dem Glück, das er in ihrer Nähe gefunden habe, daß er immerfort an sie denke und wohl ein Duzendmal heimlich des Tags seine Briefftasche öffne, um minutenlang das Bild der Entfernten zu betrachten. Er schilderte seine Sehnsucht, Hermine wieder zu sehen, und er bat sie, ihm bald, womöglich gleich und recht ausführlich zu schreiben, damit er versichert sei, daß Alles beim Alten geblieben und daß ihr Herz sich ihm nicht entfremdet habe.

Dieser Brief war ohne Ueberschwänglichkeit mit naiver Geradheit aus einer warmen, reichen Empfindung heraus geschrieben, nicht pathetisch, sondern Ernst mit liebenswürdiger Neckerei gefällig verbindend.

Zweimal hatte Anna diesen Brief, dessen Inhalt sie ja gar nicht betraf, gelesen; von ihr war nur in der Nachschrift flüchtig die Rede, er ließ sie herzlich grüßen und erkundigte sich nach ihrem Befinden, da ihm in der letzten Zeit vorgekommen sei, als stände ihre Gesundheit auf schwachen Füßen. Diese Anmerkung las sie einige Male, und minutenlang haftete ihr Blick auf dem Worte „Annerl“ — so hieß sie im Haus — als wollte sie sich die breiten, festen Züge seiner Schrift einprägen, um sie nachzuahmen.

Dann legte sie den Brief auf den Tisch. Ihre Blicke schweiften im Salon langsam über die Tapetenwand, über Bilder, Büsten, Figuren und all den Trödel, den der Decorateur und Tapezierer hier zusammen getragen und aufgespeichert hatte. Und sie dachte an Hermine, die sich in diesem vergänglichen Glanz sonnte und der diese Atmosphäre des Luxus Lebensbedürfniß war; sie überlegte die geringe Berechtigung Herminens, sich so glänzende, äußere Lebensumstände zu schaffen, und sie fragte sich im Stillen, wie sie dazu komme, jetzt in einem weichen atlasbezogenen Fauteuil müßig zu sitzen. Wenn es mit rechten Dingen zuginge, müßte sie und die Schwester in einem Laden stehen, in einem Geschäft arbeiten oder sonst irgendwie ihr Brot kümmerlich verdienen, wie tausend Andere ihresgleichen. Anna verlor

sich in quälende Gedanken und beunruhigte sich mit der Erfindung trübseligter Aussichten. Sie malte sich die Scene aus, in deren Mittelpunkt jetzt Hermine stand, zwischen blasirten, aus dem Kreise reiner Frauen ausgestoßenen Lebemännern und Künstlerinnen zweifelhafter Art. Und in ihrer Mitte als Königin des Festes ihre Schwester!

Sie griff nach einem kleinen Gedichtbuch, das vor ihr lag, dasselbe, das ihr Aristide vor einigen Tagen gebracht hatte, die Lieder des Mirza Schaffy; sie ließ die steifen glänzenden Blätter durch die Finger gleiten und schlug das Buch an der Stelle auf, die durch ein rothes Seidenbändchen bezeichnet war. Mit gesenktem Kopf, die Lippen mechanisch bewegend, las sie das Gedicht:

„Ein liebeleeres Menschenleben
Ist wie ein Duell, versiegt im Sand,
Weil er den Weg zum Meer nicht fand,
Wohin die Quellen alle streben.“

und sie wiederholte es noch einmal im Stillen und sprach ganz leise, über den Buchrand hinweg blickend, die vier Zeilen vor sich hin. Dann senkte sie tief auf, sie schloß die Augen, und das kleine Büchlein entglitt allmählich ihren leise zuckenden Fingern und fiel geräuschlos auf den Teppich.

Plötzlich fuhr Anna aus dem leichten Schlummer erschreckt empor, in Verbindung mit ihren Träumen hatte sie die Vorstellung, Hermine käme in einem in rasendem Galopp sich nähernden Fiaker angefahren, und sie sprang auf, um der Heimkehrenden entgegenzueilen; aber als sie am Fenster vorüberkam, klärte sich die Täuschung auf. Die Oper war zu Ende, und Wagen um Wagen rollte unter den Fenstern ihrer Wohnung vorüber, sich in die Seitenstraßen des Opernringes verlierend. Man hörte sogar die weithin tönende Stimme des dienstfertigen Mannes, der die bestellten Wagen durch Aufrufe herbeicitirt. Anna blieb ein paar Augenblicke am Fenster stehen und sah auf die sich für kurze Zeit belebende nächtliche Straße hinab, dann schritt sie quer durch den Salon der Thür zu. Bei dem Mittelstisch hielt sie inne. Hier stand Aristides Bild, das er Hermine in den Maientagen ihrer Liebe geschenkt hatte; sie ergriff die Photographie und drückte sie mit der Bildseite an sich, und indem sie die Rückseite mit dem Gedichtbuche zudeckte, verließ sie eilig den Salon, und bald darauf verlöschte das Stubenmädchen die Flammen bis auf eine einzige, und die grünen Jalousien zwischen den Doppelfenstern rollten herab. In dem Hofzimmer aber, das Anna bewohnte, war noch lange das gelbe Licht einer bescheidenen Petroleumlampe zu sehen, bei dessen Schein ein junges Mädchen saß, emsig schrieb, nur manchmal einen sinnenden Blick auf das Bild eines jungen Mannes, das vor ihr stand, werfend. Es war ein langer Brief, in dem ein einfaches Menschenkind die geheimsten Kammern seines Herzens öffnete und die Erfparnisse liebevoller Empfindungen und Gedanken mit einem Male

vor Demjenigen ausschüttete, der, ohne daß er es ahnte, den Schlüssel zu diesem unzugänglich scheinenden, braven Herzen in seinem Besitz hatte.

Und dieser Brief, der jetzt in stiller Nachtstunde entstand, war der begeisterte Jubelruf einer Seele, die jene andere befreundete und unentbehrliche gefunden zu haben meinte. Als der Brief beendet war, las sie ihn noch einmal langsam von Anfang bis zu Ende durch, der erste Liebesbrief, den sie geschrieben hatte, zum erstenmale waren ihr Worte voll warmer Zärtlichkeit und Herzensinnigkeit aus der Feder geflossen; — und dann blickte sie gedankenvoll vor sich hin, und zuletzt nahm sie die beschriebenen Blätter zwischen die Finger und riß sie ein paar Mal in der Mitte durch, bis nichts davon blieb, als eine Hand voll Schnitzel, die sie langsam und gedankenvoll in den Kohlenkasten streute. Sie hatte sich ja nur eine süße Täuschung bereiten wollen.

Der Börseemann war in Hermine, wie man zu sagen pflegt, „wahnsinnig verliebt“, und seine Chancen standen gar nicht so übel.

„Ach, Sie haben mich ja doch nicht gern,“ sagte er eines Tages zu Hermine in einem Anflug von Sentimentalität, die seinem Aulterngeücht komisch genug stand, „ich weiß Alles, die Geschichte von dem griechischen Attaché, oder was er ist.“

„Aber ich bitte Sie.“

„Seien Sie ganz still, ich weiß Alles . . . sehen Sie, wenn das nicht wäre, meiner Seel' . . . wissen Sie, wenn ich so sagen könnte, daß ich allein über Ihr Herz gebiete, Alles könnten Sie von mir haben. Nicht wahr, Hermine, Sie haben Etwas mit ihm?“

Die Schauspielerin schüttelte verneinend den Kopf.

„Oder Sie haben Etwas mit ihm gehabt? Alle Welt weiß es.“

„Alle Welt kann sich auch täuschen.“

„Wenn ich nur nicht gar so mißtrauisch wäre, aber sehen Sie, man wird so und besonders an der Börse . . . man kann ja keinem Menschen mehr trauen, und Ihnen möchte ich so gerne glauben,“ rief er, indem er im Zimmer auf und abschnitt, lebhaft aus: „aber ich kann nicht, ich kann nicht. Außerdem habe ich Etwas gegen diesen Griechen, ich kann den Menschen nicht ausstehen. Wir haben einmal auf einem Ball ein kleines Rencontre gehabt. Thut mir sehr leid, daß ich ihn damals nicht ernsthaft zur Rechenschaft gezogen habe . . . wenn ich gewußt hätte, daß er mir noch einmal in den Weg kommen würde, auf Ehre, ich hätte ihn gefordert,“ prahlte Siegfried Löw.

Wenn dieser Herr von einer solchen hitzigen Laune befallen wurde, war er eben so langweilig, wie jener andere Liebhaber, aber sonst entsprach er dem Geschmack Herminens viel mehr, wie der abwesende Aristide.

Bei den Mahlzeiten, die Hermine gemeinschaftlich mit Anna einnahm, sprach sie viel von ihrer neuen Eroberung. Der Börsewitz und der Ge-

fellchaftsklatsch schien Hermine nach den etwas reizloseren Unterhaltungen, an die sie durch Aristide gewöhnt war, vortrefflich zu munden. Es war nur noch von Siegfried die Rede, und wahrscheinlich dachte Hermine kaum einmal des Tages an den entfernten Geliebten.

So vergingen vierzehn Tage. Die Rückkunft des Diplomaten aus Alexandrien hatte sich verzögert, die Vertagung gewisser amtlicher Verhandlungen und familiäre Umstände hielten ihn, gegen seine Neigung, noch immer von Wien fern. Er schrieb, so oft er konnte und so ausführlich, als seine Zeit es ihm gestattete, jedenfalls viel ausführlicher, als es Hermine forderte. Sie las seine Briefe kaum mehr und ließ sie tagelang unbeantwortet. Aristide hatte den Tag seiner Rückkunft bereits angezeigt, als ein Telegramm eintraf, welches Hermine von seiner plötzlichen Erkrankung in Kenntniß setzte.

Hermine nahm diese Botschaft ziemlich gleichgiltig auf, und nun kamen nur noch spärliche Nachrichten, tagelang wohl auch gar keine. Hermine schwieg nun ganz und gar, eine ausführliche Liebescorrespondenz war ja überhaupt nie ihr Fall, sie gehörte ferner zu den Menschen, die nicht zum Briefeschreiben kommen und diese Beschäftigung hassen; was hatte sie ihm endlich auch zu schreiben? Außerdem nahm sie Siegfried Löw mit seinen pneumatischen Karten und Briefen, die doch auch beantwortet sein wollten, vollauf in Anspruch.

Anna war, seit diese Wendung eingetreten war, noch einsilbiger und zurückhaltender geworden. Nur einmal, als Herminens neuer Verehrer seine Chancen auszunützen begann, entlockte ihr die Enttäuschung den Ausruf: „Und wenn Aristide kommt!“

Hermine zuckte die Achseln. „Ach, der kommt doch nicht wieder, bei mir schnappen sie Alle bald ab, es ist komisch . . . na, was liegt denn auch daran . . . mache mir auch nichts aus ihm.“ Dann sprach sie von ihrer Absicht, Fräulein Kantl, die Friseurin, abzudanken und eine andere zu nehmen, sie klagte über den Schneider und sprach von anderen gleichgiltigen Dingen. Anna hörte sie kaum an.

Aristide hatte sich nicht schnell genug erholt, um so rasch, wie er es gewünscht hatte, den rauhen Winter Wiens aufzusuchen, aber endlich schlug für ihn auch diese lang herbeigesehnte Stunde, und mit frohem Herzen kehrte er zurück. Er hatte es verabsäumt, Hermine über Tag und Stunde zu unterrichten, in der Absicht, sie durch sein unvorhergesehenes Erscheinen angenehm zu überraschen. Er war kaum in Wien angekommen, als ihm die guten Freunde, deren sich ja Niemand erwehren kann, und die man so gerne entbehren möchte, Andeutungen über einen Nebenbuhler machten, der ihn bei Hermine verdrängen wollte. Aristide war nicht sonderlich beunruhigt, denn er kannte das geschäftige Wirken und Wühlen der Verleumdung und die Worthlosigkeit derartiger Klatschereien, die sich mit Vorliebe an die Namen beliebter Künstlerinnen und bekannter Lebemänner klammern.

Hermine Boß und der häßliche, aufdringliche Speculant, über dessen große Ohren die ganze Börse seit Jahren Wiße machte! Lächerlich!

Der Empfang, den Aristide bei Hermine fand, entsprach aber in der That den Vorstellungen nicht, die ihn in den Tagen der Reconvalescenz auf der Reise und bis zu dem Augenblick, da er an ihrer Thüre klingelte, so angenehm beschäftigten: Hermine war nicht einmal Schauspielerin genug, eine gewisse Verlegenheit zu verdecken, in die sie das unvorhergesehene Eintreffen Aristides gebracht hatte. Auf dem Tisch stand ein Veilchenstrauß in einer Vase und ein anderer von Nelken und Tubarosen, deren intensiver Duft den Salon vollständig erfüllte.

Aristide war zu stolz, um einen Argwohn, wenn auch nur im Scherz, zu äußern, er zwang sich zur früheren Herzlichkeit, aber er zwang sich eben doch, und Herminens Kälte machte es ihm noch schwerer. Nachdem die ersten einleitenden Begrüßungen und Redensarten gewechselt waren, trat eine kleine Pause ein, und Aristide war insgeheim bestürzt, daß er jetzt in diesem lang herbeigesehnten Augenblick des Wiedersehens nichts zu sagen wußte und daß sie kein größeres Interesse zeigte, ihn zum Sprechen zu bringen. Es traf sich ganz gut, daß während dieser Situation Anna plötzlich in den Salon trat; stramm aufgerichtet und mit leichten Schritten, die ihr Gebrechen fast gänzlich vergessen ließen, ging sie auf Aristide zu und reichte ihm mit einem Gesicht, in dem heimliche Freude verrätherisch aufleuchtete, die Hand zum Gruß.

„Es geht Ihnen doch gut, Fräulein Annerl . . . wie ich sehe . . . das heißt, ein bißchen blaß sind Sie doch . . . Sie quälen sich gewiß noch immer so, das sollten Sie nicht, nicht wahr, Hermine?“

Hermine nickte theilnahmslos.

„Hat Ihnen die Schwester meine Grüße bestellt, ich habe Sie nicht vergessen, Fräulein Annerl,“ fuhr Aristide fort, „und wenn Sie mir erlauben wollten, Ihnen eine Kleinigkeit . . . zur Erinnerung . . .“ Mit diesen Worten zog er ein kleines Etui aus der Tasche, welches eine goldene Broche, den Namenszug des Chebive darstellend, enthielt.

„Ich trage keinen Schmuck — Sie wissen ja,“ stammelte Anna.

„Das ist ja auch kein Schmuckgegenstand,“ überredete sie der Spender.

„Wenn ich ihn nicht tragen muß,“ wendete Anna leise und bescheiden ein, nach dem Etui langend, „ich danke Ihnen herzlich. . .“

Damit ging sie zum Fenster und schien sich in die Betrachtung der zierlichen Broche zu vertiefen, während Aristide bestrebt war, in der Unterhaltung mit Hermine den früheren Ton wiederzufinden.

„Wissen Sie, Hermine,“ sagte er möglichst leichtfertig, „daß man mich, kaum daß ich angekommen war, gleich fürchtbar eifersüchtig gemacht hat, denken Sie sich, so eine Dummheit, mit einem widerlichen Kerl bringt man Sie in's Gerede; mit diesem Löw, ich habe ihn nur einmal auf einem großen öffentlichen Ball gesehen, wo er mit lächerlichen

italienischen, portugiesischen und erotischen Orden behängt war. Ein completer Narr!

„O, da irren Sie sich,“ wendete Hermine leicht pikirt ein, „er ist gar nicht so dumm, und wenn er seinen witzigen Tag hat — macht er sehr gute Witze, er ist auch sehr beliebt und sehr angesehen in der Gesellschaft.“

„In der Gesellschaft,“ wiederholte Aristide, und er legte seine beiden Hände auf ihre Achseln und schüttelte Hermine scherzhaft ein wenig, — „was Sie für ein Kind sind und was Sie für Begriffe von der ‚Gesellschaft‘ haben, Sie Unschuld.“

Hermine verzog mit einem rüden Lächeln den Mund. Es war gar nicht nach ihrem Geschmack, sich wie ein Gänschen behandeln zu lassen, und in der Art, wie es die Männer mit ihren kleinen, unwissenden Frauen thun, belehrt zu werden. Je länger Aristide sprach, desto unerklärlicher schien es ihr, wie sie dieser ernsthaften, überlegenen, trockenen Mann, der im Grund seines Herzens eine richtige Philisternatur war, die sich unbegreiflicher Weise zu einer Schauspielerin verirrt hatte, nur eine Stunde lang interessiren konnte; Aristides Aeußerungen über den weitaus amüsanteren Börstianer, der, nebenbei bemerkt, um vier Uhr seinen Wagen zu schicken versprochen hatte, mißfielen ihr gründlich, und mühsam verbarg sie ein leises Schmollen.

„Oder finden Sie ihn wirklich so nett?“ sagte Aristide, noch immer halb scherzhaft.

„O gewiß, warum nicht . . .“ trockte Hermine.

„Es hat in der That einen Sinn, wenn man Sie mit seinem Namen in Zusammenhang bringt? . . . ach, das ist ja unmöglich . . . nicht wahr, Hermine?“

Die Gefragte marterte ihn durch ein hartnäckiges Schweigen. Aristide versuchte sich durch eine leichtfertige Auffassung der Angelegenheit, die hoffentlich nur auf einem Mißverständnis beruhte, zu beruhigen und die Ausbrüche seiner Eifersucht zurückzudämmen.

„Aber reden Sie doch, Hermine — ich begreife Sie nicht.“

Hermine schwieg noch immer. Sie stand am Fenster mit dem Ausdruck eines eigen sinnigen, störrischen Kindes, das zur Verantwortung gezogen wird, und hatte den Blick von ihm abgewendet.

Aristide wendete sich zufällig um und betrachtete die beiden Bouquets, die in den Vasen auf dem Tische standen.

„Sind die von ihm?“ sagte er mit aller Mäßigung, aber doch sehr ernsthaft.

Hermine nickte, ohne ihn anzusehen.

„Oh!“ rief Aristide gehöhnt mit dem drohenden Ausdruck des Vorwurfs.

„Ich werde Sie doch nicht anlügen; was liegt denn auch daran, — Sie haben mir ja auch Blumen geschenkt und sich nichts dabei gedacht, nicht

wahr? Ich habe schon so viel Blumen bekommen in meinem Leben . . . man muß ja nicht immer gleich das Schlechteste denken . . .“

Aristide ging ein paar Mal langsam um den Tisch herum, dann blieb er plötzlich stehen.

„Hat hier nicht mein Bild gestanden?“ sagte er.

„Ja, gewiß,“ erwiderte Hermine.

„Nun und — es ist nicht mehr hier — es scheint also, daß ich wirklich abgethan bin. Die paar Wochen haben hingereicht, vergessen zu werden . . . aber sagen Sie mir, wo ist das Bild?“

Hermine näherte sich langsam dem Tisch. Sie warf einen Blick auf die vielerlei Gegenstände, die denselben bedeckten, dann blickte sie fragend auf Anna, die an dem geschnitzten Bücherschrank lehnte.

Eine heiße Röthe überzog das Gesicht dieses Mädchens; ihr durch die gesenkten Lider halb verschleierter Blick war auf den Teppich gerichtet, und sie stützte sich mit einer Hand auf den vorspringenden Rand des Schrancks.

Hermine lenkte ihren Blick von diesem überraschenden Bild auf Aristide. Sie erhob den Kopf ein wenig und sagte mit einer gewissen Malice:

„So? Das ist mir ja ganz neu.“ Und indem sie sich wieder zu ihrer Schwester wandte, rief sie: „Weißt Du vielleicht, wo das Bild hingekommen ist?“ . . . irgendwo muß es doch sein.“

Aristide hatte von dem, was da vorging, ganz und gar nichts verstanden. Aber er fühlte eine Gereiztheit gegen Hermine, die ihm das Blut in die Wangen getrieben hatte.

„Lassen Sie doch Ihre Schwester aus dem Spiel, Hermine,“ rief er, „Die wird keine Lüge erfinden, um Sie zu rechtfertigen.“

Die Schauspielerin warf den Kopf zurück:

„Ich brauche keine Lüge, aber sie muß wissen, wo das Bild hingekommen ist . . . ich habe gar nicht bemerkt, daß es fehlt.“

„Sie haben es nicht bemerkt?“ rief Aristide, in heftiger Erregung auf Hermine zutretend und ihre Hand am Gelenk erfassend. „Sie lügen ja, denn Sie haben mein Bild absichtlich beseitigt . . . natürlich, hier zwischen diesen beiden Bouquets hat es auch nichts zu suchen, aber ich will es wieder haben . . . hören Sie, Hermine?“

Die zornige Erregung des Betäuschten gab seiner Stimme einen heiseren Klang, und der Ausdruck des gutmüthigen Ernstes in seinem Gesicht verschwand, schmerzliche Wuth trat an seine Stelle. Hermine hatte ihn nie so gesehen, und ein angstvolles Gefühl überkam sie.

„Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich doch!“ rief sie, „und ich kann Ihnen nur wiederholen, auf mein Ehrenwort — ich habe das Bild nicht bei Seite gestellt, es müßte ja auch irgendwo sein . . . nur Anna kann es wissen“ — und zornig schritt sie auf die Schwester zu, die unbeweglich am Bücherschrank lehnte. Aristide trat dazwischen.

„So rede doch, wo ist das Bild,“ sagte Hermine so barsch wie möglich, „Du siehst doch, daß er mir deswegen einen Skandal macht . . . sicher bist Du wieder daran schuld . . .“

Der junge Mann erhob langsam den Arm und drängte die erregte Schauspielerin, die sich ihrer Schwester in bedrohlicher Weise näherte, mit Gewalt zurück.

„Das hast Du mir eingebracht . . . Du . . .!“ Hermine erhob ihre zarte, weiße Faust und schüttelte sie, daß die dünnen, goldenen Armreifen klirrten.

„Schämen Sie sich,“ sagte Aristide, ihre Faust mit einer leisen Schleuderbewegung abwehrend — „das arme Geschöpf . . .“

Anna konnte sich nicht mehr aufrecht halten, sie sank auf die Knie und blieb in dieser Lage, bis Aristide sich zu ihr niederbeugte, sie an den Armen erfaßte, um sie beim Aufstehen zu unterstützen.

„Um Gottes Willen, was haben Sie denn?“ sagte er dabei, und er blickte mit Bestürzung in ihr Gesicht, aus dem sich die Farbe des Lebens fast völlig gescüchtet hatte.

„Sie hat Recht, Sie hat ganz Recht,“ sagte Anna leise und ohne aufzublicken, „ich bin an Allem schuld, sie hat das Bild nicht versteckt, sie hat keine Schuld daran . . . o, ich . . . ich . . .“

Weiter kam sie nicht. Dann sprang sie plötzlich, als hätte sie all ihre Kraft wiedergewonnen, auf und lief zur Thüre. Hermine sah das mit kalter Gleichgiltigkeit kopfschüttelnd mit an, Aristide aber, der nicht wußte, was er davon halten sollte, und der irgend etwas Unvorhergesehenes, Verhängnißvolles befürchtete, rief die Flüchtende ohne Erfolg ein paar Mal zurück. Er eilte ihr sogar nach durch das Vorzimmer und den dunklen Corridor und erreichte sie, als sie im Begriffe stand, die Thüre hinter sich zu verschließen. Ein Druck gegen die Tapetenthür — und er stand in ihrem jungfräulichen Gemach. Anna lehnte mit einer Hand, noch den Schlüssel umklammernd, mit dem Rücken an der inneren Seite der Thüre, ein unsichtbares Zittern ging über ihren ganzen Leib, sie wußte nicht, was mit ihr geschah und was sie thun sollte. Aristide hatte sich flüchtig beim Eintreten in den kleinen Raum umgesehen, die Sorge um das fassungslose, aufgeregte Mädchen beschäftigte ihn viel eifriger. Erst jetzt, nachdem er sich ihrer Person versichert hatte, warf er einen Blick auf die Einrichtung des Zimmerchens, in dem es so ganz anders aussah, wie da vorne in den Brunträumen ihrer schöneren Schwester. Und dann . . . plötzlich zuckte er zusammen. Auf der kleinen, zweitheiligen Bücherstallage, die neben Annas Bett hing, stand — sein Bild.

Anna lehnte noch immer an der Thüre, sie wagte den Blick nicht zu erheben, ihre Brust hob und senkte sich rasch, und nur widerstrebend ließ sie ihre Rechte vom Schlüssel loslösen und zwischen Aristides Händen gefangen halten. Aristide war von der Bemerkung, die er soeben gemacht

hatte, so überrascht, daß er nicht wußte, was er sagen sollte, enttäuscht und tief verletzt durch die eine Schwester, gerührt und erhoben durch die andere — aber hatte denn die auch nur jemals das Geringste verrathen? Das verhielt sich ja auch wohl wieder anders, und er fürchtete Irrthümer und Mißverständnisse über Alles.

„Also hier ist mein Bild — warum haben Sie das nicht gleich gesagt?“ begütigte Aristide.

Anna schüttelte den Kopf, und in sich hinein sagte sie leise, aber bestimmt: „Um keinen Preis,“ und noch leiser setzte sie hinzu: „Ihnen, nur Ihnen . . . Sie haben mir so leid gethan . . .“ und dabei streifte ihn ein flehender, zärtlicher Blick, der Aristides letzte Zweifel besiegen mußte; er blickte mit einem Male auf den tiefsten Grund ihrer Seele, die um so viel reiner und größer war, wie die jener kalt berechnenden Komödiantin, und es that ihm in diesem Augenblicke unendlich wohl, daß sich eine Fremdehand auf die frische Wunde legte, die ihm die Herzlosigkeit eines Weibes geschlagen hatte.

„Sie sind ein liebes, gutes Mädchen, Annerl,“ sagte er mit warmem Ausdruck, „und Sie mußten es besser haben . . . Sie verdienen es, daß man Sie lieb hat . . . ja wirklich, recht vom Herzen lieb hat, und ich bin dumm und thöricht, daß ich Sie so immer neben Hermine unbeachtet ließ, während Sie doch die viel Bessere sind — die mich nicht vergessen hat.“

Anna schüttelte schnell den Kopf, sie ließ ihre schönen Zähne über der Unterlippe sichtbar werden, und sie schloß die Augen; bestimmter konnte sie nicht bestätigen, daß es so war, wie er annahm.

Es entstand eine kleine Pause. Aristide hielt noch immer ihre beiden Hände fest, sie lehnte noch immer aufrecht an der Thüre.

„Aber was soll nun geschehen?“ flüsterte Aristide, und er sah Anna voll in das Gesicht, das ihm mit einem Mal viel schöner, verzüngt und verklärt durch das Erwachen alles dessen, was in ihrer Brust begraben schien, vorkam, „was nun?“

Anna erhob langsam den Kopf, als hätte ihn Aristide mit der Gewalt seines Blickes emporgerichtet, und sie ließ ihn zurücksinken, daß der Wirbel die Tapete der Thüre berührte, die Lider verbargen ihre in feuchtem Glanz schimmernden Augen, ihre Rippen öffneten sich zu einem leise lispelnden „Nichts“.

Aristide zog ihre beiden Hände an seine Brust, und im Flüstertone sagte er: „Sie liebes, gutes, braves Mädchen . . .“

Dann zog er ihre kühlen Hände an seine glühenden Wangen, und er küßte diese zuckenden kleinen Mädchenhände in übersäumender Zärtlichkeit. Er fühlte, daß ihre Hand sich schüchtern um die seine legte. „Annerl!“ flüsterte er mit innigem Ausdruck, und er beugte sich zu ihr nieder und berührte die Lippen, die kein Mann vor ihm geküßt hatte.

„Aristide!“ klang es, wie ein Hilferuf und wie eine laute Anklage und wie eine zärtliche Beschwörung. Anna streckte die Arme vor die Brust und ließ das Haupt wieder sinken.

„Ich bitte, lassen Sie mich jetzt“ — und in angstvoller Erregung stieß sie die Sätze heraus: „Nicht wahr, Sie werden uns nicht mehr besuchen, es ist ja wahnsinnig, nur daran zu denken — und ich bin ja gar nicht besser als Hermine, aber ich will nicht mehr an Sie denken, und vielleicht gelingt es mir all das und diese Minute zu vergessen.“

„Das ist unmöglich, Annerl,“ erwiderte Aristide, „wir können so nicht auseinandergehen, ich habe Sie lieb, unendlich lieb, vielleicht war es nur Ihr Genius, der mich so mächtig nach diesem Haus zog, ja, ich fühle es deutlich, daß es mir viel empfindlicher wird, Sie aufzugeben und Sie zu meiden, als Hermine, die mich ja nie so recht von Herzen lieb gehabt hat — das habe ich ja immer gewußt, aber man will sich's nicht eingestehen . . .“

„Was Sie da sagen, Aristide, beglückt mich unendlich,“ versetzte das Mädchen, „und es wird die theuerste, wahrscheinlich einzige Erinnerung meines Lebens sein, die werth ist, daß man sie, wenn es dann wieder öde wird, zurückruft — aber wir haben uns weiter nichts zu sagen, nachdem das Wichtigste zwischen uns klar geworden ist . . . ja, wir haben uns wirklich gar nichts mehr zu sagen, wir haben uns stumm die Hände zu reichen und jedes seiner Wege zu gehen.“

Als sie geendet hatte, erhob sie sich von dem Stuhl, in dem sie sich zuvor niedergelassen hatte, sie reichte Aristide die Hand, und sie nickte ihm zu, mit einem Lächeln, in dem sich Glück und unendliche Trauer abmalten.

Draußen im Corridor standen Hermine und Aristides Nachfolger. Sie hatte sich in seinen Arm gehängt und zeigte nach dem geöffneten Fenster von Annas Stube hinüber.

„Sehen Sie,“ flüsterte sie, „weil Sie mir nicht geglaubt haben — so steht's.“

Der Börstianer streckte den Hals etwas vor, um besser zu sehen, und er erkannte seinen Feind, der vor Anna stand, ihre Hände in den seinen hielt und sie zärtlich betrachtete.

Die Beiden ahnten natürlich nicht, daß sie beobachtet waren.

„Ist das zu glauben, der und Ihre Schwester, das heißt, sie ist gar nicht so übel, wenn sie nicht hinken würde; aber Hermine, warum haben Sie denn das nicht gleich gesagt?!“

„Habe ich Sie denn nicht immer versichert, Sie ungläubiger Thomas,“ lachte Hermine, und sie zog den übergläublichen neuen Günstling mit komischer Geschäftigkeit und mit trippelnden Schritten vorananeilend, am Arm in den Salon.

Eine bange Pause war in dem Gespräch zwischen Anna und Aristide eingetreten.

„Haben Sie keinen Wunsch, Anna, den ich Ihnen erfüllen könnte?“
 „Keinen,“ sagte sie leise, und dann fügte sie, wie zu sich selber hinzu:
 „Nur fort von hier.“

„Ja, das ist gewiß, Sie müssen fort aus dem Haus. Heute lieber wie morgen. Lassen Sie mich dafür sorgen, ich bitte Sie darum. Ich bin in diesem Augenblick so verwirrt und ergriffen, daß ich die Sache nicht ruhig bedenken kann, aber ich will Ihre Lage ruhig überlegen und mit einer älteren Dame meiner Bekanntschaft darüber gleich morgen sprechen. Sie werden in dieser Frau eine Stütze haben, Annerl, da Sie eine solche an mir unmittelbar nicht finden wollen. — Ich sehe Sie vielleicht kaum wieder, ich glaube, ich werde es nicht mehr lange in Wien aushalten.“

Anna stand bewegungslos da, sie verrieth mit keiner Miene, was in ihr vorging, während Aristide diese Sätze aussprach, deren jeder einzelne in ihr Schicksal und in ihre Aussichten auf Glückseligkeit eingriff. Sie wagte es nicht, aufzublicken, obwohl durch die jetzt in Thränen verschwimmenden Augen nicht mehr zu verrathen war, als sie in der letzten Viertelstunde bereits Preis gegeben hatte.

„Versprechen Sie mir, Annerl,“ bat Aristide mit dem weichsten Ausdruck seiner immer etwas melancholisch klingenden Stimme, — „daß Sie mein Bild mitnehmen und daß die Devise, die ich auf die Rückseite geschrieben habe, auch bei Ihnen, für mich gelten soll . . . ja?“

„Gewiß,“ antwortete mit einem gedämpften, aber festen Ausdruck das Mädchen, und sie richtete den Kopf empor und sah dem braven Mann, der vor ihr stand, mit einem langen Blick, der das heilige Versprechen ewiger Treue und Freundschaft ausdrückte, in die Augen. Nach ein paar Minuten sagte sie: „So, und nun bitte, lassen Sie mich allein . . . ich kann nicht mehr.“ —

Aristide ergriff ihre Hand, drückte einen langen, verehrungsvollen Kuß darauf und schüttelte sie mit inniger Empfindung knapp vor seiner Brust, dann sagte er leise: „Leben Sie wohl, Annerl, . . . und nicht vergessen . . .“

Er schritt langsam über den Corridor und betrat das Vorzimmer. Aus dem Salon drang Herminens Lachen, dieser berückende, harmonische Ausdruck ihrer übermüthigen Fröhlichkeit, die ihm manche Stunde verschönt hatte. Er blickte einen Augenblick nach der Thür, und ein Gedanke, eine Verführung zuckte durch sein Gehirn, — dann ergriff er seinen Hut, und er stieg die Treppe hinab, langsam genug, um die Fülle der Erinnerungen, die sich an dieses Haus knüpften, die Gedanken, die ihn beherrschten, als er so diese Stufen heraufstieg, im Fluge Revue passiren zu lassen.

Anna hatte sich, als sie die große Wohnungsthür zufallen hörte, auf das Sopha geworfen, sie drückte den Kopf in die Ecke, als ob sie die Wand verdrängen wollte, sie bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen, und eine unendliche Thränenfluth stürzte aus ihren Augen in die Finsterniß.

Hermiuens abtrünniger Verehrer benützte eine der nächsten Nachmittagsstunden, um mit jener Dame, deren er erwähnte, wegen Anna Vock Rücksprache zu pflegen. Das war eine praktische Frau, die auf dem Gebiete der weiblichen Bestrebungen zur Selbständigkeit und zum Erwerb einige Erfahrungen in ihrer Familie gesammelt hatte, und da Anna glücklicherweise mit einer künstlerischen Gabe, die vielleicht zu mehr, als zum bedeutungslosen Dilettantismus berechtigte, bedacht war, lag der Gedanke, diese Neigung auszubenten, nahe. Die betreffende Dame besprach sich hierüber persönlich mit dem Mädchen, und das Ergebniß dieser Unterredung war, daß Anna sich von ihrer Schwester los sagte, ein bescheiden möblirtes Quartier bezog und die Kunstgewerbeschule besuchte, dies Alles sozusagen auf Kosten mehrerer Verwandten des jungen Griechen, in der That war es aber Aristide, der die Auslagen bestritt.

Aristide sah sie nur ganz zufällig innerhalb eines halben Jahres zwei oder dreimal, theils auf der Straße, oder einmal bei seiner Verwandten; es würde Niemand sich haben träumen lassen, daß zwischen diesen beiden Menschen jemals irgend etwas vorgefallen sei, und daß sie sich im Herzensgrunde mehr waren, als ganz oberflächliche Bekannte.

Was Aristide vorhergesagt hatte, traf ein. Familiäre Verhältnisse und seine sich immer verstärkende Abneigung gegen das Leben in der fremden deutschen Großstadt bestimmten ihn, eine Vererbung anzustreben, die ihn dem auch auch alsbald von Wien entfernte.

Alle vier bis fünf Wochen ungefähr traf ein Brief von ihm an Annas Beschützerin in Wien ein. Er ließ sie freundlichst und mit der Versicherung inniger Theilnahme grüßen, so wie er damals in den Briefen an Hermine ihrer gedacht hatte. Nach einem Jahr kam die Nachricht von seiner Verlobung mit einer vornehmen jungen Dame der Brüsseler Aristokratie. Wenige Tage später erklärte Anna in ganz unauffälliger Weise, daß sie aus verschiedenen Rücksichten zu dem Entschluß gedrängt worden sei, ihre künstlerische Ausbildung im Gewerbe-Museum gewissermaßen als beschloffen anzusehen, wozu sie um so berechtigter war, da sich ihr unter der Hand Gelegenheit geboten hatte, mit einem bescheidenen, aber immerhin annehmbaren Gehalt in einer Tapetenfabrik in einer Provinzstadt Anstellung zu finden. Schon im nächsten Monat konnte sie diese Stellung antreten, und sie überzeugte ihre Beschützerin, daß dies so ganz nach ihrem Wunsch sei und der Vorstellung entsprach, die sie von ihrer Zukunft hatte.

Und dabei blieb es.

Als Aristide mit seiner schönen, jungen Frau auf der Hochzeitsreise, die ihn in die Heimat führte, Wien berührte, theilte ihm die Verwandte ausführlich mit, daß Anna Vock sich in ihrer Stellung als Tapetenzeichnerin und in der bescheidenen Existenz, die dieser Erwerb und die kleine Stadt boten, ihren Briefen zufolge ganz wohl und glücklich fühle und daß sie stets

mit Dankbarkeit an Diejenigen denke, die diese Wandlung in ihrem Leben herbeigeführt hatten.

Hermine hatte sich nicht allzulange in dem Kreis, in den sie anfänglich mit Erfolg eingedrungen war, behaupten können.

Der Lebemann Löw hatte nach ungefähr acht Wochen erkannt, daß Hermine doch nicht die Frau war, für die man sich das Junggesellen-Leben nimmt, und daß es kein Irrthum seines Herzens war, wenn er an die Dauer seiner Beziehungen zu der Schauspielerin niemals geglaubt hatte. Dazu kam auch noch eine an trüben Ereignissen sehr reiche Geschäftszeit an der Börse, und der vom Glück Begünstigte, der sich inzwischen der Getreide-Speculation zugewandt hatte, sah eines Tages keinen anderen Ausweg, als den Revolver. Er schoß fehl, und es „gelang“, sein Leben zu „retten“, nur ein Auge war verloren, und seither trägt er eine Binde darüber. Der Barr, den diese ganze Affaire gemacht hatte, war für Hermine keineswegs erfreulich oder förderlich. Ihr Engagement am ** Theater wurde nicht mehr erneuert, und die unzarte Geschmacklosigkeit jenes Börstianers, sich in Herminens Salon zu erschießen oder erschießen zu wollen, brachte dieses trauliche Nest gewissermaßen in Verruf.

Hermine war nun die, „bei der sich der Löw erschossen hat,“ so jagte man, und das geht denn doch den frivolsten Lebemännern über den Späß. Da auch die finanziellen Drangsale nicht ausblieben, entschloß sich Hermine, „ein neues Leben anzufangen,“ zu dessen Schauplatz sie ein französisches Modebad erwählte. Sie trug sich dort als deutsche Schauspielerin ein, und man hat sie zuletzt in der Gesellschaft eines jungen Griechen gesehen, der großen Aufwand machte und nebenbei bemerkt äußerlich ein wenig an Aristide erinnerte, nur mit dem Unterschied, daß er nicht wie dieser ein Mitglied der Botschaft war, sondern, wie sich später herausstellte, ein Abenteurer, der eine schöne pikante und gelehrige Frau suchte, mit der er gemeinschaftlich in Genua einen Spielcirkel begründen wollte.

Er fand die Gesuchte in der deutschen Schauspielerin und Lebendame, und wenn nicht die italienische Polizei ein Veto eingelegt hat, so haben sich inzwischen die Hoffnungen und Pläne ihrer Herzen und ihrer Börfen erfüllt.





Illustrierte Bibliographie.

Unter den Naturvölkern Central-Brazieliens. Reiseschilderungen und Ergebnisse der zweiten Schingü-Expedition 1887—1888. Von Karl von den Steinen. Mit

30 Tafeln, sowie 169 Textabbildungen und einer Karte. Berlin 1894. Geographische Verlagsbuchhandlung von Dietrich Reimer.

Es ist in den letzten Jahrzehnten viel für die Erforschung der außereuropäischen Naturvölker geschehen, und dies mit Recht. Denn der Ausspruch Adolfs Bastians, daß der Untergang der gering geschätzten Naturvölker den Verlust unersehblicher Urkunden für die Geschichte des menschlichen Geistes bedeutet, ist nur zu wahr. Ueberall hin bringt die höhere Cultur der Europäer und beeinflusst und zerlegt die natürliche Ursprünglichkeit der Sitten und Gewohnheiten der auf der Stufe der Kindlichkeit stehenden gebliebenen Völker, von denen wir auf dem Gebiete der Ethnographie gerade so viel lernen können, wie der Psychologe von den Kindern.

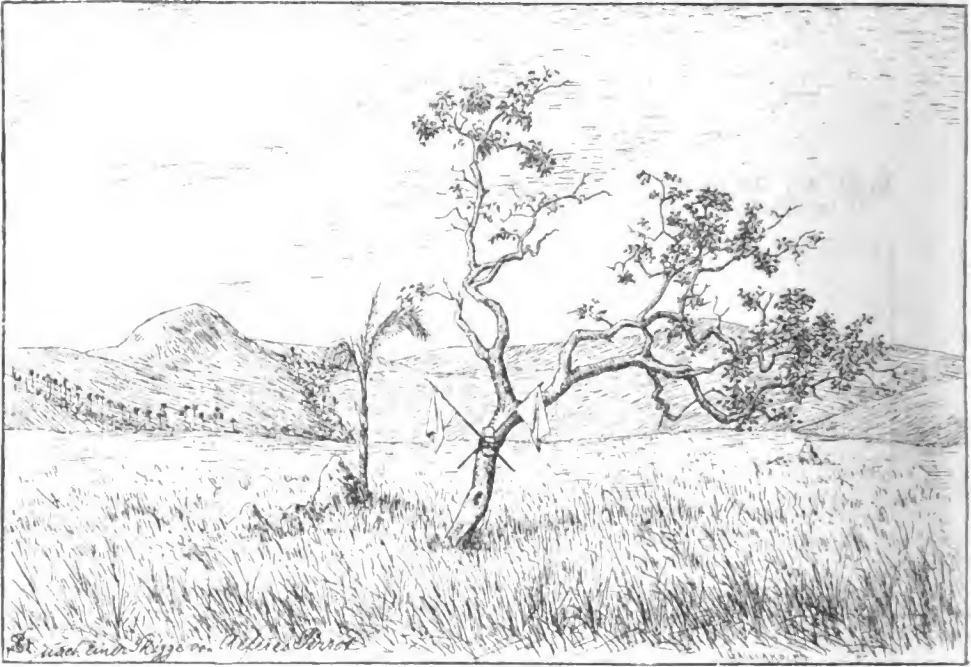
Der Verfasser des vorliegenden Buches verfügt über reiche Erfahrungen, da



Vogeltänig.

er schon 1884 im Innern Brasiliens thätig war, und über eine ganz beträchtliche Fülle von Material, das er in geschicktester Weise verwertbet hat. Auf seiner Expedition durch Central-Brasilien war es ihm geglückt, den größten bis dahin noch unbekanntem Fluß Südamerikas, den Schingü, von der Quelle bis zur Mündung zu befahren und kartographisch festzulegen. Die wichtigsten, für die Geographie und Ethnographie Südamerikas völlig neuen Ergebnisse dieser Reise wurden in dem mit zahlreichen sorgfältigen Abbildungen und mit Karten ausgestatteten Werke „Durch Central-Brasilien“ niedergelegt.

Auf seiner zweiten Reise begleiteten den Verfasser sein Vetter Wilhelm von den Steinen, von dem die dem Buche beigegebenen Originalaufnahmen herrühren, ferner Dr. Paul Ehrenreich aus Berlin, der vorher in Espiritu Santo schon die Bekanntschaft der Botokuden gemacht hatte und nach Abschluß des gemeinsamen Unternehmens noch



Brieftaschen im Ceilao.

Aus: Karl von den Steinen: „Unter den Naturvölkern Central-Brasilens.“ Berlin, Dietrich Reimer.

den Araguay und den Purus befuhr, so daß er vom Innern des Reiches mehr als irgend ein anderer deutscher Reisender gesehen hat. Von ihm wurden die Photographien angefertigt und die Körtermessungen vorgenommen. Der dritte Begleiter war Professor Dr. Peter Vogel aus München, der die Wegaufnahme und die astronomischen Bestimmungen besorgte. Er wird seine Ergebnisse gleichzeitig mit dem Erscheinen dieses Buches im dem Organ der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin veröffentlichen; diese Gesellschaft hatte ihn für seine Reise aus den Mitteln der Carl-Ritter-Stiftung unterstützt.

Das prächtig ausgestattete, durchaus wissenschaftlich angelegte, aber allgemein verständliche und für einen großen Leserkreis bestimmte Werk schildert zunächst die Reise nach Cubabá und den Aufbruch der Expedition, dann die Route von dort nach dem Independencia-Lager, die erste Begegnung mit den Indianern, wobei die Notizen über ihr Verhalten dem Neuen gegenüber ganz besonders festeln, den Besuch der drei Kataüri-

dörfer und anderer Indianerstämme und die Rückkehr nach Guyabá. Darauf folgen die wissenschaftlichen Ergebnisse der Forschungsreihe: die Geographie und Classification der Stämme des Schingü-Quellengebietes und Anthropologisches, die Tracht, Haar und Haut, Segualia, Jägerthum, Felbbau und „Steingelt“-Cultur, das Feuer und die Entdeckung des Holzfeuerzeuges, Waffen, Geräte und Industrie, Zeichenornamente, plastische Darstellung und Keramik, Maskenornamentik und Tanzschmuck, Recht und Sitte, Zauberei und Medicin, Wissenschaft und Sage der Bafairi und die Frage der Urheimat der Karäiben, die Zählkunst der Bafairi und über den Ursprung der Zwei, ferner die Baresi und die Bororo; in einem kurzen Schlußcapitel wird die Heimreise erzählt. Der Anhang enthält Wörterverzeichnisse (S. 523—547) der Mahuqui, Baresi, Bororo und anderer Stämme, eine Aufzählung der matogrossener Stämme nach Guyabáner Acten und eine Abhandlung über den Volksglauben in Guyabá.



Bafairi-Mädchen.

Aus: Carl von den Steinen: „Unter den Naturvölkern Central-Braziliens. Berlin, Dietrich Reimer.

Wenn der Verfasser den Wunsch ausdrückt, dem Leser möge der große zeitliche Abstand zwischen der Expedition selbst und ihrer Beschreibung, der hauptsächlich durch sprachliche Vorarbeiten herbeigeführt worden ist, nicht fühlbarer werden, als er es ihm ist, so kann Ref. ihn darüber durchaus beruhigen. Es ist dem Forscher vollkommen gelungen, sich in die Seele der von ihm aufgesuchten Naturvölker hineinzudenken und ihr Wesen in der lebendigsten und anschaulichsten Weise zur Darstellung zu bringen. Die dargebotenen Abbildungen können, da es sich um Naturvölker der Tropen- und Subtropenzone handelt, selbstverständlich auf Decenz keinen Anspruch machen, sind aber vorzüglich ausgeführt.

H. J.

Musikalische Notizen.

Der Führer durch die Oper des Theaters und der Gegenwart. Text, Musik und Scene erläutert. Von Otto Reigel. 1. Band. Deutsche Opern. Dritte Abtheilung. Leipzig, Verlag von A. G. Liebeskind.

Der vorliegende Band beschäftigt sich ausschließlich mit Wagners Opern, vom *Rienzi* angefangen bis zum *Parzifal*. Reigel steht auf durchaus objectivem Standpunkte. Es ist ihm nicht um eine banale Verhimmelung Wagners zu thun, sondern um eine streng sachliche und kritisch scharfe Analyse der Hauptwerke des Bayreuther Meisters. Die gegebenen Erläuterungen sind frei von jeder Gefühlsüberschwänglichkeit, knapp und kurz im Ausdruck, aber doch auch für Diejenigen ausreichend, die ohne fachmännische Vorkenntnisse an die Lectüre des Buches gehen. Als ein besonderer Vorzug verdient hervorgehoben zu werden, daß die zahlreichen Notenbeispiele nicht den Clavierauszügen entnommen sind, sondern auf der Partitur fußen. Dadurch wird es dem Leser ermöglicht, auch die Eigenthümlichkeiten der Wagner'schen Instrumentationskunst an den einschlägigen Stellen kennen zu lernen. eb.

Geschichte der Musik. Von August Wilhelm Ambros. Zweiter Band. Dritte verbesserte und mit Nachträgen versehene Auflage. Besorgt von Heinrich Reimann. Leipzig, Verlag von F. C. C. Leuckart (Constantin Sander).

Es wird noch geraume Zeit vergehen, bis wir eine vollständige wirkliche Geschichte der Musik besitzen werden. Die musikalische Quellenforschung liegt zum Theil noch sehr im Argen; über manche Epochen, so z. B. über das 17. Jahrhundert, sind wir bis jetzt nur unvollkommen unterrichtet. Für die Zeit bis 1600 ist das Ambros'sche Werk grundlegend. Es ist viel an ihm herumgemäkelt worden, aber schließlich hat man doch zugeben müssen, daß Besseres überhaupt nicht geschrieben worden ist. Daß die Musikgeschichte von Ambros in ihrer ersten Fassung vielfache Ungenauigkeiten enthält, kann nicht geleugnet werden; der mit einem phänomenalen Gedächtnisse begabte Verfasser pflegte seine Citate gewöhnlich aus dem Kopfe zu machen, ohne die Originale nochmals zu Rathe zu ziehen. Der Bearbeiter des vorliegenden zweiten Bandes, der mit den Anfängen der euro-

päisch-abendländischen Musik beginnt und sich bis zur ersten niederländischen Schule (15. Jahrh.) erstreckt, läßt die originale Darstellung unangefastet, bringt aber in den Einzelheiten eine Fülle von Berichtigungen und Verbesserungen. Die Specialforschungen der neuesten Zeit sind sämmtlich nutzbar gemacht worden, die Notenbeispiele sind sorgfältig revidirt und die vielfachen Citate genau mit den Quellen verglichen. Die mit philologischer Gründlichkeit durchgeführte Revision hat bisweilen ganz überraschende Resultate ergeben; einzelne Persönlichkeiten, wie Adam de la Halle und Guillaume Dufay erscheinen in Folge der kritischen Benutzung der neuesten Forschungen in gänzlich anderer Beleuchtung. Für Jedem, dem daran liegt, ein klares und historisch verbürgtes Bild der Anfänge der abendländischen Musik zu erhalten, ist der zweite Band der Ambros'schen Musikgeschichte in der neuen Fassung unentbehrlich. eb.

Theodor Körner und seine Beziehungen zur Musik. Musikhistorische Studie von Robert Musiol. Ratisbon, Verlag von Eugen Simmich.

Der Verfasser hat gewissenhaft gesammelt, was sich über Körner in musikalischer Hinsicht sagen läßt. Hat sich dabei auch nicht viel Neues ergeben, so ist doch die geschickte Zusammenstellung des Vorhandenen nicht ohne Interesse. Für den Musikhistoriker und den Musikbibliographen ist der Theil der Broschüre von Bedeutung, der einen Ueberblick über die Compositionen enthält, denen Körner'sche Texte zu Grunde liegen. eb.

Die Orgel und ihr Bau. Ein systematisches Handbuch für Organisten, Orgelrevisoren und Kirchenvorstände von Joh. Julius Seidel. Vierte verbesserte und sehr vermehrte Auflage. Bearbeitet von Bernhard Kothke. Leipzig, Verlag von F. C. C. Leuckart (Constantin Sander).

Das Seidel'sche Buch wird auch in der vorliegenden 4. Auflage für Alle, die sich über die Construction der Orgel unterrichten wollen, ein zuverlässiger Rathgeber sein. Es enthält in gedrängter Form alles Wissenswerthe über Bau und Gebrauch der Orgel und zeichnet sich ebenso

durch Gediegenheit des Inhalts wie durch leicht faßliche Darstellung aus. — Einen Ueberblick über das, was bisher für Orgel componirt worden ist, gewährt der in dem-

selben Verlage erschienene, mit Fleiß und Sachkenntniß zusammengestellte „Führer durch die Orgelliteratur“ von W. Kothe und Th. Forchhammer. eb.

Bibliographische Notizen.

Doctor Ferenczy und andere Novellen. Von Auguste Hausner. Berlin, Verlag des Bibliographischen Büreaus.

Die vier Novellen der den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannten Verfasserin sind nicht alle gleichwerthig, aber eine jede von ihnen ist ein Stück Leben in scharf umrissenen Zügen, ein Stimmungsbild, welches packt und fesselt und Zeugniß ablegt, daß die Verfasserin verständnißvolle Blicke gethan hat in das menschliche Seelenleben und gleichzeitig die Kunst dichterischer Gestaltungskraft besitzt.

„Doctor Ferenczy“, die bedeutendste der Novellen, verdient ihrer psychologischen Feinheiten wegen hervorgehoben zu werden, ihr an die Seite zu stellen durch den leichten Fluß der Erzählung und die Lebenswahrheit der geschilderten Begebenheiten ist die Novelle „Durch Vermittelung“.

mz.

Ringstraßenzauber. Bilder aus dem Wiener Leben von Paul von Schönthan. Wien, 1894. Georg Szelinski.

Paul von Schönthan hat echten Wiener Humor, die gutmüthige Lustigkeit und die warme Herzlichkeit seiner sympathischen Vaterstadt. Wie alle Wiener von reinem Wasser besitzt er einen fast fanatischen Localpatriotismus. Und wenn er sich auch über die lebenswürdige Schwäche seiner Landsleute, die er selbst in vollstem Maße theilt, manchmal lustig macht, so sitzt doch bei ihm, gerade wie bei allen anderen Wienern, in seines Herzens Tiefe das unerschütterliche Gefühl, daß der normale Mensch eigentlich nur in Wien seines Daseins froh werden kann. Aus diesem Empfinden heraus sind auch seine neuesten Wiener Bilder, die er unter dem Titel „Ringstraßenzauber“ gesammelt hat — sie werden wohl ursprünglich vereinzelt in Feuilletons erschienen sein —, geschrieben. Man merkt ihnen auch da, wo Schönthan Thorheiten und Lächerlichkeiten geißelt oder großstädtliche Schäden beklagt, deutlich an, daß der gerechte Richter sich die größte Mühe geben muß, um seine sympathischen

Gefinnungen für den Angeklagten zu unterdrücken. Uebrigens überwiegen die Harmlosigkeiten und Lustigkeiten, bei denen sich der lebenswürdige Humorist keinen Zwang anzuthun braucht. Die einzelnen Skizzen sind reizend, voll guter Einfälle und überaus lustig im Vortrage. Daß sie nebenbei noch in sehr gutem Deutsch geschrieben sind, ist auch kein Fehler. Die kleine Schrift sei unseren Lesern an gelegentlichst empfohlen.

— u.

Stimmen der Stille. Gedanken über Gott, Natur und Leben von Maurice Reinhold v. Stern. Zürich, Verlag von „Stern's literarischem Bulletin der Schweiz“.

Maurice v. Stern, der als Lyriker die theosophischen, socialen und humanitären Fragen unserer Zeit schon öfter mit Glück in den Rahmen seiner poetischen Betrachtung hineingezogen hat, spricht in vorliegender Broschüre mit ungeschminkten Worten sein Glaubensbekenntniß aus. Es lautet: „Ich liebe die Menschen und bete die Natur an. Das ist meine ganze Religion, und mich deucht, ein gut Stück Religion! Alles, was gut und schön ist, das ist für mich Gott. Nur nenne ich es nicht so, weil der Name durch Unverstand in Mißcredit gekommen ist. Mein Gott thront nicht auf plappernden Lippen, sondern in den Herzen, die in heiligem Schauer erglühn für Alles, was gut ist und schön ist.“ Nicht nur über Gott und Religion, sondern auch über Kunst und Weib, Friedrich Nietzsche und Konrad Ferdinand Meyer, Socialismus und Antisemitismus und über Anderes äußert sich der Dichter freimüthig und zeigt sich als vorurtheilslos, reifer Denker. Seine „Stimmen der Stille“ werden gewiß in vielen Lesern freudigen, vollen Wiederhall finden. N.

Gedichte von L. v. Hona. Leipzig, Th. Griebens Verlag.

Es gereicht uns zur Freude, das Büchlein weiten Kreisen empfehlen zu können. „Unrarisches“ „Episches“ „Gelegentliches“ bildet seinen Inhalt, und überall Klingt's

so warm und so wahr, so schlicht und so innig wieder, daß es uns annuthet, gleich einem frischen Wiesenblumenstrauß, zusammengewunden von geschmackbegabter Hand! Nichts dücht uns hier gemacht, oder gar erzwungen; es geht uns zum Herzen, weil es vom Herzen kommt; es spricht wie in bekannten Lauten zu uns, weil wir ähnlich empfunden und gedacht, nur — konnten wir's nicht sagen! Wir wünschen dem Büchlein, zu wohlthätigem Zwecke erschienen, recht viele Besitzer.

A. W.

Episteln und Elegien von Adolf Friedrich Graf von Schack. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Ein nach Form und Inhalt gleich ausgezeichnetes Buch, das den greisen Dichter im Vollbesitz seiner poetischen Kraft zeigt. Man weiß nicht, was man mehr bewundern soll: die prachtvolle, klang- und gedankenreiche Sprache oder die gluthvolle Phantasie und die Tiefe der Empfindung des Dichters. Daß Schack ein abgefangter Feind der modernen Richtung in Kunst und Poesie ist, versteht sich nach seiner ganzen Entwicklung von selbst. Gleichwohl sind diese Dichtungen von echt modernem Geiste — in des Wortes bester Bedeutung — durchdrungen, frisch und lebendig, Erzeugnisse einer freien und edlen Seele.

K. J.

Gastgaben. Von Fritz Koegel. Sprüche eines Wanderers. Verlag von C. G. Naumann, Leipzig.

Der Spender dieser Gastgaben sagt in „Nachklang“: Wie duftend das Gemach durchzieht ein Tropfen vom Rosenble, durchduftet ein Spruch, ein kleines Lied die ganze Seele! In der That besitzt ein großer Theil seiner Sprüche solche duftige Eigenschaft. Fritz Koegel, der sich hier auch als Verfasser des anonym erschienenen, eigenartigen Weichtbuches „Vox humana“ zu erkennen giebt, bietet in vorliegender Sammlung ein buntes Allerlei, welches aber nach dem guten Recept zusammengesetzt ist, das er in „Die Kunst zu schreiben“ mit kurzen Worten mittheilt:

Die Kunst des Schreibens willst Du lernen?
Darfst Dich vom Sprechen nicht weit entfernen;
Frage Dich vor allen Dingen:
Was ich schreibe, wie wird's klingen?

Mag sich sein Urtheil auf Wandern, Leid und Liebe, Dichten und Schreiben, Kunst, Weltchren, Wagner oder Zara-

thustra beziehen, immer zeugt es von Erfahrung, feiner Beobachtung, Wis und Schlagfertigkeit.

Josz Fritz, der Landstreicher. Ein Sang aus den Bauernkriegen von Richard Nordhausen. Leipzig, Carl Jacobien.

Scheffel, dessen Trompeter von Säckingen einer Menge episch-lyrischer Dichtungen den Ton angegeben hat, beantwortet die Frage, wie mit Erfolg eine geschichtliche Wiederbelebung der Vergangenheit erzielt werden könne, folgendermaßen: „Gewißlich nur dann, wenn einer schöpferisch wieder herstellenden Phantasie ihre Rechte nicht verkümmert werden, wenn der, der die alten Gebeine ausgräbt, sie zugleich auch mit dem Athemzuge einer lebendigen Seele anhaucht, auf daß sie sich erheben und kräftigen Schrittes als aufgeweckte Lobte einherwandeln.“ Dieser trefflichen Meisterlehre entspricht der vorliegende Sang aus den Bauernkriegen. Der Verfasser versteht, nicht nur für seinen Selben, der sich zum tapfern, ehrenwerthen Hauptmann der Bauern empor schwingt, in hohem Grade zu interessieren, sondern auch den revolutionären Geist jener bewegten Zeit in lebendigen Gestalten und packenden, oft erschütternden Bildern herauszubeschwören. Wie anschaulich und buntfarbig schildert er z. B. die Lager-scenen und Gefechtsmomente in den beiden Capiteln „Die Blutrache von Weinsberg“ und „Martin der Mönch“! Die den Gang der Handlung zuweilen unterbrechende Lyrik drängt sich dem Leser nie störend auf, versetzt ihn vielmehr in die entsprechende Stimmung. Ist auch die Mehrzahl der eingestreuten Lieder dem Weibe und dem Wein gewidmet, so zeigt doch der Dichter in „Nun streich' ich hin im Abendstrahl“ und „Mein! Mein! Gar böse ist die Zeit“, sowie in seinem markigen Prologe und Epiloge, daß ihm kräftigere Töne gleichfalls zu Gebote stehen.

N.

Sempach. Ein Schweizer Freiheitslied. Von Gustav Adolf Erdmann. Wittenberg, R. Herrosó's Verlag. (S. Herrosó.)

Eine epische Dichtung nach Wolff'schem Muster mit den unerläßlich gewordenen lyrischen Einlagen, die sich aber von andern weichlich-sentimentalen Erzeugnissen dieser Art durch ihren männlich-herben Charakter vorthellhaft unterscheidet. Freilich ist von einer festgefügtten, einheitlichen Handlung

keine Rede, Lise reißt sich ein Bild, eine Scene an die andere, eine Fülle von bedeutenden Persönlichkeiten — natürlich auch der „der Freiheit eine Gasse“ brechende Arnold Winkelried — treten neben oder nach einander auf — aber keine findet Raum zur völligen Entfaltung und Bethätigung, es fehlt an einem das Interesse auf sich concentrirenden Helden. Die am Meisten hervortretende Persönlichkeit, der gewissenlose Falkner Witus, ein abtrünniger Schweizer, kann als solcher seines Charakters wegen nicht gelten, auch übt sein Handeln, vornehmlich die einen verhältnißmäßig breiten Raum einnehmende Liebesepisode zwischen ihm und Rösi, keinen wesentlichen Einfluß auf den Gang der Haupthandlung. — Trotz dieser Mängel festelt die Dichtung durch die lebhafteste Darstellung, durch eine schreivolle Rhetorik, die nur stellenweise durch platte, prosaische Wendungen entstellt wird, durch ein zündendes Freiheitspathos. Die stürmisch bewegten Scenen sind dem Dichter besonders gelungen, und er weiß auch für die in diesen Scenen auftretenden Hauptpersonen unser Interesse zu erwecken. Die erläuternden Anmerkungen zur Dichtung werden dem aufmerksamen Leser willkommen sein. Dagegen hätte die Anmerkung zu S. 137 (Cap. XVIII), welche eine an sich ganz dunkle Textstelle erst verständlich macht,

in die Dichtung hineingearbeitet werden müssen oder Beides hätte fortgelassen werden sollen.
O. W.

Gedichte und Aphorismen. Von Gräfin Margarete Kenyerling. Breslau, Eduard Trewendt.

Die Verfasserin, welche durch ihre mit Beifall aufgenommenen Novellen bereits rühmlichst bekannt ist, veröffentlicht soeben einen Band Gedichte, denen ein Vorwort des Grafen Schach vorangeht.

Mit einem kurzen Auszug aus der Vorrede des kunstverständigen Grafen sei das Bändchen dem Publicum empfohlen:

„Am ergreifendsten sind wohl diejenigen Lieder und Sonette, aus denen bald tiefe Wehmuth, bald herzzerreißender Schmerz um den Tod geliebter Personen erklingt. Die Dichterin hat die trübsten Lebenserfahrungen gemacht, und bei dem Lesen ihrer Verse empfinden wir, wie sie, anstatt einen schwächlichen Trost zu suchen, ihre Wunden tiefer aufreißt, damit das wegströmende Blut das Herz leichter macht.“

Es finden sich auch feurige Liebeslieder darin, in denen tiefe Leidenschaft athmet, so feurig, wie sie noch in den Oden der Sappho geblüht haben muß.

mz.

Eingegangene Bücher. Besprechung nach Auswahl der Redaction vorbehalten.

Adelphi, K., Das Lexikon der Schönheitspflege. Praktisches Handbuch für Damen und Herren. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagshandlung.

Aus fremden Zungen. Eine Halbmonatschrift. Herausg. von J. Kürschner. 1894. Heft 1 u. 2. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.

Avenarius, F., Liebe! Eine Dichtung. Leipzig, O. R. Reisland.

Bibliothek der Gesammtliteratur. No. 727 bis 739. Halle, O. Hendel.

Böttger, H., Für das Handwerk. Eine Besprechung des Entwurfs des preuss. Handelsministers Freiherrn von Berlepsch zur Organisation d. Handwerks etc. Braunschweig, A. Limbach.

Bormann, E., Leibz'ger Lerchen. Neie Bötsleu von ännem alden Leibz'ger. Ze Babler gebracht. Leipzig, E. Bormann.

Freie Bühne. Neue Deutsche Rundschau. V. Jahrg. 1894. Heft 1. Berlin, S. Fischer.

Busse, C., Stille Geschichten. München, Dr. E. Albert & Co.

Daalen, E., Skizzen von Rhein. Aus der Studienmappe. Styrum, Commissionsverl. v. A. Spaarmann.

Dessoir, M., Geschichte der neueren Deutschen Psychologie. Erster Band: Von Leibniz bis Kant. Berlin, C. Duncker.

Diercks, G., Marokko. Materialien zur Kenntniss und Beurtheilung des Scherifenreiches und der Marokkofrage. Berlin, S. Cronbach.

Falke, G., Der Kuss. Ein Capriccio. München, Dr. E. Albert & Co.

Faulmann, K., Im Reiche des Geistes. Illustr. Geschichte der Wissenschaften. Lieferung 21 bis 30. Wien, A. Hartleben.

Gegen den Strom. Flugschriften einer literarisch-künstlerischen Gesellschaft. XXV. Advocatus Diaboli. Wien, C. Gerold & Sohn.

Greif, M., Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg. Vaterländisches Trauerspiel. Leipzig, C. F. Amelang.

Guardiola, I., Universal-Sprache. Grammatik einer neuen Sprache, Abs genauet. Paris, S. Schmidt. Leipzig, Commissions-Verlag von N. Pehrsson.

Hamon, A., Psychologie du militaire professionnel. Paris, Bureau de la Revue socialiste.

Hartleben's statistische Tabelle über alle Staaten der Erde. II. Jahrgang. 1894. Wien, A. Hartleben.

Hartmann, Dr. Arthur., Die Reform des medicinischen Unterrichts. Gesammelte Abhandlungen. Berlin, Fischers Medicinische Buchhandlung.

Hasalwander, Fr., Phantasiestücke. Novellen. Dresden, E. Pierson.

Heermann, Theo., Der Regenbogen. Sieben Dichtungen. Dresden-N., O. Damm.

Heiberg, H., Höchste Liebe schweigt! — Novelle. Zweite, umgearb. Aufl. Leipzig, C. F. Müller.

Held, Fr., Don Juan's Rathskeller-Kneipen. Eine feuchtfröhliche Weinmär. Berlin, Fresco-Verlag.

- Hesse, Fr.**, Das Nationaldenkmal für Kaiser Wilhelm I. München, Fr. Bassermann.
- Heyden, Der Zug.** Lichtdruck. 48 cm breit, 32 cm hoch. Bielefeld, A. Helmich.
- Hirsch, Paul-Armand.** Prélude. Vers et proses inédits. Paris, Librairie de l'art indépendant.
- Hohenfeld, Hans.** Körners Ideale. Deutsche Frauengestalten aus des Dichters Leben und Liedern. Mit 6 Illustrationen und einem Begleitwort von Hermann Lingg. München, Verlag der Allgemeinen Kunstchronik (P. Albert).
- Hooper, V.** Gute schlechte Menschen. Novelle. München, Dr. E. Albert & Co.
- Kretzer, M.** Die beiden Genossen. Sozialer Roman. 3. verbesserte Auflage. Dresden, E. Pierson.
- Mauclair, C.** Eleusis. Causeries sur la cité intérieure. Paris, Perrin et Cie.
- Mittheilungen der Comenius-Gesellschaft.** II. Jahrg. Januar 1894. Leipzig, R. Voigtländer.
- Möbis, E.** Ferdinand Möhring. Ein Lebensbild. Stolp, H. Hildebrandt.
- Monatshefte der Comenius-Gesellschaft.** III. Band. 1. Heft. Januar 1894. Leipzig, R. Voigtländer.
- Muther, R.** Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert. 9. u. 10. (Schluss-) Lieferung. München, G. Hirth.
- Neubürger, F.** In einer Stunde. Charakter-Lustspiel in 1 Aufzuge. Mit Benutzung eines älteren Novellenstoffs. Dessau, R. Kahles Verlag.
- Nielsen, Z.** Die Möwe. Roman in zwei Bänden. Autoris. Uebers. aus dem Dänischen von M. Mann. (Engelhorn's allg. Romanbibliothek. 10. Jahrg. Bd. 9.) Stuttgart, J. Engelhorn.
- Ostdeutsche Reform.** Blätter zur Förderung der Humanität. II. Jahrg. No. 24. Königsberg, Braun & Weber.
- Phillips, K.** Klein Emmely und andere Gedichte. Bonn, S. Hansteln.
- Pitlik, C.** u. H. Plach. Nur diese Nacht. Schwank in einem Acte. Linz, Commissionsverlag von E. Mareis.
- Presber, R.** Poveretto und andere Novellen. Dresden, E. Pierson.
- Pudor, H.** Guten Appetit! Modernes Erbauungsbüchlein. Leipzig, H. Pudor.
- Rafael, L.** Neue Gedichte. Leipzig, Breitkopf & Härtel.
- Ranke, Professor Dr. Johannes.** Der Mensch. Zweite, gänzlich neubearbeitete Auflage. Erster Band. Entwicklung, Bau und Leben des menschlichen Körpers. Mit 650 Abbildungen im Text und 26 Farbendrucktafeln von Dr. W. Etzold, Emil Eyrich, Georg Klepzig, Gustav Mützel, Adrian Walker u. A. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut.
- Reform.** ostdeutsche. Blätter zur Förderung der Humanität. III. Jahrg. No. 2. Königsberg, Braun & Weber.
- Reimann, C.** Knospen. Dichtungen. Dresden-N., O. Damm.
- Roth, E.** Was soll ich meiner Freundin in's Album schreiben? Neue Sammlung v. Album-Inscriben für die deutsche weibliche Jugend. Stuttgart, Schwabacher'sche Verlagsbuchh.
- Sachs-Villatte.** Encyclopäid. Wörterbuch der französ. und deutschen Sprache. Grosse Ausg. Supplement zu Thl. I. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung.
- Samosch, S.** Nach Lourdes und Monte Carlo und Vom Spießische zur Wahlurne, Minde, I. C. C. Brun.
- Schiller's Werke.** Illustriert von ersten deutschen Künstlern. 5. Aufl. 53—65 (Schluss-) Lieferung. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Schultze, S.** Der junge Goethe. Ein Bild seiner inneren Entwicklung. (1749—1775). Fünftes Heft, zweite Abth. Halle, C. A. Kaemmerer & Co.
- Spamers illustrierte Weltgeschichte** mit besonderer Berücksichtigung der Culturgeschichte unter Mitwirkung anderer bewährter Fachmänner neubearbeitet und bis zur Gegenwart fortgeführt von Professor Dr. Otto Kaemmel und Dr. K. Sturmhoefel. Dritte, völlig neugestaltete Auflage. Mit nahezu 4 000 Text-Abbildungen nebst vielen Kunstbeleggen, Karten, Plänen u. s. w. Band VI. Geschichte der Neuereu Zeit. II. Theil: Vom 30jährigen Kriege bis zur Machthöhe Ludwigs XIV. Bearbeitet von Professor Dr. Otto Kaemmel. Mit ca. 400 Text-Abbildungen und 40 Beleggen und Karten. Leipzig, O. Spamer.
- Stern, M. R. v.** Erster Frühling. (Ein Sonettenkranz) und andere Gedichte. Dresden, E. Pierson.
- Strindberg, A.** Das Geheimniß der Glüde. Schauspiel in 4 Acten. Autoris. Uebers. von E. Brausewetter. Berlin, Kühling & Gützler.
- Tolstoj, L.** Das Reich Gottes in uns. I. Eine russische Rekrutenaushebung. Das Nichtsthun. A. d. Russ. übers. von W. Henckel. Nebst einer Rede von Emile Zola und einem Brief von Alex. Dumas. München, Dr. E. Albert & Co.
- Trojan, J.** Von Einem zum Andern. Gesammelte Erzählungen. Berlin, Freund & Jeckel.
- Wagner, Joh. Freiherr v. (Joh. Renatus), Johanna** von Schwarzenberg. Ein Lebens- und Geschichtsbild aus dem 15. und 16. Jahrhundert. 11.—15. Tausend. Berlin, Schall & Grund.
- Die Wahrheit.** Herausg. von Chr. Schrempf. Erster Band. No. 7. Stuttgart, Fr. Frommann.
- Walcker, K.** Die Judenfrage, vom staatswissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet. Sondershausen, F. A. Enpel.
- Wallace, L.** Ben Hur. Eine Erzählung aus der Zeit Christi. Illustr. Ausgabe von C. Baworowski. Lieferung 1. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.
- Weber, C. v.** Ehre ist Zwang genug. Roman aus der Neuzeit. Dresden, E. Pierson.
- Wiener Neubauten.** Herausg. von C. von Lütow und L. Tischler. Serie A. Privatbauten. 5. Aufl. (Jubiläums-Ausg.) Liefg. I. Wien, A. Lehmann.
- Wunderlich, C.** Krauser Krimskrams. Märchen und Geschichten für „grosse Kinder“. Dresden, E. Pierson.
- Winter und Wünsche.** Die jüdische Literatur seit Abschluss des Kanons. Lieferung 17. Trier, S. Mayer.
- Zeitschrift für Hypnotismus.** II. Jahrgang. Heft 2—4. Berlin, H. Briger.
- Zelau, C. v.** Reime und Träume. Dresden, E. Pierson.
- Ziegler, H. E.** Die Naturwissenschaft und die socialdemokratische Theorie, ihr Verhältnis dargestellt auf Grund der Werke von Darwin und Babel. Stuttgart, F. Enke.

Beigibt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Schleifische Buchdruckerei, Kunst- und Verlags-Anstalt v. S. Schönländer, Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

KARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1894er. Frische Füllung. 1894er.

Täglicher Versand

Quellen
und
deren Wärmegrade

Sprudel . . .	58 ²⁰ R
Mühlbrunn . .	40 =
Schlossbrunn	418 =
Theresienbrunn	471 =
Neubrunn . .	473 =
Marktbrunn .	315 =
Felsenquelle .	47 =
Kaiser-Karls-Qu.	334 =
Kaiserbrunn .	391 =

— † —

Karlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen-
Producte

KARLSBADER
Sprudel-Salz
pulverförmig
und
krystallisirt.
—
KARLSBADER
Sprudel-Seife.
—
KARLSBADER
Sprudel-Pastillen.

— † —

Die Karlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Karlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottländer, Karlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.